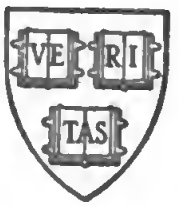
WIDENER
HN YR85 S

P GERM 259.5 (OKT-DEZ 1894)

Harvard College
Library



FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 1 | 6. Oktober 1894

Die Vollen, die Ganzen und die Unentwegten. Vom Herausgeber.
Rubinsteins Christus. Von Knud Hansen.
Caprivis Floh. Ein Capriccio, Herrn Maximilian Harden freundlichst zugeeignet von Karl Schneidt.
Soziale Projekte. Von Maximilian Schlesinger.
Im Zeitalter der Jonen und der Aner. Von Dr Adalbert von Hanstein.
Friedensgesellschaften. Von Dr. H.
Ein Halbederwunder. Von Otto Julius Bierbaum.
Lancirt. Skizze von Gustav Klitscher.

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Berlin W. 30

Verlag von Hugo Storm

LIBRARY

Soeben erschienen:

Geschichte des Gothaischen Hoftheaters

1775—1779

Nach den Quellen

von

Richard Hodermann

M 3.50.

(Bildet Band IX der von Prof. Litzmann-Bonn herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen".)

E. T. A. Hoffmann

Sein Leben und seine Werke

Von

Georg Ellinger

M 5.—, gebunden *M* 6.—.

Früher erschienen:

Novalis

(Friederich von Hardenberg)

Eine biographische Charakteristik

von

Just Bing

1893. *M* 4.—, gebunden *M* 5.—.

Schiller

in seinem

Verhältnis zur Freundschaft und Liebe

sowie in seinem inneren Verhältnis zu

Goethe

Von

Gustav Portig

1894. *M* 16.—, gebunden *M* 18.—.

Das deutsche Drama

in den

litterarischen Bewegungen der Gegenwart

Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn

von

Berthold Litzmann,

Professor der neueren deutschen Litteraturgeschichte

Zweite Auflage

1894. *M* 4.—, gebunden *M* 5.—.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 6. Oktober 1894

I. Jahrgang | Nr. 1 | Jahrgang I

Die Vollen, die Ganzen und die Unentwegten.

Nirgends giebt es so viele charaktervolle Männer wie in der Politik. Da ist jeder Einzelne, der ein Bischen was zu bedeuten hat, ein Voller, ein Ganzer und ein Unentwegter. Das Volk hat einen gar feinen Spürsinn. Es schenkt nur ganzen und vollen Männern sein Vertrauen und nur ihnen überträgt es durch den Stimmzettel seine politischen Machtbefugnisse.

Wer aber ist ein Voller, ein Ganzer und ein Unentwegter? Ich habe einen Fachmann, der in der Arbeiterpartei großen Ansehens sich erfreut, weil er an der Lösung der sozialen Frage durch einen schwunghaften Handel mit Parteibons à 10 Pfennig eifrig mitarbeitet, und der unlängst sogar der hohen Ehre gewürdigt wurde, dem Reichstagsabgeordneten Bebel den Koffer zur Bahn tragen zu dürfen — einem so außerordentlich gut belemmundeten Fachmann habe ich jüngst diese Frage vorgelegt. Und der Biedermann gab mir zur Antwort, daß ein Voller, Ganzer und Unentwegter ein „Genosse“ sei, der immer auf demselben Standpunkt stehe und nimmer von einer Ansicht ablasse, die er einmal zu der seinigen gemacht habe. Und ähnlich wie dieser wackere Mann urtheilen die zielbewußten Angehörigen aller Parteien.

Um meine Sprache zu sprechen: die Vollen, die Ganzen und die Unentwegten, das sind beschränkte Köpfe, die so lange in ihrer Beschränktheit verharren, bis sie und Andere endlich ihre Dummheit für Charakterstärke und Überzeugungstreue halten. Einer der schlimmsten Vorwürfe, den die von Partei wegen auf ihren Meinungsgehalt geaichten Berufspolitiker den unabhängigen Leuten zu machen pflegen, die stets bemüht sind, ihr Streben mit ihrer jeweiligen besten Erkenntniß in Einklang zu bringen — dieser schlimmsten Vorwürfe einer geht dahin, daß dergestalt entwickelungsfähige, lernbegierige, erkenntnißsuchende, selbstdenkende Leute charakterlos seien. Wehe ihnen gar, wenn sie früher einmal im Lager dieser oder jener Partei gekämpft, wenn sie vorübergehend im Banne irgend eines zaubergewaltigen, phrasenschillernden, die Phantasie anregenden Programmes gestanden und dann später all' dem Wust und Schwulst den Rücken kehrten, um als unabhängige Individuen zur Sonnenhöhe selbsteigenen Denkens und Erkennens emporzustreben! Und dreifaches Wehe über die, welche sich vermessen, mit Lessing den nimmer rastenden Trieb und Drang nach relativer Wahrheit und individueller Erkenntniß höher zu bewerthen, als die parteilich approbirte, auf Programmflaschen gezogene, mustergeschützte, und durch Mehrheitsbeschluß für absolut manfechtbar erklärte Wahrheit. Das sind dann Renegaten und sind des Todes schuldig. Und ein großes Verdienst erwirbt Der sich, der auf einen Abtrünnigen den ersten Stein wirft. Durch alle Kothlachen der Verunglimpfung, durch alle Pfützen der Verleumdung wird er von rachsüchtigen Fanatikern gezerrt, die nie an der geoffenbarten Parteiwahrheit zweifelten und den ihnen von einer unfehlbaren Parteiallmacht verordneten Führern stets bereitwilligst Heeresfolge leisteten. Die Führer selbst aber freuen sich des schändlichen Treibens, denn sie dürfen nicht dulden, daß durch kecke Zweifel ein Ärgerniß gegeben werde denen, die da gläubigen Sinnes und einfältigen Herzens alles als wahr hinnehmen, was ihnen zu glauben aufgegeben wird. —

* * *

Digitized by Google

Wer heutigen Tages als unabhängiger Mann nicht an eine Sippe oder Klique, auch nicht an eine Partei oder Sekte sich anschließen mag, wer nicht zu den Vollen, Ganzen und Unentwegten sich rechnet und dennoch im öffentlichen Leben zu wirken unternimmt, der ist von tausend offenen und heimlichen Widersachern umgeben, die mit arger List eine Gelegenheit erspähen, ihn tödtlich zu treffen. Das aber könnte ein streitbarer Mann sich immer noch gefallen lassen, wenn die Waffen, mit denen der Kampf der Meinungen bei uns geführt wird, nicht gar zu gemein wären und allzu nichtsnutzig.

Das Volk, das einen Ulrich von Hutten, einen Lessing und zahlreiche andere kampfesfrohe Männer hervorbrachte, deren beste Waffe das scharfgeschliffene Geistesschwert stets gewesen, deren Schild immer rein war, und deren Kampfesweise den höchsten Anforderungen vornehmster Ritterlichkeit entsprach — dieses selbe Volk, das einst durch so gewaltige Recken seine geistigen Schlachten schlagen ließ, hat im Verlauf der innerpolitischen Bewegung der letzten Jahrzehnte eine Schaar gewissenloser Streber, eine Horde rüder Klopffechter ins Vordertreffen gestellt, deren bevorzugtes Rüstzeug die Verdrehung, die Lüge und die Verleumdung sind, und deren skrupelloses Treiben dem deutschen Namen wahrlich keine Ehre macht.

Mehr oder minder bei allen Parteien, und nicht zuletzt bei denen, die am lautesten von Wahrheit und Gerechtigkeit reden, hat eine banditenmäßige Kampfesweise Platz gegriffen. Ein Blick in die Parteipresse genügt, um dies deutlich erkennen zu lassen. Unser gesammtes öffentliches Leben ist vergiftet worden durch diese unehrliche Art des Kampfes. Ohne die gewissenlose hinterlistige Taktik würde die gegenseitige Verbitterung bei aller Schroffheit der grundsätzlichen Widersprüche nicht so groß, ohne sie würde die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten nicht so unfruchtbar sein und die politische Moral nicht auf so niederem Niveau stehen, wie dies leider der Fall ist.

* * *

Nach alledem kann es bei der Herausgabe der vorliegenden Zeitschrift nicht meine Absicht sein, einseitiger Parteiverbohrtheit einen neuen Tummelplatz zu eröffnen. Keine neue Kirche soll gegründet,

kein neues Dogma verkündet werden. Der Kritik soll eine Freistatt bereitet werden — Nichts weiter. Der freien, unabhängigen, durch Schul- und Parteirücksichten nicht eingeengten und durch sektirerische Voreingenommenheit nicht getrübten Kritik.

Ich wähne nicht und glaube nicht, im Alleinbesitz der Wahrheit zu sein. Im Kampfe der Meinungen, sofern er mit loyalen Waffen geführt wird, im heißen Widerstreit der gegensätzlichen Anschauungen klärt sich eine Frage, und wenn dann der Pulverrauch des Kampfes sich verzogen hat, bleibt zurück der Gewinn einer relativen Erkenntniß.

Der schlimmsten Krebsschäden einer, an denen unsere Zeit krankt, ist es, daß so unendlich viele politische, soziale und wissenschaftliche Dogmen bestehen, die von der urtheilslosen gläubigen Masse als ewige Wahrheiten aufgenommen und von rechthaberischen Bonzen als über alle Kritik erhaben hingestellt werden. Es ist an der Zeit, daß endlich aufgeräumt werde mit den Zuständen, die das Vordringen zu freieren Anschauungen hindern. Höchste Zeit ist es auch, daß endlich einmal die Dinge geschildert werden, wie sie wirklich sind, und nicht, wie sie den Partei- und Sektengläubigen von dem berufsmäßigen Führerthum dargestellt werden . . . .

Das Partei- und Kliquenwesen hat alle Begriffe gefälscht. Es hat die Grenzen der rein sachlichen Auseinandersetzung verschoben, hat den Strom der gesammten geistigen Thätigkeit abgelenkt von seinem hehren Ziel, dem großen, stillen Ozean der lauteren Erkenntniß, und hat ihn hingeleitet zu den dumpfigen Morästen, welche die Niederungen des gesammten öffentlichen Lebens mit giftigem Hauch erfüllen.

Wer sich in pharisäerhaftem Dünkel einbildet, alle Wahrheit und alle Einsicht gepachtet zu haben; wer da glaubt, daß die fremde Meinung objektiv falsch sein müsse, weil sie der seinen zuwiderläuft; wer in kindischer Rechthaberei jeder Belehrung widerstrebt, der wandelt auf den Pfaden des Irrthums. Eine ehrliche subjektive Ueberzeugung ist sehr wohl vereinbar mit der Achtung vor der fremden Meinung, solange diese gleichfalls eine ehrliche ist und uneigennützige. . . .

Aus allen diesen Gründen werde ich mir's ernstlich angelegen sein lassen, aus der „Kritik" das Organ Aller zu machen, die

mit redlichem Willen im Herrendienst der Wahrheit und der Erkenntniß sich mühen. Keine Meinung, keine Ansicht, sei sie auch meinem persönlichen Denken und Empfinden diametral entgegengesetzt, soll, solange sie auf Gründe sich stützt und mit Talent vorgetragen wird, von der Veröffentlichung ausgeschlossen werden.

Die „Kritik" soll eine Zeitschrift werden, wie Viele sie lange schon ersehnten. Sie soll den Vertretern der verschiedensten Anschauungen in Politik, Wirthschaftsleben, Wissenschaft, Kunst und Schriftthum Gelegenheit bieten zu nutzenbringender Aussprache. Sie soll erhaben sein über das engherzige Partei-, Sekten- und Kliquenwesen. Sie soll ein Sammelpunkt werden aller hochstehenden Geister, ein Tummelplatz der Ideen, ein Brennpunkt gemeinnütziger Bestrebungen. Sie soll dabei aber nicht langweilig werden, soll nicht in den Fehler verfallen, den Diejenigen begehen, die da wähnen, eine ernste Untersuchung müsse unter allen Umständen auch in der Form trocken und temperamentlos sein. Dem Humor und der Satire wird ein weiter Spielraum gestattet werden. Freilich nicht jener seichten, wort- und silbenwitzelnden Satire, die an der Peripherie der Dinge herumnörgelt und herumkalauert, ohne jemals einer Sache energisch auf den Grund zu gehen. Der reinigende Lufthauch einer gesunden, in die Tiefe gehenden Satire kann in dem modernen Staats- und Gesellschaftsleben gar nicht entbehrt werden. Ohne ihn würden wir ersticken in der betäubenden Atmosphäre, die uns umgiebt.

Die Vollen, Ganzen und die Unentwegten aller Parteirichtungen werden freilich ihre schlimmsten Bannflüche gegen die neue Zeitschrift schleudern. Das würde indeß nur beweisen, daß der hier eingeschlagene Weg der Wahrheit und der Erkenntniß uns näher bringt.

Der Herausgeber.

Rubinsteins Christus.

In der von Joseph Lewinsky (Berlin 1881) herausgegebenen Sammlung „Vor den Kulissen" befindet sich ein Aufsatz von Rubinstein, worin der Komponist u. A. sagt: „Das Oratorium ist eine Kunstgattung, die mich von jeher zum Protest stimmte. Die bekanntesten Meisterwerke dieser Gattung haben mich, nicht bei ihrem Studium, sondern beim Hören in den Aufführungen immer kalt gelassen, ja, oft geradezu mißgestimmt. Die Steifheit der Formen, sowohl der musikalischen, wie insbesondere der poetischen, erschien mir stets in völligem Widerspruch zu der hohen Dramatik des Stoffes. Unwillkürlich erfaßte mich der Gedanke, fühlte ich, daß Alles, was ich als Konzertoratorien erlebt, viel großartiger, packender, richtiger und wahrer auf der Bühne in Kostümen und Dekorationen, mit der vollen Aktion dargestellt sein müsse." Rubinstein theilt darauf mit, daß ihn der Gedanke, geistliche Stoffe auf die Bühne zu bringen, ja, sogar ein besonderes „geistliches Theater" zu begründen, unausgesetzt beschäftige, und daß er in der Hoffnung auf die Verwirklichung dieses Gedankens eine Reihe von „geistlichen Opern" schreibe, „gleichviel, ob der Tag der szenischen Darstellung jemals kommen möge oder nicht". Der Tondichter hat sein Versprechen gehalten. Seit zwei Jahrzehnten arbeitet er unverdrossen an dem Repertoire der neuen Kunstgattung, aber obgleich seine Bestrebungen unter den Musikern und Kritikern Deutschlands vielfache Erörterungen hervorgerufen haben, schien es doch lange Zeit, als sollte die Bühne diesen Schöpfungen verschlossen bleiben. Rubinstein geht allerdings sehr gewissenhaft und bedächtig zu Werke. Er legt es nicht darauf an, die Theater-Direktoren für sein Projekt zu erwärmen; viel eher ist sein Verhalten dazu angethan, Unternehmer, die geschäftlichen Gewinn im Auge haben, zu entmuthigen. Bevor er dem Publikum seine Arbeiten zeigt, will er sie selbst sehen. Als vor fünf Jahren die Oper „Moses" vollendet war, machte der Direktor des Prager Landestheaters, Angelo Neumann, dem Komponisten die Freude, das Werk in einer nur für den Verfasser bestimmten Generalprobe in Szene zu geben. Rubinstein studirte die Wirkungen der Aufführung, änderte Manches ab und ging dann zur Komposition des „Christus" über, ohne daß von der öffentlichen Aufführung des „Moses" noch weiter die Rede war.

Im vorigen Jahre faßte der kunstsinnige und unternehmungslustige

Direktor des Breslauer Stadttheaters, Dr. Theodor Loewe, den Plan, sämmtliche geistliche Opern Rubinsteins auf die Bühne zu bringen. Rubinstein ging mit Freuden auf dies Vorhaben ein, aber er äußerte zugleich allerlei Bedenken und stellte die Bedingung, daß die Aufführung, wenn sie überhaupt in einem weltlichen Opernhause erfolgen dürfe, außerhalb der hergebrachten Theaterzeit, also während der Theaterferien im Hochsommer und an Vormittagen, vor sich gehen müsse. Damit war das Vorhaben natürlich sehr erschwert, aber immerhin ist inzwischen der Grundstein zu dem Unternehmen gelegt worden; denn in Bremen fanden sich alsbald eine Anzahl Anhänger des Meisters zusammen, die dem Direktor Loewe den Antrag stellten, im Frühjahr 1895 eine öffentliche Aufführung des „Christus" in Bremen zu veranstalten. Es wird nunmehr der „Christus" als erste geistliche Oper im Mai und Juni 1895 zu Bremen unter Mitwirkung der geeignetsten solistischen Kräfte und mit einem Gesangschor von 250 Damen und Herren der dortigen Gesellschaft in Szene gehen. Mit der Zustimmung zu diesem Plane hat Rubinstein eine Konzession an das Publikum gemacht; ursprünglich dachte er daran, daß für die geistliche Oper ein besonderes Gebäude in Form einer schlichten Holzbaracke hergestellt werden solle. Darauf hat er jetzt verzichtet. Es werden sich voraussichtlich an die Bremer Vorstellungen Aufführungen auf der Festbühne zu Worms, die seit der Luther-Feier nicht mehr benutzt worden ist, schließen; dann werden wohl den bestehenden Theatern die geistlichen Opern zugänglich gemacht werden.

Den Text zum „Christus" hat Heinrich Bulthaupt verfaßt. Indem er sich mit dem Meister zur Wiedererweckung des alten geistlichen Dramas vereinigte, hat der Dichter auch seinerseits dazu beigetragen, die Gattung auf eine höhere Stufe der Kunst zu stellen. Er liefert mehr als ein gewöhnliches Textbuch-Gerippe, das der Componist mit blühendem Fleisch zu bekleiden hat — unter feinfühliger Verwendung des biblischen Wortes hat Bulthaupt eine dramatische Dichtung geschaffen, die in reicher Folge stimmungsvoller Szenen konsequent fortschreitend die Handlung aufbaut. Die Sprache ist poetisch warm und ganz dazu angethan, den Leser anzuziehen und tief innerlich zu ergreifen. Auf die Erzielung landläufiger Theatereffekte ist natürlich verzichtet worden. Bei Wiedergabe der Bibelstellen ist Bulthaupt der Lutherschen Uebersetzung gefolgt, die Dichtung trägt jedoch keinen protestantischen und nicht einmal einen konfessionellen Charakter, wie auch in der Musik nirgends die kirchlichen Motive hervorklingen. Es ist vielmehr der allgemeine kulturgeschichtliche und der speziell menschliche Inhalt des Christus-Stoffes, der hier in künstlerisch ästhetischem Sinne wirkt. Die menschliche Seite tritt namentlich in den Beziehungen des Gottessohnes

zur Sünderin Maria Magdalena und zu seiner Mutter hervor. Diese Partien des Werkes hat Rubinstein mit besonderer Innigkeit behandelt.

Die Autoren haben die Oper in einen Prolog, sieben Vorgänge und einen Epilog zerlegt. Im Prolog wird die Geburt Christi verkündigt. Nach einer weihevollen Einleitung erhebt sich der Vorhang, und wir erblicken ein freies Feld, auf welchem eine Schaar von Hirten wacht, dahinter die letzten Häuser von Bethlehem. Es ist tiefe Nacht, über einer ganz im Hintergrunde erhöht gelegenen zeltartigen Hütte steht ein hellglänzender Stern. Ein Chor der Hirten giebt in schmelzendem Gesange seinem anbetungsvollen Staunen über den herrlichen Stern Ausdruck. Die Ahnung von bevorstehenden Wundern klingt zum Himmel. Die Wolken theilen sich, Engelschaaren in der Gloria werden sichtbar und stimmen das Weihnachtslied an: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Die folgenden sieben Vorgänge sind dem Leben Christi gewidmet. Jesus wird als der große Lehrer der Menschheit geschildert, der mit sich selbst im Kampfe liegt, aber, nachdem er alle Zweifel an seiner Sendung und alle irdischen Anfechtungen überwunden hat, seinen eigenen Leib dem Heile der Welt zum Opfer bringt. Der erste Vorgang zeigt uns Jesus in der Wüste, wie er vom Satan versucht wird, der zweite Vorgang schildert die heilige Taufe, die der Gottessohn von Johannes empfängt. Die Musik, die Rubinstein zu dem Taufakt geschrieben hat, gehört in ihrer erhabenen Einfachheit zu den Glanzstellen der Oper. Die ersten Jünger sinken in Demuth vor Jesus nieder, aus den Lüften senkt sich eine weiße Taube herab und verweilt über seinem Haupte. Der dritte Vorgang zeigt uns den Religionsstifter in der vollen Höhe seiner Wirksamkeit. In sanften Weisen hebt die Bergpredigt an, um zu mächtiger Wirkung aufzusteigen. Das Volk murrt, denn es leidet Hunger und Durst, als nun Jesus das Wunder der Speisung verrichtet, wirft sich gläubig die Menge zu Boden; aber leise klingen auch bereits die ersten Stimmen der Zweifler und Widersacher in die des Wunders volle Menschenmasse hinein, zunächst noch durch die weiterfluthende Begeisterung zurückgedrängt. Maria Magdalena naht sich, befangen zaudert die Sünderin, ihr Antlitz dem Verehrungswürdigen zu zeigen; doch Jesus tröstet mit göttlicher Nachsicht die Gesunkene und lehret dem Volke, daß der reuigen Sünderin Vergebung gewährt ist. Wieder dringen menschliche Klagetöne an das Ohr des Gesalbten, die Trauer einer Mutter um den verstorbenen Sohn; Jesus erweckt den Todten. Jetzt jubelt das Volk, das dieses zweite Wunder gesehen hat, und es folgt einer jener Ausbrüche orientalischer Begeisterung, in deren Schilderung Rubinstein

Meister ist. Die Menge breitet Kleider auf den Weg, Jungfrauen mit Cymbeln und Harfen führen den Zug an, der Jesus mit einem pompösen Hosiannah-Chore zum Tempel geleitet. Im vierten Vorgange erblicken wir die durch Wechsler und Krämer entweihte Vorhalle des Tempels. Jesus erscheint an der Spitze des Zuges im Tempel und vertreibt, zum Entsetzen der Pharisäer und Priester, die Händler von ihren Plätzen. Dann verläßt der Zug den Tempel, Judas bleibt bei den Priestern zurück, um den Meister zu verrathen. Voll stimmungsreicher Momente ist das Abendmahl, dem der erste Theil des fünften Vorganges gewidmet ist. Die Szene verwandelt sich, wir blicken in den Garten von Gethsemane, wo Jesus nach einem überwältigenden Abschiede von seinen Jüngern durch die Häscher ergriffen wird.

Hatte die Dichtung bisher einen vorwiegend lyrisch-epischen Charakter, so kommt in den letzten beiden Vorgängen das dramatische Element zu voller Geltung. Jesus wird angeklagt und verurtheilt, in wildem Hasse verfolgt ihn das fanatisirte Volk auf seinem Leidenswege, während in zitternder Liebe die Frauen für ihn beten, bis der Dulder am Kreuze seinen letzten Seufzer ausgehaucht hat. —

Der Schauplatz des Epilogs ist eine weite, sonnenbeleuchtete Landschaft, in deren Mitte auf einer Höhe ein strahlendes Kreuz ragt. Paulus, der vom Verfolger des Gekreuzigten zum Gläubigen bekehrt ist, kündet den Heiden die welterobernde Lehre, daß sich Gottes Liebe nicht auf das auserwählte Volk beschränkt, daß Gott die Liebe selbst ist, und im imposanten Chorus klingt das Bekenntniß des Christenglaubens aus.

Die Darstellung des ganzen Werkes wird auf der Bühne etwa vier Stunden in Anspruch nehmen. Es liegt auf der Hand, daß der „Christus“ in Bezug auf Entfaltung szenischer Mittel hinter keiner modernen Oper zurücksteht. Schon der erste Vorgang stellt dem Dekorationsmaler eine lohnende Aufgabe. Satan sucht Jesus in der Wüste auf und zeigt ihm alle Herrlichkeiten und Schätze der Welt. In der öden Sandwüste erscheint plötzlich eine glänzende Phantasmagorie, transparent gemalte Dekorationen werden erleuchtet, man erblickt bis in die fernste Ferne Städte und Burgen, goldfunkelnde Schlösser und üppige Gärten. Die folgenden Vorgänge spielen in und um Jerusalem; wir sehen in wechselnder perspektivischer Verkürzung die Zinnen der heiligen Stadt und den Tempel Davids. In anderen Vorgängen wieder belebt sich die Luft mit den himmlischen Schaaren und Satan mit seinen Dämonen steigt aus dem Höllenrachen auf.

Am 2. Juni d. Js. ist in Stuttgart ein großer Theil der Musik des „Christus“ in einem von Rubinstein geleiteten Konzert aufgeführt

worden. Das Werk hinterließ einen tiefen Eindruck auf alle Hörer, obgleich es der szenischen Interpretation entbehrte. Doch wirkte trotz der zumeist vorzüglichen Wiedergabe die Musik nur „oratorienhaft" im Rubinsteinschen Sinne. Auf dem Podium hatten fünfhundert Sänger und Sängerinnen in Gesellschafts-Toilette Platz genommen, die Damen in weißen Kleidern mit prächtigen Buketts, die Herren im schwarzen Frack mit weißer Kravatte. Hierdurch erhielt die Aufführung nach meiner Empfindung, wie mir auch Rubinstein bestätigte, ein theatralisches Gepräge, während im Theater die Handlung echtes Leben gewinnen würde. Am wirkungsvollsten erwiesen sich der Schlußchor des Prologes, die Bergpredigt im dritten Vorgang, der Chorgesang der Apostel im ersten Theile des fünften Vorganges und der große Monologsatz des Judas am Schlusse des sechsten Vorganges. Die gewaltigen Volksbewegungen im sechsten und siebenten Vorgange konnten nicht zu rechtem Eindruck gelangen, sie bedürfen entschieden der szenischen Hilfsmittel. Ebenso kam das im edelsten Muttergefühle dahinströmende Lied der Maria, das in dem großen Konzertsaale eine ganz besonders stimmkräftige Sängerin verlangt hätte, nicht ganz zur Geltung.

Die Rubinstein'sche Komposition hat nichts von dem an sich, was man seit Wagner an dem alten Opernstile anstößig findet, aber sie ist gleich weit davon entfernt, ein Musikdrama im modernen Sinne zu sein. Rubinstein verschmäht die äußeren Behelfe, mit denen Wagner die Charakterisirung seiner Helden erreicht, er legt auf das liedmäßig Melodiöse starken Nachdruck, so daß die Singstimmen bei ihm ebenso großen Antheil an der Wirkung der Oper haben, wie das Orchester. Wenn der Meister trotz der Fruchtbarkeit seiner Phantasie, der eine korrekte Schulung des Verstandes das künstlerische Gleichgewicht gibt, es bisher nicht erreichen konnte, daß irgend eine seiner Opern populär geworden ist, so liegt der Grund wohl in einem gewissen dramatischen Unvermögen. Er vermochte die Konzentration seiner Ideen auf den bühnenmäßigen Effekt nicht zu vollbringen. Im „Christus" nun hat sich Rubinstein eine Aufgabe gestellt, bei welcher dieser Mangel der Technik, wie ich glaube, die Wirkung nicht schädigen kann. Die Handlung ist überall so übersichtlich, fast durchsichtig, daß der musikalische Ideengehalt von selbst zur Steigerung gelangt; die Stimmung ist durch die Situation gegeben, es bedarf keiner Reflexion, um sich hineinzufinden und die Sprache der Musik zu verstehen.

Rubinstein schwebt der Gedanke vor, daß dermaleinst in einem Zyklus von geistlichen Opern eine Art musikalischer Charwoche veranstaltet werden soll, in welcher die hauptsächlichsten Vorgänge aus dem alten und neuen Testament als eine „Kirche der Kunst" verkörpert werden. An dem ersten

Tage würde „das verlorene Paradies" aufzuführen ſein. Rubinſtein hatte vor längerer Zeit über dieſes Thema ein Oratorium geſchrieben und, nachdem er in einem Pariſer Theater ein Drama unter dem gleichen Titel geſehen hatte, hieraus die Anregung zu einer geiſtlichen Oper empfangen, die er jedoch nicht vollenden wird. Er überläßt den Stoff zur Eröffnungsoper ſeinen Nachfolgern. Der zweite Abend wäre für eine Oper „Kain" beſtimmt. Das Textbuch hat der Meiſter ſchon vor 24 Jahren von dem Münchener Dichter Karl v. Heigel erworben, die Kompoſition wollte er „als ſeine letzte Arbeit" während ſeines diesjährigen Sommeraufenthaltes zu Petershof ſchreiben. Zwei kleinere Opern, „Hagar in der Wüſte" und „Thurmbau zu Babel", ſind vollendet und befinden ſich im Druck. Sie ſollen den dritten Abend füllen. Für den vierten Abend ſind „Moſes", für den fünften „Das Hohe Lied" (Sulamith), für den ſechſten „Die Makkabäer", für den ſiebenten „Chriſtus" auserſehen. Dieſe Werke ſind ſämmtlich bereits veröffentlicht, die „Makkabäer" an vielen Bühnen aufgeführt worden.

Man ſieht, daß ihrem ſtofflichem Umfange nach die „muſikaliſche Charwoche" noch über die Bayreuther Bühnenweihfeſtſpiele hinausgeht. Gleich Richard Wagner kämpft Rubinſtein ſeit Jahrzehnten für ſeine Idee, und nun endlich ſteht er vor der Verwirklichung der umfaſſenden Pläne. Ihnen zu Liebe hat der Meiſter ſeiner Laufbahn als Klavier-Virtuoſe entſagt, und trotz der Todesahnungen, die ihn unausgeſetzt erfüllen, iſt er ſchaffensfreudig geblieben.

Bremen. Knud Hanſen.

Caprivis Floh.

Ein Capriccio.

Niemals habe ich wieder so herzlich gelacht wie an jenem Abend, da ein jovialer älterer Rechtsanwalt bei einer guten Flasche Rheinwein in traulicher Klause mir einen Fall erzählte aus seiner frühen Praxis, der in den Annalen des forensischen Humors wohl kaum seines Gleichen findet. An und für sich handelte es sich um einen ganz simplen „Diebstahl", um eins der vulgärsten Vergehen also, die Richter und Anklagebehörde zu beschäftigen pflegen. Was diesem Prozeß sein eigenartiges humoristisches Gepräge gab, das war weder die Person des Angeklagten, noch waren es besondere Umstände, die etwa bei der technischen Ausführung des Deliktes obgewaltet hätten — nein: einzig und allein das entwendete Objekt konnte Anspruch auf ein besonderes Interesse machen.

Der ehrsame Schneidermeister Peter Zwirnlein erschien laut Eröffnungsbeschluß hinreichend verdächtig, sich eine fremde bewegliche Sache rechtswidrig zugeeignet zu haben. Die fremde bewegliche Sache bestand in diesem besonderen Falle aus zwölf — Flöhen. Allerdings handelte es sich um Flöhe ganz besonderer Art. Daß es eigenartige Flöhe giebt, ist eine ausreichend literarisch erhärtete Thatsache. Goethe schon weiß von einem sagenhaften König zu berichten, der einen großen Floh hatte, den er garnicht wenig liebte, und den er in prächtige Gewänder kleiden ließ — hoffentlich auf Kosten seiner Privatschatulle, ohne auf öffentliche Fonds zurückzugreifen.

Und auch in den Brentano'schen Märchen findet sich eine allerliebst erzählte naive Dichtung von einem bei Hofe wohlgelittenen Floh, der unter dem Namen und Rang eines Barons von Hüpfenstich in der intimen Familiengeschichte seines angestammten Fürstenhauses eine gar romantische Rolle spielte, und dem biederen Ungeheuer Wellewatz, das auf die Lösung allerhand knifflicher Räthsel sich meisterhaft verstand, durch seine wagemuthige Liebe zur Prinzessin Willwischen gebranntes Herzeleid bereitete.

Es kann daher nicht wunder nehmen, daß auch in dem Falle, der mein lustiger Zechgenosse mir einst erzählte, es um ganz aparte Angehörige der Spezies Floh sich handelte. Der Schneidermeister Zwirnlein hatte sich an — dressirten Flöhen vergriffen, die zwar keine kostbaren Uniformen trugen und kein Wehrgehänge, wohl aber dünne güldene Kettchen mit sich herumschleppten, an die sie vorsichtshalber befestigt waren, damit sie nicht ohne Erlaubniß ihres Direktors unter Kontraktbruch das Weite suchten.

Dieser Direktor aber war ein weitgereister, viel erfahrener Mann,

der seinem Publikum ebenso gründlich Herz und Nieren geprüft hatte, wie irgend ein Berliner Theaterleiter und der infolge dessen wohl wußte, was er der Geschmacklosigkeit der Theaterbesucher bieten durfte. Die Leistungen des Flohtheaters, das seiner sachverständigen Leitung unterstand, hielten sich durchweg auf beachtenswerther Kunsthöhe. Groß war daher der Zulauf, den der unternehmende Mann hatte, und es gehörte in den volksthümlichen Quartieren der großen rheinischen Provinzialstadt, in der unsere Geschichte sich zugetragen hat, eine Zeit lang zum guten Ton, einer Vorstellung dieses Kunstinstitutes beigewohnt und sich durch den Augenschein davon überzeugt zu haben, was unter tüchtiger Regie aus begabten Flöhen Alles werden kann.

Direktor Crampolini — so nannte sich der Mann, obwohl er eigentlich auf den weniger wohllautenden Namen Eusebius Krampel ins Standesamtsregister seiner pfälzischen Heimathsgemeinde eingetragen war — verdrehte durch seine stattliche Erscheinung und durch einen schwarzgewichsten, an den Enden keck aufgezwirbelten Schnurrbart, sowie durch den mit silbernen Tressen verbrämten Rock, den er in den Vorstellungen mit selbstbewußter Eleganz zu tragen pflegte, nicht nur den Köchinnen und Dienstmädchen, sondern auch vereinzelten Frauen aus dem Bürger- und Handwerkerstande in höchst bedenklicher Weise die Köpfe. Insbesondere die Gattin unseres Schneidermeisters, die ebenso kurz und rundlich war, wie ihr Eheherr länglich und mager, schwärmte geradezu für ihn. Herr Crampolini, der den großen Vorzug besaß, unbeweibt zu sein, hatte nämlich bei den Schneidersleuten ein möblirtes Zimmer bezogen.

Nun ist ja in der Regel ein deutscher Schneidermeister kein Barbar, der etwa seine bessere Hälfte mißhandelte, falls diese ihm an Körperkraft und Muth überlegen ist. Gleichwohl hat aber auch solch ein Mann immerhin seine besondere Ehre als Schneider, Gatte und Bürger. Und da die Beziehungen, die zwischen seiner Gemahlin und dem Signor Crampolini sich herausbildeten, keineswegs im Stadium schüchterner platonischer Verehrung stecken geblieben waren, beschloß Meister Zwirnlein den Faden dieser verliebten Intrigue jählings abzuschneiden und sich außerdem in empfindlicher Weise an seinem Rivalen zu rächen.

Ein Mann von einem weniger geläuterten Geschmack würde dies dadurch zu erreichen gesucht haben, daß er dem Verhaßten heimlich aufgelauert und ihn meuchlings mit einem Messer oder einer Scheere in die Waden gestochen hätte. Auch das Bügeleisen hätte sich unter Umständen als eine Waffe zum Austrag des Ehrenhandels zweckdienlich verwerthen lassen. Jedoch unserem Helden genügte eine so primitive und vulgäre Rache nicht. Er ging hin und entwendete nächtlicher Weile seinem

möblirten Zimmerherrn die Flöhe, die er von den güldenen Kettchen befreite und zum Fenster hinaus hüpfen ließ. Die dreſſirten Thierchen waren des Mannes einziges Vermögen. Er hatte damit ein ſchönes Stück Geld verdient. Das hörte aber nun mit einem Male auf, und da er jetzt nicht mehr in der Lage war, der liebebedürftigen Schneidersgattin werthvolle Geſchenke zu machen, verlor dieſe bald ſchon alles Intereſſe an ihm. Das Eheglück der Schneiderfamilie war wieder hergeſtellt und Signor Crampolini gab die Wohnung auf, in der ein ſo ſchwerer Schickſalsſchlag ihn betroffen hatte. Was aus ſeiner flinkfüßigen Künſtlerſchaar geworden war, davon konnte er unmöglich eine Ahnung haben.

Er würde das wohl auch nie erfahren haben, wenn der Schneider reinen Mund gehalten hätte. Aber ſo ſind nun einmal die Schneider: ſie müſſen ſich mittheilen und koſtete es ihnen den letzten Fingerhut. Meiſter Zwirnlein erzählte unter dem Siegel ſtrengſter Amtsverſchwiegenheit einem guten Freunde den Streich, den er dem verhaßten Crampolini geſpielt, und der gute Freund hatte ſelbſtredend kein Talent zum Siegelbewahrer. Er gab die Sache brühwarm weiter und ſo kam es denn, daß eines Tages der Schneider ſich wegen Diebſtahls vor Gericht zu verantworten hatte.

Mein Freund, der Rechtsanwalt, hatte des Oefteren ſchon durch Meiſter Zwirnlein lebensmüden Beinkleidern ſachverſtändigen Troſt zuſprechen und altersſchwachen Röcken neue Daſeinskraft einhauchen laſſen. Und da er ihn ſtets prompt bezahlte, auch ſonſt ihm freundliches Entgegenkommen bewies, hatte der Mann Zutrauen zu ihm gefaßt und übertrug ihm nun die offizielle Reparatur ſeiner durch die gerichtliche Anklage ſchwer beſchädigten bürgerlichen Ehre.

Es muß ein Gaudium für Götter geweſen ſein — die nach Homer ja ſo zwerchfellerſchütternd lachen können, wie der Menſchen wimmelnd Volk es nimmer vermag — zu ſehen und zu hören, wie der fein-ironiſch veranlagte berühmte Vertheidiger mit ſardoniſchem Behagen die Sache ſeines Klienten führte. Zwar räumte er dem Vertreter der Anklage bereitwilligſt ein, daß Flöhe, auf deren Beſitz man einen Rechtstitel nicht nachzuweiſen vermag, eine fremde und in der That ſehr bewegliche Sache ſei. Dieſes Kriterium des Diebſtahlsvergehens ſei mithin als nachgewieſen zu erachten; dagegen fehle jeglicher Beweis dafür, daß ſein Klient ſich die fremde bewegliche Sache rechtswidrig zugeeignet habe. Meiſter Zwirnlein habe nämlich die ſüßen Thierchen nicht etwa behalten und dem eignen Thierpark, den er zu häuslichen Zwecken halte, einverleibt, ſondern er habe ſie vielmehr, wie er glaubwürdig verſichere, zum Fenſter hinaus in die goldene Freiheit entweichen laſſen. Auf alle Fälle fehle der Nachweis

dafür, daß unter den in der Wohnung seines Klienten befindlichen braunen Rüsselthierchen sich zwölf Flöhe befänden, die eine höhere Dressur und Bildung aufzuweisen vermöchten. Er wolle aus Schonung nicht eintreten in eine nähere Prüfung der Frage, inwiefern etwa die Untersuchungsbehörde sich eine Pflichtversäumniß dadurch habe zu Schulden kommen lassen, daß sie es unterließ, durch das naheliegende Mittel einer eingehenden Hausdurchsuchung diese Seite der Schuldfrage aufzuhellen — da aber hierüber nichts in den Akten stehe und auch der Herr Amtsanwalt in seinem geistreichen Plaidoyer sich in ein beredtes Schweigen darüber gehüllt habe, müsse man der Versicherung des Angeklagten unbedingten Glauben beimessen. Wenn aber die Zueignung der fremden beweglichen Sache, die ja unter allen Umständen eine rechtswidrige gewesen sein würde, nicht nachgewiesen sei, so sei die Anklage unhaltbar. Allerdings könne man den Fall noch darauf hin ansehen, ob nicht etwa das Delikt der Gefangenenbefreiung als vorliegend zu erachten sei. Dressirte Flöhe, die an güldenen Kettchen lagen, seien aber keine Gefangenen im juristischen Wortsinn. Missethaten, z. B. Körperverletzungen, möchten sie wohl im Zustande der Freiheit unzählige begangen haben, niemals aber seien sie deretwegen gerichtlich abgeurtheilt und in Strafhaft gebracht worden. Weit eher könne man zu der Annahme gelangen, daß Signor Crampolini sich der widerrechtlichen Freiheitsberaubung schuldig gemacht habe. In diesem Falle hätte sein Klient sich sogar ein Verdienst erworben, indem er die zu Unrecht in Gefangenschaft gehaltenen Lebewesen in Freiheit setzte. Jedenfalls liege der Fall aber so, daß Freisprechung erfolgen müsse, die er denn auch beantrage.

Die Schöffen hielten sich die Seiten vor Lachen, der vorsitzende Amtsrichter schmunzelte behaglich in den grauen Spitzbart, und selbst der Herr Amtsanwalt mußte lächeln während dieser geistreichen Ausführungen des frohgelaunten Vertheidigers. Dieser aber hatte sich immer noch nicht genug gethan. Er war ein gewissenhafter Mann, der die Pflichten seines Amtes gar ernst nahm. Und so erklärte er denn zum Schlusse seiner Ausführungen, daß sein Klient den Ruin des Geschädigten nicht wolle. Er sei gerne bereit, diesem an Stelle der zwölf dressirten Flöhe das doppelte Quantum an undressirten zurückzugeben. Er hoffe, daß es ihm gelingen werde, diese Anzahl zu Hause unter seinem eignen Viehbestand aufzutreiben, und wenn dies nicht der Fall wäre, würden sich gewiß freundwillige Nachbarn finden, die bereit wären, ihm darlehnsweise das Fehlende zu überlassen. Herr Zwirnlein sei als ein Ehrenmann bekannt, der seinen Verpflichtungen getreulich nachkomme.

Natürlich wurde der Angeklagte glänzend freigesprochen.

* * *

An die drollige Geschichte von den dressirten Flöhen habe ich seither öfters denken müssen. Jedesmal, wenn ich die Zukunft des Kollegen Maximilian Harden zur Hand nahm, wurde ich aufs Neue daran erinnert. Durch eine eigenthümliche Ideenverknüpfung taucht, so oft die dressirten Flöhe sich in meinem Gedächtniß produziren, der feingeschnittene Schauspielerkopf des Herrn Harden vor meinen geistigen Augen auf. Die publizistische Thätigkeit dieses Mannes gemahnt mich eben allzusehr an die grotesken Sprünge und sonstigen Produktionen der kleinen kaffeebraunen Künstlerschaar im Flohtheater. Herr Harden ist gut dressirt. Der alte Herr aus dem Sachsenwalde, der jetzt vorübergehend in Varzin haust, hat ihn vorzüglich abgerichtet. Der reisige alte Recke hat sich überhaupt von jeher als Thierbändiger und Dresseur trefflich bewährt. Er ist mit den schlimmsten parlamentarischen Oppositionswölfen wiederholt glänzend fertig geworden und die mittelparteilichen Pudel hat er, so oft es ihm beliebte, über den vorgehaltenen Stock springen lassen. Gegenwärtig steht er im Begriffe, den wilden Bären in Polen kirre zu machen, so daß diesem wohl die Lust vergehen wird, den Tischler sammt dem Winkelmaß zu fressen ...

In den stillen weihevollen Stunden, die Maximilian Harden bei Bismarck zubrachte, und über deren Schilderung in der „Zukunft" stets ein Schimmer sanfter Wehmuth lagert, hat Fürst Bismarck dem gelenkigbehenden und geschmeidigen Harden — zu seiner Zerstreuung vielleicht mehr noch, als in schlimmer Absicht — die Anfangsgründe der höheren Flohdressur beigebracht.

Und dem munteren Harden, der bis dahin in den Organen des von ihm seither so leidenschaftlich bekämpften „Thiergartenfreisinns" und des Nationalliberalismus seine graziösen publizistischen Pas gemacht hatte, bereitete die Sache viel Vergnügen. Er ging verständnißvoll auf des Lehrmeisters geheimste Absichten ein, und als dieser ihm dann den Gesellenbrief ausstellte, richtete er sich eine Arena her, die er „Zukunft" nannte und in der er von nun ab allwöchentlich diejenigen ansprang und durch seinen Biß verletzte, von denen er glaubte oder wußte, daß sie Gegner Bismarcks seien. Insbesondere auf den neuen Reichskanzler, den Grafen von Caprivi, hatte er es abgesehen. Fast in jeder Nummer seiner Zeitschrift hüpfte er wie ein hungriger Floh auf ihn los und wenn es ihm auch nicht gelang, dem Kanzler ernstliche Verletzungen zuzufügen, so mag er ihm doch manches Unbehagen bereitet haben. Flohstiche sind ja niemals tödtlich, aber dennoch schmerzen sie.

Das liebe Publikum aber freute sich baß ob des amüsanten Schauspiels, das ihm da um nicht allzu theueren Kauf geboten wurde. Die

Vorstellungen des publizistischen Flohtheaters waren gut besucht. Die „Zukunft“ machte glänzende Geschäfte. Der Name Hardens war bald in aller Leute Mund; Apostata wurde fast ebenso oft genannt, wie der altersschwache Tyras oder das boxende Känguruh.

Das Entzücken des Herrn Harden kannte keine Grenzen. Er, der, als er noch Isidor Wittkowsky hieß, mit mäßigem Erfolg nur um den Lorbeer des darstellenden Künstlers brünstig sich bewarb, war mit einem Male Etwas geworden. Er gehörte zwar nur der Spezialitätenbühne an, aber er nahm auf ihr doch einen ersten Platz ein. Er war einzig in seinem Fach, wie es der Urkomische ist oder der Clown Durow. Dressirte Flöhe hatte es, wie ja schon die drollige Geschichte beweist, die ich eingangs dem Leser zum Besten gab, — dressirte Flöhe hatte es auch früher schon gegeben. Einen auf einen bestimmten Mann dressirten politischen Floh aber hatte das Spezialitäten-Theater bisher nicht aufzuweisen gehabt. Herr Maximilian Harden war eine „Nummer“, war ein star geworden — zu seinem eigenen innigen Behagen.

Lange Zeit hindurch konnte er sich kaum genug thun mit allerhand grotesken Sprüngen und putzigen Kapriolen. Und was er bei seinem alten Lehrmeister gelernt, das genügte ihm bald nicht mehr; er sann neue Programmnummern aus und übte sich in noch nie dagewesenen Tricks. Der dressirte Floh entpuppte sich als denkender Künstler. Er bildete sich autodidaktisch weiter . . .

Von einem Manne, der fortwährend an vorzugsweise empfindlicher Stelle von einem Insekt gebissen und belästigt wird, kann man nicht gut verlangen, daß er ruhig bleibe bei alle dem. Eine solche Ruhe übersteigt selbst eines sehr besonnenen Mannes Kraft und Selbstbeherrschung. Auch Graf von Caprivi machte, nachdem er lange genug stille gehalten, ohne eine Miene zu verziehen, endlich unwillkürlich eine Bewegung der Abwehr. Er packte dabei behutsam mit den Fingerspitzen das lästige Thierchen und überreichte es dem Herrn Staatsanwalt, damit dieser an ihm auf dem Gerichtstisch jene grausame Prozedur vollziehe, auf die gottselige alte Jungfern sich besonders gut verstehen. Der zappelige kleine Artist entschlüpfte aber dennoch den plumpen Fingern des Staatsanwalts, indem er einige Gliedchen des güldenen Kettleins, an das er geschmiedet war, von sich abstreifte und zurückließ . . .

Nicht ohne Interesse hatte Fürst Bismarck bis dahin das Thun und Treiben seines gelehrigen Schülers verfolgt. Da er aber endlich inne ward, daß Caprivi, wenn auch nicht gerade ein Riese an Körper und Geist, so doch durch Flohstiche nicht zu fällen sei, fing die Sache an, ihm geringere

Freude zu bereiten. Und als der dreiste Floh nun gar noch höher sprang, da ward ihm die Geschichte sogar bedenklich. — Zu gleicher Zeit ungefähr begab es sich, daß in Bezug auf des greisen Staatsmannes Haltung zur Reichsregierung eine Aenderung sich vorbereitete. Kaiser Wilhelm war zu der Erkenntniß gelangt, daß in die Geschichte der Entlassung des ersten Kanzlers, der so lange Jahre seinem Großvater ein treuergebener Diener gewesen war, doch wohl Momente hineingespielt hätten, die der alte Mann als bittere Kränkungen empfinden mußte. Diese Erkenntniß veranlaßte dann den um so Vieles jüngeren Mann, dem Alten die Hand zur Versöhnung zu bieten. Die Versöhnung war ja auch schon durch die Erwägungen politischer Klugheit geboten. Bismarck schlug gerne in die dargebotene Rechte ein, und seither kann von einer Fronde des ehemaligen Kanzlers gegen die Regierung des Kaisers keine Rede mehr sein. Fürst Bismarck unterstützt jetzt — wie jüngsthin seine Ansprachen an die Posener und Westpreußen gezeigt haben — bis zu einem gewissen Grade durch die Macht seines persönlichen Ansehens die kaiserliche Politik. Dadurch ist natürlich der sprunghaften Thätigkeit Harden's ein gewaltiges Hemmniß bereitet worden.

Bisher konnte man immerhin glauben, hinter dem kecken publizistischen Floh und seinen possirlichen Sprüngen stehe stets und ständig der Meister, der am Leitkettlein ihn führe und lenke. Diese Annahme fällt nun gänzlich weg. Herr Harden ist nur noch Floh auf eigene Rechnung, er ist ein Privatfloh jetzt, dessen Stiche ja noch immer schmerzen mögen, wen sie gerade treffen, aber die herrschaftliche Livree, die so Manchen durch ihre Pracht verblüffte und bestach, ist ihm ausgezogen worden. In seiner ganzen schämigen Nacktheit steht er nun da. Die mageren Glieder sind ihm schon klamm geworden vor Kälte, und nur mit Unlust entschließt er an den programmmäßig festgesetzten Tagen sich zu neuen Produktionen.

Trotzdem kann Herr Harden noch immer sich glücklich preisen. Es hätte ihm viel schlimmer noch ergehen können. Seinem großen Vorfahr, dem Baron von Hüpfenstich in Brentanos köstlichem Märchen, der sogar in königlicher Gunst sich lange durfte sonnen, wurde viel ärger mitgespielt. Ihm wurde nicht nur die Uniform, sondern sogar die Haut abgezogen, was für einen Flohprinzen eine sehr „schanirliche Sache" gewesen sein mag. Und als die Haut ihm abgezogen worden, war er nicht mehr da. „Kein Mensch wußte, wo er hingekommen war", heißt's im Märchen.

Berlin. Karl Schneidt.

Soziale Projekte.

Im Jahre 1881 wurde in Berlin unter der Firma „Rabatt-Spar-Anſtalt“ eine Aktien-Geſellſchaft gegründet, welche die Förderung der Baarzahlung im kleinen Handelsverkehr aus Gründen allgemeinen wirthſchaftlichen Nutzens unternahm. Nebenbei ſollte auch die ſoziale Frage gelöſt werden. Dieſe Anſtalt beſtand aus Aktionären und aus Handels-Mitgliedern. Die letzteren waren Kaufleute, welche von der Aktien-Geſellſchaft für ihr Geſchäft eine billige Reklame erwarteten und ſich deshalb auf die Sache einließen. Sie mußten ſich verpflichten, jedem Kunden, der bei ihnen Waaren gegen baar kaufte, einen Rabattſchein im Betrage des Kaufpreiſes zu geben. Dieſe Rabattſcheine verkaufte die Geſellſchaft an die Handels-Mitglieder zu 5 Prozent des Nennwerths, und ſie löſte ſie den Kunden zu 4 Prozent des Nennwerths ſofort ein, verdiente alſo bei dem Geſchäft 1 Prozent. Für Rabattſcheine im Betrage von 100 Mark zahlte das Handels-Mitglied 5 Mark; hatte ein Kunde für 100 Mark Ankäufe gemacht, ſo konnte er ſeine Scheine zur Geſellſchaftskaſſe tragen und ſich 4 Mark auszahlen laſſen. Dies wäre ſoweit ein ſchönes reinliches Geſchäft geweſen, namentlich zu Gunſten der Geſellſchaft, und der Kunde brauchte nur aufzupaſſen, daß das Handels-Mitglied nicht etwa die 5 Prozent Rabatt auf den Preis der Waaren ſchlug.

Es kam aber anders. 4 Mark ſind bekanntlich bloß 4 Mark. Die Gründer der Aktien-Geſellſchaft erinnerten ſich aber, daß es in der Welt einen nicht unrühmlich bekannten Zinſeszins gebe, demzufolge 4 Mark nicht 4 Mark ſind, ſondern viel, viel mehr, 20 Mark, 80 Mark, 500 Mark, ja wenn man ſich eines ſehr langen Lebens erfreut, ſogar 1000 Mark und darüber. Sie ſchauten alſo in den Zinstabellen nach, und dort fanden ſie, daß 4 Mark zu 4 Prozent Zinſeszins nach Ablauf von 83 Jahren bereits 100 Mark und 41 Reichspfennige geben. Wenn man ihnen alſo den Rabattſchein nicht präſentirte, ſondern das Geld zur Zinſesverzinſung beließ, ſo würden ſie nach Ablauf von 83 Jahren dem Inhaber des Rabattſcheins mehr als 100 Mark gefälligſt herauszahlen können. Um aber ganz ſicher zu gehen und, ſoweit menſchliche Vorausſicht reicht, nichts zu verabſäumen, nahm man an, daß 4 Mark erſt nach Ablauf von 90 Jahren 100 Mark werth geworden ſind, und auf dieſer Baſis operirte man.

Dem Kunden, welcher für 100 Mark Baareinkäufe vollzogen hatte und darüber einen Rabattſchein beſaß, verſprach man die Rückgabe derſelben 100 Mark komplett und ohne jeglichen Abzug für rein netto Kaſſe. Aber allerdings mußte der Kunde die Güte haben, neunzig Jahre am Leben zu bleiben. Da dies nicht jedem Menſchen zugemuthet werden konnte, ſo entſchloß man ſich, ungeduldigen Kunden ſchon früher die Begehrlichkeit zu ſtillen.

Wenn es ſchon einen Zinſeszins giebt, warum ſoll es nicht auch vom Rabatt einen Rabatt geben? Wer ſeine 100 Mark ſofort kündigte,

erhielt nur 4 Mark ohne jeden Zins; wer nach Ablauf eines Jahres sich meldete, bekam 4 Mark 16 Pfennige, und in den folgenden Jahre sollte — erlebt hat es freilich keine sterbliche Seele — Zins mit Zinseszins gewährt werden. Wer das Geld überhaupt nicht kündigte, sollte spätestens nach 90 Jahren 100 Mark bekommen, konnte aber schon früher den vollen Betrag erlangen, da unter den Rabattscheinen eine Ausloosung veranstaltet wurde und alle Halbjahre der 180ste Theil mit je 100 Mark zur Tilgung gelangte. Der Kunde hatte also die mittlere Wahrscheinlichkeit für sich, nach 45 Jahren stets wieder im Besitz alles Geldes zu sein, das er jemals im Leben verausgabt hatte.

Man erzählte in den vielfach verbreiteten Prospekten, daß nach diesem Prinzip in England eine Gesellschaft bereits die „Ausgaben-Versicherung" betreibe und außerordentlich gute Geschäfte mache Ein hervorragender Reichstagsabgeordneter stellte sich an die Spitze des Unternehmens, die berühmtesten Nationalökonomen, Herr Max Wirth vorneweg, empfahlen dasselbe, die angesehensten Zeitungen priesen den Segen des neuen Instituts in schwungvollen Leitartikeln. Als aber die Berliner Staatsanwaltschaft fand, daß in der Verloosung der Rabattscheine die strafsällige Veranstaltung einer ungenehmigten Lotterie liege, da beeilte sich das preußische Staatsministerum diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen und verlieh der Gesellschaft die Lotterie-Konzession.

Es ist klar, daß die Rabatt-Spar-Anstalt, wenn sie nicht eines jähen Todes verblichen wäre, die soziale Frage gelöst haben würde. Zwar sind die Gründer der Anstalt gewiß von der Unlösbarkeit der sozialen Frage überzeugt, aber sie selbst trugen die geheime Dechiffrirschrift zur Entzifferung des großen Welträthsels mit sich herum. Wenn die Gesellschaft sich verpflichtete, jedem Menschen, der Geld verausgabte, den vollen Geldbetrag zurückzugeben, und zwar ohne sonstige Anforderungen an ihn zu stellen, bloß aus dem Rechtsgrunde, weil er das Geld einmal ausgegeben hatte, so war damit auf dem Gebiete der Nationalökonomie das lang gesuchte perpetuum mobile gefunden. Man brauchte nur 1000 Mark zu verausgaben, um 1000 Mark zurückzuerhalten; verschlemmte man 5000 Mark, so hatte man ipso jure 5000 Mark verdient, und dem Verschwender, der es fertig brachte, 100 000 Mark durchzubringen, strömte das Geld von allen Seiten zu; denn er bekam 100 000 Mark retour.

Es ist aber klar, daß dies unmöglich in der Wirklichkeit sich erfüllen konnte. Wenn es auch der Aufmerksamkeit des hervorragenden Abgeordneten, der berühmtesten Nationalökonomen, der angesehensten Zeitungen und des preußischen Staatsministeriums entgangen war, daß der Zins nicht von selbst entsteht, sondern nur auf Arbeit beruht, so war dem doch nun einmal nicht anders. Und vollends der Zinseszins, der sich auf dem Papier so niedlich ausrechnet, wie sollte er in der Wirklichkeit herausgewirthschaftet werden? Die Gesellschaft hatte Anfangs einen nicht unbeträchtlichen Zulauf und vereinnahmte eine Menge Geld. Getrost legte sie dasselbe in ihren Geldschrank, in dem felsenfesten Vertrauen, daß es nach Kaninchenart hecken und Zinseszins zur Welt bringen werde. Aber

als nach Ablauf von sechs Monaten die erste Halbjahrs-Verloosung stattgefunden hatte, und die 4 Mark Kunden mit ihren 100 Mark-Ansprüchen befriedigt worden waren, da merkte sie erst — was sie unschwer hätte schon sechs Monate früher voraussehen können — daß es unmöglich war, Zinseszins zu erzielen. Und sie stellte ihre Geschäfte mit der Begründung ein, „daß sie die erhofften Erfolge nicht habe erreichen können". — So ist dieser Versuch gescheitert, wie bisher noch jeder Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage unfruchtbar geblieben ist.

Bei einer verständigen Betrachtung der Dinge, die sich über die öden Schlagworte des Tages zu einer streng geschichtlichen Auffassung erhebt, wird man zu dem Schluß gelangen, daß nicht der böse Wille der Menschen oder die Macht der reaktionären Gesinnung, sondern die innerliche Unzulänglichkeit der Lösungsversuche alle auf die Beglückung der Menschheit gerichteten Bestrebungen im Keime erstickt hat. Es soll dies an einigen Beispielen gezeigt werden, wobei davon abgesehen wird, das ganze weitschichtige Material, welches in den sozialistischen und kommunistischen Systemen der Babeuf, St. Simon, Fourier, Cabet, Owen, Weitling, Thünen u. A. sich darbietet, heranzuziehen. Es wird genügen, einige markante Systeme herauszugreifen, durch deren kritische Besprechung zugleich die positiven Schwächen aller anderen Weltverbesserungspläne beleuchtet werden.

Als typische Erscheinung gilt uns vornehmlich J. P. Proudhon, der, nachdem er durch sein erstes Werk mit dem Motto: „Eigenthum ist Diebstahl" berühmt geworden war, die übrige Zeit seines Lebens damit hingebracht hat, die Bedeutung dieses Motto abzuschwächen. Proudhon hat im Jahre 1849 eine „Volksbank" in das Leben gerufen, welche nach seiner Auffassung geeignet sein sollte, die sozialen Leiden zu heilen, und von vielen Personen thatsächlich für ein zureichendes Mittel gehalten worden ist. Sogar der damals in Paris als Flüchtling lebende nachmalige Freihändler Ludwig Bamberger hat das Proudhon'sche Unternehmen in einer besonderen Schrift („Die Volksbank von J. P. Proudhon. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Ludwig Bamberger, Frankfurt a. Main, 1849") seinen Landsleuten warm angepriesen. Proudhon geht von folgender Ansicht aus:

„Ein Hektar Land wird seinem Besitzer immer nur als ein Hektar Land produziren. Ein Kilogramm Geld produzirt dem Wucherer zuerst wie 1, sodann wie 2, wie 3, wie 10, wie 20, wie 100 Kilogramm. Die Summe des in Frankreich zirkulirenden Baargeldes beträgt kaum 2 Milliarden. Es mag nun der Zinsfuß 5 Prozent betragen, so ist den Kapitalisten ein Zins von 100 Millionen zu bezahlen. Durch den Umlauf des Zahlungsgeldes produziren diese 2 Milliarden wie 25 Milliarden, sodaß ein Kapital, welches höchstens 400 000 Schmarotzer ernähren sollte, 5 Millionen von sich leben läßt, den siebenten Theil des ganzen Volkes! Verfolgen Sie diese Progression des Zinses vollständig, und Sie kommen zu der sonderbaren Konsequenz, daß in einer Zukunft, die gar nicht zu fern liegt, die Gesammtheit der Bürger von dem bloßen Ertrag des Geldes leben wird, ohne zu arbeiten und ohne etwas zu produziren." (Proudhon, das Recht auf Arbeit, Leipzig 1849.) — Es wird hieran der Schluß geknüpft, daß der

Geldwucher das Schmarotzerthum auf der einen Seite, das Proletariat auf der anderen Seite zur Folge habe.

Da Proudhon neben dem Zinswucher, welcher das Volk aussaugt, eine weitere Grundursache sozialer Beschwerden nicht kennt, so glaubt er, seinen Mitmenschen radikal helfen zu können, wenn er die Abschaffung des Zinses fordert. Als Mittel hierzu suchte er, durch die von ihm begründete Volksbank den Arbeitern Geld zinsfrei zu geben und eine sozialistische Organisation des Tausches zu schaffen. Zunächst sollte ein sehr niedriger Zinsfuß gefordert werden, der überdies unausgesetzt ermäßigt werden sollte, bis zum gänzlichen Verschwinden. Die Beschaffung des hierzu erforderlichen Geldes bereitete Proudhon keine Schwierigkeiten. Die Bank gab Banknoten aus, welche ohne staatlichen Zwangskurs, ohne Baardeckung und ohne Einlösungspflicht bei den Freunden der Bank statt Geld zu zirkuliren hatten. Die Sicherheit bestand lediglich in dem Vertrauen, welches die Bank bei ihren Anhängern genoß, und in der felsenfesten Zuversicht, daß die Bank ihr Geld nur an zwar vermögenslose, aber vertrauenswürdige Arbeiter ausleihen werde. Damit sich die Inhaber der Banknoten für die Scheine auch etwas Reelles kaufen konnten, war in Aussicht genommen, Fabriken zur Herstellung von Lebensmitteln durch die Bank zu etabliren und beim Verkauf der Lebensmittel Banknoten in Zahlung zu nehmen.

Proudhon hat hier den halben Weg zur Lösung der sozialen Frage richtig angegeben. Allerdings kommt, wie Onkel Bräsig bemerkt, die Armuth von der „Poverteh", und es geht den Arbeitern bloß deshalb so schlecht, weil sie kein Kapital haben. Giebt man ihnen Kapital, macht man sie also zu Kapitalisten, so sind sie ihrer Sorgen ledig.

Aber die andere Hälfte des Weges hat Proudhon nicht aufgefunden. Das Mittel, den Arbeitern wirkliches Kapital zu geben, hat er nicht entdeckt. Das Geld, welches er für Rechnung der Volksbank drucken lassen will, hat nur äußerlich Aehnlichkeit mit Kapital, ist aber kein Kapital. Kapital ist eine fungible Sache, welche sich in jede beliebige andere Sache umsetzen läßt. Diese Eigenschaft ging den Noten der Volksbank ab. Sie galten nur innerhalb des beschränkten Kreises der Bankfreunde und hatten außerhalb dieses Kreises keinen Kurs. Wäre es möglich gewesen, daß die Bankfreunde alle ihre Austauschgeschäfte nur unter sich vollzogen, so konnte ihnen das Vermittelungspapier der Bank genügen. Sobald aber ein Arbeiter seinem Hauswirt Miete zahlen mußte und hierbei die Banknoten nicht anbringen konnte, mußte er im Dienste der Bourgeoisie unter den alten Ausbeutungsformen das landläufige Geld zuvor zu erarbeiten suchen und hatte daher keinen Vorteil von dem Bankgelde. Wahrscheinlich wären viele Arbeiter geneigt gewesen, die Banknoten zu billigerem Kurse gegen allgemein gangbare Münze zu verhandeln. — Dachte man sich aber die Anhänger der Sache so zahlreich, daß die Mehrheit des Volkes die Banknoten anstandslos in Zirkulation nahm, so war gar nicht ersichtlich, weshalb bei so gewaltigem Einfluß auf den Staat die schüchterne Bankgründung ins Werk gesetzt werden sollte, während man sich des ohnehin vorhandenen staatlichen Geldes für das soziale Erlösungswerk bedienen konnte.

Kurz vor dem Termin, an welchem die Eröffnung des Instituts erfolgen sollte, nachdem bereits zur Beschaffung eines Grundkapitals gegen 3000 Aktien ausgegeben worden waren, und mehr als 13000 Personen sich verpflichtet hatten, ihre Produkte nur durch die Volksbank zu vertauschen, ließ Proudhon das Projekt fallen. Er war als Opfer politischer Verfolgungen zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurteilt worden und entzog sich der Einkerkerung durch die Flucht. Er verschwieg jedoch nicht, daß er auch zweifelhaft geworden sei, ob seine Ideen sich jetzt schon verwirklichen ließen. Die Zahl der Anhänger sei noch zu gering. Werde aber die Partei zahlreicher werden, so bedürfe sie der Volksbank nicht. „Ist denn nicht die französische Bank für alle da?"

Ein anderes Lösungs-System, das einstmals von sich reden machte, jetzt freilich fast ganz vergessen ist, hat den Schriftsteller Friedrich Wilhelm Alexander Held zum Verfasser. Es hatte in seinem Ursprungsort Berlin eine gewisse Macht über die Gemüter gewonnen, sodaß sich lange Zeit daselbst eine besondere politische Richtung unter dem Namen „freie Heldsche Reformpartei" behauptete, die in der von Held begründeten „Staatsbürger-Zeitung" eine eigene publizistische Vertretung besaß und noch in den siebziger Jahren selbstständig Kandidaten zum Reichstag aufstellte.

Held erregte zuerst im Jahre 1848 durch eine Broschüre „Lösung der sozialen Frage" lebhaftes Aufsehen. Der freimütige Ton, in welchem er die Ansammlung großer Kapitalien in den Händen Einzelner als Zielpunkt kritischer Angriffe benutzte, mußte in jenen erregten Zeiten beifällig aufgenommen werden. Held forderte geradezu den Sturz der Kapitalmacht. Im Uebrigen entwickelte er ziemlich wirre nationalökonomische Ansichten, indem er besonders den Zinswucher und das Papiergeld als soziale Friedensstörer anschuldigte und auf höchst konfuse Weise ein soziales Heilmittel empfahl. Das Geld sollte fortan in *wirkliches Geld* (für den auswärtigen Verkehr) und *Scheingeld* (für den inländischen Handel) zerfallen. Der Staat sollte allen Grundbesitzern ein für alle Mal nach dem Schätzungswerte der Grundstücke zu einem bestimmten Betrage Scheingeld geben, welches diese zur Bezahlung sämtlicher Hypothekengläubiger verwenden mußten. Außer diesem zinsfrei gewährten Staatskredit sollte in Zukunft nimmer wieder eine Schuld durch Verpfändung von Grund und Boden kontrahirt werden dürfen. Was zu geschehen hatte, wenn die Schuldenlast des Grundbesitzers zufällig über den geschätzten Wertbetrag hinausging, darüber äußerte Held sich nicht. Ebenso sah er den Fall nicht vor, daß der Grundbesitzer weniger Schulden hatte oder etwa ganz schuldenfrei war. Dagegen hoffte er, daß nunmehr die Kapitalien, da ihnen der Grund und Boden als Pfandobjekt entzogen sei, sich auf andere Art zum Erwerbe verhelfen, daß somit sämmtliche Erwerbszweige „neuen Schwung" erhalten würden.

Einen wesentlich reiferen und mit Sorgfalt ausgearbeiteten Vorschlag machte Held im Jahre 1860. Er mochte in der Zwischenzeit wohl inne geworden sein, daß, wollte man sämmtlichen Grundbesitzern zinsfrei Geld geben, gerade die Geldschränke der Reichen überfüllt werden würden, während

der arme Arbeiter, der kein Grundstück besaß, bei dieser Begünstigung des Kapitals in noch tieferes Elend hinabgestoßen würde.

In einer Denkschrift: „Soziale Grundsteuer-Regulirung" legte er dem preußischen Abgeordnetenhause einen Steuerplan vor, welcher mehrere Leiden gleichzeitig kuriren sollte. Er glaubte, hierdurch sämmtliche bestehende Steuern beseitigen zu können und vermöge einer neu zu schaffenden Steuer den günstigsten Einfluß auf die Volkswirthschaft auszuüben. Diese einzige neue Steuer nannte er „soziale Grundsteuer".

Der Staat hätte nach Held's zweitem Vorschlag ein neues Papiergeld, genannt „Grundscheine" zu schaffen und zwar im Betrage des mittleren Kapitalwerthes alles nicht abnutzbaren produktiven Grund und Bodens. Diese Grundscheine werden als unkündbare Hypotheken auf jedes Grundstück gelegt, zugleich sind sie in der Hand des Besitzers zirkulationsfähiges Geld. Der Staat stellt alljährlich die Höhe seines Ausgabenbedarfs fest und bemißt hiernach den Zinsfuß, den jeder Grundbesitzer zu zahlen hat. Diese Zinsen bilden die Grundsteuer. Held nimmt an, daß der Zinsfuß hierdurch sinken und in Folge der Vermehrung des umlaufenden Geldes zugleich der industrielle Unternehmungsgeist steigen werde. — Wie man alsbald sehen wird, läuft dieser Vorschlag seinem Kern nach auf das Nämliche hinaus, was unsere modernen Agrar-Reformer begehren, soweit sie sich des Beifalls der konservativen Agrarier erfreuen.

Der vor einigen Jahren verstorbene A. Theod. Stamm führt in seinem Hauptwerk: „Die Erlösung der darbenden Menschheit" in der Hauptsache das soziale Elend auf das Privateigenthum an Grund und Boden zurück und stellt drei Systeme der Abhilfe zur Auswahl: 1) die Verstaatlichung des Grund und Bodens mittelst eines Expropriationsgesetzes unter Entschädigung der jetzigen Besitzer; 2) die Verstaatlichung des Grund und Bodens mittelst der Grundzins-Versteuerung; und 3) die Verstaatlichung des Grund und Bodens mittelst der Hypotheken-Kreditgewährung. Er hält schon das letzte dieser drei Mittel, welches er als das mildeste bezeichnet, für genügend, faßt aber trotzdem eine systematische Steigerung des Grundzinses zu Gunsten des Staatssäckels ins Auge.

Daß man auf diesem Wege nicht einen Schritt weiter kommen würde, hat Michael Flürscheim überzeugend dargelegt und mit einer Offenheit, die besonders deshalb anerkannt werden muß, weil Flürscheim selbst in früheren Jahren den nämlichen Weg als Rettungsweg dringend empfohlen hatte. Flürscheim spricht unbefangen aus, daß er sich früher in einem Irrthum befunden habe, als er sich von der Verstaatlichung des Grundkredits große Vortheile versprach. Diese Maßregel würde vielmehr, wie er jetzt einsieht, nichts weiter bewirken, als daß die Bodenjunker in Stadt und Land von Staatswegen billiges Geld bekommen würden.

Es ist in der That nicht ersichtlich, welche andere Folge noch bei dieser Agrarreform herauskommen könnte. Man gibt den Besitzenden Geld und beläßt den Besitzlosen ihre Armut. Als ob es den Besitzlosen deshalb so schlecht ginge, weil die Besitzenden gegenwärtig zu wenig Geld haben. Oder als ob es für sie ein Vortheil wäre, wenn sie von Personen, die noch

wohlhabender sind, als die heutigen Unternehmer, abhängig sind! Man vergegenwärtige sich, welche Wirkungen eingetreten sein würden, wenn der Held'sche Vorschlag im Jahre 1860 zur Durchführung gelangt wäre. Die Klasse, welche Held damals als nothleidend ansah und in Schutz nahm, waren die Berliner Hausbesitzer. Ungezählte Millionen sind seitdem dieser Klasse in Folge der rapiden Steigerung des Berliner Bodenwerthes ohne eigene Arbeit in den Schoß gefallen. Hätte man ihnen zum Ueberfluß noch die Hypothekenzinsen verbilligt, so wäre die Steigerung nur noch gewaltiger geworden, und die Grundstücksspekulation nur noch dreister ausgeartet. —

Flürscheim will jetzt den gesammten Grund und Boden zu einem festzusetzenden Werthe durch den Staat ankaufen lassen und fortan in Pacht austhun, sodaß die steigende Grundrente künftig in die Staatskasse gelangt, d. h. der Kulturfortschritt Allen zu Gute kommt. Er glaubt, daß der Zins lediglich aus dem Privatgrundbesitz stamme, also bis auf eine geringe Risikoprämie nach der Verstaatlichung des Grundbesitzes verschwinden werde, ja, daß man schließlich Kapital umsonst geben und im Interesse der Konservirung desselben dem Empfänger mitunter noch Geld zuzahlen werde. Die Einkommensart, welche als Unternehmergewinn außerhalb der Bodenspekulation erzielt wird, hält er nicht für verwerflich.

Flürscheim meint ferner, wenn man den Boden auch dem Unbemittelten zugänglich mache, so könnten die Kapitalisten ruhig ihre Fabriken und Maschinen im Besitz behalten, die Unbemittelten würden sich dann schon aus den Schätzen der Erde selbst neue Fabriken und Maschinen herstellen. Wüßte man nur, wie sie dies inmitten der heutigen Produktionsform ohne Kapitalbesitz anfangen könnten! Flürscheim hält eben den staatlichen Grundbesitz für eine Zauberformel, die von selbst segensreich wirkt. Ich kann mir aber sehr wohl ein System des Privatgrundbesitzes denken, bei welchem die Arbeiter in einer relativ glücklichen Lage sind, während ich mir ein System des Staatsgrundbesitzes vorstellen kann, welches das soziale Elend der Gegenwart in der Hauptsache unberührt läßt. Und dies letztere System scheint mir das Flürscheim'sche zu sein, da es den verheerenden Wirkungen des Unternehmergewinns und des Zinses nicht Einhalt thut und die große Masse des Volkes in der bisherigen Armut verharren läßt. Was nützt dem besitzlosen Arbeiter die Verstaatlichung des Grundbesitzes?

Zerstört man die Bodenrente, indem man die Erträge ihres künftigen Wachsthums dem Staat zuwendet, so mag dies zu einer Erleichterung der Steuerlast führen können und damit auch den Besitzlosen zum Vortheil gereichen. Es steht aber zu befürchten, daß sich hierbei viel schlimmere Übelstände als bisher ausbilden. Der Staat giebt den heutigen Grundbesitzern Geld. Was machen sie mit diesem Gelde? Sicherlich, was sie bisher gemacht haben. Sie erwerben Grundstücke dafür, die sie nunmehr pachtweise innehaben. Dem Arbeiter zahlen sie nach wie vor den geringen Arbeitslohn. Der Staat muß die Grundstücke an den meistbietenden Pächter losschlagen, er darf gar nicht nach anderen Grundsätzen verfahren.

Bei dieser Sachlage ist der Arbeiter vom Zutritt zum Grund und Boden noch ehemer abgeschlossen, als gegenwärtig. Er besitzt nichts weiter als seine zehn Finger, und damit kann man heutzutage den Grund und Boden nicht einmal auf dem Lande bebauen, geschweige Häuser in der Stadt errichten oder Bergwerke anlegen. Die agrarischen und industriellen Unternehmer sind daher nach wie vor die Kapitalisten, die Ausbeutung der Arbeiter ist unverändert. Aber die Zahl der Kapitalien hat sich vermehrt, unendliche Summen Geldes sind in die Geldschränke der vormaligen Grundbesitzer geflossen, es sind neue, kräftige Kapitalisten über Nacht geschaffen worden.

Nun meint Flürscheim aber, daß das Angebot der Kapitalien den Zinsfuß von seiner bisherigen Höhe stürzen werde. Sicherlich würde dies geschehen, aber ein Wehgeschrei von Millionen Menschen würde sich alsdann erheben. Man würde das Geld deswegen nicht billiger geben, als vorher, man würde nur mehr Geld geben müssen; das Geld würde über Nacht entwerthet werden, und alle die kleinen Unternehmer, welche sich mit ihren bescheidenen Kapitalien auf der unteren Stufe des Mittelstandes ernähren, wären in das Proletariat hinabgestoßen.

Flürscheim glaubt, daß er durch seinen Vorschlag den Börsenbaronen den Garaus macht, aber er steigert nur deren Macht. Die Rothschilds würden das ganze verstaatlichte Land pachten und sich die Schaaren des Volkes tributpflichtig machen. Sie würden ihre Kapitalien nicht mehr auf Grund und Boden eintragen können, aber, von einer lästigen Konkurrenz befreit, nach wie vor auf die Arbeit der Besitzlosen stützen; denn nicht aus dem Grund und Boden fließt die Rente, sondern aus der Arbeit.

Henry George legt den Schwerpunkt seiner Reform nicht auf den Grundbesitz, sondern auf den Grundertrag. Er hält den Privatbesitz an Grund und Boden für unschädlich, sofern man nur den Grundbesitzern die Früchte desselben wegnimmt oder, wie er es nennt, „die Grundrente appropriirt". Diesem Vorschlag hat in neuerer Zeit auch Flürscheim zugestimmt, nur unterscheidet er sich von seinem amerikanischen Parteigenossen dadurch, daß er den Grundbesitzern eine Entschädigung gleich dem kapitalisirten Wert der heutigen Grundrente zugedacht hat und bloß den künftigen Rentenzuwachs „wegsteuern" möchte, während George von einer Entschädigung der Grundbesitzer nichts wissen will.

Einen Anspruch auf Entschädigung der Grundbesitzer läßt George nicht gelten, weil die Erde von Rechts wegen nicht ihnen, sondern allen Erdenbewohnern gehöre, und wenn sich die Vorfahren der heutigen Grundbesitzer einst gewaltsam oder doch widerrechtlich die Erde angeeignet hätten, das hierin verübte Unrecht auch durch Verjährung sich nicht in Recht verwandeln könne. Die Anwendung dieses Grundsatzes auf deutsche Verhältnisse scheint dagegen Flürscheim bedenklich, wobei ihn hauptsächlich die Schwierigkeit der praktischen Verbreitung des radikalen Prinzips bei unseren kleinen Bauern zu bestimmen scheint.

Thatsächlich sind auch die ökonomischen Verhältnisse in dem Heimaths-

lande von George anders als bei uns geartet. In den Vereinigten Staaten ist der Grundbesitz unverschuldet, die Rente fließt also dem Besitzer ohne Abzug zu, während wir mit einem vielfach überschuldeten Grundbesitz zu rechnen haben, und die Erträge des Grundstückes oft kaum zur Deckung der Grundschuldzinsen hinreichen. Wie man solchen armen Besitzern außerdem noch von Staatswegen jegliche Grundrente wegnehmen könnte, unter dem Vorgeben, die sozialen Leiden hierdurch zu heilen, ist nicht klar. Flürscheim will daher die bisherigen Empfänger der Grundrente entschädigen, indem er die Grundrente kapitalisirt und das Kapital durch Ausgabe von „Staatspfandbriefen" tilgt.

Auch dieser Vorschlag ist jedoch in hohem Maaße bedenklich. Wo der Grund und Boden nur gering belastet oder überhaupt nicht verpfändet ist, würde der Grundbesitzer die neuen Pfandbriefe zwar erhalten, in allen anderen Fällen gelangt aber die staatliche Entschädigung in die Geldschränke der Kapitalisten, Bankiers und Wucherer. Die besitzlosen Klassen bleiben arm, und die Betriebsmittel des Kapitalismus werden außerordentlich vermehrt. Dies würde die schlimmen Folgen einer Entwerthung des Geldes fast in demselben Maße hervorrufen, als ob man den Grundbesitz von Staatswegen ankaufen und demnächst zur Verpachtung ausschreiben würde.

Die Reform würde überdies auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten stoßen. Flürscheim macht einen Unterschied zwischen Grundbesitzern einerseits und Hausbesitzern sowie Landwirthen andererseits, indem er annimmt, daß das Land, auf welchem ein Haus steht, nicht dem Hausbesitzer zu gehören braucht, und er daher nur dem Landbesitzer, nicht auch dem Hausbesitzer zu Leibe gehen will. Damit wird auf einem Gebiet, für welches die Rechtswissenschaft das Prinzip der Vertragsfreiheit nicht anerkennt, auf sachenrechtlichem Gebiete, eine gänzlich neue Rechtsform aufgestellt, deren juristische Grundlagen zur Zeit noch fehlen. Indeß würde man über diese und mehrere ähnliche Schwierigkeiten wohl hinwegkommen. Es handelt sich ja nicht darum, Unmögliches zu leisten; wäre die segenreiche Wirkung der geforderten Reform über jeden Zweifel erhaben, so würde es eben gelten, allen Scharfsinn aufzuwenden, damit sie in der verständigsten Weise durchgeführt wird.

Und dennoch hindern uns gewichtige Gründe, dem George Flürscheim'schen Vorschlage zuzustimmen. Die Reform leidet an Halbheit, ja sie ist weniger als halb, sie bleibt uns zwei Drittel schuldig. Der arbeitslose Erwerb zerfällt in Zins, Gewinn und Rente. Würde man außer der Rente auch noch den Zins und den Gewinn wegsteuern, so wäre die soziale Frage gelöst, läßt man aber den Zins und den Gewinn bestehen, läßt man also den Kapitalismus in der Hauptsache unberührt, so verbleibt es bei der sozialen Ungleichheit mit ihren entsetzlichen Folgen. Es nützt nichts, daß die Erde Allen gemeinsam gehört, wenn das Privateigenthum an allen ihren Bestandtheilen und Erzeugnissen bestehen bleibt. Das Weltmeer gehört auch allen Menschen gemeinsam, und doch vermögen nur die steinreichen Rheeder Dampfschiffe auf demselben fahren zu lassen, wiewohl in der Theorie dies Recht sogar dem Bettler zusteht.

Nun will Henry George nur demjenigen Erwerbe zu Leibe gehen, der aus dem Boden von selbst fließt. Daß es einen Unternehmergewinn giebt, leugnet er überhaupt, und den Zins rechtfertigt er mit sittlich-natürlichen Gründen. Er will also nur dem Hauswirth, der die Miethen steigert, dem Gutsbesitzer, der den Pachtzins in die Höhe schraubt, das Handwerk legen. Dagegen wird nach wie vor der Börsenjobber im „Schwänzen" und „Fixen" von Papieren einen Erwerb suchen dürfen, es soll nach wie vor gestattet sein, Getreide zu verkaufen, welches man nicht besitzt, und in der Produktion nach Herzenslust und Willkür zu spekuliren. Es soll nach wie vor Privatkapital zu allen Erwerbszweigen erforderlich sein, sodaß der Spekulant und der Arbeiter wie bisher gegen Zahlung von Zinsen Kapital entleihen werden. Flürscheim löst sogar den Hausbesitzer vom Grundbesitzer los und gestattet daher in seinem sozialen Staate die Verschaffung eines Erwerbes durch Steigerung der Miethspreise.

Ja, was will man denn wegsteuern? Wenn man sich ängstlich hütet, Gewinn und Zins anzutasten, wenn man sogar eine Gefahrprämie billigt, als ob die Gefahr eine wertherzeugende Wirkung hätte, welche Einnahme bleibt dann noch zur Wegsteuerung übrig? Die reine Bodenrente? Fließt sie denn von selbst? Ist es ein Naturgesetz, daß die Wohnungsmiethen und Pachtzinsen alljährlich steigen müssen? Oder kommt diese Wirkung nicht aus der wohl überlegten Spekulation der durch unbewußte Koalition mächtigen Grundbesitzer? Ist die Bodenrente nicht ein Kind des Unternehmergewinns?

Von zwei Dingen eines: Entweder die Steuer trifft die Bodenrente überhaupt nicht, sie drückt lediglich die derzeitigen Grundbesitzer mit etwas kräftigerem Gewicht, als dies durch die dem Grundbesitz auferlegten öffentlichen Lasten gegenwärtig geschieht, — dann sind nach wie vor die Hypothekengläubiger die Glücklichen, welche die unerlaubte Bodenrente auf dem Wege des erlaubten Zinses einschlucken und verdauen. Oder die Steuer wird nach einem derart wohl berechneten Veranlagungssystem erhoben, daß sie den gesammten Zuwachs an neu entstehender Rente konfiszirt, dann werden die Steuererheber überhaupt nichts zu thun haben, weil keine Rente entstehen wird. Weshalb sollten die Hausbesitzer ihre Miether steigern, wenn ihnen ihre Beute vom Staate sofort wieder abgejagt wird? Unsere Hausbesitzer sind nicht deshalb manchmal schlecht und hartherzig, weil eine Verderbtheit des Gemüthes sie an der Sündhaftigkeit Vergnügen empfinden läßt, sondern weil ihnen die Bedrückung ihrer Mitmenschen Geld einbringt. Sie würden sich aber hüten, schlecht und hartherzig zu sein, wenn sie mit diesen Lastern nur dem Fiskus Geld einbrächten. Und wenn die Schaar der Wohnungslosen sie noch so sehr bedrängt, sie würden doch edel sein und es bei den alten Miethspreisen bewenden lassen, anstatt die Preise zu erhöhen. Aber sie würden in den Wohnhäusern keine Reparaturen mehr vornehmen lassen, und wir würden schließlich nicht mehr in menschlichen Gemächern wohnen, sondern in zerfallenen Höhlen hausen. —

Es ist nun noch der vielberufene Lassalle'sche Vorschlag zu würdigen. Der Lassalle'sche Vorschlag gipfelt darin, den Arbeiterstand durch

Errichtung von Produktivgenossenschaften, die an jedem Orte immer einen ganzen Produktionszweig umfassen, zu seinem eigenen Unternehmer zu machen, damit er nicht mehr den dürftigen Arbeitslohn, sondern den Gewinn des Unternehmens, den vollen Arbeitsertrag erhalte. Die hierzu erforderlichen Geldmittel soll der Staat dem Arbeiterstand geben, indem er unter Inanspruchnahme seines Kredits Papiergeld verausgabt.

Lassalle selbst hielt zwar anscheinend sehr viel auf diesen Vorschlag, er war sich aber dennoch klar, daß derselbe eine Lösung der sozialen Frage nicht in sich schließe. In einem vertraulichen Briefe an Rodbertus, den er am 28. April 1863 geschrieben hat, äußert er: „Daß Grund- und Kapitaleigenthum abzulösen ist — das ist eben, seitdem ich ökonomisch denke, der innerste Kern meiner Ansicht! Freilich darf man das dem Mob heut noch nicht sagen."

Innerlich unterscheidet sich der Lassalle'sche Vorschlag wesentlich von den vorher besprochenen. Der Arbeiterstand soll zu seinem eigenen Unternehmer gemacht werden, an die Stelle des Arbeitslohnes soll der volle Arbeitsertrag treten. Auch hier treibt die Vorstellung von der praktischen Erzielbarkeit des Zinseszinses ihr Unwesen, noch dazu in recht bösartiger Form. Die Arbeiter sollen zur Verfügung des Staates, der ihnen 100 Millionen Thaler leiht, nach Ablauf von 14 Jahren 100 Millionen Thaler als Zinseszins zurückzahlen; das ist wahrscheinlich mehr, als ihr Unternehmergewinn betragen würde. Die Arbeiter wären dann der schlimmsten Ausbeutung einer unerschwinglichen Zinseszins-Sklaverei seitens des Staates unterworfen.

Nimmt man aber an, daß, wie dies im Organ der Lassalleaner, im „Neuen Sozialdemokrat" bereits im Jahre 1873 ausgeführt worden ist, die Arbeiter heut viel mehr als 100 Millionen Thaler fordern würden, und daß sie dies Geld zinsfrei erhielten, so wäre damit dem Arbeiterstande noch lange nicht geholfen. Es wäre nur einem Theile der Arbeiter Gelegenheit gegeben, die Macht des Unternehmergewinns zu besiegen, Zins und Rente dagegen behielten ihre schrankenlose Herrschaft. Wenn nun die neuen Assoziationen inmitten der herrschenden industriellen Unsicherheit und umgeben von der kapitalistischen Konkurrenz, gute geschäftliche Resultate erzielten, was würde dies dem gesammten Arbeiterstande nützen? Wenn sie aber zufällig schlecht geleitet wären und geschäftliche Unglücksfälle erlebten, würde dies beweisen, daß die Produktiv-Assoziation an sich nichts taugt?

So lange man die Unsicherheit der bürgerlichen Existenz nicht beseitigt, ist jeder Versuch zur Lösung der sozialen Frage ohnmächtig. Eine Lösung kann nur dann erfolgen, wenn der Arbeit eine gesicherte Grundlage, der Produktion eine absatzbereite Konsumtion gegeben wird!

Breslau. Maximilian Schlesinger.

Im Zeitalter der „Ismen“ und „Aner“.

I.

Einer von den älteren Dichtern, die sich bemühen, den Forderungen der neueren Zeit gerecht zu werden, giebt in dem Helden seines Romans „Eckart“ die Idealfigur eines modernen Menschen. Unter Anderem antwortete derselbe einmal einem frömmelnden einstigen Don Juan auf die Frage, ob er nicht an eine Unsterblichkeit glaube, Folgendes: Wir sind heute so weit gekommen, daß die bisherigen Annahmen und Glaubenssätze über die übersinnlichen Probleme von der Tagesordnung des modernen Bewußtseins gestrichen worden sind. Seit die Naturwissenschaften ihr Veto gegen jede Möglichkeit der Fortexistenz gesprochen haben, degradirt man sich zu den Unmündigen, wenn man gegen die Majestät der Intelligenz Protest erheben will . . . Wer dennoch ein Gemüthsbedürfniß fühlt, wer eine höhere Forderung, wenn Sie wollen: eine schüchterne Hoffnung, einen frommen Glauben festhält, der muß das verbergen wie eine menschliche Schwäche, bis die Naturwissenschaften einst vielleicht so weit gekommen sein werden, das zu beweisen, was sie heute noch leugnen.“

Es ist gleichgültig, ob dieser Romanheld ein Gläubiger oder ein Atheist ist, aber die ganze Antwort scheint mir charakteristisch für den Verfasser des Romans und für seine Zeit. In Jahrhunderten, da noch Kühnheit dazu gehörte, ein Atheist zu sein, hätte sich dieser Eckart gewiß nicht als einen solchen bekannt. Heute, wo die materialistische Weltanschauung Mode ist, schämt er sich seiner gläubigen Anwandlungen. Er will um Alles in der Welt Nichts denken oder empfinden, was ihm seine Zeitgenossen nicht erlauben. Insofern ist dieser Eckart wirklich typisch für eine Menschengattung unserer Tage. Dieselben Leute, die den Kopf gern unter die Decke stecken und sich schlafend stellen, wenn sie Diebe in ihrer Wohnung hören, gebärden sich in revolutionären Zeiten recht umsturzwüthig, um, den Thieren gleich, deren Pelzfarbe dem Boden ähnlich sieht, nur um keinen Preis sich von ihrer Umgebung zu unterscheiden — denn das wäre ja gefährlich.

Das Anlehnungsbedürfniß ist das Zeichen der Schwachen. Wie die mittelalterlichen Bauern um ihre Lehnsherren, schaaren sich die geistig Armen um freiwillige Führer, damit sie in der Masse der Anderen verschwinden können. Gleichviel ob Atheismus oder Vegetarianer locken, in

dem ſicheren Hauſe irgend eines Ismus muß man als wohlbeſtellter Aner ſich geborgen fühlen und nur ja nicht den Kopf zum Fenſter hinausſtecken — ſonſt könnte man ſich ja erkälten.

Woher kommt es, daß man die beiden latiniſirenden Endungen nie ſo oft gehört hat, als in unſerer Zeit? Schulwüthig haben ſich die jungen Künſtler der letzten Jahre, wie Bücher in Repoſitoriumfächern, zuſammengedrängt in den beglückenden Ismen. Als Realiſten, Impreſſioniſten, Veriſten und Naturaliſten, als Symboliſten und Myſtiziſten, als Senſitiviſten und Neu-Idealiſten haben ſie ſelbſt ſich bezeichnet, und lieber zerbrachen ſie ſich den Kopf, um einen neuen Namen zu erfinden, und nachher die Zunge, um dieſen Namen auszuſprechen, als daß ſie ſich mit ihrem eignen Namen zu nennen den Muth gehabt hätten und gewagt hätten, Kerls auf eigene Fauſt zu ſein. Wer gar nicht wußte, was er war, der nannte ſich einen Sezeſſioniſten oder wählte ſich ein Vorbild, um ſich dieſem anzuaanern.

Und die Künſtler thaten nichts Anderes, als was der Zug der Zeit ſie lehrte: Gibt es doch heute neben den Darwinianern und Häckelianern auch ſchon Büchnerianer und Weißmannianer. Freuen ſich doch die Bacillenſchwärmer, Kochianer zu ſein, und die Freunde des kalten Waſſers beeilen ſich als Kneippianer, die Wollapoſtel als Jägerianer ihre Individualität zu verleugnen. Das Beſte an dem Auftreten Egidys war ſein Muth, ein Mann des eigenen Willens zu ſein und die Menſchen zur Selbſtſtändigkeit aufzurufen. Was hat er erreicht? Daß es jetzt auch noch Egidyaner gibt.

Was liegt, pſychologiſch betrachtet, in dieſem Streben, den eigenen Namen mit einem Gattungsnamen gewiſſermaßen zu vertauſchen? Antwort: Man möchte gleichſam die Verantwortung für das eigene Handeln abwälzen auf Andere und denkt mit Gordon in Schillers Wallenſtein: „Was bin ich, daß ich ſo großer That mich unterfinge?“ Mit einem Wort — man hat Angſt und man ſucht „einen Rücken an dem Andern“, weil man ſelbſt kein Rückgrat in ſich fühlt. Man gebärdet ſich, als wolle man Wunders wie frei ſein, und zieht die Livree eines Andern an.

Darum erklärt es ſich auch, wie in einer Zeit, die ſich, frei nach jenem Eckart, religiöſer Anwandlungen ſchämt, die „Heils-Armee“ ſo viel Anhänger gewinnen konnte. Wer den „Kriegsruf“, die Zeitung dieſer Soldaten lieſt, der findet da immer wieder, daß von der ſogenannten „Uniform“ geredet wird. Mit großer Klugheit hat der Gründer dieſer Genoſſenſchaft für ſeine Getreuen einen bunten Rock erſonnen. Wer ihn

trägt, wird, und wäre er allein unter hundert Andersdenkenden, sofort daran erinnert, daß er Brüder des gleichen Glaubens hat, und das giebt ihm dasselbe Beruhigungsgefühl, das das in Bettchen wachende Kind ergreift, wenn es leise die Hand der Mutter den Wagen schieben fühlt: „Du bist nicht allein!“

Aber der stärkste Mann in der Welt ist der, der allein steht, sagt Ibsens Doktor Stockmann. Und warum ist das kein Unsinn? Weil nur der, der sich keiner Schablone einfügt, gegen sich selber wahr sein darf und nicht, wie jener Eckart, sich vor sich selber zu schämen braucht, wenn er, obwohl sonst ein moderner Mensch, etwa einmal an die Unsterblichkeit glaubt. Er redet sich gewiß ein, daß er durch solche Selbstunterdrückung sich von dem Rest eines blinden Glaubens befreie und knechtet sich doch damit nur unter einen noch blinderen — unter den Autoritätskultus. Er kämpft gegen Autoritäten, aber doch nur unter Führung einer anderen Autorität. Die Dogmen der Religion hat er überwunden, aber die für ihn noch weniger greifbaren Dogmen der Naturwissenschaft nimmt er auf Treue und Glauben hin. Er hat nie eine Zelle gesehen, nie Experimente über die Vererbung erworbener Eigenschaften angestellt, und wenn man ihn auffordern würde, einmal eine Embryo-Anlage zu zeichnen, wie er sie sich vorstellt, so würde etwas Tolles herauskommen, aber er glaubt, was er in populären naturwissenschaftlichen Schriften liest, ohne zu ahnen, daß diese zehn Jahre nach ihrem Erscheinen schon veraltet sind, und daß die Gelehrten selbst sich in blutigem Kampf über dieselben Dinge befehden, die er, der wahren Wissenschaft fern stehend, für unumstößlich hält. Und warum thut er das? Weil er weiß, daß Hunderttausende dasselbe glauben. Aus demselben Grunde könnte man auch sich einreden, daß Heiligenbilder sprechen, und daß Reliquien Arme und Beine heilen können — das haben noch mehr Menschen geglaubt. Aber das war die frühere Mode, und jenes ist die heutige, und, wie die Modedamen, so gehen auch die Bildungsgigerln nur in Kleidern vom neuesten Schnitt.

Wenn Einem einmal rothe Hosen und ein gelber Frack gefallen, so schämt er sich, Derartiges anzulegen, um nur nicht aus der Art zu schlagen, wenn es aber modern wird, Schnabelschuhe zu tragen, die bis an die Magengegend sich hinaufkrümmen, und die Hüte verkehrt auf den Kopf setzen, so wird es Jeder thun; eben so wie sich heute die dramatischen Autoren schämen, an unverführbare Frauen zu glauben, und wie die Romanschriftsteller sich hüten, von etwas Anderm, als von Ehebruch und Wucherschulden ihre Handlung regieren zu lassen.

Man muß dem Zeitgeist dienen! heißt es. Nein, zum Kukuk, man

muß den Zeitgeiſt ſchaffen — und zwar muß das Jeder an ſeinem Theil. Was man als Zeitgeiſt zu erkennen vermag, iſt ſchon überlebt, denn nur die Vergangenheit kann man klar erkennen — und wäre es auch die Vergangenheit von geſtern — immerhin iſt es Vergangenheit. Solchen, ſchon entfliehenden, Zeitgeiſt ſtudiren und ſich ihm nachbilden, heißt, ſich zum rückwärtsſchauenden Poeten machen. Selber ſich tapfer durchdenken, auf eigene Fauſt, ehrlich und ſelbſtſtändig, ſich zum innerlich reifen Individuum entwickeln, das heißt am Zeitgeiſt mitarbeiten. Denn der Zeitgeiſt iſt Nichts, was von draußen über die Menſchheit kommt, ſondern er iſt der Ausdruck und die Summe der ſelbſtſtändigen Arbeit einer Zeit. Solche Summen zu ziehen aber vermögen nur die Nachgeborenen. Die Lebenden mögen unbeirrt vorwärtsſtreben und ſich nicht darum kümmern, unter welche Rubrik ein ſpäterer Chroniſt ſie kategoriſirt. Dann werden ſie weder zu Meiſtergläubigen, Duckmäuſern, noch zu hinterliſtigen Bombenſchmeißern werden, ſondern zu ſelbſtſtändigen Weſen, auf die das gemißbrauchteſte Wort der deutſchen Sprache paßt — Menſchen! —

Aber was half es, daß ſchon ſo manch Einer zu ſolcher Selbſtſtändigkeit anfängt in der Zeit der Ismen und der Aner? Statt in ſich ſelbſt nach ihrer eigenen Beſtimmung zu forſchen, wurden ſie zu Nachplapperern und nannten ſich, der Mode getreu, bald Nietzſchianer, bald Individualiſten! — und damit glauben ſie ihren Zweck erfüllt zu haben.

Berlin. Dr. Adalbert von Hanſtein.

Mittheilung.

Mit der Buch- und Kunſtkritik werden wir in No. 2 beginnen. Auch ſollen von da ab die wichtigeren Vorgänge auf den verſchiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens allwöchentlich einer kritiſchen Beleuchtung unterzogen werden.

Die Redaktion.

Friedensgesellschaften.

Giebt es Viele, die heutzutage einen Hinweis auf die „segensreiche" Thätigkeit der Friedensgesellschaften und Friedenskongresse anders als mit einem Achselzucken beantworten? Diese Frage müssen wir mit einem entschiedenen „Nein" beantworten. Was uns da vorgespielt wird, kommt einer Komödie sehr nahe. Eine Probe auf die Wirkung dieser modernen Vereine ist bereits angestellt. Der japanisch-chinesische Krieg hat sich entzündet, ohne daß diese Gesellschaften einen Finger gerührt haben.

Aber nein, wir haben Unrecht! Den ganzen Monat Juli hindurch hieß es, jener Krieg werde losbrechen, — alles still! Den ganzen Monat August wurde heftig gekämpft — alles still! Da aber, am 31. August, brachte auf dem sechsten internationalen Friedenskongreß zu Antwerpen Dr. Raqueni (Rom) einen Vorschlag zur Verlesung (wir zitiren den Bericht des „B. T."), daß der Kongreß einen Protest gegen den zwischen China und Japan schwebenden Krieg beschließen und die europäischen Großmächte auffordern möge, die kämpfenden Staaten zu veranlassen, den Streit um Korea einem Schiedsgerichte zu unterbreiten. Auf eine Einwendung, daß es die Geschäftsordnung der internationalen Friedenskongresse verbiete, sich in schwebende politische Fragen zu mischen, erwidert Baron Moret, Ehrenpräsident des Kongresses, ehemaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten Belgiens, daß diese Bestimmung auf den Vorschlag Raquenis keine Anwendung finden könne, worauf derselbe mit Stimmenmehrheit angenommen wurde." Komödie, nichts als Komödie!

Die Minister der europäischen Großmächte werden den Protest mit einem berechtigten Lächeln zu den Akten legen. Und das Publikum?

Nichts Beff'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in . . . Korea
Die Völker auf einander schlagen.
Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus
Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man abends froh nach Haus
Und segnet Fried' und Friedenszeiten.

Nun Nachbar ja! so laß ich's auch geschehen!
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinandergehen,
Doch nur zu Hause bleibs beim Alten.

Wenn diese Verse nicht vor hundert Jahren gedichtet wären, so könnte man sie heute dichten. Aktuell genug wären sie. Und nicht anders als das ganze liebe Publikum haben die Herren vom Friedenskongreß gefühlt, aber anstandshalber muß man doch so thun. Wir, in unserer Naivetät, dachten schon im Juli, als man von den in Sicht stehenden Feindseligkeiten sprach: Nun wird Alles, was Friedenskongreß und Friedensgesellschaft heißt, sich wie ein Mann erheben, in allen großen Städten wird man Meetings veranstalten, man wird dem Volke vorstellen: „wenn ihr

dort draußen Alles ruhig geschehen laßt, dann ist die Chance eines europäischen Krieges um das Zehnfache gestiegen." Aber nichts geschah, Alles blieb still, und jetzt kommt ein Protest — die Mücke protestirt, daß der Löwe das Schaf erwürgt.

Da liegt nun die Frage sehr nahe: was werden die verehrlichen Friedensgesellschaften thun, wenn ein europäischer Krieg in Sicht ist, etwa des Dreibundes gegen den Zweibund? Das ist klar. Der Friedenskongreß wird zusammentreten und sich Kriegskongreß nennen, die Friedensgesellschaften werden sich in Kriegsgesellschaften umwandeln, und sie werden gemeinsam sich zu einer Höhe patriotischer Begeisterung aufschwingen, wie sie noch nie dagewesen ist. Selbst Bertha von Suttner wird Charpie zupfen und an einer neuen Ehrenfahne für das tapferste Regiment mitarbeiten.

Was wäre denn eigentlich die Aufgabe der Friedensgesellschaften? Ein Krieg ist eine schlimmere Krankheit als die Cholera; wenn Beide einmal da sind, lassen sie sich schwer wieder vertreiben, der Krieg weit schwerer als die Cholera. Aber Beiden kann man vorbeugen, der Cholera durch . . . aber das wissen wir genau, in dieser Beziehung geschieht ja alles Menschenmögliche, wie beugt man jedoch dem Krieg vor? Die Regierungen sagen: durch stete Rüstungen. Und man muß es ihnen lassen, wenn dies ein Präservativ ist, so thun sie vollauf ihre Schuldigkeit. Der deutsche Kaiser sagte ferner: dadurch, daß ich mich mit allen Mächten möglichst freundschaftlich stelle, und man muß zugeben, nicht nur, daß dies ein wirklich brauchbares Präservativ ist, sondern daß der Kaiser diese Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, auf die denkbar vollkommenste Weise löst. Soweit wäre alles schön. Nun aber tritt der Fall ein, daß ein Souverain oder ein Volk sich von der benachbarten Macht stark beleidigt fühlt. Die Nachbarmacht verweigerte die geforderte Genugthuung: ein Krieg scheint unvermeidlich. Hier muß die Thätigkeit der Friedensgesellschaften einsetzen. Sie muß durch fortdauernde Agitation es so weit bringen, daß im gegebenen Augenblick die betheiligten Völker wie *ein* Mann gegen den beabsichtigten Krieg protestiren.

Aber nicht genug damit, soweit darf man es schon gar nicht kommen lassen. Die Friedensgesellschaften müßten eine Macht im Staate werden. Alljährlich müßte eine Demonstration zu Gunsten des Völkerfriedens stattfinden. Es schwebt uns so etwas, wie der erste Mai, der Weltfeiertag der Arbeiter, vor. Einen Tag giebt es, an welchem das Wort „Friede auf Erden" in Aller Munde ist. Der 24. Dezember gehört der Familie, der 23. möge dem allgemeinen Wohl gehören. An diesem Tage mögen in allen Orten der civilisirten Welt Versammlungen stattfinden, welche einstimmig bekunden: „Wir wünschen Frieden auf Erden, Frieden überall und um jeden Preis, allgemeine Entrüstung soll diejenigen treffen, welche an dem Friedenszustande zu rütteln wagen."

Um etwas Derartiges zu Stande zu bringen, dazu gehört eine gewaltige Agitation, eine Agitation, wie sie bisher noch nicht im geringsten Maßstabe von den Friedensgesellschaften versucht worden ist.

Und darum sagen wir: „Komödie, nichts als Komödie!" Dr. H.

Ein Katheder-Wunder.

Es geſchehen Zeichen und Wunder: grün ſchlägt es aus am dürren Holze, wie weiland an Tanhäuſers Pilgerſtab —: vom hohen Geſtühle der deutſchen Literaturgeſchichtsgelehrſamkeit herab klingt eine Stimme, die ohne entrüſtetes Brummen und ohne gallſüchtiges Geſiſtel vom heutigen Werden im deutſchen dichteriſchen Schriftthume ſpricht. Ein deutſcher Profeſſor der geiſtigen Naturgeſchichte ſeines Volkes, der nicht blos im Herbarium forſcht, ſondern lebendige Blumen unter die Lupe nimmt — Wunder über Wunder!

Wir haben alle Urſache, dieſes Wunder froh zu nennen, und, ſeit Langem daran gewöhnt, an den deutſchen Kathedern mit Lächeln vorüberzugehen, bleiben wir hier gerne einmal ſtehen und hören mit befliſſener Andacht zu, was dieſe Stimme aus der Katheder-Höhe verkündet. Nicht, daß wir allem beiſtimmen könnten, was wir da vernehmen. Auch hinter dieſer Stimme klappert ein bischen Katheder-reſonanz nach, die den ganz hellen, ganz reinen Ton unmöglich macht, und manchmal will es uns bedünken, als ob der Herr Profeſſor da oben mit ſeinem Kollegen Fauſt den böſen Zwang ſpürte, daß er juſt ſein Innerſtes, Beſtes, wenn nicht verhüllen, ſo doch zum Mindeſten mit blickablenkenden Tüchern behängen müſſe. Aber es wäre unbeſcheiden, mit einem deutſchen Profeſſor durchaus einer Meinung ſein zu wollen, und es wäre unvernünftig, zu verlangen, daß ein deutſcher Profeſſor ſich völlig entkathedere. Aber ohne jede Einſchränkung: wir erweiſen Herrn Profeſſor Berthold Litzmann unſere Reverenz als einem kundigen und als einem ehrlichen und als einem tapferen Manne.

Zumal ſeine Tapferkeit imponirt mir. Ich glaube, daß für einen deutſchen Profeſſor Muth dazu gehört, von den literariſchen Bewegungen des gährenden Heute zu reden, ohne die bekannte Schale über die Häupter der „Modernen" auszugießen, die voll eitel Zornes und Entrüſtung iſt, denn ich bin mir ſicher, daß man es ihm gerade ſo verübeln wird, wie man es anderen Ortes Anderen verübelt hat, daß ſie, gleichfalls ohne ausgiebige Operation mit beſagter Schale, als Pſychologen vom Hypnotismus, als Philoſophen von Friedrich Nietzſche, als Kunſthiſtoriker von moderner Kunſt geſprochen haben.

Aber Herr Berthold Litzmann, Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Universität Bonn, wird sich, wenn anders ich sein Wesen aus seinem Buche*) richtig erkannt habe, darüber zu trösten wissen in dem Bewußtsein, daß er einer Dozentenpflicht genügt hat, die darum nicht weniger Pflicht ist, weil sie von der Mehrzahl seiner Kollegen nicht als solche anerkannt wird. Wäre er freilich noch Privatdozent, so könnte ihm das Unterfangen übel ausschlagen.

Sein Buch scheint mir werthvoll durch das, was es bietet, werthvoller aber noch durch das, was es verspricht. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber mir ist so, als sei es nur eine Abschlagszahlung auf eine größere Gabe, die wir von dem vortrefflichen Dozenten noch zu erwarten haben. Es ist, so möchte ich hoffen, von ihm nur ein Aufklärungsritt ins Neulandgelände, auf raschem Pferde und über die nächsten Höhen hin, und er hat sich, in kluger Erwägung diejenigen Höhen gewählt, die selbst Seiner Exzellenz dem Herrn Philister ins Auge gefallen sind: Die Höhen der modernen Dramatik.

Ich sage: es war klug. Aber dieser Klugheit mußten Opfer gebracht werden. Es konnte auf diese Weise kein umfassendes Panorama entrollt werden, ja, das Wichtigste mußte außer Acht bleiben: die Quellen, aus denen Neuland befruchtet und lebendig geworden ist. Diese Quellen liegen nicht im Drama, und im Drama liegen auch nicht die Keime zu der höchsten Blüthe, die wir von Neuland erhoffen dürfen.

Zweierlei ist besonders erfreulich an ihm. Einmal die Ablehnung aller Schlagworterei und dann die Betonung des Individuellen.

Nichts hat in unserer Zeit des Ueberganges so verwirrend gewirkt, als das, was ich den Ismismus nennen möchte, der Eselsbrückenmißbrauch von allerlei Schlagworten. Man bot den Denkfaulen damit ein allzu bequemes Mittel, schnell fertig zu werden, wenigstens mit dem Munde und sich fröhlich einzubilden, daß man nun auch mit der Sache fertig sei. So gebar ein Ismus den Anderen, und nur das große Schlagwortgebär-Ungethüm, der Ismismus blieb. Man sah kein Werk schlicht an auf seine persönliche Art, sondern man fragte: ist es -istisch? ist es -astisch Zumal die Berufskritiker hatten gute Tage dabei. Die Ismismus-Elle ist ein leichthantirliches Werkzeug, und wer sie recht energisch schwang, galt als

*) Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig bei Leopold Voß.

ganz besonders maßkundig bei Allen, die nur die Elle, aber nicht die Werke kannten.

Litzmann hat den guten Geschmack, dies Werkzeug der kritischen Ellenreiter zu verschmähen und sich nur an die Personen zu halten, die man nimmermehr mit einem Allerweltsmaße messen kann. Er kann sich dabei in den Personen irren, aber wenn er irrt, so irrt er selber als Person und nicht als beschränkter Handwerker, und selbst sein Irrthum hat Anspruch auf Achtung.

Drei Personen sind es vornehmlich, die er innerhalb seines Untersuchungsgebietes als solche betont: Wildenbruch, Hauptmann, Sudermann. Man wird mit ihm diese drei als Persönlichkeiten anerkennen müssen. Nicht deshalb, weil es die drei Erfolgreichsten, sondern weil es die drei in sich Abgeschlossensten sind.

Der Jsmist freilich, wenn er folgerichtig denkt, wird sich nur zu Einem der drei bekennen können, aber er bekennt sich dadurch zu einer Beschränktheit, die nicht kritisch, sondern afterkritisch ist. Wem aber die Bewegung über der Richtung steht, wer Persönlichkeitssinn und nicht bloß Heerdensinn hat, der wird sich, ob er sich auch zu dem Einen mehr hingezogen fühlt als zu dem Anderen, jedes Einzelnen freuen, und er wird dadurch die Fähigkeit gewinnen, auch einmal Den zu erkennen, der die guten Gaben aller Drei in sich vereinigt.

Der, so scheint mir, wird erst der Ganze sein, der Reiche, der Bestimmende. An Den werden sich wohl auch die Ellenreiter nicht heranwagen können. Oder, wenn sie es wagen — was bei ihrer kurzsichtigen Art immerhin möglich ist — werden sie nicht applaudirt, sondern ausgelacht werden.

Litzmann gibt von Jedem der Drei im allgemeinen ein richtiges Bild, d. h. er hebt von Jedem den Hauptzug seines Wesens hervor, den Zug, der ihres Wesens bestimmende Kraft ist.

Mit besonderer Wärme spricht er von Wildenbruch. Es ist viel Herzensdank, der da aus ihm spricht und der den Jüngeren nicht so ganz verständlich sein kann. Aber man thut gut, ihn verstehen zu lernen. Man lernt dann gerechter über den sehr gescholtenen „Hausdichter der Hohenzollern" urtheilen, der doch ein ganzer Mann und ein gutes schönes Stück deutscher Dichter ist. Gewiß, er ist nicht genug Künstler im fortgeschrittenen Sinne. Er hantirt noch zuviel mit dem alten Klapperwerk, das uns hohl klingt, und er malt allzusehr al fresco auch da, wo es besser wäre, intim zu sein. Aber, vergessen wir es doch nicht, was vor ihm die Bühne beherrschte, und übersehen wir es doch auch nicht, wie sehr den besseren

Künſtlern juſt das fehlt, was er im unkünſtleriſchen Uebermaße beſitzt: Temperament, Unmittelbarkeit der Leidenſchaft, Großzügigkeit, dramatiſchen Impuls. Wir wollen uns freuen, daß wenigſtens er nach dem Grabbeſchen Rezepte handelt, das in einem dramatiſchen Helden einen „Kerl" haben will, einen Unbändigen, einen Uebermaßmenſchen.

Gerhart Hauptmann kann das nicht. Seine viel größere Kunſt iſt engbrüſtig im Vergleiche mit der Wildenbruch'ſchen Dramatik, ſeine bekannte Beobachtungsgabe hängt am Interieur ohne Perſpektive, ſeine Gabe der pſychologiſchen Zergliederung ermangelt der ſynthetiſchen Kraft, der Kraft, wuchtig und echt bildneriſch zuſammenzufaſſen. Es fehlt ihm das, was Wildenbruch wenigſtens nach einer Richtung hin beſitzt, das lyriſche Element. Was wir in dem Dichter Hauptmann beſitzen, iſt im Hinweiſe auf ſeine glücklichen Gaben ſoeben geſagt worden. Was wir in ihm noch einmal beſitzen werden, wird vielleicht erſichtlich ſein, wenn er ſeinen Florian Geyer ausgetragen haben wird. Bis jetzt hat ſich, wie Litzmann richtig hervorhebt, ſeine Entwickelung nicht in aufſteigender Linie bewegt. Man hat ſogar, indem man ſie verfolgt, das unbequeme Gefühl wie bei der Beobachtung eines Seiltänzers, der ſich ſeiner Kräfte nicht recht ſicher fühlt. Es war kein kleiner Schreck, ihn im „Hannele" lyriſch ausrutſchen zu ſehen.

Hermann Sudermanns Verdienſt liegt vornehmlich in ſeiner Bedeutung als Proviantmeiſter für den Tagesbedarf der Bühne. Er iſt der dramatiſche Feuilletoniſt, der vom Dichter gerade ſoviel beſitzt, um dem Publikum nicht unangenehm zu werden. Mäkle man nicht an ſeinen Erfolgen! Sie ſind ein großes Glück für uns, und ihnen in erſter Linie verdanken wir es, daß der direkte Schund ſich nicht mehr alleinherrſchend breit macht. Und er iſt ein wirklicher Dramatiker, was auch kein unweſentliches Ding iſt, ſo hübſch und erbaulich es auch klingt, wenn man von den veränderten Bedürfniſſen der modernen Bühne redet, die gebieteriſch eine ganz neue Art Drama erfordere, das berühmte Drama mit der inwendigen Handlung. Gewiß, Sudermann iſt oft zu auswendig; aber das läßt ſich ihm nicht abſprechen, daß er die Mittel ſeiner Art ſouverain beherrſcht, und das iſt für das Kriterium des Künſtleriſchen kein unweſentlicher Punkt.

Litzmann kommt zu ähnlichen Anſchauungen an der Hand eingehender Analyſen der wichtigſten Werke der von ihm als hauptſächlich hervorgehobenen drei Dramatiker. Auffällig iſt dabei, daß er Hauptmanns überragendes Hauptwerk, die „Weber", nur mit ein Paar Worten ſtreift und offenbar nicht beſonders hochſtellt. Er wittert wohl Sozialdemokratie dahinter, und an dieſem Punkt ermangelt er für mein Gefühl des rein

künſtleriſchen Empfindens. Wunderlich! Am Hauptwerke der modernen Dramatik hält dieſer feinſinnige und unerſchrockene Verkünder mit alledem zurück, was uns an ſeiner Art ſonſt ſo froh berührt. Iſt das wieder ein Beweis dafür, daß zu Uebergangszeiten eine Generation die andere gerade im Weſentlichſten nicht voll verſteht?

Verwunderlich iſt auch die völlige Uebergehung Halbes und Hartlebens und die ſehr ungerechtfertigte Nebenbeierwähnung Holz-Schlafs. Ich glaube, daß Hauptmann ein wenig anders über dieſe Beiden denkt, als ſein trefflicher Schätzer auf dem Bonner Katheder, zumal des „beſagten Schlaf“ Meiſter Ölze iſt kein ſo ganz belangloſes Werk, als daß es nicht neben verſchiedenen Stücken Hauptmanns hätte genannt werden dürfen. Dieſe beiden „unerquicklichen“ Erſcheinungen werden ſich aus der Vogelſchau einer ſpäteren literaturgeſchichtlichen Betrachtung viel größer ausnehmen, als ſie unſerm Autor heute erſchienen ſind. Daß er ihr Bild ſo unvollkommen ſah, das hat mit ſeinen giftigen Dämpfen der Jsmismus gethan.

Tegel. Otto Julius Bierbaum.

„Tancirt.“

Skizze von Guſtav Klitſcher.

[Nachdruck verboten.]

In einem der kleineren Berliner Theater, draußen an der Peripherie der Stadt, war Generalprobe angeſetzt. Was man da draußen eben Generalprobe nannte. Fertig war an der Aufführung gewöhnlich noch ſo gut wie gar nichts, und die Vorſtellung zog ſich in Folge der endloſen Wiederholungen vom Abend bis ſpät nach Mitternacht in den frühen Morgen hinein. Aber dennoch erfreuten ſich dieſe Generalproben bei den Eingeweihten großer Beliebtheit. Nicht als ob die Stücke literariſch werthvoll oder die Leiſtungen der Schauſpieler beſonders intereſſant geweſen wären, aber man kam gern, weil man ſich rieſig gut dort draußen amüſiren konnte. Man: ein bißchen Börſe, ein bißchen Armee in Civil, ein bißchen Preſſe. In den dämmerigen Logen des nur wenig erleuchteten Theaters ſoupirte man mit den Ratten — Bayeriſch Bier und Schinken ſtullen, wenn es hoch kam, gab es ſogar Eierkognak und Grogk. Hatte dann das Ballet auf der Szene zu thun, ſo kamen die Schauſpielerinnen ins Parkett hinunter, um ſich's ihrerſeits ſchmecken zu laſſen. Sie waren Alle entweder ſehr alt oder ſehr jung. Die Jungen aber waren faſt Alle ſehr hübſch. Darauf hielt der Direktor. Er bildete ſich auf ſein Verſtändniß etwas ein.

Dr. Edmund Steiner, ſchon lange Theaterkritiker an einem alten Berliner Blatt, kannte dieſe Vorliebe des kunſtſinnigen Bühnenleiters. Und da er kunſtſinnige Bühnenleiter von jeher eifrig unterſtützt hatte, ſo verſäumte er keine Generalprobe dort draußen. Der Gattin gegenüber mußte immer eine wichtige Sitzung im Klub als Entſchuldigungsgrund dienen. Auch diesmal ſaß er wieder auf ſeinem angeſtammten Platz in einer der Proſzeniumslogen. Er wußte, daß der Direktor jetzt mitten in der Saiſon noch einige Neu-Engagements vollzogen hatte, die ihn als Kunſtfreund natürlich aufs lebhafteſte intereſſirten.

„Sagen Se, Direktorchen,“ rief er dem in der Mitte der zweiten Parkettreihe ſitzenden Theaterfürſten zu, der heftig geſtikulirte und wohl zum hundertſten Mal behauptete, das verteufelt ſchandbare Spiel dieſer Probe wäre der letzte Nagel zu ſeinem frühen Zinkſarge, „ſagen Se,

Direktorchen, wer ist denn der reizende kleine Grasaffe da oben, der das Dienstmädchen in der fürchterlich eckigen Weise verarbeitet?"

„'ne Neue" rief der Vielbeschäftigte zurück, „sie kommt gleich 'runter."

Der „Grasaffe" auf der Bühne hatte Frage und Antwort natürlich gehört.

Sie wußte nicht recht, ob sie empört thun sollte oder lachen. Mit einem schnellen scharfen Blick, den sie in die Loge warf, erkannte sie den Doktor, den ihr dienstfertige Kolleginnen längst als höchst wichtige, „kunstsinnige" Persönlichkeit gezeigt hatten Schnell entschlossen lächelte sie, daß man zwei Reihen weißer kräftiger Zähne sah und nickte dem Doktor mit einem Augenzwinkern zu.

Bald darauf saß sie an seiner Seite. Halblaut unterhielten sich die Beiden lange Zeit miteinander bei Bayerisch Bier und Eierkognak. Als der Doktor Punsch von Arrak bestellte, fiel das unter den Habitués des Kunstinstituts allgemein auf, und man begann ernsthaft die großen Chancen zu erörtern, die sich der kleinen Lilli Wahlburg boten. Die komische Alte sagte sehr trocken:

„Wahrscheinlich schickt er sie in ein Erziehungsinstitut für höhere Töchter nach der Schweiz, damit sie Französisch und Kochen lernt. Bei's Theater kann man nie genug können."

Die Beiden in der Proszeniums-Loge kümmerten sich um die Andern herzlich wenig.

„Seh'n Se, liebes Kind," sagte der Doktor, indem er Fräulein Lillis Hände in der Linken hielt und mit der Rechten ihre Wangen streichelte „seh'n Se, Se haben ja im Grunde keine Ahnung von Komödiespielen, aber" — und sein Gesicht nahm einen faunischen Ausdruck an — „aber das ist ja auch nicht nöthig, bei — bei der Fassade."

Fräulein Lilli lächelte wieder, daß man die weißen Zähne sah.

„Also ich bringe Sie an ein anständiges Theater — Sie verstehen, an ein größeres, meine ich — und dann werden Sie eben lancirt."

Er strich sich den Bart und lachte.

„Sie glauben gar nicht, was man in Berlin Alles machen kann."

Das Mädchen nickte nur. Der Inspizient rief nach ihr, aber als der Doktor sie aus der Loge geleitete, fiel sie ihm in dem dunklen Hintergrunde ungenirt um den Hals und küßte ihn mitten auf den Mund. —

* * *

Einige Tage später saß Doktor Steiner mit dem Direktor des anständigen Theaters, von dem er der Schauspielerin gesprochen hatte, in einem Restaurant in der Friedrichstraße.

„Ja, ja, direttore, ich ſage Ihnen, Sie können das Mädchen ruhig nehmen. Das iſt 'ne Nummer. Alſo in Ordnung — ja?!“

Der Direktor zuckte die Achſeln.

„Wenn Sie meinen, Herr Doktor, iſt's ſelbſtverſtändlich in Ordnung, aber — natürlich — Gage is nich.“

Der Doktor blies das Streichholz aus, mit dem er ſich eine neue Zigarre angeſteckt hatte.

„Bin ich ein Kind? Glauben Sie mir, von dem Mädchen wird ſoviel geſprochen werden, daß ſie ohne Gage leben kann, und daß Sie noch mehr an ihr verdienen, als das bißchen geſparte Handſchuhgeld, das Sie jetzt nicht 'rausrücken wollen.“

„Alſo abgemacht, lieber Doktor. Für Sie thue ich ja alles. Sie freilich unterſtützen mich nicht immer in meinem idealen Streben, jungen Talenten den Weg zum Publikum zu bahnen.“

Steiner ſah den Direktor durch die Zwickerränder ſcharf an.

„Alles nach Recht und Billigkeit, Theuerſter. Was gut iſt, wird gelobt, was ſchlecht iſt, getadelt. Das iſt der Lauf der Welt.“

„Sehr richtig. Aber man muß doch auch ein menſchlich fühlend Herz im Buſen tragen. Was halten Sie z. B. von dem neuen Schwank, mit dem ich in der nächſten Zeit herauskommen werde — von dem Kleinen — na —“

„Ach ich weiß ſchon — von — na ja — Sie meinen „Schwiegerpapa“. Na hören Sie, Direktor, öfters verſtehe ich Sie nicht. Das iſt ja eine ganz ausgefallene Sache. Bis zum dritten Akt bin ich gekommen, aber dann habe ich die Abſchrift, die Sie mir geſchickt haben, in die Ecke geworfen.“

„Aber, lieber Doktor, die Geſchichte kann mich eine Stange Gold koſten, — das Stück ſteht —“

Steiner drehte ſeine Zigarre zwiſchen den Fingern und betrachtete ſie angelegentlich. Dann trank er ſeinen Reſt Pilſener aus.

„Proſt! — Vielleicht macht's der vierte Akt. Ich werde ihn noch leſen. Und außerdem, lieber Direktor, Sie wiſſen: ein paar Striche und Aenderungen thun bekanntlich oft viel. Alſo — — auf Wiederſehen.“

Er ging. Noch am ſelbigen Abend ſchrieb der Direktor des anſtändigen Theaters an den Autor des „Schwiegerpapa“ einen Rohrpoſtbrief, in dem von dem neuen Stück, von Frl. Lilli Wahlburg und Dr. Steiner die Rede war.

* * *

Am Mittag des nächsten Tages erschien der Dichter auf der Redaktion und ließ sich in das Arbeitszimmer des großen Kritikers führen. Nach höflicher Begrüßung begann er in sichtlicher Erregung:

„Mein werther Herr Doktor, ich komme, um Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen. Sie haben mein Stück gerettet."

Steiner bemühte sich vergeblich, seine Ueberraschung zu verbergen.

„Ich habe gestern Vormittag," fuhr der Andere fort „zum ersten Mal Fräulein Lilli Wahlburg spielen sehen. Wie man mir sagte, haben Sie dies große ursprüngliche Talent zu uns gebracht. Sie muß meine Soubrettenrolle kreiren. Das wird ein Bombenschlager. Sie glauben gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin."

Der Doktor äußerte die Hoffnung, daß sich die großen Erwartungen des Dichters bewahrheiten möchten.

„Aber sicherlich, sicherlich," sagte dieser. „Die hält das ganze Stück. Passen Sie auf, die kleine Wahlburg wird einmal unsere zweite Ernestine Wegner."

„Meinen Sie?" erwiderte Steiner. „Ich persönlich bin ja ganz Ihrer Ansicht: ein echter Stein, der nur erst geschliffen werden muß. A propos: Ich habe Ihr Stück gelesen. Im Anfang ein paar Längen, aber die letzten Akte — à la bonheur. Besonders die Chose, wo die kleine Soubrette im Kreise der Studenten das Lied singt, das war die scène à faire, um mit dem Collegen Sarcey zu reden. Ich gratulire."

Der Dichter dankte. Man tauschte ein paar Worte über das Stück. Der Autor fragte den gewaltigen Mann um Rath und erbat sich Abänderungsvorschläge. Dann ging er.

Steiner vollendete einen Brief, der angefangen vor ihm lag. Zum Schluß schrieb er:

„Also auf Wiedersehen, liebe kleine Miesekatze. Es ist Alles in Ordnung. Näheres mündlich heut Abend.

Dein

E.

* * *

Einige Tage vor der Première fragte der Direktor des anständigen Theaters seinen Sekretär:

„Was für Billets sind für Doktor Steiner reservirt?"

„Wie immer, die Eckplätze, dritte Reihe, Parkett rechts, Herr Direktor."

„Schicken Sie die Mittelplätze der Parkett-Proszeniumsloge."

Im Fortgehen sang er leise vor sich hin: Ach er hat — sie ja nur . . . — .

Der Tag der Première kam heran. Säulenanschläge hatten schon eine Woche lang vorher für das neue Stück und das Debut von Lilli Wahlburg Stimmung gemacht. Am Morgen des großen Tages erschien in dem Blatte, an dem Doktor Steiner als Referent wirkte, ein Feuilleton-Artikel, der eine Art Biographie der jungen Künstlerin brachte. Da las man, wie das Mädchen in Brandenburg a. d. Havel als Tochter eines ehrbaren Schneidermeisters gelebt hätte, bis der Vater sie an einen ebenso ehrbaren Schneider verheirathen wollte. Wie sie den Trieb zur Kunst in sich gespürt hätte, nach Berlin zu Verwandten entflohen wäre, sich Dank ihrer außerordentlichen Kunstfertigkeit mit Sticken ernährt und doch noch Zeit genug gefunden hätte, sich zur Schauspielerin auszubilden und auf Liebhaberbühnen aufzutreten. Wie sie dann von dem Direktor entdeckt worden wäre, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte ꝛc. ꝛc.

Halb Berlin las den rührenden Artikel und nahm ihn ernst. Die Stimmung war gemacht. Am Abend war das anständige Theater ausverkauft, ohne daß der Direktor allzu viel Freibillets hatte verschenken müssen.

Lilli Wahlburg spielte noch immer ein bißchen eckig, wie früher dort draußen, und ihr Gesang war hin und wieder nicht rein. Aber ein tüchtiger Regisseur hatte ihr eine gewisse Bühnensicherheit eingebläut, die bei einer Anfängerin überraschte. Das Publikum wußte nicht, was es aus der Debütantin machen sollte. Sie sollte so großartig sein, das stand doch in der Zeitung, und nun konnte man die großartigen Vorzüge nicht gleich entdecken. Aber man bemühte sich redlich, sie ausfindig zu machen.

In der ersten Pause trat Dr. Steiner zu bekannten und unbekannten Gruppen heran:

„Nicht wahr, meine Herrschaften, dieses ‚bon garçon‘, dies Jungenhafte, ja, sagen wir dies Lümmelige — nicht wahr, das ist nature, das ist charme, seit den Zeiten der seligen Tini haben wir uns danach gesehnt —“

Traf er einen jüngeren Collegen, so sagte er nur mit wohlwollendem Lächeln:

„Ja, mein Bester, Sie haben die Zeiten der Ernestine Wegner nicht mehr erlebt. Hier haben Sie einen Ersatz. Das ist burschikoses, aber wirkliches, wahres Leben, — das muß Ihnen doch durch Mark und Bein gehen.“

In den folgenden Akten verstand das Publikum Lilli Wahlburg. „Bon garçon, lümmelhaft, aber reizend, entzückend, nature,“ flüsterte man sich zu. Das Schlagwort war gefunden. Die Nachfolgerin von Ernestine Wegner hatte einen schönen Erfolg.

Die Blätter, für welche junge Leute ſchrieben, brachten enthuſiaſtiſche Lobeserhebungen für die zweite Tini. Andere waren ein wenig reſervirter, alle aber konſtatirten das urwüchſige Talent. Steiner hatte dies und jenes zu tadeln, dann aber kam eine lange Auseinanderſetzung über die natürliche Begabung zur wahren Kunſt und das Facit: eine phänomenale Erſcheinung, eine ſehr phänomenale Erſcheinung, eine noch phänomenalere Erſcheinung. Von der zweiten Erneſtine Wegner ſchrieb er Nichts. Das Wort hatte er der Meute vorgeworfen, und die hatte ihre Schuldigkeit gethan. —

Eine Woche ſpäter ſaß der Direktor des anſtändigen Theaters mit einigen ſeiner erſten Kräfte, darunter auch Lilli Wahlburg, in einem Weinreſtaurant unter den Linden. Steiner kam herein mit ſeiner Frau am Arm. Als er die Künſtler erblickte, ging er ohne Zögern geradenwegs auf ihren Tiſch zu.

„Du kennſt die Damen und Herren, nicht, Martha? Hier aber, unſer neuer ſtrahlender Stern, Frl. Wahlburg. Du haſt ſie ja neulich auch bewundert.“

Die Schauſpielerin reichte der Dame die Hand. Im Laufe des Geſprächs ſagte ſie zu ihr:

„Wie ich Sie beneide, gnädige Frau! Wie glücklich müſſen Sie ſein an der Seite eines ſo bedeutenden, allgemein geſchätzten und geachteten Gatten.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein ſtiller Beobachter, der am Nebentiſche geſeſſen hatte, ſtand auf und ging fort. Draußen athmete er die friſche kühle Nächtluft in langen Zügen ein:

„Pfui Teufel! — Zu Bols, Kutſcher.“

Realiſtiſches.

Eines Tages, als ſie ein paar neue Kleider für den Winter haben wollte, ſagte er ihr: „Ich habe Nichts mehr“ — „Was?“ — „Ich habe kein Geld mehr; Du haſt Alles ausgegeben.“

Sie lachte hell auf. Dann wurde ſie böſe: — „Glaubſt Du, ich hätte es nicht gemerkt, daß Du anfängſt zu knauſern? — Weißt Du, mein Lieber, ſo haben wir nicht gewettet.“ — „Du wirſt es ja ſehen. Kennſt Du das da?“ —

Er zeigte ihr ein paar Wechſel.

— „Das ſind Wechſel!“ — „Fünftauſend — zwei . . . und morgen fällig. Ich habe keine hundert Mark“ — „So ſchaff was!“ — „Das iſt ausſichtslos. Ich habe Nichts mehr, nicht einen Pfennig. Es iſt Alles draufgegangen . . . .“

Alſo ſteht es wörtlich zu leſen in Heinz Tovotes Roman: „Das Ende vom Liede“ (Berlin W. F Fontane und Co 1894). Seite 259 Kap 87. — Dieſe wenigen Zeilen ſtellen eine glänzende Rechtfertigung des Realismus dar, zu deſſen berufenen Vertretern Herr Heinz Tovote von ſeinen guten Freunden und von ſich ſelbſt gerechnet wird. Den Realiſten wird zum Vorwurf gemacht, daß ſie das Leben ſo ſchildern, wie es iſt, daß ſie mit Vorliebe des Lebens unterſten Schlamm und Schmutz aufwühlen, und dem Leſer all das Häßliche, was ſie dabei an die Oberfläche fördern, unverhüllt zeigen. Das iſt eine Verleumdung. Heinz Tovote hat nicht einmal das Wechſelrecht durchſtöbert. Er iſt zartfühlend genug, eine leidige Wechſelangelegenheit anders darzuſtellen, als ſie im gewöhnlichen Leben zu verlaufen pflegt. Einer ſeiner Helden (Jan Zepka) zeigt, wie wir geſehen haben, ſeiner Geliebten zwei Wechſel, die er morgen erſt einlöſen ſoll, die er aber — ſo will es der zartfühlende Herr Tovote, um den guten Jan ja nicht in Verlegenheit zu bringen — heute bereits in Händen hat. Im gewöhnlichen Leben pflegt es anders zu ſein. Da werden einem dieſe nichtsnutzigen Papierchen erſt am Tage des Verfalles präſentirt und wenn man ſie dann nicht einlöſen kann, wird hinterher Proteſt aufgenommen und alsbald die Wechſelklage angeſtrengt, und binnen wenigen Tagen hat man den Gerichtsvollzieher im Hauſe.

Man kann nicht gut annehmen, daß Heinz Tovote von der Technik des Wechſels ſo gar Nichts verſteht. Sollte dies aber dennoch der Fall ſein; ſollte er im Konverſationslexikon des Lebens, das er mit heißem Bemühen zu ſtudiren vorgiebt, noch nicht bis zum Buchſtaben W. gekommen ſein, ſo möge er es ruhig zuklappen. Etwas Naivetät ſteht einem jungen Manne immer gut zu Geſichte . . .

Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myfing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Dingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind nur zu richten an den Vorstand des Vereins oder an

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Digitized by Google

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.
17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Mez & Söhne,

Freiburg, Baden,

empfehlen ihre luftdurchlässigen und deshalb allem zweckmäßigen

Netz- und Zellenstoff-

Unterkleider aus Seide, Wolle oder Baumwolle. **Kettenkrepp-Unterkleider aus Schappseide,** die gesunde und angenehm und **Dr med. Walser's Chinagras-Wäsche in Krepp- und Zellenstoff.** Prospekte postfrei zu Diensten.

Thaler!

Ernst Schuster, Berlin W. 57
Bülowstraße 66

Münzen und Medaillen

Spezialität: **Thaler und Doppelthaler**

feinen Katalog, Anfragen m. Rückporto erb.

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei, vers. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc incl. Packung zu Tagespreisen.

Erste Referenzen.

H. Klopp, Marne (Holstein).

Gebr. Grumach, Berlin C.

Königstrasse 57a

Fabrik und Lager

von

Strickgarnen, Strumpfwaaren, Trikotagen u. Fantasie-Artikeln.

Wir empfehlen ganz besonders unser reich sortirtes Lager in

Normalhemden, Jacken und Beinkleidern für Herren und Damen

System Prof. Dr. Jäger und Dr. Lahmann.

Grosse Auswahl in gestrickten

Herren-Jagdwesten, Jagdgamaschen und Handschuhen.

Alle Arten von Strümpfen für Herren, Damen und Kinder

in Seide, Wolle, Fil d'Ecosse und Baumwolle.

Spezial-Geschäft für Theater-Trikots und Sport-Artikel.

Eigene Ateliers für

Kostüme, Kinderkleidchen u. Trikot-Knabenanzüge.

Streng feste Preise.

Man verlange die 88 Seiten starke illustrirte Preis-Liste.

Lieferanten des Berliner Lehrer-, Offizier- und Beamten-Vereins.

Annoncen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Petitzeile.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

FABRIK MARKE

Billige, dauerhafte

Dächer

werden auf leichte Weise aus

Andernachs Rollen-Asphalt

hergestellt. Muster, Anleitung, Preise **postfrei** und **umsonst.**

A. W. Andernach in Beuel am Rhein.

Dr. med. Lütje's

Hantel-Pessar

ist ein

Talisman

— für jeden —

Hæmor- ◆ ◆ rhoidarier.

Die Schmerzen, das Jucken u. Brennen, sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

Aerztliche Anerkenn. u. wissensch Abhandl. **grat.** und **freo**

Zu beziehen durch **Evens & Pistor,** Vereinigte Verbandstoff-Gummiwaaren- u. Instrumentenfabriken, Cassel (Hessen).

Caligula

Claudius, Messalina und Agrippina.

Mit 53 Illustrationen von

Victor Duruy,

früh. Unterrichtsminister 2c.

Aus dem Französischen von

Prof. Dr. **G. Herzberg.**

10 Bog. gr. 8°. Preis *M* 1.50.

Nero in Wort und Bild

vom gleichen Verfasser.

Mit 60 Illustrationen und Tafeln. ca. 12 Bog. à 8 S. gr. 8°. Preis *M* 1.50.

Schmidt & Günther, Leipzig.

Nervenschwäche

und deren Folgezustände: Angstgefühl, Appetitlosigkeit, Gedächtnißschwäche, Gemüthsverstimmung, Herzklopfen, Magenschwäche, Ohrensausen, Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Schwindel, Uebelkeit, Zittern der Glieder 2c. beseitige ich auch in den hartnäckigsten Fällen

Heyden,

Chemiker und Nervenspezialist.

Hamburg.

Viel Vergnügen

bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates,** für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparate schon von 10 *M* ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,

Hohenstein-E. 9. Sachsen.

100 seltene Briefmarken!

von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Mexic., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschieden — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preisl. gratis.

Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.

E. Hayn, Naumburg (Saale).

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 57; Redaktion Karl Schneidt in Berlin

Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 2 | 13. Oktober 1894

Aufklärung und Religion.
Zur Krankheit des Zaren. Intimes aus St. Petersburg. Von Gläb Stolow.
Ernst Renan als Mensch. Von Jules Simon.
Im Zeitalter der „Jamen" und „Aner". Von Dr. Adalbert von Hanstein.
Polizei und Verbrechen. Von Dr. Franz Görres.
Hamburger Brief. Von Thersites.
„Parnaß A.-G."
Die ersten drei Segenswünsche. Der „Kritik" dargebracht von Herrn Maximilian Harden in Berlin, Herrn F. Lehmann in Berlin und einem Hamburger Anonymus.
Im Zeichen der „Kunst". Von August Kruhl.
Berliner Kaleidoskop.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

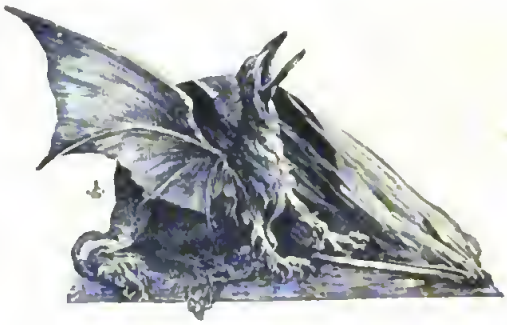
Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Berlin W. 30

Verlag von Hugo Storm

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:
Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Pingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind nur zu richten an den Vorstand des Vereins oder an

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 13. Oktober 1894

I. Jahrgang | Nr. 2 | Jahrgang I

Aufklärung und Religion.

In der jüngsten Zeit floß uns fast alle geistige und politische Anregung aus Reden zu, die bei mehr oder weniger bedeutsamen Anlässen gehalten wurden. Diese Reden waren sehr ungleich in Bezug auf ihren inneren Werth und wurden auch von der Presse ziemlich ungleichmäßig behandelt. Die weniger wichtigen und minder inhaltreichen wurden mit einer Umständlichkeit breit getreten und mit einer Beflissenheit kommentirt, auf die ihnen von Rechts wegen ein Anspruch gar nicht zustand; die wichtigeren dagegen wurden kaum beachtet, wurden mit wenigen Worten abgethan.

Im ungarischen Magnatenhaus wurden gewaltige Redeschlachten geschlagen in dem Kampfe um die Reform der kirchenpolitischen Gesetzgebung. Ein Großwürdenträger der katholischen Kirche zeigte sich uns dabei als ein Mann von jener Humanität der Gesinnung und jener Urbanität der Verkehrsformen, die das sichere Kennzeichen sind eines großen und freien Geistes. Für den waschechten radikalen Parteifex, der die Menschen eintheilt in Parteigenossen und Lumpenkerle, muß es geradezu kränkend gewesen sein, aus dem Munde eines hervorragenden Dieners der katholischen Kirche so vernünftige Ansichten zu vernehmen, wie diejenigen, die bei diesem Anlaß ein Kardinal verlautbaren ließ.

Dieser frei und vornehm denkende Mann ist kein Fanatiker. Er hält nicht jeden Ungläubigen für einen verworfenen Menschen,

dem, einzig ob seines Unglaubens, alle Verbrechen und alle Schandthaten zuzutrauen sind, sondern er räumt gern ein, daß ein ungläubiger Mann noch lange nicht unmoralisch zu sein brauche. Ein wahrhaft gebildeter Mann besitze in der Bildung seines Verstandes und seines Gemüthes eine genügend starke sittliche Direktive, die auch die Religion und ihre Moralvorschriften zu ersetzen vermöge. Dieser Behauptung fügte er dann allerdings die von seinem Standpunkt aus sehr begreifliche Einschränkung hinzu, daß die ungebildete und zum großen Theil rohe Masse dagegen, wenn sie den Glauben verliere, meist auch den letzten sittlichen Halt einbüße.

Wenn man vorurtheilsfrei zu diesen Ansichten des ungarischen Kirchenfürsten Stellung nimmt, so muß man einräumen, daß der Mann nicht ganz Unrecht hat. Wenn die ungebildete, rohe Volksmasse den Glauben verliert, ohne daß sie Ersatz dafür findet im Wissen, in der größeren Disziplinirung ihres Denkvermögens und in einer planmäßigen Erziehung zu höherer Gesittung, so hat sie thatsächlich an sittlichem Halt verloren. Der moralische Rückhalt, den der Glaube denen zu bieten vermag, deren Religion mehr ist als gedankenloses Lippenwerk, ist nicht zu unterschätzen. Daraus ergiebt sich aber noch lange nicht als unabweisbar die Schlußfolgerung, daß dem Volke die Religion mit allen Mitteln der Gewalt erhalten werden müsse. Man kann vielmehr aus den gleichen Erwägungen heraus ebenso gut die Forderung aufstellen, daß es höchste sittliche Pflicht ist, in Zukunft weit mehr als bisher für die Hebung der Volksbildung und Volksaufklärung zu thun.

Dies ist außerdem aber auch ein nicht zu umgehendes Gebot wirthschaftlicher Nothwendigkeit. Die infolge der gewaltigen Fortschritte auf technischem Gebiete immer komplizirter sich gestaltenden Produktionsmethoden stellen fortwährend höhere Ansprüche an die Intelligenz der Arbeiter. Das gilt nicht nur für die industriellen, sondern auch für die landwirthschaftlichen Betriebe. Thöricht ist es, anzunehmen, daß die moderne Produktion auf die Dauer mit geistig auf einer niederen Stufe stehenden Arbeitern auskommen könne. Die wirthschaftliche Nothwendigkeit wird daher einen heilsamen Zwang ausüben.

Größere Bildung für Alle! so wird das Losungswort der Zu-

kunft lauten. Aber es ist durchaus nicht gesagt, daß unter der zunehmenden geistigen Entwickelung des Volkes die Religion nothgedrungen zu leiden haben werde. Im Gegentheil: es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, daß eine geistig höher stehende Bevölkerung viel intensiver ergriffen werden wird von dem unbezwingbaren Drange nach immer weiter um sich greifender Erkenntniß, und daß sie naturgemäß versuchen wird, auch jene dunklen Gebiete, die jenseits der Grenzen positiven Wissens liegen und die die wissenschaftliche Forschung noch nicht erschlossen hat, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Besonders dann, wenn Hand in Hand mit der steigenden Volksbildung eine größere Antheilnahme des Volkes an den durch die gemeinsame Arbeit erzeugten Genüssen sich naturgemäß ergeben würde, wenn der Geist der breiten Massen einmal nicht mehr niedergedrückt wäre durch die nagenden Existenzsorgen, die jeden geistigen Aufschwung hindern, die des Geistes Spannkraft lähmen — dann würde sicher ein lauter Aufschrei der geistig Hungernden durch die Welt gehen und die Bedürfnisse des Gemüthes würden mit elementarem Nachdruck Befriedigung heischen. Der metaphysische Drang im Menschen tritt um so stärker hervor, je mehr die materiellen Sorgen in den Hintergrund treten und je mehr dadurch die volle Entfaltung idealistischer Triebe begünstigt wird.

Die Religion ist noch keineswegs abgethan. Nicht: Aufklärung oder Religion? — sondern: Aufklärung und Religion! — heißt das Feldgeschrei der Zukunft. Allerdings wird die Religion der kommenden Zeit sich mehr und mehr den Bedürfnissen des Lebens anpassen müssen. Nicht im starren Dogmenglauben und nicht im inhaltlosen Zeremoniendienst, auch nicht im Streit um des Wortes und des Buchstabens genaueste Deutung wird sie ihres Wesens tiefsten Inhalt zu suchen haben, sondern die höchste Veredelung menschlicher Wechselbeziehungen muß ihres Strebens Endziel sein. Den lodernden Feuerbrand der Menschenliebe soll sie in den Herzen ihrer Anhänger entzünden und dadurch einen nicht unwesentlichen Theil der Vorbedingungen schaffen helfen für eine allmähliche Lösung der großen Menschheitsaufgaben.

K. Sch.

Zur Krankheit des Zaren.

Intimes aus St. Petersburg.

Ueberall, sowohl bei der gewöhnlichen Wintparthie*), als auch hinter einem Wódotschka**) oder einer Tasse goldgelben Thees im Traktir tauscht man, geheimnißvoll flüsternd, die stereotypen Redensarten aus: „Nu tschto, dälo prócho!“ (Nun, die Sache steht schlimm!) „Da, gowoiját!“ (Ja, man behauptet so!) Und diese kurzen Bemerkungen genügen zur allgemeinen Verständigung; nur ein Unvorsichtiger wird den Mund voll nehmen, wird Namen nennen und deutlicher sein. Wimmelt es doch ringsum von geheimen Polizeiagenten, sodaß man niemals weiß, wen man vor sich hat! In allen Schichten der Gesellschaft sind sie vertreten, besonders unter den Studenten.

Die oben angeführten kurzen Redensarten beziehen sich auf die schlimmen Nachrichten von der Erkrankung des Zaren. Der „Prawitelstwénni Wästnik“ (Reichsbote) bringt zwar ein Bulletin, in dem es heißt, daß der Zar an den Folgen der Influenza kranke, und daß das ausgebildete Nierenleiden nach der Ansicht der Professoren Sachárin und Leyden nur einen Aufenthalt im Süden erfordere, aber es gilt als zuverlässig, daß die Krankheit sehr besorgnißerregend ist, und daß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen muß. Zu dem physischen Leiden gesellen sich bei dem Zaren noch eine außerordentliche Erregtheit, eine nervöse Unruhe und ein maßloses Mißtrauen. Schon vor etwa drei Jahren, als ich Gelegenheit hatte, mit einem mir befreundeten kaiserlichen Kammerherrn, dem Grafen L., zu sprechen, erzählte derselbe sehr sonderbare Dinge. Da ich den Grafen L. als einen Ehrenmann kenne und von anderen Seiten seine Behauptungen bestätigen hörte, gebe ich sie hier wieder. Er erzählte u. A., daß der Kaiser sich in der Nacht nicht schlafen legt, sondern in seinem hell erleuchteten Kabinet arbeitet oder sich sonstwie beschäftigt, um sich erst bei Tagesanbruch zur Ruhe zu begeben, daß er, wenn er von einem Zimmer in das andere tritt, mit einem Ruck beide Flügelthüren öffnet . . . . und wehe, wenn Jemand dahinter steht! Seine Laune ist dann auf Stunden hinaus verdorben! . . . Ich selbst habe ihn mehrmals an der Seite der Kaiserin vorüberfahren sehen und stets wahrnehmen können, daß er in gebückter Haltung dasaß und nach beiden Seiten mißtrauische, schielende Blicke warf.

Im Auslande tritt der Kaiser, wie allgemein behauptet wird, viel freier auf.

Wie das letzte Telegramm berichtet, ist der Monarch mit der Kaiserin

*) Beliebtes Kartenspiel. **) Ein Gläschen Schnaps.

und den kaiserlichen Kindern in Begleitung des berühmten russischen Klinikers, Professor Grigori Sachárin und seines Assistenten, Dr. Popow, glücklich in Yalta angekommen. Als Ziel der Reise gilt Korfu mit seinem sehr milden Klima.

Wenn überhaupt noch etwas zur Hoffnung auf die Wiederherstellung des kranken Herrschers berechtigt, so ist es der im Ganzen kräftige Körperbau des noch nicht fünfzigjährigen Zaren. Allerdings haben die beständigen Aufregungen ihn stark mitgenommen.

Wenn unter den Männern sich viele über das schlechte Befinden des Kaisers mehr mit Neugier, als mit Bedauern äußern, so wird von der weiblichen Bevölkerung der Zar aufrichtig bemitleidet, und Hunderttausende von Gebeten steigen täglich für seine Genesung zum Himmel auf. Die Frauen Rußlands verehren in dem Zaren nicht so sehr den Herrscher von Gottes Gnaden, als den liebevollen und treuen Gatten der Zarin und den sorgsamen Vater der kaiserlichen Kinder. Und, das muß man sagen, der Kaiser ist zweifellos ein gutherziger Mann. Aber gerade aus dem Grunde, aus dem die weibliche Bevölkerung ihn so verehrt und liebt, zürnt so mancher Sohn des weiten russischen Reiches dem Herrscher, weil sich nämlich dieser nur zu sehr von der Zarin beeinflussen läßt.

Nach hartnäckigen, sich seit Jahren behauptenden Gerüchten gilt es als beinahe sicher, daß nur ein Kind der kaiserlichen Familie nicht die volle Liebe der Eltern genießt, und das ist gerade der Thronfolger, der Großfürst Nikolai. Vor mehreren Jahren hatte ich einmal Gelegenheit, auf einer Reise im Eisenbahnwagen die Unterhaltung einfacher Bürger mit anzuhören. Das Gespräch drehte sich um den Zaren, den sie darin den „Gelben" nannten. Eine Bemerkung, die einer dieser Bürger hinwarf, war so charakteristisch, daß sie mir noch heute im Gedächtniß haftet. Der Mann behauptete nämlich, der Zar sei für den Thron nicht erzogen und ganz unvorbereitet zur Regierung gekommen.

Ich führe diese Bemerkung nur deßhalb hier an, um darauf hinzuweisen, daß man von unserem Thronfolger genau das Gegentheil behauptet, wenn man auch hinzufügen muß, daß die panslavistischen Kreise, denen leider die Zarin ein geneigtes Ohr schenkt, alles Erdenkliche aufgeboten haben, um den Zarewitsch so unerfahren als möglich zu erhalten. Der unruhige Geist des letzteren jedoch hat ihnen schon so manchen Streich gespielt. Und der Großfürst-Thronfolger hat sich mit sozialen Verhältnissen soviel beschäftigt und so vertraut gemacht, daß ihn die kirchliche oder panslavistische Partei überall lieber sehen würde, als auf dem russischen Thron.

* * *

Einen ehrlichen Freund und Gesinnungsgenossen besitzt der Großfürst-Thronfolger in seinem Großonkel, dem Großfürsten Michail Nikolajewitsch, der jetzt der Schwiegervater seiner ältesten Schwester, der Prinzessin Xenia, geworden ist. Der Großfürst Michail Nikolajewitsch gilt unbestritten als das gebildetste und begabteste Mitglied der kaiserlichen Familie.

Mit der größten Spannung verfolgt hier die ganze Bevölkerung alle Nachrichten über den Verlauf der Krankheit des Herrschers. Und diametral entgegengesetzt sind die Empfindungen, die die verschiedenen Klassen und Parteien dabei hegen.

Es giebt in Rußland eigentlich nur zwei Parteien: Die Panslavisten oder Konservativen und die Sápadniki (Anhänger der westlichen Kultur) oder Liberalen. Die ungeheure Menge der ländlichen Bevölkerung, ungefähr neunzig Millionen Seelen, gehört weder der einen noch der anderen Partei an. Und diese Millionen Menschen sind blinde, urtheilslose Verehrer des Zaren und des kaiserlichen Regimes. Die beiden Parteien haben ihre Anhänger unter dem Adel, der Geistlichkeit, den reichen Großkaufleuten, Beamten, Kleinbürgern, Studenten u. s. w.

In jüngster Zeit hat es sich ergeben, daß sich ein großer Theil des höheren Adels, der intelligenten Stände und der Kleinbürger zu liberalen Ansichten bekennt, wogegen der größere Theil der Geistlichkeit, der Kaufmannschaft und der Beamtenwelt konservativen und panslavistischen Ideen huldigt. Die panslavistische Partei besitzt in dem Oberprokurator der heiligen Synode, Konstantin Pobädonószew, einen allgewaltigen Vertreter ihrer kulturfeindlichen Bestrebungen, der einen unbeschränkten Einfluß auf die Zarin und den Zaren zu besitzen scheint. Und das ist um so schlimmer, als dieser Mann rücksichtslos, äußerst energisch und konsequent ist. Er bildet die Säule des jetzigen Regimes, und die meisten hohen Würdenträger sind nur blinde Werkzeuge seines Willens.*) Nicht gerade der schmeichelhaftesten Zunamen erfreuen sich im Volksmund diese Würdenträger!

Wie weit die Macht Pobädonószews reicht, mag aus Folgendem erhellen: Vor einigen Jahren wurde im Reichsrath, der bekanntlich nur berathende Stimme hat, ein Gesetz besprochen, für dessen Verwerfung fast alle anwesenden Mitglieder, mehr als fünfzig an der Zahl, unter ihnen der Großfürst Michael Nikolajewitsch, eintraten. Da erhob sich plötzlich Pobädonószew und erklärte, die Annahme des Gesetzes sei der Wunsch des Kaisers. — Mithin trat dieses Gesetz in Kraft gegen die Ueberzeugung fast sämmtlicher Reichsrathsmitglieder.

Die liberale Partei vermag nur selten ihrer Stimme Geltung zu verschaffen und die wenigen echt liberalen Blätter, zu denen wir vor Allem die „Peterburgskija Wädomosti" und die „Rússkija Wädomosti" zählen, sind gezwungen, die allergrößte Vorsicht zu üben, um nur ihre Existenz, die an einem Haare hängt, aufrecht zu erhalten.

Ich will hier nicht sagen, daß, wenn die konservative Partei um das Leben des Kaisers aufrichtig bangt, weil sie in ihm den Schutz und Schirm ihrer Bestrebungen sieht, die liberale Partei es etwa weniger thut, denn die Unzufriedenheit mit der sozialen Lage und der inneren Politik richtet

*) Die in Deutschland neuerdings von Leuten, die Nichts davon verstehen, geflissentlich verbreitete Ansicht, als ob P. wegen eines gelegentlich geäußerten unbedachten Wortes allen Einfluß beim Zaren eingebüßt habe, entbehrt jeglicher thatsächlichen Begründung. D. V.

sich lediglich gegen die Umgebung, nicht gegen die Person des Monarchen. Das aber mag zugegeben werden, daß die liberale Partei sich selten von einem Herrscher soviel versprochen hat, wie von dem jetzigen Thronfolger.

Die Liebe dieser Partei und des Volkes zum Zarewitsch äußerte sich in ungeahnter Heftigkeit und Herzlichkeit, als die Kunde von dem Attentat, das in Ostasien sein Leben gefährdete, hier eintraf. Man hielt den Athem an vor Entsetzen, man war starr bei dieser Nachricht! Um so größer und vollständiger war der Jubel, als man sich Gewißheit verschafft hatte und erfuhr, daß der Zarewitsch unbeschädigt geblieben sei. Es waren damals die unmöglichsten Gerüchte in Umlauf. Man behauptete sogar, das Komplot sei von Rußland aus angezettelt worden, und es fiel manch' hartes Wort darüber, daß man den Zarewitsch nicht von einer so gefährlichen Reise zurückgehalten habe.

Der Thronfolger ist über seine Jahre hinaus ernst, scheint selbstständig zu sein und einen festen Willen zu besitzen. Die konservative Partei verehrt in ihm nur den rechtmäßigen Erben des Thrones.

In keinem Lande wohl hat es ein energischer Herrscher so leicht, seine Absichten zu verwirklichen wie in Rußland. Den rechtmäßigen Herrscher verehrt das Volk als den wirklichen Gesalbten des Herrn und ist zu jeglichem Opfer bereit, zu jeglichem Opfer an Gut und Leben, wenn es das Wohl und der Wunsch des Zaren erheischen. In keinem anderen Lande ist ein so unbedingtes Sichfügen in die unerträglichsten Verhältnisse auch nur denkbar. Und das macht das Zarenthum in dem Lande der Reußen so stark und fest, daß dem Eingeweihten die Versuche der Nihilisten und Anarchisten, durch Gewaltthaten eine Aenderung der Zustände herbeizuführen, ziemlich aussichtslos erscheinen. An dem jetzigen Regime, an der jetzigen Machtstellung der konservativen, panslavistischen Partei tragen im Gegentheil den größten Theil der Schuld die Anarchisten und Nihilisten. Sie sind daran Schuld, daß überall in Rußland das größte Mißtrauen herrscht, daß der Zar den Freund vom Feind nicht unterscheiden kann; sie sind daran Schuld, daß die tüchtigsten Söhne unseres Landes sich zurückgezogen haben von der Theilnahme an der Arbeit für das Wohl des Vaterlandes, um dem kränkenden Mißtrauen auszuweichen; und nur in Folge ihres gewaltthätigen Vorgehens geht man an die Vernichtung der kulturellen Errungenschaften der sechziger Jahre, da die konservative Partei es nicht verabsäumt hat und noch jetzt nicht verabsäumt, den Nihilismus als eine Folge jener Errungenschaften hinzustellen. Und es ist leider so weit gekommen in diesem armen Lande, daß Jeder, der da wagt, Etwas gegen die schablonenhafte Meinung der Gesellschaft zu äußern, als Nihilist und Anarchist verdächtigt wird. Der Russe, der von Natur träge und denkfaul ist, wird durch diese Umstände beinahe gezwungen, in dem bisherigen Zustande zu verharren und jeden Fortschritt von sich zu weisen . . .

Noch einiges Persönliche über den jetzigen Zaren dürfte von Interesse sein. In eingeweihten Kreisen wird als eine seiner hervorragendsten Eigenschaften eine große Friedensliebe genannt, die ihm die Panslavisten sehr verargen. Vergeblich sind und waren alle Bestrebungen der panslavistischen

Chauviniſten, den Zaren zur thätlichen Einmiſchung in die bulgariſchen Verhältniſſe zu veranlaſſen. Sie bauen nur zu ſehr auf die große Armee ausgezeichneter Soldaten, die in Bezug auf Ertragung alles Kriegselends, jeglicher Entbehrung und hinſichtlich der Opferfreudigkeit wohl ihres Gleichen ſuchen, ſehen in ihrem verblendeten Uebermuthe aber nicht die Fehler und Schwächen unſeres Offizierkorps und drängen nur, daß man mit dem blanken Schwerte unſeren Nachbaren beweiſe, wie ſehr das geſchmähte „Barbarenland“ an wirklicher Kraft ihnen überlegen ſei. Der Zar aber ſcheint nach authentiſchen Quellen die äußere Politik Rußlands, im Gegenſatz zu der inneren, faſt ſelbſtſtändig zu leiten, und er läßt kein Mittel unverſucht, um die drohende Gefahr eines Krieges abzuwenden.

Doch eine ebenſo friedliche Politik darf man von dem Großfürſten Nikolai erwarten. Er ſcheint die Vorliebe der übrigen Mitglieder der kaiſerlichen Familie für Militair und Marine durchaus nicht zu theilen. Man hält ſich in den Kreiſen derer, die ihm nahe ſtehen, zu der Annahme berechtigt, daß er, wenn ihn das Geſchick einmal auf den Thron ſeiner Väter hebt, ſeine ganze Fürſorge der inneren politiſchen Lage und den ſozialen Verhältniſſen ſeines Landes zuwenden wird. Von ihm erwartet das ruſſiſche Volk, ſoweit es überhaupt die Schmach und das Elend ſeiner gegenwärtigen Lage empfindet, ein menſchenwürdigeres Loos. Ob aber dieſe Hoffnungen nicht dennoch ſich als trügeriſch erweiſen werden? Die Politik der Thronfolger iſt faſt ſtets noch eine andere und volksthümlichere geweſen, als die der regierenden Herren. Und das gutmüthige Volk hat oft ſchon ſeinen Aberglauben ſchwer büßen müſſen . . .

Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, vollziehen ſich vielleicht dort im fernen Süden Ereigniſſe von der größten Wichtigkeit . . .

St. Petersburg, den 4. Oktober 1894.

Gläb Stolow.

Ernſt Renan als Menſch.

I.

Ich kannte Renan ſeit 1845, kann alſo mit einiger Berechtigung von mir ſagen, daß ich ihn habe werden ſehen. Seit jener Zeit verband uns Beide das Band herzlicher Freundſchaft. Ich bin der Ehre theilhaftig geworden, ihn in ſein Lehramt am Collège de France wieder einzuführen, aus dem das zweite Kaiſerreich ihn verdrängt hatte. Auch hatte er mich bei ſeiner Aufnahme in die Akademie gebeten, mit Victor Hugo gemeinſam Pathenſtelle bei ihm zu vertreten. Außerdem aber waren er wie auch ich aus der Bretagne gebürtig und hingen mit inniger Liebe an unſerer Heimath. Und da man zu Hauſe auch unſerer ſich gern erinnerte, kam es ſehr oft vor, daß wir gemeinſchaftliche Reiſen unternahmen, um irgendwo in der bretagniſchen Heimath eine Statue einweihen oder ſonſt einen bedeutſamen Akt vollziehen zu helfen. Manchmal lud man gleich uns Beide ein, manchmal wieder ging der Andere aus freiem Antriebe mit, wenn der Eine von uns gerufen wurde.

Tréguier, die Geburtsſtadt Renans, iſt ein kleiner Hafenort mit einem ziemlich lebhaften Fiſch- und Getreidehandel. Zur beſonderen Zierde gereicht dem Städtchen eine herrliche Kathedrale, deren Vollendung ins 16. Jahrhundert fällt, während bereits zwei Jahrhunderte früher der Grundſtein dazu gelegt wurde. Auf ihre Kathedrale ſind die Bewohner des Landes ſehr ſtolz.

Rechts von der Kathedrale liegt der ehemalige Biſchofsſitz, der gegenwärtig unbewohnt iſt, nebſt einem zierlichen Kloſter aus dem 15. Jahrhundert. An ihrer linken Seite befindet ſich ein hübſcher dreieckiger Platz, auf dem in den Vormittagsſtunden Markt abgehalten wird. Mit dem Glockenſchlag zwölf trägt indeß jede Marktfrau ihren Stuhl und ihren Verkaufstiſch fort, und im Handumdrehen iſt der Platz geleert. Eine vom Meer herüberwehende friſche Briſe übernimmt ſofort das Amt der Straßenreinigung, und nunmehr kommen in aller Seelenruhe behäbige Rentiers, die ſich des Nachmittags hierein Stelldichein geben, um ſich die Beine ein wenig zu vertreten.

Das Städtchen hat im Verhältniß zur Geringfügigkeit ſeiner Einwohnerzahl viele Klöſter aufzuweiſen. Einen erſten Rang unter ihnen nimmt das ſogenannte kleine Seminar ein, das eine der bekannteſten und beſtbeſuchten geiſtlichen Lehranſtalten der Bretagne iſt. Der Unterricht wird in dieſer Anſtalt nur von Geiſtlichen ertheilt.

Hier hat Renan ſeine Ausbildung genoſſen. Von hier hat dann der ſpätere Erzbiſchof Dupanloup ihn fortgenommen, um ihm eine Freiſtelle

in dem seiner Leitung unterstehenden Seminar zu Chardonnet zuzuweisen, von wo er später nach St. Sulpice kam. Besonders interessant dürfte die Thatsache sein, daß Ernst Renan sich nie entschließen konnte, sein elterliches Haus in Treguier zu veräußern — so groß und stark war seine Anhänglichkeit an die Scholle, auf der er geboren worden.

Als ich vor fünfzehn oder zwanzig Jahren zum letzten Male bei Renan in seiner Heimath war, sprachen die frommen Priester vom Seminar noch immer über ihren ehemaligen Schüler nur in den Ausdrücken größter Bewunderung, ja sogar mit einer Art von zärtlicher Betrübniß. Dieser milde Ton bildete einen auffallenden Gegensatz zu der Entrüstung, die anderwärts sein berühmt gewordenes Buch: „Das Leben Jesu" in den Kreisen der Strenggläubigen hervorgerufen hatte. Man zeigte mir im Kloster die Zelle, die Renan bewohnt hatte, und die seither unbesetzt geblieben ist. „Sie soll stets für ihn bereit stehen" — sagten die frommen Väter zu mir — „wir würden ihn mit offenen Armen empfangen. Man würde von ihm garnichts verlangen, nicht einmal eine Erklärung."

Diese einfachen Worte rührten mich sehr. Ich theilte Renan das Gehörte mit. Der aber war darüber keineswegs erstaunt. Ihm konnte es zwar nicht entgangen sein, daß sein Buch in den Kreisen der Geistlichkeit vielfach eine heftige und leidenschaftliche Bekämpfung gefunden hatte, die sich nicht immer in den Schranken strenger Sachlichkeit hielt, er war indeß der Ansicht, daß diese Angriffe lediglich auf persönliche Verstimmtheit zurückzuführen seien. Er glaubte nicht, daß er dem Klerus als solchem irgendwie zu nahe getreten sei, oder daß er ihn gar beleidigt habe, indem er bei allem gebührenden Respekt doch freimüthig das aussprach, was er für wahr hielt. So schickte er beispielsweise sein Leben Jesu, mit freundschaftlichen Widmungen versehen, an mehrere seiner früheren Mitschüler von St. Sulpice, die es inzwischen zu hohen hierarchischen Ehren gebracht und theilweise sogar die Bischofswürde erlangt hatten.

Im Jahre 1863 war ich einmal zu einem Dejeuner geladen, an dem außer einem aus politischen Gründen seines Amtes entsetzten Professor der Philosophie ein Vikar der Madeleine Kirche, der ein bewundernswerther Musikkünstler war, ein Bischof, der es seither bis zum Kardinal gebracht hat, und Arnaud de l'Ariege theilnahmen, welchen letzteren ich, da ich in Verlegenheit bin, welcher Kategorie er zuzuzählen ist, einen weltlichen Kirchenvater nennen möchte. Wir Alle hatten von unserem Freunde Renan ein Exemplar des Lebens Jesu mit einer herzlichen Zueignung erhalten. Man sprach von nichts Anderem, als von diesem Buche. „Ich glaube, daß er ein Dankschreiben von mir erwartet" — sagte der Bischof.

— „Und warum ſollten Ew. Eminenz ihm nicht ein ſolches zugehen laſſen?“ — fragte man ihn. — „Sie könnten ihm doch höchſtens den Vorwurf machen, daß er ſich irrt . . .“ — Hier unterbrach der Kirchenfürſt den Sprecher und ließ ein kräftig Wörtlein von Abfall und Ketzerei einfließen. Der Andere aber fuhr unbeirrt fort: „Sie können ihm wirklich nur vorwerfen, daß er ſich geirrt hat, nicht, daß er Andere täuſchen wollte.“

Dieſe ſeine Unterſcheidung zwiſchen Irrthum und Fehler iſt nicht ohne Bedeutung für die Beurtheilung Renans und ſeines Lebenswerkes. Die katholiſche Kirche hält einen Irrthum in Glaubensſachen für ein Verbrechen. In dieſem wichtigen Punkte ſtimmte Renans Auffaſſung garnicht mit derjenigen der Kirche überein. Er hielt die Freiheit des Denkens für unbedingt nothwendig. Sie ſollte die Grundlage aller Moral ſein, ganz ebenſo, wie er die Erforſchung der Wahrheit als des Lebens höchſten Zweck hinſtellte. Sein Ideal läßt ſich mit wenigen Worten umſchreiben: Man ſoll alle ſeine Muße und alle ſeine Fähigkeiten auf die Erforſchung der Wahrheit verwenden, und wenn es Einem gelungen iſt, die Wahrheit zu ermitteln, ſo muß man ſie öffentlich verkünden und für ſie eintreten mit allen Kräften. Die Prediger der chriſtlichen Heilslehre dagegen verfolgen in der Regel andere Ziele. Sie gehen darauf aus, den Glauben zu verbreiten und gefährdete Seelen dem Irrthum zu entreißen. Renan war eben anders geartet. Er fühlte ſich keineswegs berufen, den Himmel zu bevölkern, und, obwohl er eine hohe Achtung vor der Moral hatte, ſo wollte er ſich doch nicht als Gewiſſensberather Anderer aufſpielen. Er dachte einzig und allein an die Wahrheit. Ihrem ſtrengen Dienſte war ſein Leben geweiht. Aufhören frei und unbeeinflußt zu denken, das war für ihn gleichbedeutend mit dem Verzicht auf jegliches Denken überhaupt. Seine große Liebe zur Wahrheit war leidenſchaftslos und mild. Sie war ihm in Fleiſch und Blut übergegangen. Er konnte ſichs garnicht vorſtellen, daß er jemals im Stande ſein würde, eine erkannte Wahrheit zu verleugnen, und verſtand daher auch nicht, weshalb Andere ihm ſeine Meinung zum Vorwurf machten, da es doch um eine ehrliche Ueberzeugung ſich handele. Das hieß ja ihm vorwerfen, daß er er ſelbſt war, daß er ſeiner innerſten Natur treu blieb. In dieſem Punkte gerade gähnte eine tiefe Kluft zwiſchen ſeiner Auffaſſung und derjenigen ſeiner Lehrer von St. Sulpice.

Die zweite Differenz, die zwiſchen ihm und der Kirche ſich aufthat, war ausſchließlich dogmatiſchen Charakters. Renan beſtritt die Göttlichkeit Jeſu und verwarf folgerichtig auch alle Dogmen und Myſterien, die an ſie anknüpfen. Er war der Anſicht, daß ſeine geiſtlichen Lehrer ſich im Irrthum befänden, und hielt es ihnen ſchlicht und tapfer vor, etwa ſo,

wie er sie darauf aufmerksam gemacht haben würde, daß sie in Bezug auf die Entfernung des Mondes von der Erde einer irrthümlichen Ansicht huldigten. Niemals wird ein Mensch dem Abbé Le Hir, einem seiner Professoren, mehr Ehrfurcht erweisen und größeres Lob zu spenden vermögen, als Renan es allzeit gethan hat. Er schätzte seine Lehrer, als diese ihn für einen Ketzer erklärten und heftig gegen ihn zu Felde zogen, ebenso hoch wie je zuvor. Er machte sich sogar erbötig, ihnen bei einer Berichtigung der Uebersetzung des heiligen Hieronymus helfend zur Hand zu gehen, die nach seiner Behauptung von Fehlern wimmelte, während seine Gegner sich ihrer als Waffe im Kampfe wider ihn bedienten.

Er vergalt diesen keineswegs ihren Haß mit Groll; wohl hörte er die Schimpfereien, die an seine Adresse gerichtet waren, aber er machte sich Nichts daraus. Er war ja an die theologischen Streitigkeiten des Mittelalters gewöhnt, in denen Schimpf- und Kraftworte eine so große Rolle zu spielen pflegten. Er erblickte in den Verwünschungen nur einen künstlichen Aufputz der Rede und des Stils, ein oratorisches Verlegenheitsmittel, zu dem er selbst zwar aus angeborener Vornehmheit seine Zuflucht niemals nahm, das aber, wenn andere es anwendeten, gar nichts Verletzendes für ihn hatte.

Und in der That waren die vielen leidenschaftlichen Kämpfe, die wider ihn geführt wurden, nichts Anderes, als ein Beweis hoher Werthschätzung. Hätte die Kirche Renan nicht für einen bedeutenden Menschen gehalten, so würden ihre ergebenen Diener, ihre blindgläubigen Anhänger sicher nicht so heftig und so leidenschaftlich gegen ihn vorgegangen sein.

Nichts konnte Renan die Ueberzeugung rauben, daß die Wahrheit auf seiner Seite sei. Er rechnete es sich zur Ehre an, daß er sie stets mit Nachdruck und ohne alle Zweideutigkeit vertreten, und daß er allezeit der Person Jesu und seinen Schülern volle Anerkennung hatte widerfahren lassen. Er war der Ansicht, daß man ihn, abgesehen von denjenigen Punkten, in denen seine Meinung über Jesus und seine Lehre sich von dem kirchlichen Dogma unterschied, mit Fug und Recht zu dem Apologeten des Christenthums rechnen könne. Ja, er glaubte sogar ein begründetes Anrecht auf die Dankbarkeit der Verkünder des Christenthums zu haben, weil er aus Jesus, der ihnen der Gottmensch ist, einen gottgleichen Menschen gemacht hatte.

Der dritte Streitpunkt, den es zwischen Renan und der Kirche gab, drehte sich darum, ob er, nachdem er einmal zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Jesus Christus lediglich ein „Prophet", d. h. ein Dichter und ein von frommer Begeisterung erfüllter Priester gewesen, die moralische Verpflichtung hatte, diesen Standpunkt auch öffentlich zu vertreten.

Zwiſchen ſeinen geiſtlichen Lehrern und ihm ſelbſt konnte es hierüber allerdings einen Streit nicht geben. Gewiß hätten manche von dieſen ihn gern noch zurückbehalten, weil ſie hofften, daß die Erleuchtung doch noch über ihn kommen oder daß die Kirchenbuße dieſen ſtolzen Geiſt zügeln und bändigen werde, im Großen und Ganzen aber iſt in St. Sulpice eine viel zu erleuchtete moraliſche Auffaſſung vertreten, man iſt dort außerdem viel zu geradſinnig und ehrlich, als daß man, nachdem einmal eine ſo tiefe Kluft zwiſchen dem Schüler und der Anſtalt ſich aufgethan hatte, nicht von ſelbſt hätte zur Trennung rathen ſollen.

Renan ſelbſt war vollſtändig mit ſich im Klaren über das, was er zu thun hatte. Man hat ihn einen Skeptiker genannt. Das iſt eine Anſchuldigung, welche die Katholiken mit Vorliebe gegen diejenigen ſchleudern, welche ihren Glauben nicht theilen. Aber das Wort paßt auf unſern beſonderen Fall gar nicht. Renan und ſeine Anhänger zweifeln nicht; ſie behaupten vielmehr ſehr poſitiv, daß Jeſus Chriſtus ein Menſch und daß er nicht Träger einer göttlichen Offenbarung geweſen ſei. Ungläubige ſind es, keine Skeptiker.

Man hat Renan nicht nur in Bezug auf die theologiſchen Dinge, ſondern auch in Bezug auf ſeine Stellung zur Philoſophie der Skepſis beſchuldigt. Das Glaubensbekenntniß von Nicäa iſt nicht das einzige Bekenntniß, das er in ſeinen Schriften verwirft. Er iſt weder ein Anhänger des Karteſius, noch des Schopenhauer, noch des Kant, und auch mit Leibniz geht er nicht durch Dick und Dünn. Herr Challemel-Lacour, ſein Nachfolger in der Akademie, hat ſogar in ſeiner Antrittsrede, in der er das Leben und Wirken ſeines Vorgängers zu beurtheilen hatte, die Behauptung aufgeſtellt, daß Renan ſich oft von einer Seite zur andern in Widerſprüche verwickle, ja, daß man oft auf derſelben Seite und ſogar in einem und demſelben Satze auffällige innere Widerſprüche wahrnehmen könne.

Aber diejenigen, welche Renan des Skeptizismus beſchuldigen, bedenken nicht, daß Ungläubigkeit und Zweifelſucht zwei ganz verſchiedene Begriffe ſind, die man nicht mit einander verwechſeln ſollte. Renan hielt Nichts von den Syſtemen, die in ſeinen Augen leere Nußſchalen waren, und die eigentlich doch nur mehr oder minder blendende Hypotheſen ſind, mit deren Hülfe man eine Erklärung des Unerklärlichen verſucht. Dieſe Ungläubigkeit hielt ihn aber nicht ab, gewiſſen Ueberzeugungen und Lehrmeinungen anzuhängen und nach ihnen ſein Verhalten einzurichten. Dieſer angebliche Skeptiker mag ſich oft in ſeinen Anſichten widerſprochen haben, in ſeinen Handlungen dagegen zeigte ſich niemals ein Widerſpruch. Mehr als einmal hat er ſeine Lebensſtellung geopfert, um ſich ſelbſt treu bleiben

zu können. Aus St. Sulpice ausscheiden, seinen Lehrstuhl am Collège de France aufs Spiel setzen — das sind Glaubensbekenntnisse, die rühmender Erwähnung verdienen, und die auf etwas ganz Anderes hindeuten als auf den Mangel an Ueberzeugung.

Renan war der Sohn eines kritischen Jahrhunderts. Mehr noch als alle seine Zeitgenossen war er erfüllt von dem Drange nach allseitiger Beleuchtung und Erörterung einer Frage, daher diese theilweise vorhandenen Widersprüche, deren Charakter und Bedeutung man gänzlich verkennt, wenn man in ihnen einen Ausfluß vorbedachter Ironie erblickt. Renans Widersprüche sind vielmehr Uebertreibungen und Spitzfindigkeiten, die verhängnißvollen Folgen seiner beiden Haupteigenschaften: des Scharfsinnes und der dialektischen Ueberlegenheit. Schon Leibniz hat eine Warnungstafel gegen solche Leute errichtet. „Hütet Euch vor den Logikern ohne Maß und Ziel. Cave a consequentiariis!" — steht darauf zu lesen. „Nehmt Euch in Acht vor den Leuten, die alle Seiten einer Frage ins Auge fassen!"

Renan war einer jener rücksichtslosen Denker, die ihrem Forschertrieb keine Schranken setzen lassen. Er war der Ansicht, daß ebenso, wie das Wasser naturgemäß flüssig ist, eine starke Intelligenz dazu geschaffen ist, die Wahrheit bis in ihre letzten Konsequenzen zu verfolgen. Er wußte, daß die aus diesem Drange sich ergebende Skepsis seine schwache Seite war, und er verhehlte sich's keineswegs, daß die große Menge der Glaubenssätze nicht gut entrathen kann. Er rieth der Religion und der Wissenschaft, die doch niemals sich verschmelzen können und anderseits auch nicht im Stande sind, einander zu beseitigen, daß sie einen Frieden schließen, und daß dabei die Wissenschaft wie auch die Religion sich ein abgesondertes Feld der Thätigkeit ausbedingen sollten.

Renan selbst schlug sich auf die Seite der Wissenschaft. Die ersten Schritte nach dieser Richtung hin that er im Jahre 1845, als er aus dem Seminar ausschied, und er ist der einmal eingeschlagenen Richtung sein Leben hindurch treu geblieben.

Damals, als er dem geistlichen Stande Lebewohl sagte, habe ich ihn zum ersten Mal gesehen. Ich kannte ihn bereits vom Hörensagen, trotz seiner großen Jugend. Von Kindesbeinen an war er wegen seiner Begabung das angestaunte Meerwunder von ganz Tréguier gewesen, und seit er sich im Seminar St. Sulpice befand, glaubte man, daß er dereinst ein zweiter Lammenais werden würde. Er ward zwar gerade das Gegentheil, aber unsere Landsleute wollten mit diesem Vergleich auch nur andeuten, daß er ein großer Mann werden würde.

Eines Vormittags trat er, als ich juſt an meinem Schreibtiſch ſaß und arbeitete, in mein Zimmer. Ich hieß ihn in einem Fauteuil Platz nehmen, der mir gerade gegenüber ſtand. Noch heute ſteht dieſer Fauteuil mir gerade gegenüber und zwar in demſelben Zimmer, obwohl ſeither fünfzig Jahre vergangen ſind. Renan ſah damals ſchon nicht viel anders aus, wie in den letzten Jahren ſeines Lebens. Sein Köper iſt niemals jung geweſen, ſein Geiſt aber iſt es ſtets geblieben.

Er trug die Soutane und ich hätte damals ſchwören mögen, daß dieſes Koſtüm für ihn und daß auch er für das geiſtliche Gewand geſchaffen ſei. Er brauchte geraume Zeit, bis er endlich einen Platz für ſeinen Hut gefunden hatte. Erſt legte er ihn auf den Fußboden, dann nahm er ihn auf die Kniee, um ihn indeß ſofort wieder an die Erde zu legen, wo er ihn dann auch endgültig liegen ließ. Sodann erklärte er mir, er ſei zu mir gekommen, weil ich aus der Bretagne ſtamme und Profeſſor der Philoſophie ſei. Er wolle mich um einen guten Rath bitten. Ich war dagegen der Meinung, daß er hauptſächlich gekommen ſei, um mir über eine wichtige Angelegenheit Bericht zu erſtatten. Schon ſeine erſten Worte erſchloſſen mir das volle Verſtändniß für die Situation. „Ich bin Zögling im Seminar zu St. Sulpice“ — ſagte er — „und ich ſehe mich jetzt gezwungen, das Seminar zu verlaſſen und die Soutane abzulegen.“

Schon Andere waren vorher in ähnlicher Lebenslage zu mir gekommen. Die hatten aber als Philoſophen zu mir geſprochen, indem ſie die Gewiſſensbedrängniß ſchilderten, die ſich ihrer bemächtigt habe, ſeit ſie dahinter gekommen, daß die Dogmen der Kirche mit den Prinzipien der Vernunft ſich nicht vereinbaren ließen. Dieſer junge Mann da, mit dem feinen, blaſſen Geſicht, ſprach jedoch lediglich als Philologe zu mir.

„Sie wiſſen ja“ — meinte er — „wie ſehr die Ueberſetzung des heiligen Hieronymus von Ungenauigkeiten ſtrotzt, und daß beſonders der berühmte, vielfach mißbrauchte Satz . . . . .“

Daß der junge Menſch mir eine ſo umfaſſende Gelehrſamkeit zutraute, ſchmeichelte eigentlich in hohem Grade meine Eitelkeit. Indeß war ich ehrlich genug, meine völlige Unwiſſenheit auf dieſem Gebiete einzugeſtehen. Er möge mir nur die Thatſachen erzählen, ſetzte ich hinzu, ohne die gelehrten Details allzu breit zu treten. Ich würde dann wohl in der Lage ſein, mir eine zutreffende Meinung über ſeinen Fall zu bilden und ihm unter Umſtänden auch einen guten Rath zu geben.

Alſo: der Abbé Le Hir von St. Sulpice hatte jenen Satz des heiligen Hieronymus angeführt und daran einen überaus lichtvollen Kommentar geknüpft,

der die Thatsache, daß die heilige Schrift das Produkt der göttlichen Offenbarung sei, über alle Zweifel erhob.

„Für mich war es keinen Augenblick zweifelhaft," erzählte mir nun Renan, „daß der wackere Abbé Le Hir kein Hebräisch verstand, was allerdings für einen Professor der Exegese ziemlich peinlich sein muß. Ich glaubte ihn daher auf seinen Irrthum aufmerksam machen zu müssen, erhob mich in Folge dessen und sprach die herkömmliche Formel: „Liceat loqui, pater reverendissime!" — „Do veniam", gab er mir zur Antwort."

„Sie würden völlig Recht haben, ehrwürdiger Vater," sagte ich nun, „wenn der heilige Hieronymus den hebräischen Urtext richtig übersetzt hätte. Jedoch ich habe hier den hebräischen Text vor mir, der gerade das Gegentheil von dem besagt, was wir beim heiligen Hieronymus lesen. Daraus geht also hervor, daß Sie sich im Irrthum befinden."

„Und was erwiderte hierauf der Abbé Le Hir?" — fragte ich, lebhaft angeregt durch diese eigenthümliche, freimüthige Art des Verkehrs zwischen Schüler und Lehrer.

— Er dachte eine geraume Weile nach und sprach dann mit Sanftmuth zu mir: „Herr Abbé, Sie werden die sieben Bußpsalmen vor dem heiligen Sakramente knieend hersagen."

„Und was antworteten Sie darauf?"

— Ich antwortete, was man in solchen Fällen zu antworten pflegt: „Gratias ago quam maximas, pater dilectissime."

„Und Sie beteten wirklich die Bußpsalmen?"

— Selbstverständlich.

Im Anschluß hieran erging sich Renan in den höchsten Lobsprüchen über den Abbé Le Hir, die er indeß mit den Worten schloß: „Aber Hebräisch versteht er doch nicht."

„Und was geschah dann weiter?" — fragte ich.

— Seither bin ich wiederholt auf die Sache zurückgekommen, und jedes Mal erhielt ich dieselbe Antwort. Aber schließlich ist es doch nicht angängig, daß ich mein ganzes Leben Nichts thue, als Bußpsalmen beten.

Während ich unwillkürlich lächeln mußte ob so viel herzerfrischender Naivetät, blickte Ernst Renan wie traumverloren vor sich hin. Was ich da vor mir sah, das war kein Christ, der im Begriffe steht, den Glauben zu verlieren, und der darob in seinem Gewissen sich beunruhigt und geängstigt fühlt, sondern das war vielmehr ein Philosoph, der gerade dabei ist, einen Schritt nach vorwärts zu thun auf dem Wege, der zur Entdeckung der Wahrheit führt, und vor dessen erstaunten Augen neue geistige Horizonte sich aufthun . . .

Paris. Jules Simon.

Im Zeitalter der „Ismen“ und „Aner“.

II.

Das Wort von der individuellen Behandlung der Schüler ist ja bekanntlich eine Lieblingsphrase der modernen Pädagogik geworden. Recht so! Auf der Schulbank ist der Ort, wo man die jugendliche Individualität wecken und pflegen soll. Aber kann es bei Klassen von 60 Schülern und mehr eine individuelle Pflege geben, die mehr als eine Phrase ist? Kann man von der Persönlichkeit des Lehrers allein Derartiges verlangen, ohne die Grundzüge der Erziehungs- und Unterrichtsmethode überhaupt zu ändern? Auf dem Gebiete des Wissens giebt es nichts Schlimmeres als den Autoritäten Glauben. In der ernsten wissenschaftlichen Diskussion ist er mindestens formell und offiziell abgeschafft. Aber auf der Schule besteht er noch völlig zu Recht. „Das ist so, weil es so ist, oder, weil der Lehrer es sagt.“ — Das ist der Grundsatz beim Unterricht, wenn nicht die Persönlichkeit eines besonders befähigten Lehrers sich freiwillig über diesen Standpunkt erhebt. Kinder haben nicht nach Gründen zu fragen, heißt es in vielen Familien, und in der Schule erst recht. Dabei säet aber dieselbe Schule den Zweifel zu gleicher Zeit direkt in das Gemüth des Zöglings, denn sie lehrt ihn zwei Wahrheiten unvermittelt neben einander.

In der Religionsstunde werden nicht nur Dogmen dozirt, denen der Unterricht in der Logik direkt widerspricht, sondern es werden auch die Legenden des Alten Testaments, die nur noch auf poetischen Werth Anspruch haben, als Wahrheiten demselben Schüler vorgetragen, der in der Geographie- und Physikstunde eine ganz andere Schöpfungsgeschichte zu hören bekommt. Dadurch wird ihm sehr früh klar, daß nicht Alles, was er zu hören bekommt, unumstößliche Wahrheit ist! Nimmt er sich aber heraus, nach eigener Ueberzeugung dem Einen oder dem Anderen seiner Lehrmeister zu widersprechen, so wird ihm so energisch Schweigen geboten, daß er den gefährlichsten Grundsatz der modernen Menschheit aus Erfahrung schätzen lernt: „Heuchele, damit du in Frieden leben kannst.“ Damit hat man in dem jungen Menschen den ersten schweren Angriff auf die Individualität fertig gebracht. „Wer die Wahrheit kennet und sagt sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.“ Aber auf Kinder soll das noch keinen Bezug haben? Sind nicht die ersten Eindrücke des Menschen

die nachhaltigsten? Wenn Hänschen nicht lernt muthig die Wahrheit zu sagen, so lernt es Hans gewiß nicht mehr. Und ist es nicht absurd, von einem Knaben zu verlangen, daß er furchtlos vor der Strafe selbst seine kleinen Vergehen eingestehen soll, wenn man ihn andererseits planmäßig zum Heuchler erzieht? Oder thut man etwas Anderes, wenn man Sekundaner und Primaner, junge Leute, die längst ihre eigenen Ueberzeugungen haben, zwingt in einer Morgen-Andacht die Hände zu falten, während sie innerlich das für „Unsinn" erklären, was man sie äußerlich zu verehren zwingt! Und sollen so gemißbrauchte Geister später noch zur Mannhaftigkeit sich durchringen? Man erzieht sie zu vortheilssüchtigem Streberthum — man macht sie zu willenlosen Anern irgend eines ihnen bequemen Isms.

Kinder dürfen keinen Willen haben — schön — und woher nehmen ihn später die Männer? Kinder haben zu schweigen bis sie gefragt werden — gut — und wie fangen es später die Erwachsenen an, daß sie den Muth finden, auch ungefragt ihr Wort mitzureden in der Welt? Gewiß, man kann Kinder zum Schweigen bringen, aber man kann es nicht hindern, daß sie schweigend denken. Und was denken sie? Sie legen sich zurecht, daß sie am besten thun, sich dem Zwang zu beugen. — Und wie wenige lernen diese Erfahrung später wieder vergessen! Von Hause aus brachten sie die Lüge nicht mit auf die Welt. Ein kleines Kind kennt die Lüge der Höflichkeit nicht. Auf die Frage: „Hast Du die Tante lieber oder ihren Papagei?" antwortete mir ein kleines Mädchen, in Gegenwart der Tante, fest und deutlich „den Papagei!" und es wunderte sich, daß wir so herzlich darüber lachten. Zu sagen, was man denkt, ist ein Naturtrieb. Mühsam lernt das Kind von den Eltern, daß es aus Höflichkeit lügen muß. Und damit hat die Erziehung den zweiten Fleck auf die reine Seele des Kindes geworfen. Aber wir müssen es ja zu demselben machen, was wir sind. In seiner Offenherzigkeit ist es ja für uns das „enfant terrible". — „Sieh zu, wie es die Anderen machen", sagt man dem Kinde und geht, um das Zerstörungswerk fortzusetzen, nunmehr daran, ihm auch noch den eigenen Geschmack zu rauben. Es sieht, daß Lieschen auch geschnürt wird, daß Mariechen geschnürt wird, daß Linchen geschnürt wird, und es vergißt seine eigenen Schmerzen und Unbequemlichkeiten, und fängt an das Korsett schön zu finden. Später lernt es, daß man immer nach der Mode gehen muß. Warum man das „muß", hat man ihr früher nicht mehr beantwortet, und nun fragt sie schon längst nicht mehr darnach. Sie hat einen Ismus gefunden und ist eine gläubige Anerin geworden — eine von vielen, und bis dahin war sie ein Wesen für sich!

Nun kommt das Leben. Leider mit Recht nennt es unsere Zeit eine

Schule. Darin liegt die grausamste Kritik unserer Schulerziehung! Das Leben, soll heißen der Kampf ums Dasein, ist eine Schule des Zwanges. Wäre die Kinderschule etwas Anderes gewesen, so könnten die jungen Menschen noch ihre ganzen Kräfte mitnehmen in diesen Riesenkampf. Aber sie sind schon innerlich halb zerrieben, und sie haben schon die traurige Erfahrung gemacht: — sich unterducken, so lange es nöthig ist, und bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, dem Nachbar auf den Nacken springen und ihn zermalmen. Die Regeln der Moral, die man ihnen eingebläut hat, können sie davor nicht retten, denn man hat ihnen die andere Regel zu empfindlich in Fleisch und Blut eingetrieben, die Regel der Heuchelei. Sie haben gelernt, Worte an die sie nicht glaubten, auswendig hinzuplappern, um nicht bestraft zu werden, und so kommen sie naturgemäß auf die Idee, daß ihre Lehrer es wohl auch nicht anders machen möchten. Sie nehmen auch die Moral für nichts Anderes, als für ein Mäntelchen, das man sich umhängen muß, weil es nun einmal Mode ist. Und das Leben setzt ja den Unterricht noch grausamer fort. Auch hier gilt es ja, schöne Worte zu plappern, und dabei nur die Gelegenheit zu erspähen, daß man das Gegentheil dieser Worte thun könne! „Wer zuletzt lacht, lacht am besten", das Sprüchwort haben sie oft genug gehört.

Im politischen Leben treibt ihr Vortheil sie irgend einer Partei zu. Dieser Vortheil besteht zunächst darin, daß sie wieder einmal nicht für sich selbst zu denken brauchen. Eine Partei ist ein bequemer Ismus. Man hat die Freude, daß der Leitartikler des betreffenden Partei-Organs einem jeden Tag vorkaut, was man selbst durchzukauen zu faul ist. Und — Gott sei Dank — er leitartikelt ja auch immer nach derselben Schablone. Er ist ein richtiger Aner, der keinen Finger breit von dem vorgeschriebenen Schema F. abweicht. Man löffelt seine breite Bettelsuppe jeden Morgen mit demselben Behagen hinunter und lernt sich die schönsten Phrasen für den Stammtisch auswendig. Und daß man sich damit nie irren kann, daß die Parteischablone ja immer dieselbe bleibt, dafür sorgt die Parteileitung schon; denn sie muß ja dafür sorgen, daß alle ihre Aner als eine möglichst kompakte, homogene Masse erscheinen, die dann sich bequem einfügen läßt in die große Ismens Sammlung der Volksvertretung.

Also: überall und auf allen Gebieten des Lebens dies Streben nach Schema und Schablone. An ein Ganzes sich anzuschließen als ein dienendes Glied, räth Schiller allen denen, die sich nicht selbst als ein Ganzes fühlen. Und ist es denn heute ganz aus der Mode gekommen, sich selbst als einen Mikrokosmus zu empfinden? Wir sind doch so stolz auf unsere aufgeklärte Zeit. Von der Aufklärung erwartete man die Erstarkung des

Menſchengeſchlechts. Man hat ſich betrogen. Finſterer Aberglauben iſt wohl überwunden worden, aber an dem, was die Wiſſenſchaft an deſſen Stelle geſetzt hat, hängt die Menſchheit mit derſelben abergläubiſchen Urtheilsloſigkeit, wie früher an dem Irrwahn. Wiſſen iſt nichts, wenn es keine Rückwirkung auf die Perſönlichkeit übt. Bildung iſt nicht todtes Wiſſen, ſondern lebendig gemachtes, das den Charakter erſtarken und die Perſönlichkeit wachſen läßt. Dagegen führt der Kenntnißreichthum der modernen Durchſchnittsmenſchen ſie nur zum Wortgeplänkel, und das Kokettiren mit Gelehrſamkeit hat uns ſogar die freie Kunſt geraubt. Ein Beiſpiel: Der Dresdener Dichter Ferdinand Avenarius gab jüngſt einen Liederzyklus heraus unter dem Titel „Leben!“ Die Poeſie ergriff mich, als ich ſie las, aber was für Eiswaſſer goß die Einleitung, die ich zuletzt las, in mein Feuer. Der Dichter erklärt darin, er habe hier eine Gattung der Poeſie geſchaffen, und, wenn ſein Werk auch vielleicht mißlungen ſei, die Entdeckung dieſer neuen Gattung müſſe man ihm zugeſtehen. Er hatte ſich geirrt — die Gattung war nicht neu — aber das Gedicht war herrlich. Ein rechter Poet freut ſich ſolchen Werkes, wenn es ihm aus der Seele gefloſſen iſt, und ärgert ſich höchſtens, wenn ein Philologe es nachher in ein Schema hineindoktern will. Umgekehrt Herr Avenarius — ſein Kunſtwerk gibt er hin — aber die Entdeckung eines neuen Isмus will er ſich nicht nehmen laſſen. Der Fall iſt typiſch für unſere Zeit. Goethes Künſtler ſchimpft über den nörgelnden Profeſſor: „Regiſtrirt im Kataloge mir meine Götterſöhne!“ Aber heute glaubt eine ganze Schaar von jungen Poeten, ſie müſſe neue Gattungen entdecken und ſich die womöglich gleich vom Reichs-Amt patentiren laſſen.

Wir Deutſche waren einmal das Volk der Dichter und Denker, geht es aber ſo weiter, ſo werden wir das Volk der philologiſchen Haarſpalter. Stubengelehrte neigen zur Aengſtlichkeit. Trifft das Sympton nicht auch auf unſere Generation zu? Die Entdeckung des Bacillen Isмus hat dem Muth der Menſchheit das letzte Fünkchen ausgeblaſen. Nicht genug, daß wir die Kindermilch ſteriliſiren, daß man ſich ſcheut, ungekochtes Obſt zu eſſen und in jeder Fliege eine geflügelte Bacillen-Fregatte erblickt — nein, jüngſt las ich den Aufſatz eines Arztes, der das Küſſen und den Händedruck für gefährlich vom hygieniſchen Standpunkt aus erklärt und Beides ſogar Brautleuten vor der Ehe unterſagen möchte. Bravo! Bindet Euch ein Desinfektions-Riechfläſchchen unter die Naſe, ſteckt in jede Taſche eine Medizinflaſche und geht im Umkreis von einer halben Stunde um jeden Zeitgenoſſen herum und wartet, ob Ihr damit den Tod aus der Welt bringt. Probiren geht über ſtudiren, aber es dürfte ein gefährliches

Experiment sein. „Sind Sie noch immer so tollkühn, nicht zu reiten?“ so fragte der alternde Klopstock hoch vom Roß herunter einen ängstlichen Freund. Eine treffliche Ironie, die blitzartig es erhellt, daß übertriebene Angst gefährlicher ist, als fröhlicher Wagemuth! Aber freilich, wir haben ja die große Weisheit gelernt, daß wir uns nicht selber helfen können, denn wir „erben“ ja Alles — Alles. An uns ist ja Nichts eigenartig — Alles stammt vom Vater oder vom Großvater . . . sogar das Schnupfen und die Neigung zum Schnaps! Verständige Aerzte verbieten ihren Klienten, medizinische Bücher zu lesen, damit sie sich nicht einbilden, alle Krankheiten selbst zu haben. Das hilft freilich heutzutage nichts mehr; denn in jedem Theater, in jeder Kunstausstellung, in Tausenden von Romanen hören sie dies und immer wieder dies und nichts als dies. Und wie selten hat ein Leser so viel Lebensmuth, sich dabei zu sagen: und wenn es tausend Mal bewiesen wäre, es ist doch nicht wahr! Die meisten beugen sich dem neuen Dogma und ängstigen sich mehr, als einst fromme Gemüther, als des heiligen Antonius Lehre von der Prädestination zur Verdammniß aufkam. Was man der Orthodoxie vorgeworfen hat, das bewirkt jetzt die Naturwissenschaft — sie läßt den Menschen an ihrem eigenen Können verzweifeln. Wo ist da der Gewinn der Aufklärung? Im Gegentheil bot doch der heilige Antonius noch ein Gegengewicht in der Prädestination zum Guten — er ließ doch noch der Hoffnung Raum — der naturwissenschaftliche Pessimismus aber kennt nur die Verdammniß und schließt mit dem Ende des Erdenlebens obendrein die Hoffnungsthür zu. Und dabei setzt noch Jeder, der sich für ein bißchen was Gebildetes hält, seinen Stolz darein, ein Aner dieses Ismus zu sein, und wenn er Ekart Zweifel daran hegt, so hat er auch die Ekart Freiheit, sie vor sich selbst zu verleugnen, auf daß er als ein getreues Schäflein in der Heerde mitlaufen kann.

Heerdentrieb! Das Wort verdient modern zu sein. Was sind die Ismen anders als Heerden? Jede hat ihren Leitbock, und nach ihm nennen sich seine Aner. Warum wundert man sich da, daß heute alles gleich ansteckend wirkt? Wer wirklich noch einmal originell genug ist, eine neue — oder scheinbar neue Idee auszuhecken, der wird gleich zum Leitbock, und blökend umschnüffeln ihn die Führungsgewohnten. Sie sind schnell zur Stelle. Wie wilde Stämme oft nach erlittener Niederlage ihre Fetische prügeln und absetzen, um die der siegreichen Gegner an ihrer Stelle zu verehren, so laufen die unselbstständigen Aner gern jedem neuen Ismus zu, immer wieder hoffend. Sie möchten gar zu gern einen Hirten haben, bei dem sie die Köpfe unter das Dach stecken und die Glieder auf das Stroh betten dürfen — und so unselbstständig sein können, wie möglich!

Unselbstständigkeit ist der feste Nährboden für jede Demagogie. Wozu sich das moderne Menschengeschlecht gebrauchen läßt, zeigt die Erfahrung an jedem Tag. Ob man wünscht, daß Andere für einen mit Orsini-Bomben und Dolchen durch die Welt laufen, und sich später dafür hinrichten lassen, oder ob man Menschen braucht, die Cholera-Bacillen verspeisen, um die Richtigkeit einer Hypothese zu beweisen — man findet sie Alle. Jeder Isnus schaart seine Märtyrer um sich, denn ein großer, Alles beherrschender Riesen-Isnus beherrscht sie Alle — der Hypnotismus! —

Das wenigstens ist ein Verdienst unserer Zeit, daß sie die Existenz des wachen Schlafes bewiesen hat. Freilich — eigentlich ist der Beweis längst durch die Geschichte erbracht worden — am deutlichsten durch die Geschichte unserer Tage. Wie in wachem Schlafe taumeln die Menschen umher und träumen Wunders wie selbstständig sie sind — und wissen gar nicht, daß sie träumen, und daß irgend ein Parteiführer diese ihre Träume künstlich erzeugt und lenkt.

Die Menschheit aufwecken, das ist das Einzige, was unsere Zeit verlangen sollte. Sorgt dafür, daß das heranwachsende Geschlecht eine Generation von selbstständigen, urtheilsfähigen, modehassenden Menschen wird, von denen sich Jeder als ein Ganzes fühlt, Jeder sich seiner selbst bewußt ist, Jeder stolz auf sich und seine Eigenart ist, und Keiner sich darum kümmert, ob es dem Andern recht ist, wie er seine Last trägt, wann er zu Mittag ißt, wie er seine Liebste anfingt, wo dann Keiner ängstlich fragt, ob er glauben darf, was ihm sein Herz eingiebt, ob er verehren darf, was sein Verstand für recht hält, wo dann Jeder in seiner eigenen Seele sucht nach seinen eigenen Kräften, und wo dann Jeder mit freiem vorurtheilslosen Blick seine Umgebung überschaut. Habt Ihr Angst vor solch' einem Geschlecht? Angst zu haben braucht Ihr nur vor blinden Heerden, die willenlos ihren Leithämmeln folgen, vor stumpfsinnigen Anern eines engherzigen Isnus. Aber ein Geschlecht von innerlich freien, jugendlich gesunden, selbsturtheilend kraftvollen Menschen wird sich untereinander lieben, denn Jeder wird den Andern achten können; wird sich untereinander helfen, denn Jeder wird in dem Andern sein Ebenbild sehen; — und wenn er mitarbeiten will am Fortschritt der Menschheit, so wird er das mit der ruhigen, sicher beharrlichen Kraft der Gesundheit thun, und das Resultat jedes guten Strebens kann, so lange die Logik zu Recht besteht, auch nur das wahrhaft Gute sein.

Berlin. Dr. Adalbert v. Hanstein.

Polizei und Verbrechen.

Vor mehreren Jahren ertheilte ein Witzbold der Polizeibehörde, die des Raubmörders Wetzel trotz aller Anstrengungen nicht habhaft werden konnte, den wohlgemeinten Rath, sie möge es einmal mit einem eingeschriebenen Brief an Herrn Wetzel probiren; vielleicht sei die Post infolge ihrer vielgerühmten „Findigkeit" in der Lage, den Aufenthaltsort des Verbrechers zu ermitteln. Dieser Witz fand damals großen Anklang im Publikum, weil er die gänzliche Hilf- und Rathlosigkeit der Polizei so überaus drastisch beleuchtete.

Speziell die reichshauptstädtische Polizei hat seit Langem schon auf kriminalistischem Gebiete, so oft sie sich vor eine schwierige Aufgabe gestellt sah, selten einen Erfolg aufzuweisen. Die Liste der Morde, deren Thäter unentdeckt blieben, ist ziemlich reichhaltig, und das Vertrauen des Publikums zum polizeilichen Schutzdienst ist dementsprechend gering. „Wer sich auf die Polizei verläßt, der ist verlassen" — kann man oft genug Leute aus dem Volke sagen hören.

Unsere Absicht kann es nicht sein, an dieser Stelle der Polizei Vorwürfe zu machen wegen der Mißerfolge, die sie wiederholt zu verzeichnen hatte. An und für sich sind diese Mißerfolge, soweit es sich um die unermittelt gebliebenen Urheber von Kapital- und Rohheitsverbrechen handelt, schon um dessentwillen beklagenswerth, weil jedes unentdeckte Verbrechen dieser Art in weiteste Kreise das Gefühl peinlichster Beunruhigung trägt und weil ferner ein unermittelt gebliebener Verbrecher immer dreister und immer frecher seinen verbrecherischen Trieben fröhnt. Der Mangel an Leistungsfähigkeit, den die Sicherheitsbehörden oft genug an den Tag legen, ist eine Erscheinung, die weit eher zu ernstem Nachdenken, als zu gehässigen Spöttereien herausfordern sollte. Auch Vorwürfe, an die Adresse der Polizei gerichtet, nützen da herzlich wenig — um so weniger, als man doch als sicher annehmen kann, daß seitens der behördlichen Organe freiwillig und absichtlich Nichts unterlassen wird, was nach ihrem Ermessen dazu dienen kann, den Urheber eines Verbrechens der Bestrafung zuzuführen. Wenn man den auf diesem Gebiete unleugbar vorhandenen Uebelständen beikommen will, muß man sie vielmehr an ihren Wurzeln zu fassen suchen.

Eine der Wurzeln dieser Uebel ist die geistige Unzulänglichkeit mancher im eigentlichen Kriminaldienst beschäftigten Polizeibeamten. Es hat sich da im Laufe der Zeit ein schreiendes Mißverhältniß herausgebildet zwischen den Verbrechern und denen, deren Aufgabe es ist, gegen sie den steten Unterdrückungskrieg zu führen. Während Jene mit immer größerem Raffinement zu Werke gehen und vielfach die neuesten Errungenschaften auf dem

Gebiete der Erfindung und der Wissenschaft sich nutzbar machen, ist der Nachwuchs an Beamten keineswegs in demselben Maße geistig und intellektuell tüchtiger geworden. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß es den heutigen Polizeibeamten durch die Bank an Intelligenz mangelt. Intelligente Leute finden wir auch heute noch viele in ihren Reihen — nur sind sie zum großen Theile auf anderen als den rein kriminalistischen Gebieten polizeilicher Thätigkeit beschäftigt.

Das Sozialistengesetz hat einen äußerst verhängnißvollen Einfluß auf die Entwickelung und Gestaltung des deutschen Polizeiwesens ausgeübt. Unter der Herrschaft des Ausnahmegesetzes wandten sich die intelligenteren Beamten mit Vorliebe der politischen Polizei zu, die ohnehin einen unverhältnißmäßig großen Prozentsatz sämmtlicher vorhandenen Kräfte absorbirte. Im Kampfe wider die Sozialdemokratie konnte ein strebsamer Beamter sich bei einiger Tüchtigkeit leicht hervorthun und sich seinen Vorgesetzten durch besondere Leistungen empfehlen. Es waren da Ehren zu holen, und auch mit dem Gelde wurde bekanntlich damals nicht geknausert, sobald es sich um die Verwirklichung der in dem Sozialistengesetz niedergelegten Absichten handelte. Das hatte naturgemäß zur Folge, daß die Leute, die über eine außergewöhnliche polizeiliche Begabung verfügten, sich mit Vorliebe in den Dienst der politischen Polizei stellten, der ja auch an sich interessanter war, als die übrige polizeiliche Thätigkeit. Die verhängnißvollen Wirkungen eines solchen Entwickelungsganges liegen jetzt offenkundig zu Tage. Die Polizei selbst sollte daher in ihrem eigenen Interesse Nichts mehr fürchten, als den Erlaß eines neuen, gegen politische Meinungen und deren Vertreter gerichteten Ausnahmegesetzes. Die unausbleibliche Folge eines solchen würde nur eine weitere Lähmung und Beeinträchtigung ihrer Thätigkeit auf den Gebieten legitimer polizeilicher Kraftentfaltung sein.

Abgesehen von den hier angeführten Gründen tragen aber auch noch andere Umstände nicht unerheblich zu den Mißerfolgen bei, durch die das Ansehen der Polizei in so hohem Grade kompromittirt worden ist. Durch unzählige polizeiliche Verordnungen, die zum Theil vom Publikum als Maßregeln rein vexatorischen Charakters empfunden werden, wird die Aufmerksamkeit und Arbeit der polizeilichen Organe in oft geradezu unheilvoller Weise zersplittert. Ein ganzes Heer von Beamten hat den ganzen Tag über darauf zu achten, daß selbst die nichtigsten straßenpolizeilichen Verordnungen bis ins Kleinste hinein beobachtet werden. Wehe dem armen Händler, der die Erlaubniß hat, sein Handelsgewerbe im Umherziehen zu betreiben, wenn es ihm einmal einfällt, seinen Wagen am Rande des Bürgersteiges auf dem Fahrdamm stehen zu lassen, ohne daß er gerade Kunden zu bedienen hat. Er wird unnachsichtig zur Anzeige gebracht und wenn er die ihm auferlegte Pön nicht gutwillig entrichtet, sondern auf richterliche Entscheidung anträgt, so hat um dieses an sich unbedeutenden Falles willen, der Beamte, der die Anzeige erstattet hat, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen, wo er oft Stunden müßig verbringen muß, ehe seine Sache aufgerufen wird.

Ein anderer großer Uebelstand des Polizeiwesens ist darin zu suchen, daß die Polizeibeamten sich wohl ausnahmslos aus gedienten Soldaten rekrutiren. Nun mag der militärische Drill ja eine ganz gute Schule des Gehorsams und der Disziplin sein, eins aber wird man nicht behaupten wollen: daß er nämlich die Mannschaften zum selbsteigenen Denken und Handeln erziehe. Wer als ein winziges Rad an einer großen Maschine sich fühlen lernt, wem das Gefühl seiner Ichheit so gründlich ausgetrieben wird, wie dies durch die militärische Dressur zu geschehen pflegt, deren höchstes Erziehungsziel der unbedingte Gehorsam ist, der muß schließlich auch des letzten Restes von Selbstständigkeit verlustig gehen. Solch' ein Mann kann dann später in amtlicher Stellung wohl die Befehle seiner Vorgesetzten wörtlich ausführen, zu eigenem Denken und rechtzeitigem selbstständigen Handeln aber, worauf im Verlaufe kriminalistischer Ermittelungen naturgemäß unendlich viel ankommt, vermag er sich kaum emporzuschwingen. Daher denn auch die Schwerfälligkeit des polizeilichen Ermittelungsapparates, die, so oft es sich um die Aufklärung sensationeller Verbrechen handelt, fast stets so unliebsam sich bemerkbar macht.

Daß an sich ziemlich unerhebliche Kompetenzstreitigkeiten, deren staatserhaltende Bedeutung sich der beschränkten Einsicht des Steuerzahlers entzieht, häufig die Initiative der Polizei in folgenschwerer Weise lähmen und daß daher in der Umgebung von Großstädten die ersten, so überaus wichtigen amtlichen Erhebungen in Kriminalfällen häufig örtlichen Beamten von minderer Intelligenz, schlechterer Schulung und keineswegs ausreichender Routine zufallen, darauf ist schon wiederholt seitens der Presse aufmerksam gemacht worden.

Vielleicht überzeugt man sich in den zunächst interessirten polizeilichen Kreisen endlich doch davon, daß mit dem gegenwärtigen polizeilichen Apparat nicht auszukommen ist, sowie daß vor allen Dingen die Polizei sich wieder in erster Linie der Fürsorge für die öffentliche Sicherheit in einer erfolgreicheren Weise widmen muß. Auf die Dauer wird sich dies garnicht umgehen lassen, sollten darunter auch die buchstäbliche Durchführung altehrwürdigster Verordnungen und Regulative, sowie gewisse politische Aufgaben zu leiden haben, die ohnehin nicht gerade dazu beitragen, das herrschende Polizeisystem beim Publikum beliebt zu machen und dadurch der polizeilichen Thätigkeit jenen Rückhalt im Volke zu sichern, der bei wichtigen Aktionen immer ihr bester Verbündeter ist.

Berlin. Dr. Franz Görres.

Hamburger Brief.

Geehrter Herr Redakteur!

Sie wünschen einen Brief aus Hamburg, einen sogenannten „Hamburger Brief", von mir zu erhalten?! — — Ja, wissen Sie denn auch, Bester, was Sie verlangen?! Was denken Sie von Hamburg, wie denken Sie über Hamburg, und wie denken Sie sich dieses Hamburg überhaupt, daß Sie zu dem entsetzlichen Irrwahn gekommen sind, man könne Briefe aus Hamburg schreiben! Ueber was — wenn ich ganz ergebenst fragen darf? Ueber unser geistiges Leben etwa? Heiliger Nepomuk! Nehmen Sie mir's nicht übel, aber —

„Thöricht bist Du, o Fremdling, wo nicht von ferne Du herkamst", thöricht sind Sie, Herr Redakteur, oder auch nicht aus Hamburg gebürtig, wenn Sie glauben, hier existire so etwas wie geistiges Leben. Sie täuschen sich in uns. Sie halten uns für Aufrührer, für Neuerer, die zu denken wagen, am Ende gar — horribile dictu! — für „Genossen"! Aber solche Beleidigungen verbitten wir uns, wir sind friedliche Leute, die dem geistigen Unfug fernstehen und nichts wollen, als in Frieden gelassen werden. Verüben Sie nur immerhin Ihre „Kritik" und erobern Sie sich damit die Zukunft, aber uns lassen Sie — schlafen.

Hamburg ist nämlich, müssen Sie wissen, das Dornröschen unter den modernen deutschen Städten — es schläft. Alles, was in Hamburg gebildet — zu sein vorgiebt, die Regierung, das Beamtenthum, die Presse, die Kunst, schlummert. Nur die lebendigen Kaffeesäcke, vulgo Kaufleute, wachen, und die Arbeiter. Ja, die Arbeiter, die ja in unserer Zeit überall wachen, aufwachen und mit schwieligen, durch harte Arbeit geadelten Händen nach der Fackel der Bildung, der Wissenschaft, der Humanität, der geistigen Erhebung greifen. Sie wachen auch hier und zeigen es, indem sie jedes Mal über die Köpfe der sogenannten Gebildeten hinweg, die sich immer verwunderter die Augen reiben, ihre sozialdemokratischen Abgeordneten in den Reichstag entsenden. Solche Kleinigkeiten sind aber keineswegs geeignet, das Dornröschen aus seinem Schlummer aufzurütteln. Einmal freilich und ein anderes Mal in unserer Zeit, da wäre es bald erwacht. Ein Prinz kam, jener sagenhafte Recke der Vorzeit, Prinz Bismarck nannte man ihn, und gab ihm einen brennenden, einen sehnsüchtig verlangenden Kuß —

Digitized by Google

Zollanschluß nannte man diesen Kuß. Hammonia, die gewaltige, begann sich zu regen, und allein von diesem schlaftrunkenen Regen erhoben sich ringsumher wunderbare Gebilde und Thaten. Häfen und Kanäle stiegen empor, alte Stadttheile versanken, und wie durch Zauber erwuchsen neue, und in den Straßen entstand — ein uniformirtes Wunder dem Anblick: der erste Zollbeamte. O, erwachte einst dieser Riesenleib vollends, welche Thaten würden geschehen, aber er schlief weiter. Und noch einmal in allerjüngster Zeit versuchten die unsichtbaren Mächte, die große Hammonia vor geistiger Versandung zu retten — das gelbe Gespenst der Cholera erhob sich und vollbrachte schreckliche Thaten. Was wir damals erduldeten, die Welt weiß es. In der Angst des Hinsterbens schien ein großes Erwachen über uns zu kommen, Senat und Bürgerschaft versprachen Aenderungen aller Art, das Volk stellte Forderungen, die auf einmal einen Umschwung bewirkt hätten, unter Anderem eine tiefgreifende Verfassungsänderung, und auf halbem Wege kam man allen Fordernden durch Nicken und Augenzwinkern entgegen — kaum aber war der letzte Todte eingescharrt, der letzte Flüchtling zurückgekehrt, so setzten sich Senat und Bürgerschaft wieder auf ihre Plätze, und Hamburg schlief weiter. Die Senatoren werden bei uns auf Lebenszeit gewählt, die Bürgerschaft besteht bei uns fast ausschließlich aus Grundeigenthümern — das liegt einmal so in unseren schlummerigen Verhältnissen. Versuchen Sie's doch, uns mit Ihrer kritischen Scheere den Zopf abzuschneiden, es wird Ihnen nicht gelingen . . . .

„Ja, aber das Theater, die Kunst, die Literatur, die Presse — — Mann, Mann, Sie wollen ein Journalist sein?!" — — Na, na, nur nicht so hitzig, Herr Redakteur, Sie sähen sich sonst vielleicht in die Lage versetzt, auf Ihren verantwortlichen Knieen Abbitte zu thun oder sich doch wenigstens durch einen anständigen Vorschuß loszukaufen. Theater, Kunst, Literatur und Presse? Haben wir, Verehrtester, haben wir Alles. Unsere Theater sind sogar pollinisirt, dasselbe, was man beim Bier pasteurisirt nennt — vor dem Verderben geschützt. Das Bier und die Theater leiden ein Wenig unter diesem Verfahren, aber sie gehen wenigstens nicht zu Grunde. Unsere hauptsächlichsten Kunststätten, die Stadttheater von Hamburg und Altona, sowie das Thalia-Theater, befinden sich unter dem Szepter des bekannten Hofraths Pollini, des unsterblichen Entdeckers von Herrn Bötel. Dieser Hofrath ist ein so vorzüglicher Geschäftsmann, daß man sicher sein darf, er werde die moderne deutsche Kunst — mit Peitschenhieben von seiner Thür treiben. Seit Jahren ernährt sich das Thalia-Theater, dessen Direktor Mauriee von der Presse in den Himmel gehoben wurde, kümmerlich von Possen und Schwänken niedriger Qualität, und wollte man heute selbst

von dieser Praxis abgehen und zu gesünderer Kost zurückkehren, es wäre unmöglich, so verpimpelt und verdorben hat man das liebe Publikum. Das Stadttheater, eine Opernbühne ersten Ranges, ist im Drama nur bis Sudermann gelangt. Was darüber hinausliegt, pfui, ist unanständig. Ein ärmlicher kleiner Kreis, einzig der Verein „Freie Volksbühne", befaßt sich mit der Aufführung neuerer, moderner Schöpfungen, allein seine Darsteller sind so dilettantenhaft, sein Lokal ein so erbärmliches, daß man auf die Zukunft dieses vom besten Wollen beseelten Kreises nicht allzuviel und nicht allzu sanguinische Hoffnungen setzen darf. Die moderne Kunst und die moderne Literatur sind dem großen Hamburger Publikum ganz fremd — die Presse, mit einer einzigen Ausnahme, schweigt beide todt. Diese Ausnahme macht das alte „Hamburger Fremdenblatt", das neben einem Stabe alter, auch eine Zahl junger und zum Theil modern gesinnter Redakteure beherbergt und nicht selten in Theater- und Literaturkritik, die beide sehr ausgedehnt gepflegt werden, seinem Publikum über die Existenz und den Werth der modernen Bestrebungen reinen Wein einschenkt. Die „Nachrichten" arbeiten bekanntlich nicht ohne das Bismarcksche Färbemittel, das ihnen aber neuerdings nur kärglich zufließt, und sind im Uebrigen viel zu ehrbar, um alte Traditionen fallen zu lassen, und der neuen Zeit die Thür zu öffnen. — Neben den „Nachrichten" steht der „Korrespondent", das Organ des Senates und — wie ein keck aufstrebendes junges Volksblatt, die „Hamburger Freie Presse" zu sagen pflegt — der Senatorentöchter. Die Stellung dieses immerhin angesehenen Blattes zu dem modernen Leben in Literatur und Kunst wird von den Senatorentöchterlein, d. h. von der zarten Rücksichtnahme auf diese, vorgeschrieben. Die Redaktion des Blattes ist heterogen zusammengesetzt. Einige der älteren Redakteure, die dem „Korrespondent" sein fossiles Gepräge verleihen, sind tief in der Romantik des Journalismus stecken geblieben; etwa vorhandene jüngere Kräfte, die Verständniß haben für die neue Zeit und ihre Forderungen, müssen sich bescheiden im Hintergrunde halten.

Ich könnte Ihnen nun noch Manches von unseren literarischen Bestrebungen erzählen, die in der Existenz der „Literarischen Gesellschaft" ihren Gipfelpunkt finden, aber Sie würden nicht viel Erbauung davon tragen. Die „Literarische Gesellschaft", welcher Otto Ernst bislang in arbeitsreicher Thätigkeit vorstand, ist ein reiner Laienverein, und ihre Wirksamkeit erstreckt sich nicht hinaus über den Kreis ihrer Mitglieder. Das große Hamburg der Kaffeesäcke bleibt unberührt davon. Auch der „Journalisten- und Schriftsteller-Verein" ist noch zu erwähnen, ein schöner Verein, der seine Mitglieder unter die Erde bringt, eine Todtenlade, in deren Versammlungen

seit Menschengedenken kein Gespräch über Kunst oder Literatur stattgefunden haben soll. Wenn Sie nun aber glauben, daß mit dem Fehlen der literarischen Bestrebungen auch die Literaten fehlen, dann täuschen Sie sich. Hören Sie und staunen Sie! Liliencron lebt hier, Detlev der Große, Otto Ernst, der Kämpfer, der Besitzer des Augsburger Schillerpreises, Gustav Falke, der begabte Lyriker und Romancier, Philipp Berges, der humoristische Amerikaforscher, Albert Roderich, er, von den „Fliegenden Blättern", Paul Perron (Oscar Riecke), der Romancier und Lustspieldichter, Wallsee, der unmittere Wiener Feuilletonist, Ferd. Pohl, der Musikkritiker, Pajeken, der Mann aus dem Westen, Harbert Harberts, der alte Kämpe, und Andere. Theils aber leben alle diese Leute außer allem Zusammenhang, theils haben sie sich nach hartem Kampfe mit der Indifferenz hinter — die Kaffeesäcke zurückgezogen — — —

Sieh' — sieh' — wie Du träumst! — Herr Redakteur, entschuldigen Sie den Ausdruck, er ist aus Richard III. Aber ich wiederhole; Sieh', wie Sie träumen! Sie denken nämlich, sollte dieser Mann, den ich harmlosen Herzens um einen Hamburger Brief ersuchte, nicht auch flunkern? Als ich zum Schriftstellertag in Hamburg war, stellte sich die Sache wenigstens ganz anders dar . . .

Das stimmt, Herr Redakteur! Wesentlich anders. Der Staat hatte sich für die Männer der Feder angestrengt, aber er wußte warum. Es war ein geheimes: Gehet hinaus in alle Welt und posaunet nach allen Windrichtungen aus, wie viel anders ihr's hier gefunden habt, als ihr geglaubt! Kein Schmutz, keine Cholera, kein schlechtes Wasser mehr — unsere Straßen, unser Wasser, unsere Gesinnungen und unsere Manschetten, Alles rein!! Die Vorarbeiten besorgten die älteren Männer der Hamburger Presse, es sind wahre Arbeitspferde darunter, das gute Gelingen aber kam von oben, nämlich vom Wetter, und von unten, nämlich vom Volk, denn das ist wahr, wir haben ein großherziges, liebes, biederes Volk hier, das sich noch freuen kann bei der Freude Anderer, und ich wette darauf, daß es für geistige Bestrebungen mehr Interesse zeigt, als das sogenannte gebildete Hamburg.

Hiermit hoffe ich Ihnen bewiesen zu haben, daß es unmöglich ist, Hamburger Briefe zu schreiben. Bestehen Sie noch auf Ihre Forderung?

Thersites.

„Parnaß A.-G."

Ein Sündenbock wurde vor einigen Monaten in der reichshaupt, städtischen Presse gesucht.

Felix Lüpschütz, der ein bewährter Künstler war, ein tüchtiger Theatermann und ein Mensch von anständiger Gesinnung, hatte sich erschossen, weil er sich den materiellen Anforderungen nicht gewachsen fühlte, die an ihn herantraten in dem Augenblick, da er im Begriffe stand, das Berliner Theater zu übernehmen.

Der Sündenbock, den damals die Presse suchte, war bald gefunden. Die Polizei wurde verantwortlich gemacht für die Verzweiflungsthat des entmuthigten Künstlers, der den Kampf aufgab, nachdem er kaum für ihn begonnen hatte. Die Polizeibehörde hatte die Konzessionsertheilung abhängig gemacht von dem Nachweis einer erhöhten Garantiesumme, die zur Sicherstellung der Künstlergagen dienen sollte. Da nun der Bedauernswerthe nicht im Stande war, diesen Nachweis sofort zu erbringen, und da ihm gleichzeitig auch von Seiten des Theatereigenthümers finanzielle Schwierigkeiten bereitet wurden, sah Lüpschütz in seiner Rathlosigkeit das geschäftliche Fiasko und die Schande als unausbleiblich an und legte verzweifelt Hand an sich. Er ging in den Tod, da ihm in Ehren weiter zu leben unmöglich schien.

Und nun wurde in einem Theile der Presse die Sache so dargestellt, als ob einzig und allein die Polizei die Schuld trage an der Verzweiflungsthat des bemitleidenswerthen Mannes. Das war aber keineswegs der Fall. Felix Lüpschütz nahm ein so trauriges Ende, weil er kein eigenes Vermögen besaß, weil er ferner als anständiger Mensch, der er sein Leben lang gewesen, in fragwürdigen Geldangelegenheiten nicht Bescheid wußte, und weil er es demzufolge auch nicht verstand, mit den Leuten fertig zu werden, denen er sich auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müssen, um nur die Summen zu erlangen, deren er bei seinem Unternehmen von vornherein bedurfte. Er fiel als Opfer der besonderen Zustände, die gegenwärtig auf dem Gebiete des Theaterwesens herrschen.

Die Uebernahme eines größeren Theaters ist heutzutage mit geradezu enormen Geldkosten verbunden. Künstler aber sind mit irdischen Schätzen selten nur gesegnet. Ueber diese harte Thatsache setzen sie sich jedoch in

Digitized by Google

naivem Optimismus nur allzu leicht hinweg, um es früher oder später fast immer zu bereuen. Die Zahl derer, die froher Hoffnungen voll an die selbständige Leitung einer Bühne sich wagten und dann kläglich Schiffbruch litten, ist unendlich groß. Fast Jeder von uns kennt solche Beispiele . . . . .

Unser modernes Theaterwesen hat schon längst die Formen des großkapitalistischen Geschäftsbetriebes angenommen. Diese Entwickelung vollzog sich nicht von heute auf gestern, sondern allmählich nur und schrittweise ging die Umwandlung vor sich. Früher konnte ein begabter Künstler sich, wenn er etwas Glück und Geschäftssinn hatte, leicht zum Theaterleiter emporschwingen. Die Ansprüche, die das Publikum an Komfort, Ausstattung und Inszenirung stellte, waren die denkbar bescheidensten. Man besaß damals noch Phantasie, und gierig fast lauerte die Illusionskraft auf jede Gelegenheit zu ihrer Bethätigung. Das kam daher, daß unsere Vorfahren arge Träumer waren. Die Enge des kleinbürgerlichen Lebens, die politische Unfreiheit und die geistige Bedrückung durch die rückschrittlichen Gewalten — alle diese Einflüsse hatten nicht den Idealismus zu tödten vermocht. Im Gegentheil: erstarkt nur war er an dem Widerstand, dem er begegnete, und kecken Muthes forderte er in die Schranken eine Welt, die alt und morsch geworden.

Ja, unsere Väter hatten noch Ideale. Das Bürgerthum war damals eine aufstrebende Klasse, deren Aspirationen durch die industrielle Entwickelung mächtig vorgearbeitet wurde. Der im Entstehen begriffene großkapitalistische, fabrikmäßige Betrieb sprengte die veraltete feudale und patriarchalische Gesellschaftsordnung und machte die Bahn frei für das Aufkommen der neuen Kräfte, die den Fortschritt vertraten. Körperlich lebenskräftig, geistig begabt und moralisch tüchtig stand damals das Bürgerthum da. Durch Ausschweifungen nicht verderbt, hatte es sich einen natürlichen Geschmack und eine frische Reizempfänglichkeit auch den künstlerischen Dingen gegenüber gewahrt. Es war damals eine Lust, „Komödie zu spielen". Die noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit vorhandene nachschaffende Phantasie des Theaterbesuchers kam den kaum angedeuteten Intentionen der Regie auf halbem Wege schon entgegen; das war die Zeit deutscher Kunstblüthe, in der Lessing, Schiller und Goethe die Schaubühne beherrschten.

Heute aber giebt es kaum noch ein naives, reizempfängliches Publikum. Die Menschen von heute sind zum großen Theil durch die dürre Sandwüste einer ideal- und poesielosen Jugend gewandert und sind dann im Kampf ums Dasein so entsetzlich vernünftig geworden, daß ihre Phantasie verkümmerte und jegliche Illusion ihnen abhanden kam. Aus dem Schooße des behaglich situirten Bürgerthums von ehemals, das in weiser Abwechslung

zu arbeiten und zu genießen verstand, ist im Laufe der fortschreitenden industriellen Entwickelung eine geld- und erwerbsgierige Bourgeoisie hervorgegangen, bei der die edleren Triebe nur noch in rudimentärer Form vorhanden sind. Der ideale Sinn verkümmerte und starb ab, da er keine Gelegenheit mehr zur Bethätigung fand, nachdem auf wirthschaftlichem Gebiete die Herrschaft des Kapitalismus und Industrialismus zur bedingungslosen Anerkennung gelangt war.

Das einzige Ideal dieser Gesellschaft ward die Million. Das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte trug die Einen nach oben und stieß die Andern, denen das Glück weniger günstig gewesen, nach unten — ins Proletariat. Die Erwerbsgier der neuen Zeit, mit der Hand in Hand ging eine zügellose Genußsucht und eine blöde Erfolganbeterei, die auch politisch ihren Ausdruck fand — alles das trug dazu bei, den idealen Sinn und die Liebe zur reinen unverfälschten Kunst allmählich zu ertödten ....

Die durch eine zügellose Genußsucht erschlafften Nerven bedürfen der allerstärksten Reizmittel. Die Ansprüche an den Komfort der Theaterräume und an Prunk und Glanz der Inszenirung steigern sich zu ungeheuerlicher Höhe. Das Kunstgenießen, das ehedem tiefste Gemüthsverinnerlichung war, ist zum Sinnenkitzel, zur Augenweide, zum Nervenreiz geworden. Nicht gute Stücke, sondern „echte Kostüme", prunkvolle Interieurs, überhaupt eine glänzende Ausstattung verlangt heutzutage das Publikum. Das Alles aber kostet Geld, dessen der Künstler so wenig nur besitzt. Und so beginnt auch auf diesem Thätigkeitsgebiete, ganz ebenso wie im Bereiche materieller Waarenerzeugung, der Kapitalismus die Herrschaft an sich zu reißen.

Die Herren Kapitalisten aber erblicken naturgemäß in einem Theaterunternehmen, an dem sie sich durch Hergabe der Fonds betheiligen sollen, lediglich eine Kapitalanlage. Die Interessen der Kunst sind ihnen gleichgültig, der Kapitalgewinn, den sie aus dem Unternehmen herausschlagen können, geht ihnen über Alles. Mit der schönen Redensart von der „moralischen Anstalt" und ähnlichen ideologisch-verschwommenen Begriffen darf man diesen kühlen Rechnern nicht kommen. Für sie ist das Theater eine Fabrik, die für den Luxusbedarf arbeitet.

Und, wie überall, wo die Industrie sich zum großkapitalistischen Betrieb ausgewachsen hat, macht auch hier das volkswirthschaftliche Gesetz von der Konzentration des Kapitals sich geltend. Der besonders kapitalkräftige Großindustrielle verdrängt und expropriirt nach und nach die kleineren Betriebe, die mit ihm nicht länger erfolgreich konkurriren können. So entstehen die Monopole. Aus Pollini wird Monopolini. Gerade das Ham-

burger Beispiel ist bezeichnend für die Tendenz der auf diesem besonderen Wirthschaftsgebiet sich vollziehenden Entwickelung.

Auch in der Reichshauptstadt ist die Entwickelung zum Theatermonopol im schönsten Gange. In der gegenwärtigen Spielzeit verfügen vier Direktoren bereits über acht Berliner Bühnen. Man lasse das nur noch ein paar Jahre so weitergehen, dann sind die meisten hauptstädtischen Bühnen in einer Hand. Das kann dann natürlich nur eine große Aktiengesellschaft sein, die mit einem Riesenkapital arbeitet. Der Einfluß dieser Aktiengesellschaft wird weit über den Bannkreis der Reichshauptstadt hinausreichen. Das von ihr gegebene Beispiel wird ansteckend wirken. In den größeren Provinzial- und den mittleren Residenzstädten wird sich eine ähnliche Entwickelung vollziehen, auch dort werden im naturgemäßen Verlauf der Dinge alle namhafteren Bühnen in wenigen Händen sich vereinigen, und auch dort werden schließlich, dem Zug der industriellen Entwickelung folgend, Aktiengesellschaften für theatralische Darbietungen ins Leben treten, die dann eines Tages mit der großen reichshauptstädtischen Gesellschaft zu einem Trust oder Ring zusammentreten. Dieser Ring wird dann im ganzen Reiche die Produktion reguliren, ihre Qualität und ihren Marktwerth bestimmen.

Als Aushängeschild für diese große zukünftige Vereinigung schlage ich die Bezeichnung; „Parnaß A.-G." vor. Diese Gesellschaft wird gründlich aufräumen mit allen idealistischen Vorurtheilen, die sich bisher hier und da noch immer auf dem Gebiete des Theaterwesens zu behaupten wußten. Wirkliche Kunstwerke, die ja selbst bei geringen Preisen in der Regel nur mäßig besetzte Häuser erzielen, werden dann einfach nicht mehr gegeben werden. Das französische Unsittenstück, die mit stinkenden Zoten gespickte banale Posse und prunkvoll inszenirte Ausstattungsstücke mit vielen, vielen Zentnern unverhüllten Menschenfleisches darin . . . . solche Darbietungen werden die „Geisteskost" bilden, die für das Publikum alsdann in der einen großen Theaterküche zusammengebraut wird. Wem das nicht paßt, wer Besseres wünscht und für weniger gepfefferte Speisen eine kaum begreifliche Vorliebe hat, der braucht ja nicht zu kommen. Zehn Andere werden um seinen Platz sich reißen . . . .

Für die Virtuosen unter den darstellenden Künstlern wird, wenn die Verhältnisse erst so weit gediehen sind, eine goldene Zeit anbrechen. Der wahre Künstler aber, der Künstler, der ernsten Sinnes hohen idealen Zielen zustrebt, wird allmählich aussterben, da seine Dienste nicht gebraucht und in Folge dessen auch nicht bezahlt werden. Im Theater wird man dann noch weniger als heute Anregung und Erbauung, sondern lediglich Zeitvertreib und Sinnenkitzel suchen. Wie die Neuberin öffentlich den Hanswurst ver-

brannte, um ſymboliſch darzuthun, daß die deutſche Schauſpielkunſt aus den Niederungen der grotesken Komik ſich erhoben habe und an höheren künſtleriſchen Aufgaben ſich fürderhin verſuchen wolle — ſo wird man vielleicht in Zukunft den wahren Künſtler und den echten Dichter feierlich von der Bühne verbannen und dafür den Hanswurſt in Gnaden wieder aufnehmen.

Die Aktiengeſellſchaft „Parnaß“ aber wird Geſchäfte machen. Ihre Papiere werden an der Börſe gehandelt werden und hoch im Kurſe ſtehen. Man wird in Theateraktien ſein Vermögen anlegen und ſelbſt zur Anlage von Mündelgeldern werden ſie ſich empfehlen. Sie ſind ja „goldſicher“. Die Aktiengeſellſchaft „Parnaß“ hat keine Konkurrenz zu befürchten. Sie wird wahnſinnige Dividenden zur Vertheilung bringen, und wenn der Kaſſierer nicht eines Tages mit dem ganzen verfügbaren Mammon durchgeht; wenn Vorſtand und Aufſichtsrath ehrlich ihres Amtes walten, dann mag ſie recht lange eines flotten Geſchäftsganges ſich erfreuen.

Möglicherweiſe ſolange, bis auch die letzten Spuren deutſcher Dicht und Schauſpielkunſt von der Bühne verſchwunden ſind.“

Die erſten drei Segenswünſche.

Drei Segenswünſche ſind bis jetzt der „Kritik“ ins Haus geflattert. Der erſte kam ſchon recht früh; am Freitag Nachmittag $5^1/_2$ Uhr. Er lautet:

Geehrter Herr,

mit beſtem Dank gebe ich die Hefte zurück, die Sie mir ſandten, und durch die Sie gewiße Leute, die einen ſtärkeren Papierbedarf und ein geringeres Reinlichkeitsbedürfniß haben als ich, höchlich erfreuen werden. Ich kann für Ihr Unternehmen nichts thun, als es mit meinen beſten Wünſchen begleiten.

Hochachtungsvoll

5./10./94. Harden.

Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, möchten wir doch erklären, daß wir Herrn Harden gar nicht gebeten haben, etwas für unſer Unternehmen zu thun. Worin ſollte auch eine ſolche Unterſtützung beſtehen? Doch nur allenfalls in ſeiner Mitarbeiterſchaft. Wir würden ja natürlich Beiträge eines ſo gewandten Schriftſtellers, wie Herr Maximilian Harden es iſt, mit größtem Vergnügen aufnehmen. Aber wir glaubten, Herr Harden ſei durch ſein eigenes Organ genügend in Anſpruch genommen, und haben deßhalb eine Aufforderung unterlaſſen.

* * *

Mit der letzten Abendpoſt kam ein zweites Brieflein, Poſtſtempel Berlin O.

An

den Verleger der „Kritik“.

Laſſen Sie ſich begraben, mein Lieber. Aber raſch, ehe die Särge theuerer werden. Sie locken doch keinen Hund aus dem Ofen.

Hochachtungsvoll

F. Lehmann.

Wir fürchten, wir fürchten, Herr Lehmann iſt nicht ganz ehrlich. Ja, ich würde ſofort, wenn ich eine hätte, meine Monterokappe wetten: Lehmann

heißt gar nicht Lehmann, ſondern womöglich Müller oder Schulze. Wie bieder iſt dagegen Herrn Maximilian Hardens Art, der muthvoll mit dem eigenen Namen ſeinen Brief unterzeichnet.

* * *

Der dritte Gruß verſüßte mir am Sonnabend den Morgenkaffee. Poſtkarte. Aus Hamburg. Und in gutem, ehrlichem Plattdeutſch. Er iſt zwar nicht ſo witzig, wie die Mittheilungen der beiden erſten Herren, dafür erfreut er durch eine gewiſſe Volksthümlichkeit des Ausdrucks. Leider iſt es uns nicht möglich, die durch ſolche Volksthümlichkeit beſonders ausgezeichnete Unterſchrift wörtlich mit abzudrucken. Der Hamburger Anonymus ſchreibt:

Is veel to düür, Du Aas! Fif Mark? Keen fif Groſchen!
Johann Suur i . . . M . . .
(wenn't nich glöven wißt, pröf to.)

In gewähltem Hochdeutſch fügt dieſer Herr noch hinzu:

„Erbitte Antwort im Fremdenblatt."

Dieſen Wunſch können wir ihm leider nicht erfüllen.

* * *

Ich habe ſelten ſo herzlich gelächelt, wie am Freitag Nachmittag halb ſechs, am Freitag Abend halb acht, und am Sonnabend früh acht Uhr.

Berlin. Hugo Storm.

Im Zeichen der Kunſt.

Seit der Wiederherſtellung des Deutſchen Reiches hat es ſelbſtverſtändlich nicht daran fehlen können und auch nicht fehlen dürfen, daß von einem „Aufſchwung“ auch in der Kunſt geſprochen wurde. Wo alles Andere im menſchlichen Leben, vom Kochlöffel und der Serviette, vom Streichholz und Streichholzbüchschen und vom Bierglas bis zur Amtsrobe der Richter und den Kriegervereinsabzeichen und -Fahnen eine neue Form und Geſtaltung bekam und die Schnupftücher und Hüte, die Hemden und Kaiſermäntel, die Küchenſchürzen und die Kakaofabrikate wieder deutſch wurden, da konnte es auch nicht fehlen, daß der Kunſt wieder mehr zu Ehren und auch wieder mehr zu ihrem „Recht“ verholfen wurde.

Und da ward man denn auch in allen Kreiſen des Volkes gewahr, noch mehr aber in den Kreiſen des Geſchäfts, wie ſehr die Kunſt darnieder liege.

Alles drängte nunmehr der Kunſt zu, Alles wollte Kunſt, Alles machte in Kunſt. Die Bücher wurden kunſtvoll eingebunden, während der Inhalt der alte blieb, oder, wenn neu, dann ſchlechter wurde als ehedem. Die Fabrikſchornſteine wurden höher geführt, „kunſtvoller“ ausgeſtattet, damit der Rauch kunſtgerecht in die Höhe ſtieg. Die Schürzen für Küchen- und Kindermädchen bekamen einen weit kunſtvolleren Schnitt, wodurch die die Schürze tragende Perſon erſtlich vortheilhafter, ſozuſagen kunſtgemäßer, der Außenwelt gegenüber ſich „hob“, und wodurch zweitens das Kunſtbeſtreben des betreffenden Hauſes ſich ſchon vor der Oeffentlichkeit greifbar darthun ließ. Ueberall Kunſt, Nichts als Kunſt: Kunſtſchmiere und Kunſtbiere, Kunſtſteine, Kunſtweine und Kunſtſchweine, Kunſtbilder und Kunſtſchilder, Kunſtroſen und Kunſtdoſen, Kunſtmöbel und Kunſtſäbel, Kunſtbäder, Kunſträder, Kunſtleder; Kunſtgeſchichte und Kunſt-Preisgedichte, Kunſtjünger und Kunſtdünger, kurz: es ward ein wahrer Kunſt-Unfug getrieben.

Damit war aber in dem neuen Deutſchen Reich das Gebiet der Kunſt bei weitem nicht erſchöpft. Die Vereinsthätigkeit ſtieg und gedieh zu einer vordem kaum geahnten Höhe und Größe, und mit dieſer Vereinsthätigkeit wurde das Gebiet der Preſſe erobert und hineingezogen, — der Preſſe

und was mit dieſer zuſammenhängt. Bei dieſer Preſſe wurde ſobald auch die Berichterſtattung zur Kunſt erhoben oder vielmehr ausgeſtaltet — das Wort „ausgeſtaltet" ward nämlich das Modewort, wo der Begriff des Heraustretens einer Thätigkeit aus dem gewöhnlichen Alltagsleben angedeutet werden ſollte. Und ſo bekamen wir denn bald zu leſen, wie in Wißmannshauſen oder in Rockwitz, in Oberleben, oder in Hinterlingen der Tiſchler Holzmann ſoeben einen „Kunſtſchrein" angefertigt, der zu Jedermanns Beſichtigung frei ſtehe. Der Herr Ortsvorſteher hatte ſich belobigend darüber ausgeſprochen. Holzmann gehörte auch zum Turnverein und zur freiwilligen Feuerwehr und zahlte ſeinen Beitrag zum Gebirgsverein. Was Wunder, da Holzmann ſchließlich auch zum evangeliſchen Männer- und Jünglingsverein trat und der Frau Paſtorin ein mit Perlmutter ausgelegtes Nähkäſtchen angefertigt hatte, daß ſein Ruf ſich ringsum verbreitete, und daß er ſchließlich nur noch in altdeutſchen Kunſtmöbeln arbeitete. Mit einer wahren Forſche wurde in den Wochen- und Stadtblättern in Kunſt gemacht. Wenn der Turnverein „Vater Jahn" zum Beſten einer zu erbauenden Turnhalle, oder wenn die freiwillige Feuerwehr zum Beſten einer zu beſchaffenden Spritze eine Theatervorſtellung gegeben, dann mußten ſelbſtverſtändlich alle Hofſchauſpieler und Hofopernſänger weit, weit zurücktreten vor derjenigen Kunſtkritik, die der Lokal-Berichterſtatter à Zeile 5 Pfennig über die „herrlich gelungene" Vorſtellung zu entwerfen verſtand.

Ein wahres Wettrennen nach Kunſt begann, eine wilde Jagd nach Kunſt, und Hand in Hand damit ging ein Buhlen um das Wort und den Begriff Kunſt, ein klägliches und widerwärtiges Hinabzerren wirklicher Kunſt in weniger als künſtleriſche Zuſtände und ein banauſenhaftes, geräuſchvolles Niedertreten deſſen, was Kunſt, wahre Kunſt hätte ſein können.

Wenn in der Neuzeit ſchon in jedem Dorfkretſcham durch die Feuerwehr „Kunſtdarſtellungen" geboten werden, und wenn jeder reich gewordene Bäcker- oder Schreinermeiſter ſich ein „künſtleriſches Heim" ſchafft, wenn der frühere Roßſchlächter Burrwitz ſich in Dingsda eine Villa bauen läßt, deren künſtleriſcher Werth und deren ſtilvolle Einrichtung allgemeines Aufſehen erregen, wie lohnt es da noch, von den bayeriſchen Kunſtſchlöſſern oder von den Prachtbauten der Renaiſſance zu ſprechen? . . .

Daß mir irgend ein Zeitungsmenſch, ja, daß mir irgend ein leibhaftiger Profeſſor Etwas als Kunſt hinſtellt, das ſagt noch nicht, daß ich ſolche auch vor mir habe. Wir wiſſen ja auch nur zu gut, daß bei dem erſtmaligen Erſcheinen irgend eines Kunſtproduktes, beim erſten Auftreten eines Künſtlers oder einer Künſtlerin eine ſogenannte Kritik ſich breit

macht, die oft wirkliche Kunst herabzerrt und scheinbare Kunst bis in den Himmel hebt. Wir wissen nur zu gut, wie wahre Kunst durch alle Zeiten sich den Weg mühsam selbst zu suchen hatte, und wie bedeutende Künstler erst dann Anerkennung finden, wenn sie alt und mürbe geworden sind und durch den Erfolg nicht mehr zu neuen Leistungen angespornt werden.

Jedoch — das sind alles oft wiederholte, landläufige Phrasen. Wenn wir in diesem Blatt zu fragen haben: Was nennen wir in unserer Zeit „Kunst?", da verlangen die Leser, daß wir über das alltäglich ausgetretene Geleise hinausgehen. Sprechen wir also nicht davon, ob es Kunst sei oder nicht, wenn der Künstler in dem neuen Drama bei dem gehobenen Wort „auf" auch genügend den rechten Arm hob, so wie es sich ein Mensch unter zweitausend gerade gedacht hatte: der Kunstkritiker nämlich vom „Wünschelsdorfer Kurier". Wir sprechen nicht davon, ob die verschlungenen Initialen im Spitzentaschentuch der reichsgräflich-unmittelbaren Braut Klothilde statt an der linken, an der anderen Seite hätten angebracht werden sollen, damit der Faltenwurf beim hochgräflichen Ausschnäuzen statt links lieber rechts diese Initialen hätte zu zeigen gehabt. Wir wollen auch ununtersucht lassen, ob die von Pumphosen nach Rasselsdorf gebaute Kunststraße wirklich eine solche ist, weil wir nicht einmal die Eisenbahn als Kunststraße ansprechen, viel weniger einen mit Kies und Feldsteinen beschotterten Weg, an dem der betreffende Unternehmer allerdings das Kunststück fertig brachte, trotz der Kürze desselben 15000 Mark zu verdienen, während die Kunststraße in kurzer Zeit schon wieder in Grund gefahren war. Und wir werden uns auch beileibe nicht darüber erboßen, daß uns erzählt wurde, der Künstler, der Bildhauer, habe zu dem neuen Kriegerdenkmal in Wurzelstock — selbstverständlich ein wahres Meisterkunstwerk! — ganz anderen Marmor genommen, als eigentlich ausbedungen war.

Zu was auch? Wir stecken so sehr in der Kunst drin, daß wir schließlich schon einen aufgedrieselten Strumpf oder einen geplatzten Hosenträger zu einem Kunststopfer tragen, falls wir nicht in alter deutscher Weise ein altes Weib damit betrauen und dieser ein paar Pfennige zukommen lassen wollen. Sobald ich zur Hinterthür hinaustrete, starrt mich schon die Kunst an: die nach behördlicher Vorschrift angelegte Abortsgrube ist wasser- und seuchenfest mit Kunst-Zement ausgeworfen, und das Leitungswasser führen Kunstthonröhren herbei. Ueber das Dach hin ist die Kunsteinrichtung des Telephons geführt, und am Holzstall klappert bei günstigem Winde Tag und Nacht eine künstliche Vorrichtung: eine kleine Windmühle — 's ist wegen der Sperlinge und Staare, damit diese von dem nahen Kirschbaum verscheucht

werden — auch eine Kunst, denn die Sperlinge setzen sich während des Klapperns der Kunstmühle ganz ungenirt auf dieselbe.

Und seht doch, wie sie stolz und aufgeblasen über das Trottoir daher schreiten alle die verschiedenen Künstler in großen und kleinen Orten. Der Schustergesell Plachke hatte es jüngst unternommen, im evangelischen Männer- und Jünglingsverein ein paar Kuplets vorzutragen. Ein Kunststück das: Kuplets in einem Verein, der sich die Hebung der Sittlichkeit und des religiösen Sinnes zur Aufgabe gestellt hat! Aber es war Stiftungsfest, und da hatten die das ganze Jahr sich weniger um Hebung der Sittlichkeit als um Hebung ihres Geschäfts bekümmernden Herren Vorstände einmal ein Auge oder auch zwei zugedrückt, und wenn ja bei den Vorträgen gelacht worden ist, so ist es mit Genehmigung der Herren Vorstände geschehen. Tags darauf aber stolzirte der vortragende Künstler, der Schuhmacher, mehr als nöthig in der Stadt herum, um die verschiedenen Urtheile über die von ihm ausgeübte Kunst direkt einzuheimsen. Das „Wochenblatt" that zwei Tage darauf gleichfalls seine Schuldigkeit. . . . .

Unsere modernen Staatsmänner mühen sich jahraus, jahrein im Schweiße ihres Angesichts ab, die Kriegsbudgets künstlich in die Höhe zu schrauben. Was dies für einen Aufwand von Kunst allein erfordert, ist kaum zu sagen. Und in den Parlamenten erst, welch großer Aufwand an Kunst wird nutzlos dort verthan? Es ist wahrlich kein Leichtes, der hergebrachten Gewohnheit gemäß an solchem Budget zu mäkeln, dazu Verbesserungsvorschläge zu machen, die darin bestehen, daß man hier einen Major der Armee fortnimmt und ihn an die andere Ecke des Budgets stellt, oder daß man an 25, 30 oder $87^1/_2$ Millionen 250 677 Mark 72 Pfennige streicht oder auch sie mit anderen Ziffern in eine andere Rubrik stellt, um endlich die ganze Vorlage Vorlage sein zu lassen, d. h. sie anzunehmen. Was solche Arbeit für Schweiß erfordert! Wer es nicht kennt, das Reichstagsabgeordnetenlos, die Kunst, sich in Zahlenaufstellungen und Regierungsvertreter hineinzufinden, die Kunst, sich bei länger andauernden Sitzungen mit dem völlig unzureichenden Büffet im Reichstagsgebäude zu behelfen, fern der Familie — wer das Alles nicht kennt, der darf nicht mitreden. Die Kunst der Aerzte ist es öfter allein, was einen für des Vaterlandes Wohl sich opfernden Volksvertreter bei Muth, Heiterkeit und Gesundheit erhält — nicht, wie fälschlich angenommen wird, die opulenten Diners, die luxuriös ausgestatteten Kaffeehäuser, die Ballvergnügungen, die Spezialitäten, Theater und das — Uebrige.

Diese Kunst des Parlamentirens, d. h. die Kunst des Feilschens und Handelns, des Herüber- und Hinüberreichens von Gesetzen und das schließ-

liche Durchdrücken derselben nach all' den Wortgefechten, mit denen die großen Tagesblätter den nöthigen Stoff erhalten zur Füllung ihrer Spalten, alles dies hat auch im Lande draußen eine Kunst geschaffen, welche Jahrhunderte geregelten Schulunterrichts nicht mit solcher Leichtigkeit ins Volk zu bringen vermocht hätten. Resolutionen, Anträge, Rechnungsabschlüsse, Schlußanträge, Gehaltserhöhungen, Vorstandsbestätigungen, Akklamationswahlen und dergleichen werden nach parlamentarischem Muster in allerhand Vergnügungs- und Geschäftsvereinen eingebracht, mit kunstvollendeter Argumentation vertreten und durchgedrückt. Man kann erstaunt über die Kunst sein, wie selbst in Hinterwalddörfern durch geschickt gefaßte Resolutionen Mitglieder von sog. Vorschußvereinen über in der Kasse vorhandene Defekte getäuscht werden, so daß die Revisoren bei jeder Rechnungslegung Alles in schönster Ordnung finden.

Auch das ist Kunst, und diese Kunst hat sich ausgebreitet über alles Volk, wie wir nicht müde werden dürfen zu hören: zum Segen des Vaterlandes.

Zu einer unserem Zeitalter entsprechenden modernen Kunst hat sich das Referat und Korreferat, so wie das „Plaidoyer" herausgearbeitet. In den Bezirks-, Provinzial- und anderen Zusammenkünften unserer kaum noch zu nennenden Vereine werden in Referaten und Korreferaten wahre Kabinetstücke unfreiwilligen Humors geliefert, selbstverständlich unter dem Eindruck ernstester Hingebung und Betrachtung, und es ist jammerschade, daß die dabei verübten Stilblüthen der Oeffentlichkeit verloren gehen. Bieten nicht auch die Parlamente selbst dergleichen? Die zum Plaidoyer ausgestaltete deutsche Rede, so viel Wohlthuendes, Anheimelndes, Erfrischendes und Erweckendes, Bezauberndes und Hinreißendes sie in sich schließen mag, sie führt doch alljährlich so und so viele Prozent Verbrecher unschuldig in die Gefängnisse, sie schwindelt den Leuten das Geld im Handumdrehen aus der Tasche, sie hetzt ganze Religions- und Bevölkerungsklassen auf einander, sie raubt oft unschuldigen Menschen, solchen, die die neueste Mode der Volksbeschwindelung nicht mitmachen wollen, Ehre, Ansehen, Kredit und damit das tägliche Brod. Alle die modernen, die künstlich gemachten Referate, die auf eine Dressur des Volkes berechneten hochfahrenden Reden und die selbstgefällig gehaltenen Plaidoyers sind nur darauf zugeschnitten, etwa in den Massen des Volkes noch vorhandenes Gehirn-Fludium zu sich, zu dem Redner, überzuleiten, damit dieser als mit einer dadurch gewonnenen Gesammtsumme vor dem Lande besser prahlen kann.

Mehr ein Kunststück, als eine regelrecht betriebene und vielleicht wohl gerechtfertigte Agitation ist es sehr häufig, wenn in großen und kleinen

Städten in ewigen Klagen vom Niedergang des Handwerkerſtandes die Rede iſt. Nicht die wirklich kleinen Handwerker waren es und ſind es, die die Lamentationen der Mitwelt zu Gehör bringen; ſie tragen vielmehr ihr Geſchick und ihr Leid in Geduld, wiſſend, daß die Zeit ihre Uebergänge hat zu anderen Verhältniſſen. Wer die Schreier waren, und wer ſie noch ſind, das hat ſich wiederholt für alle unparteiiſch Denkenden klar erwieſen: Streber ſind es zumeiſt, welche dienſtbare Kräfte brauchen, die ihnen zu irgend welcher Aſſoziation, zur Errichtung eines Magazins, zur Anſchaffung von Maſchinen und zur Etablirung einer größeren Fabrikanlage behülflich ſein ſollen. Iſt das angeſtrebte Ziel endlich erreicht, d. h. erreicht für die einzelnen Schreier, dann ernten die ehemaligen Leidensgenoſſen Spott und Hohn, und ganz am Schluß ſchält ſich aus dem ehemaligen „kleinen Handwerker“ glorreich, patriotiſch, fromm, hochſchreiend und viel zur Kirche gehend heraus — der Protz.

Vor kaum zehn Jahren noch war Herr Griepenkerl ein warmer Fürſprech für den kleinen Handwerker. Da kam an den Mann, auf den man in den maßgebenden Kreiſen durch ſeine Agitation aufmerkſam geworden war, eine größere Lieferung für einen Truppentheil. Ein Jahr darauf kaufte er ſich ein Haus, dann ein zweites und ſann, welches Geſchäft er etwa noch zu dem früheren hinzufügen könne. Ein ſolches Geſchäft fand ſich und jetzt iſt dieſer ſelbe ehemalige kleine Handwerker daran, Geſetze in einem Vereine mitſchaffen zu helfen, wodurch ſich die Hausbeſitzer entlaſten können, während die Miether, die kleinen Handwerker, die ehemaligen Leidensgenoſſen, belaſtet werden.

Eine wirkliche Kunſt iſt es, in unſerer Zeit keine Anklage ſich auf den Hals zu ziehen, wenn Jemand beim erſten Hinaustritt auf die Straße links ſieht, ſtatt daß er hätte rechts ſehen ſollen. Eine Kunſt iſt es, durch das täglich anwachſende Labyrinth von Geſetzesparagraphen zu wandeln, ohne an einen einzigen derſelben anzuſtoßen. Eine Kunſt iſt es, ſein grau gewordenes Haupt ferner aufrecht zu tragen — in einer Zeit, wo nicht mehr allein das Alter und die Sorge ein Haupt zu beugen im Stande ſind, wo ein ſolches vielmehr niedergedrückt wird von einer ſtetig wachſenden Brutalität unfehlbarer Macher der öffentlichen Meinung, und wo ſich ſelbſt das Haupt überall zu beugen anſchickt, in dem daheim die ſtolzeſten Gedanken ausgeheckt werden. Eine Kunſt iſt es, wahrhaft fromm zu ſein und fromm zu bleiben, wo alle Welt in eine widerwärtige geſchäftsmäßige Frömmigkeit verfällt. Eine Kunſt iſt es, den ehrlichen Namen zu bewahren, wo raffinirte Bosheit und Berechnung es fertig bringt, alle Tage Menſchen zu Bettlern zu machen. Eine Kunſt iſt es, ein wirklicher

und wahrhafter, d. h. ein genügsamer und um seiner Ideale willen sich selbstvergessender Künstler, Schriftsteller, Gelehrter, Handwerker oder Arbeiter zu sein, wo sich mit Hülfe allerhand unlauterer Mittel erbärmliche Subjekte nach oben heben lassen, die allda nichts zu schaffen hätten. Eine Kunst ist es und bleibt es für Millionen Menschen, sich und ihre Familie zwischen Krankheit, Elend, zwischen Erwerbslosigkeit und dem Druck der Zeitverhältnisse rechtlich durchzubringen, wo doch nur dasjenige Tauschmittel fehlt, welches in unverantwortlicher Weise an anderer Stelle auf die Erwerbung nutzloser über alle Maßen kostspieliger Dinge vergeudet wird — millionen- und milliardenweise!

Doch solche Kunst bringt wenig Ehre in unsern Tagen.

Hirschberg i. Schl. August Kruhl.

Berliner Kaleidoskop.

„Die Weber", das gewaltige Gemälde Gerhart Hauptmanns, der in der That mehr Maler ist, als Dramatiker in des Wortes engherziger Bedeutung, haben im Deutschen Theater selbst dann noch einen großen Erfolg erzielt, wenn man einen starken Prozentsatz des „ungeheueren" Beifalles auf Rechnung einer gut einexerzirten Klaque setzt. Das ist eine unbestreitbare Thatsache, die wegfälschen zu wollen, ein müßiges Unterfangen ist. Die Anhänger des jugendlichen Autors, der bisher (wenn man von dem „Hannele" absieht) durch das Publikum nicht gerade verwöhnt ist worden, hielten es daher für ihre Pflicht, mit vollen Backen in die Reklametrompete zu blasen und weithin ihr „Allah il Allah!" ertönen zu lassen. Wenn man ihnen glauben dürfte, wäre von nun ab jeder Zweifel an Gerhart Hauptmanns dramatischer Meisterschaft einem Majestätsverbrechen gleich zu erachten, und schwere Strafe müßte denjenigen treffen, der solcherlei Thuns sich erfrechte.

Natürlich erreichte die ungeschickte Reklame gerade das Gegentheil von dem, was sie bezweckte. Statt dem Autor und seinem Direktor, der seit Jahren schon der Herold seiner Begabung gewesen ist, zu nützen, hat sie Beiden nur geschadet. Die Allzueifrigen haben den Widerspruch der Gegner hervorgerufen, sie haben durch ihre verhimmelnden Kritiken, durch ihre maßlosen Lobeserhebungen thörichter Weise eine Reaktion heraufbeschworen, die nun ihrerseits jedes vernünftige Maaß überschreitet.

Es war wohl zu erwarten, daß es an Leuten nicht fehlen würde, die in den „Webern" lediglich ein revolutionäres Tendenzstück erblicken und ihnen jeglichen Kunstwerth absprechen. Man konnte auch darauf vorbereitet sein, daß überängstliche Philister in dem Werke, das allerdings auch Einzelheiten enthält, die unter Umständen auf ein naives Publikum aufreizende Wirkung ausüben können, eine Gefahr erblicken würden für die bestehende Ordnung der Dinge, obwohl das Kammergericht s. Zt. der Anschauung Ausdruck gegeben hat, daß die Angehörigen der besser situirten Volksklassen, die das Stammpublikum des Deutschen Theaters bilden, des Abends, nach eingenommenem Nachtmahl, nicht gerade zu revolutionären Ausschreitungen hinneigen. — Auf dies und auch auf Anderes noch konnte man, wie gesagt, gefaßt sein. Nicht vorbereitet sein aber konnte man darauf, das aus Anlaß dieser Aufführung eine förmliche Hetze gegen Hauptmann und das Deutsche Theater inszenirt wurde, bei der jetzt alle Diejenigen sich hervorzuthun emsig bemüht sind, die streberisch und denunziatorisch ihr Glück zu machen suchen.

Wie verlautet, hat das Hausministerium dem Kaiser einen Antrag auf Kündigung der Loge unterbreitet, in der er bisher manchmal zu erscheinen pflegte, wenn die Ernte in Hohenzollerndramen und patriotischen

Stücken auf der Hofbühne schlecht ausgefallen war. Der kaiserliche Bescheid soll im Sinne der Antragsteller gelautet haben, und die Loge soll thatsächlich bereits gekündigt worden sein. Diese Nachricht gab den Anstoß zu einer wahren Orgie von Hetzereien und Denunziationen. Unter Anderem wurde auch angeregt, daß den Offizieren der Armee und der Marine der Besuch des Deutschen Theaters verboten werden solle. Die höchste Militärbehörde wurde also zur Verhängung des Boykotts aufgefordert, in dem die untergeordneten militärischen Dienststellen ja schon einige Erfahrung besitzen, der aber den Arbeitern als umstürzlerisch strengstens verwiesen wird, wenn sie ihn zum Zwecke der Bekundung ihrer Solidarität über die Brauereien verhängen. Und es ist noch gar nicht abzusehen, wo diese beschämende Hetze enden, zu welchen ungeheuerlichen Vorschlägen sie noch führen wird. Daß an alledem Herr Otto Brahm selbst nicht ganz unschuldig ist, insofern wenigstens, als gerade er der Begründer des Hauptmann Kultus war dessen übertriebene Kundgebungen den nun ins Maßlose ausartenden Rückschlag indirekt veranlaßt haben, das könnte erheiternd wirken, wenn das Vorgehen seiner Gegner nicht gar zu widerlich wäre.

* * *

Die guten Leute und schlechten Musikanten, deren höchste Weisheit in dem Satze gipfelt, daß durch Reklame Alles sich erreichen lasse, und daß die Farben des Reklamebildes möglichst grell sein müssen, wenn es sich als wirksam erweisen soll, sind eben einmal gründlich ad absurdum geführt worden. Auch noch eine andere Wahnvorstellung wurde bei dieser Gelegenheit mit zerstört — die Vorstellung nämlich, als ob die Herrschaft und der Einfluß einer literarischen Klique auf die Dauer sich aufrecht erhalten ließen.

Dieselben Erfahrungen wie Gerhart Hauptmann und seine Vorreiter — das Bild ist dem Jahrmarktzirkus entlehnt! — haben Sudermann und seine Leute gemacht, mit dem Unterschiede allerdings, daß hier die Opposition sich schon am Abend der Erstaufführung zur offenen Meuterei verdichtete. „Die Schmetterlingsschlacht" ist gründlich abgefallen. Das Stück wurde so ostentativ abgelehnt, daß man es dem Publikum förmlich anmerkte, wie sehr es danach lechzte, Hermann Sudermann, den es bisher vergöttert hat, auch einmal schlecht zu behandeln. Und dennoch hat auch dieses Drama des gewiß nicht unbegabten Autors neben großen, nicht zu übersehenden Fehlern besonders im ersten Akt beachtenswerthe Vorzüge aufzuweisen, um derentwillen man die Ablehnung wenigstens in eine schonendere Form hätte kleiden sollen. Aber auch in diesem Falle hatte man die allzu dreiste und allzu aufdringliche Reklame endlich satt bekommen und, anstatt die eigentlichen Verüber des groben Unfugs, die ja Jeder kennt, kurzer Hand zu theeren und zu federn, hat das Publikum grausamer Weise den Dichter geschunden, der, wenn auch kein Apoll, so doch weit weniger noch ein Marsyas ist.

Daß man neuerdings in weiteren Kreisen anfängt, der aufdringlichen

Reklame sein Mißfallen unzweideutig zu bekunden, das ist das einzig Erfreuliche an den hier erwähnten Vorkommnissen. Begreiflicher Weise übersteigt jedoch dieses Mißfallen in der ersten Zeit jegliches vernünftige und berechtigte Maß. Man wittert, nachdem man jahrelang sich durch jeden ungrammatikalischen Zeilenlöhner in der dümmsten Weise an der Nase hat führen lassen, jetzt allenthalben Reklame. Man thut es selbst da, wo von einer solchen gar nicht die Rede sein kann.

Sogar die bekannte häusliche Szene, die sich vor Kurzem auf der Redaktion eines wegen seiner Pikanterien bekannten Berliner Blattes abgespielt haben soll, wurde von manchen Leuten mit einem skeptischen Lächeln aufgenommen.

— Wie? Ein „Tinten-Kuli" sollte seinem Verleger, statt einen Vorschuß demüthig von ihm zu erbitten, selbst eine milde Gabe aus der — Armenkasse verabreicht haben? Dahinter steckt sicher irgend eine Reklametenfelei — dachten die vorsichtig und mißtrauisch Gewordenen.

Und man muß zugeben, daß nach den krampfhaften Reklame-Anstrengungen, die neuerdings der Verleger des Blattes gemacht hat, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses sein Organ zu lenken, diese Annahme einen, wenn auch nur geringen, Grad von Berechtigung hatte. Wäre es denn so ganz und gar undenkbar, daß ein opfermuthiger Verleger, dem das Wohl seines Blattes über Alles geht, sich auch einmal dazu entschließen könnte, die Oeffentlichkeit vorübergehend in den Glauben zu versetzen, als ob er von seinem Leitartikler ein Paar schallende Ohrfeigen erhalten habe? Einem Manne, der Leitartikel schreibt, gereicht es zur Empfehlung, wenn er schlagende Argumente ins Treffen zu führen weiß und wenn er sich ihrer ohne Ansehen der Person bedient. Eine solche Thatsache konnte daher dem Blatte selbst einige Beachtung verschaffen. Der Verleger der Zeitung hätte sich dann in geschäftlicher Hinsicht nicht ausschließlich auf die Zugkraft des krassen Schauerromans zu verlassen brauchen, den er in weihevollen Stunden, wenn plötzlich ihn zu dichtern beginnt, höchsteigenhändig zu verüben pflegt . . . .

Eine leidenschaftslose geschichtliche Betrachtung der Thatsachen hat jedoch hinterher ergeben, daß es sich in diesem Falle doch wohl nicht um eine Reklame handelte. Der von seinem Leitartikler so wenig zartfühlend behandelte Verleger und „Romandichter" erklärte nämlich die ganze Ohrfeigengeschichte für erfunden.

Es ist in der Berliner Journalistik allerdings Sitte, Maulschellen und andere Verletzungen, die man sich in Ausübung eines schon längst nicht mehr gefahrlosen Berufes zugezogen hat, für apokryph zu erklären. Und wenn nicht zufällig der freigebige Prügelspender auf die treffliche Idee verfällt, sich von einem zur Führung eines Dienstsiegels berechtigten Beamten die Thatsache, daß er sich einer erstaunlichen Schlagfertigkeit erfreut, schriftlich beglaubigen zu lassen, so wird eine solche Geschichte niemals ganz aufgeklärt.

In Berliner Journalistenkreisen neigt man jedoch in dem besonderen Falle, der uns hier beschäftigt, der Annahme zu, daß in der

That der fragliche Verleger im Verlaufe einer etwas angeregten Prinzipiendiskuſſion die Hand ſeines Leitartiklers unſanft mit ſeiner Wange berührt habe. Einem Bedauern darüber, daß ſolche Dinge geſchehen konnten, bin ich nirgends begegnet. Man iſt allgemein der Anſicht, daß der ſchon durch den Beſitz eines völlig unrentablen Blattes hinreichend geſchlagene Verleger einen kleinen Denkzettel ſehr wohl verdient habe, weil er es wagte, an ſeine Redakteure die Zumuthung zu ſtellen, ſie ſollten ihm gegen einen Judaslohn von 300 Mark denjenigen unter ihnen verrathen, der der ſtaunenden Mitwelt die Thatſache enthüllt habe, daß er, der Herr Verleger, ſein Gewiſſen mit der Abfaſſung des oben erwähnten Kolportageromans belaſtet hatte . . . .

Für den Herausgeber der „Zukunft" wäre dieſe interne Zeitungsgeſchichte ſo recht ein Fall geweſen zum Schreiben. Wie hätte er da über das „Kulithum" herziehen, wie hätte er über Korruption zetern und wettern können! Er aber ging hin und ſchrieb für das letzte Heft ſeiner Zeitſchrift eine raffinirt abgefaßte Reklame für jenen Roman, deſſen Urheberſchaft der gezüchtigte Verleger ſelbſt ſo gern verleugnet hätte. Herr Maximilian Harden, der nach dem Wortlaute des an den Verleger der „Kritik" gerichteten Briefes ein ſo großes Reinlichkeitsbedürfniß hat, rührt in dieſer Reklame mit flinker und geſchickter Hand all' den Schmutz und Unrath durcheinander, der, wie in einem großen Kübel, in dem Roman enthalten iſt, und inmitten der aufſteigenden mephitiſchen Dünſte, die das Hirn ihm benebeln und ſeine reine Mannesſeele mit Begeiſterung erfüllen, ſingt er mit viel Gefühl und falſcher Stimme das Lob des unter aller Kritik ſtehenden Schauerromans.

Woher das wohl kommen mag? Mephiſto.

Die evangelische Diakonie, Beitrag zur Lösung der Frauenfrage von Adine Gemberg, Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft Berlin W., Preis 2 Mark.

Die Verfasserin gehört nicht zu den überspannten Weiblein, die über Vergewaltigung klagen, weil es noch immer Barbaren giebt, welche der Frau das Zigarrettenrauchen, das Kartenspielen und das Zweiradfahren nach Männerart untersagt wissen wollen. Sie verlangt auch nicht einmal politische Gleichstellung mit den Männern für ihre Geschlechts-Genossinnen, sondern in wohlthuender Bescheidenheit wollte sie auf Grund ihrer persönlichen Erfahrungen nur einen kleinen Beitrag zur Lösung der Frauenfrage beisteuern. Und das ist ihr über Erwarten gut gelungen. Indem Frau Adine Gemberg, die, wenn ich nicht irre, früher selbst im Dienst der Diakonie gestanden hat, die auf diesem Gebiete obwaltenden Verhältnisse einer sachlichen Darstellung unterzog und darauf hinwies, daß der Zudrang von weiblichen Arbeitskräften zur Diakonie bei weitem nicht den vorhandenen Bedürfnissen entspricht, sowie daß die Aussichten auf dauernde Versorgung, welche hier sich intelligenteren Frauen und Mädchen bieten, weit bessere sind, als in irgend einem anderen Berufe; indem sie ferner die Vorurtheile mit Geschick zerstörte, welche manches Mädchen abhalten, sich diesem schönen und hochachtbaren Berufe zu widmen, hat sie wirklich etwas überaus Nützliches und Lobenswertes gethan. Das Buch ist außerdem gut geschrieben. Die Darstellung ist durchweg lebendig und anregend, und durch die darin bewiesene gründliche Sachkenntniß unterscheidet es sich gar sehr zu seinem Vortheil von manchen gedruckten Produkten weiblicher Handfertigkeit — die Romane einiger berühmten Modeschriftstellerinnen mit inbegriffen. Sehr wohlthuend berührt an dem lesenswerten Buche auch der Umstand, daß die Verfasserin nirgends in jenen frömmelnden Ton verfällt, der uns sehr häufig die Lektüre anderer Schriften, die ähnliche Dinge behandeln, gänzlich ungenießbar macht. Im Uebrigen will das Buch mehr gelesen als besprochen sein.

Fräulein Kunigunde. Badenovelle von Emil Roland. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft. Berlin W.

Emil Roland ist allem Anschein nach eine — Emilie. Die weiblichen Eigenschaften machen sich auf jeder Seite bemerklich. Weshalb die Verfasserin, der die Männermaske so schlecht zu Gesichte steht, ihr Opus eine Badenovelle genannt hat, ist nicht recht ersichtlich. Das Genre ist bis jetzt unbekannt gewesen. Vielleicht wollte sie durch diese Bezeichnung sich Indemnität dafür sichern, daß die Geschichte die sie da erzählt, so ungemein wässerig und seicht ist. Eine richtige Backfischgeschichte — nicht etwa, wie sie für Backfische geschrieben werden, sondern wie Backfische sie schreiben, wenn sie die Tinte nicht halten können. Die Schriftsteller-Genossenschaft sollte derartige dilettantische Machwerke nicht unter ihre Fittiche nehmen. Lobenswerth ist einzig und allein die Ausstattung des Büchleins.

Die Epigonen der Raubritter. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte unseres Junkerthums. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Der Inhalt des Büchleins ist zuerst als Artikelserie im „Beobachter" erschienen. Die Tendenz des Werkchens ist eine demokratische. Doch dürften auch Leute anderer politischer Parteistellung bei der Lektüre ihre Rechnung finden, weil hier ein sehr interessantes, geschichtliches Material zusammengetragen und im knappen Rahmen lichtvoll behandelt worden ist. dt.

Druck: E. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Digitized by Google

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,800 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf. — 17 Bände zu je 8 Mk.

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Mez & Söhne,
Freiburg, Baden,

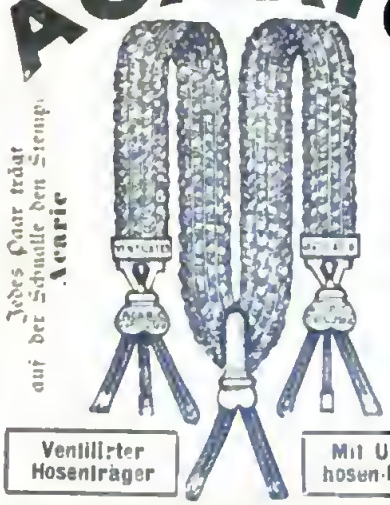
empfehle ihre luftdurchlässigen und deshalb allem zweckmäßigen
Netz- und Zellenstoff-
Unterkleider aus Seide, Wolle oder Baumwolle. **Kettenkrepp-Unterkleider aus Schappseide,** die gesund und angenehm und **Dr. med. Walser's Chinagras-Wäsche in Krepp- und Zellenstoff.** Prospekte postfrei zu Diensten.

Billigste Stempelfabrik Berlins.
Kautschukstempel
für Behörden, Geschäftsleute, Private und Vereine
liefert in
guter Ausführung und bestem Material zu den solidesten Preisen
H. J. Conrad,
Berlin NW., Gotzkowskystr. 5.
5 zeilige Geschäftsstempel, selbstfärbend, von 1 Mark an.
Datumstempel von 2,50 Mk. an, Invaliditäts-Entwerthungsstempel mit Blechkasten 2,50 Mk.
Musterbogen gegen 10 Pf. Rückporto.

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei, vers. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc. incl. Packung zu Tagespreisen.
Erste Referenzen.
H. Klopp, Marne (Holstein).

Thaler!
Ernst Schuster, Berlin W. 57
Bülowstraße 66
Münzen und Medaillen
Spezialität: **Thaler und Doppelthaler**
feinen Katalog, Anfragen m. Rückporto erb.

ACARIC



Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acaric**

Jedes Paar, welches diesen Stempel nicht trägt, ist kein **Acaric**

Ventilirter Hosenträger

Mit Unterhosen-Halter

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinabrutschen der Unterbeinkleider verbindet. Zweckdienlichster Träger für alle Jahreszeiten. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.
Ueberall vorrathig Paar ℳ 3.50.
Hauptdepots:
Berlin: Moritz Madler, Leipzigerstraße 101.
Hamburg: Moritz Madler, Neuerwall 84.
„ Ivan M Schlichter.
Husum: F Svenningsen
Kiel: Th. Thol, Dornadt 17.
Konigsberg: H. Lachmanski.
Leipzig: Moritz Madler, Petersstraße 8.
„ Th Plitzmann Nachfolger.
Lübeck: Justus Meyer.
Munchen: Metzeler & Co
Munhausen i. Th: E. G Hippius.
Worms: Leop. Gallinger.

Annoncen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Dr. med. Lütje's
Hantel-Pessar
ist ein
Talisman
— für jeden —
Hæmor- rhoidarier.

Die Schmerzen, das Jucken u. Brennen, sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

Aerztliche Anerkenn. u. wissensch Abhandl. **grat.** und **franco**
Zu beziehen durch **Evens & Pistor**, Vereinigte Verbandstoff-Gummiwaaren- u. Instrumentenfabriken, Cassel (Hessen).

Nervenschwäche

und deren Folgezustände: Angstgefühl, Appetitlosigkeit, Gedächtnißschwäche, Gemüthsverstimmung, Herzklopfen, Magenschwäche, Ohrensausen, Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Schwindel, Uebelkeit, Zittern der Glieder ꝛc. beseitige ich auch in den hartnäckigsten Fällen

Heyden,
Chemiker und Nervenspezialist.
Hamburg.

Viel Vergnügen

bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates**, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparat schon von 10 ℳ ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,
Hohenstein-E. 9. Sachsen.

---

100 seltene Briefmarken!

von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Colomb., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Mexic., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Turkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisl. gratis.

Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.

E. Hayn, Naumburg (Saale).

Friedrich Stahn, Berlin SW.,

122a Wilhelmstrasse 122a.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Das goldene ABC der Philosophie,

d. i. d. Einleitung zu dem Werke

„Philosophie im Umriss"

von

Adolph Steudel.

Neu herausgegeben und mit Bemerkungen versehen von

Professor Dr. Max Schneidewin

14 Bogen gr. 8°. Preis 4 Mark.

Mit der Herausgabe dieses Werkes will Professor Max Schneidewin einer Ehrenpflicht gegen einen unserer bedeutendsten Denker genügen, dem es bei Lebzeiten — Steudel veröffentlichte sein großes Werk erst im Greisenalter — nicht mehr vergönnt sein sollte, zur Anerkennung durchzudringen. Der Herausgeber steht nicht an, diesen einleitenden Theil der „Philosophie im Umriß" als für alle Zeiten classisch zu bezeichnen und glaubt ihn deshalb als ein „Goldenes ABC der Philosophie" betiteln zu dürfen. Er enthält neben einer Orientirung über das philosophische Gebiet in der Hauptsache die Ausführungen „Ueber die Art und Weise des Philosophirens", behandelt also eine Frage, die völlig außerhalb jedes speziellen Systems steht und allgemein interessant ist.

Adolph Steudel ist das Musterbild des philosophischen Denkers, dem es lediglich um die Erforschung der Wahrheit zu thun war, und der abhold jeder Phrase in klarer gemeinverständlicher Sprache die Resultate seines Nachdenkens darlegt.

Die Bemerkungen des Herausgebers setzen an 124 Stellen erklärend, aber noch mehr ergänzend und beurtheilend ein und suchen vielfach mit Freimüthigkeit eine Besinnung darüber herbeizuführen, ob die großartige Rührigkeit des modernen Betriebs der Philosophie und überhaupt der Wissenschaft sich auch der einfachsten und leichtesten Idealbedingungen dieser großen Geistesarbeit genügend bewußt bleibt.

Druck: L. Regenhardt Berlin N. Kurfürstenstraße 57. Redaction: Karl Schneidewin in Ne

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 3 | 20. Oktober 1894

Die Politik des Knüppels.
Revolution in Berlin. Von C. von Massow.
Ernst Renan als Mensch. Von Jules Simon.
Kunst und Politik. Von Dr. Albert Dresdner.
Die literarische Karriere. Von Karl Krüger.
Aurelian Mc. Goggins Bekehrung. Von Rudyard Kipling.
Krieg dem Kriege! Von Dr. Richard Grelling.
Der rothe Theodor. Von Dr. Robert Plöhn.
Wandelbilder. (Diphtherie und Börse. — Heilserum gegen Abonnentenschwindsucht. — Brockhoff als Erzieher ꝛc.)
Hieb und Stich.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

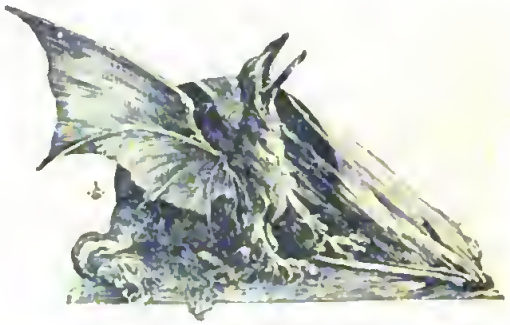
Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Berlin W. 50

Verlag von Hugo Storm

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:
Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine leichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myfing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Pingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind nur zu richten an den Vorstand des Vereins oder an

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 20. Oktober 1894

I. Jahrgang | Nr. 3 | Jahrgang I

Die Politik des Knüppels.

Die Angstphilister, denen die Vorgänge in der Oberfeuerwerkerschule die nächtliche Ruhe raubten, athmen jetzt erleichtert auf. Sorgfältige Ermittelungen sollen ergeben haben, daß der Ruf „Hoch die Anarchie!“ im Verlauf der vielbesprochenen Vorgänge gar nicht ausgestoßen wurde, sondern daß lediglich ein erheblich angezechter Sohn des Mars zum Fenster hinaus ein Hoch auf die Artillerie ausgebracht hat. Ein Hoch auf die Artillerie ist aber kein aufrührerischer Ruf, da doch diese Waffengattung erfahrungsgemäß eine der Hauptstützen jeglicher Regierung ist. Bei erregten verfassungsrechtlichen Auseinandersetzungen zwischen Volk und Krone haben schon mehr als einmal bedrängte Regierungen sich der durchschlagenden Argumentation der Geschütze mit Erfolg zu bedienen gewußt.

In den Redaktionsstuben derjenigen Zeitungen und Korrespondenzbureaus, deren Aufgabe es ist, täglich in so und so vielen Zeilen durchschossener Petit- oder Korpusschrift Staat und Gesellschaft, Familie, Ehe und Eigenthum, Religion, Zucht und Sitte wacker gegen die Bestrebungen der Umsturzpartei zu vertheidigen, ist man ob dieses Ausganges der Dinge arg verstimmt. Mit Wehmuth gedenkt man da all der schönen Leitartikel, die man aus Anlaß des Krawalls

Digitized by Google

in der Feuerwerkerschule aus dem Tintenfaß hervorgezaubert hat und in denen haarklein dargethan wurde, daß es höchste Zeit sei, nachdrücklichere und wirksamere Maßregeln gegen die umsturzlerischen Theorien zur Anwendung zu bringen, bevor diese weiter um sich fressen und auch das Heer in ihren unheimlichen Bannkreis ziehen.

Alle diese Artikel, zu deren Anfertigung doch immerhin ein gewisses Quantum Hirnschmalz erforderlich gewesen ist, das, wenn es von geringem Vorrath weggenommen wird, einen empfindlichen Mangel erzeugt — alle diese schönen Deklamationen sind nun nutz- und werthlos. Der eindringliche Mahnruf: Videant consules! in den die staatsretterischen Artikel meistens ausklangen, läuft Gefahr, unberücksichtigt zu bleiben, da ja nun die Voraussetzung wegfällt, die ihm einige Beachtung gesichert hätte.

Und dennoch muß etwas geschehen zur Bekämpfung des Umsturzes. Der Kaiser hat jüngst in einer seiner Reden einen dahin gehenden Wunsch geäußert und ein allerhöchster Wunsch gilt heute schon gar manchen Leuten als ein kategorischer Befehl, der sie erfreulicher Weise von der beschwerlichen Pflicht des Nachdenkens entbindet. Daß es verschiedene Formen des Kampfes wider die „Gewalten des Umsturzes" giebt, die doch oft nur die geheimen Triebkräfte sind, welche einem zeitgemäßen Neuen die Wege bereiten, und daß die beste Gewähr für die sichere Erhaltung alles dessen, was der Erhaltung werth ist, in der rechtzeitigen Abstellung von Mißständen und Mißbräuchen liegt, das braucht solch' ein vereidigter Staats- und Gesellschaftsretter ja nicht zu wissen. Er hält sich an das Wort „Kampf" in seiner grobsinnlichen Bedeutung und kann sich infolge dessen als Kampfeswaffe auch nur den Knüppel denken, den Knüppel in nerviger Mannesfaust.

Der Kampf mit dem Knüppel ist das Ideal aller Derjenigen stets gewesen, die auf den Streit mit geistigen Waffen sich nicht verstanden. Der geistige Pöbel wird auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens ebenso gerne mit dem Gegner handgemein, wie der ungebildete Mob auf der Straße. Es fehlt ihm nur manchmal ein plausibler Vorwand, über den Widersacher herzufallen, dessen Anschauungen eine gefährliche Bedrohung seiner Sonderinteressen in sich schließen. Darum sucht er fortwährend nach solch einem Anlaß.

Das „Hoch auf die Anarchie", das ein Unteroffizier der Armee ausgebracht haben sollte, war ein willkommener und bequemer Vorwand zu allerhand schlimmen Ausschreitungen für die Herren Gewaltpolitiker. Man wird daher ihre nunmehrige Enttäuschung begreiflich finden. Indeß es sind gar betriebsame Herren unter ihnen, die nicht lange den fortgeschwommenen Fellen nachweinen, sondern sich alsbald nach Ersatz umsehen, damit in der Herstellung derjenigen ledernen Erzeugnisse, die ihre Spezialität bilden, eine Stockung nicht eintritt.

Zwei neugewählte elsaß-lothringische Kreistags-Deputirte, der Reichstags-Abgeordnete Bueb und ein in weitesten Kreisen unbekannter Schriftsetzer Namens Doppler, haben sich in der Kreistagssitzung vom 8. Oktober geweigert, den vorgeschriebenen Eid der Treue gegen den Kaiser zu leisten. Die beiden Leute haben diese Weigerung mit dem ausdrücklichen Hinweis auf ihre republikanische Gesinnung begründet. Natürlich hat sich der gesammten gutgesinnten Presse ob solcher Verworfenheit ein wahres Entsetzen bemächtigt. Dem Vorgang wird die allergrößte symptomatische Bedeutung beigelegt. Die Herren Bueb und Doppler sind Sozialdemokraten; sie sind beide geständig, Republikaner zu sein, und verweigern daher dem Kaiser den Eid der Treue folglich sind alle Sozialdemokraten erklärte Republikaner und Gegner des Kaisers. Um diesen Trugschluß herum werden nunmehr die allerschönsten Zeitungsartikel gewunden, die ausnahmslos in dem Satze gipfeln, daß es höchste Zeit sei, energische Unterdrückungsmaßregeln gegen die Sozialdemokratie zu beschließen und anzuwenden, und daß es sich schwer rächen werde, wenn man jetzt wieder nicht den Muth finde zu entschlossenem Vorgehen.

Daß es gar traurig bestellt sein müßte um die Grundlagen, auf denen der Bau des Reiches ruht, wenn die That der beiden sozialdemokratischen Eidesverweigerer im Stande wäre, diese Grundlagen zu erschüttern, das sehen die Leutchen nicht ein. Sie wissen nicht, wie sehr sie das Reich nach außen hin durch ihr in Wirklichkeit wenig patriotisches Geschreibsel bloßstellen; sie sind auch vielfach zu unwissend, als daß sie sich durch Einsichtnahme in französische Blätter davon zu überzeugen vermöchten, wie wenig ihre Salbadereien dazu

beitragen, Deutschlands Ansehen vor dem Auslande zu erhöhen. Aber auch wenn sie dies vermöchten, würden sie schwerlich ihre Taktik ändern.

Das sozialdemokratische Hauptorgan, der „Vorwärts", mißt offenbar dem „sensationellen Vorkommniß" herzlich wenig Bedeutung bei. Er verzeichnet in sechs dürftigen Zeilen einfach die Thatsache der Eidesverweigerung, ohne daran irgend welche Betrachtungen zu knüpfen. Der „Vorwärts" weiß selbst am besten, wie herzlich wenig es zu bedeuten hat, ob ein sozialdemokratischer Führer seinem Landesherrn den Eid der Treue leistet oder nicht. Dadurch wird schwerlich jemals ein Fürst von seinem Throne gestoßen werden, ebenso wenig wie anderwärts, wo sozialdemokratische Landtagsdeputirte mit Wonne den Treueid leisteten, die Monarchie dadurch irgend einen Zuwachs an Ansehen gewonnen hat. Wenn Herr Liebknecht und seine Kollegen im sächsischen, wenn v. Vollmar und Genossen im bayerischen Landtage den Eid der Treue dem König und dem ganzen königlichen Hause unbedenklich leisteten, so thaten sie das lediglich als Opportunisten, die der Ansicht sind, daß man im politischen Leben ohne ein gut Stück Heuchelei nicht auskommen könne. Die Herren sind eben Staatsmänner und haben längst schon staatsmännische Moral sich zu eigen gemacht. Der Reichstags-Abgeordnete Bueb und sein Genosse Doppler sind vielleicht noch nicht so weit vorgedrungen in der Kenntniß politischer Nothwendigkeiten, sie sind noch zu ehrlich, um ihre innerste Gesinnung zu verleugnen. Sie erklären offen, was die Anderen heimlich sich denken.

Oder — mir kommt da ein ganz abscheulicher Gedanke — sollten auch sie es in der Kunst politischer Heuchelei ebenfalls schon zur Meisterschaft gebracht haben? Sollten sie am Ende in ihres Herzens geheimster Falte mehr Anhänger der Dynastie Bebel, als des Hauses Hohenzollern und weniger aufrichtige Republikaner als ehr- und erfolgbegierige Politikaster sein, die lediglich deshalb den Eidschwur verweigerten, weil sie glaubten, annehmen zu dürfen, daß sie dadurch bei der reichsländischen Bevölkerung an Ansehen gewinnen würden? In diesem Falle hätte ihr Verhalten thatsächlich mehr als lokale Bedeutung, es würde alsdann beweisen, daß wir — trotz der verschiedenen Systemwechsel und trotz verzweifelter Wahlbemühungen —

noch immer nicht die Sympathien der eingeborenen reichsländischen Bevölkerung uns erworben haben.

In diesem Sinne aber wird man in staatsretterischen Kreisen schwerlich die Affaire Bueb-Doppler deuten wollen. Solch ein Eingeständniß wäre doch gar zu beschämend für die preußisch-deutsche Regierungskunst, und zwar gleichermaßen für die des alten wie für die des neuen Kurses. Darum wird der Fall aber nicht unbenutzt bleiben. Hundert fleißige Hände sind bereits dabei, ihn zum Anlaß mehr oder minder geistloser Ausführungen zu machen, die dem herrschenden System zur Stütze sollen dienen.

* * *

Fürst Bismarck sprach einmal in einer Anwandelung großzügiger Offenherzigkeit und Aufgeknöpftheit das später so berühmt gewordene Wort aus: *Anständige Menschen schreiben nicht für mich.* Natürlich wollte er damit keineswegs sagen, daß *seine* Persönlichkeit und *seine* Charaktereigenschaften nicht danach angethan seien, Leute von anständiger Denkart seinem Dienste zu gewinnen. Er wollte vielmehr lediglich die Thatsache feststellen, daß eine gewisse Scheu in der Regel feinfühlige, ehrliebende und zugleich publizistisch begabte Leute verhindert, ihre Feder in den Dienst der Regierung zu stellen. Diese Thatsache würde so Manches erklären, was auch in letzter Zeit wieder an dem Vorgehen der Offiziösen auffallen mußte.

Sehr schlimm ist es für die Regierung, daß Bismarck damals Recht hatte. Mit einer gewissen Einschränkung trifft sein Satz thatsächlich zu. Und zwar liegt dies zum weitaus größten Theil an der Regierung selbst. Die Bureaukraten, welche die Geschäfte der Regierung besorgen, und denen nach außen hin die Vertretung der Regierungsgewalt zufällt, stehen in Bezug auf ihre Auffassung vom Wesen und von den Aufgaben der Regierung auf einem gar beschränkten Standpunkt. Ihnen ist die Regierung ein Ding für sich mit eigenen, selbstischen Interessen, die unter allen Umständen wahrgenommen werden müssen — wenn es nicht anders geht, sogar zum Nachtheil gewichtiger Volksinteressen. Der Gedanke, daß die Regierung am Ende nur mit Rücksicht auf das Volk und auf seine Wohlfahrt eingesetzt sein könnte, und daß sie eigentlich gar keine Daseinsberechtigung

hat, wenn sie nicht stets und ständig sich dies vor Augen hält; daß ihr Vorhandensein sogar gemeinschädliche Folgen nach sich ziehen muß, falls sie sich als Sonderwesen mit egoistischen Interessen allzu sehr fühlen lernt — dieser Gedanke wird einem echten und gerechten Regierungsvertreter niemals kommen. Das Material, aus dem die Leutchen geknetet werden, ist schon nicht danach angethan.

Aus dieser in den Kreisen ihrer Vertreter vorherrschend gewordenen unzulänglichen Auffassung der Dinge heraus läßt sich ein guter Theil der Unzuträglichkeiten und Mißstände erklären, für die die Regierung in letzter Instanz die Verantwortung trägt, und die in so hohem Grade dazu beitragen, das Ansehen der Regierungsgewalt zu schädigen. Man kann sich die Regierung kaum noch anders denken, als im direkten Gegensatz zum Volke und seinen idealsten Bestrebungen. Allenthalben macht die Politik der Gewalt, der Unterdrückung sich bemerklich. Es genügt, daß eine Sache im Volke Anklang findet, es genügt, daß eine Anregung auf eine Verbesserung der Lage der unteren Klassen, auf ihre geistige und sittliche Hebung abzielt, um sie nach oben hin verdächtig erscheinen zu lassen. Die Bureaukratie haßt das Volk, von dem sie doch lebt, und das Volk giebt ihr den Haß ehrlich zurück.

Ein anständiger Mann aber wird sich kaum jemals dazu entschließen können, im Kampfe zwischen dem Volke, aus dem er hervorgegangen ist, und seinen Verächtern für diese Partei zu nehmen. Der begabte und ehrliche Journalist, mag er einer Ansicht huldigen, welcher er will, immer wird er glauben, daß die Verwirklichung seiner politischen Ziele dem Volke großen Nutzen bringen würde. Das Interesse der Regierung ist ihm nur so lange nicht gleichgültig, als er annehmen muß, daß es mit dem Volksinteresse sich deckt. Er läßt sich aber durch Nichts abhalten, die Regierung zu bekämpfen, sobald er glaubt, daß ihre Bestrebungen volksfeindliche sind, daß sie, wenn verwirklicht, dem Volk schaden würden.

Nur der überzeugte Journalist findet die packende Form, die seinen Auslassungen Werth und Gewicht verleiht. Nur er kann eines unmittelbaren Einflusses auf die Zeitgenossen sich rühmen, während der überzeugungslose Soldschreiber, der seine Feder verkauft, bei aller Form- und Fingergewandtheit, doch niemals einen

nennenswerthen Eindruck hervorrufen wird. Das Herz macht beredt, das heiße, übervolle Herz, und was nicht von Herzen kommt, dringt auch nicht zum Herzen.

Die Erfolgloſigkeit ihrer Bemühungen ärgert und erbittert natürlich aufs Aeußerſte die journaliſtiſchen Vertreter der Regierungspolitik. Sie lernen allmählich das Volk haſſen, das ihrem Geſchreibſel und ihren hohlen Deklamationen keinen Werth beimißt, und ſie glauben dann im Sinn und Auftrag der Regierung zu handeln, wenn ſie die Politik des Knüppels mit Leidenſchaft verfechten. . . .

Im Schoße der preußiſchen Regierung werden, einer beſtimmt auftretenden Meldung zufolge, gegenwärtig Berathungen gepflogen über die zur Bekämpfung umſtürzleriſcher Beſtrebungen zu ergreifenden geſetzlichen Maßnahmen. Schlimm wäre es um die Zukunft beſtellt, wenn die Regierung in dieſem kritiſchen Augenblick auf ihre übereifrigen Berather hören, wenn ſie den Vorſchlägen der offiziöſen Preſſe irgend welchen Werth beilegen wollte. . . . .

Wir ſind alle Söhne *eines* Volkes. Ultramontan, konſervativ, liberal, ſozialdemokratiſch und wie ſonſt die Parteibezeichnungen heißen mögen — Vornamen ſind es, Nichts weiter. Der gemeinſame Familienname heißt: *Deutſch*. Bei Meinungsverſchiedenheiten aber zwiſchen den gleichberechtigten Mitgliedern einer und derſelben Familie ſollte dem Knüppel niemals die Entſcheidung zufallen. Offene gegenſeitige Ausſprache und ein gerechtes Abwägen der einander widerſtrebenden Intereſſen führen weit ſicherer zum Ziel.

Von der Möglichkeit eines alsbaldigen Friedensſchluſſes kann noch gar keine Rede ſein. Die Fragen, die trennend zwiſchen den verſchiedenen Intereſſengruppen und Parteien ſtehen, ſind noch zu wenig geklärt, da ſie bisher nur einſeitig von den Parteien beleuchtet wurden. Der ſachlichen Kritik harren gerade auf dieſem Gebiete noch lohnende Aufgaben, denen auch unſere Zeitſchrift ſich nicht verſagen wird. K. Sch.

Revolution in Berlin.*)

Heute sind wir noch nicht reif für die Revolution, aber mit jedem Jahre der Verzögerung nothwendiger Reformen reifen wir ihr immer mehr entgegen. Die Sozialdemokratie unserer Tage ist noch im Banne der ihr anerzogenen Gesinnungen. Mag sie theoretisch Alles und Jedes leugnen, was mit der derzeitigen Ordnung im Zusammenhange steht, die Prinzipien dieser Ordnung sind ihren Anhängern eingeimpft durch Kirche, Schule und Haus, ihre Väter und Mütter glaubten noch an Gott und Vaterland, hatten Ehrfurcht vor Altar und Thron, achteten das Eigenthum u. s. w. Von Jahr zu Jahr aber, in immer stärkeren Schaaren, tritt in die Reihen der Genossen eine Generation ein, die von Kindesbeinen an großgezogen ist in dem Haß alles Bestehenden, mit der Tendenz, es umzustürzen und die goldene Zeit, die ihr gepredigt ist, aus der Theorie in die Wirklichkeit zu übersetzen, koste es, was es wolle, eine Generation, welche vor der Gewalt nicht nur nicht zurückscheut, sondern sie vom Knabenalter an auf ihr Panier geschrieben hat, die im Fürsten, Geistlichen, Edelmann, Offizier, Beamten, Kapitalisten, ja, in jedem Besitzenden den Erbfeind sieht. Mit dieser Generation haben wir zu rechnen, der Kampf mit ihr kann uns nicht erspart bleiben. Es fragt sich nur: Soll dieser Kampf auf geistigem Gebiet mit geistigen Waffen oder mit dem Bajonette ausgefochten werden?

Es sind eine Anzahl Bücher erschienen, welche den sozialdemokratischen Zukunftsstaat behandeln und seine Unmöglichkeit nachzuweisen suchen, wie das bekannte Richter'sche und Gregorovius' „Der Himmel auf Erden". Aber sie machen es sich leicht, indem sie den Uebergang aus den bestehenden Zuständen zu der sozialdemokratischen Gewaltherrschaft gewissermaßen nur andeuten. Eine dritte Schrift „Wie kam es doch?" von einem anonymen Verfasser, sucht die Lücke auszufüllen, indem sie die allmähliche

*) Der Verfasser dieses hochinteressanten Aufsatzes, der Geh. Regierungsrath C. von Massow hat in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Centralvorstandes deutscher Arbeiter-Kolonien und Verpflegungsstationen, sowie als Mitglied des Ausschusses des Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit, reichlich Gelegenheit gehabt, das soziale Elend in seiner ganzen Ausdehnung kennen sowie die daraus sich ergebenden sozialen Gefahren beurtheilen zu lernen. In seinem demnächst bei Otto Liebmann in Berlin erscheinenden umfangreichen Werke: Reform oder Revolution! giebt er in sachlich gehaltenen Ausführungen, die bei einem beamteten Mann doppelt angenehm berühren, seiner Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit sozialer Reformen Ausdruck. Sein Buch unterscheidet sich sehr vorteilhaft von andern, das gleiche Verhältnisse behandelnde Erscheinungen der jüngst vergangenen Zeit, deren geistesarme Verfasser dem Streben des Volkes nach einer Verbesserung seiner Lage nur den Appell an die rohe Gewalt entgegenzusetzen haben. D. R.

Digitized by Google

Demokratisirung der Armee und des Staates schildert. Diese Schilderung ist durchaus willkürlich. Denn zu einer solchen Demokratisirung werden weder die Hohenzollern noch die übrigen deutschen Fürsten die Hand bieten, mögen auch zukünftige Wahlen noch so demagogisch ausfallen. Nein, womit unsere Zukunft zu rechnen hat, wenn jene Generation vollzählig in den Arbeiterstand eingetreten sein und die Mehrzahl erlangt haben wird, ist ein allgemeiner Aufstand der Arbeiter gleichzeitig an allen Enden Deutschlands, in den Fabrikdistrikten, in den Bergwerken und auf dem Lande. Ein solcher Aufstand steht uns heute und morgen noch nicht bevor. Die sozialdemokratischen Führer sind durchaus nicht gesinnt, va banque zu spielen. Sie wissen genau, daß, wie unsere Verhältnisse heute noch liegen, die Ordnung unbedingt siegen mußte. Sie rechnen darauf, daß mit jedem Jahre, welches sie länger warten, die Zersetzung immer mehr zunimmt, die Regierung und die bürgerliche Gesellschaft immer kraftloser werden, die Unzufriedenheit unter den Arbeitern immer mehr wachsen wird, immer zahlreichere, von dem Kapitalismus ausgesogene und beiseite geworfene Existenzen aus den anderen, auch den oberen Schichten ihre Reihe vermehren, sie rechnen weiter darauf, daß immer größere Schaaren von sozialdemokratischen Eltern großgezogener, gegen jedweden bessernden Einfluß gefeiter Rekruten in die Armeen eingereiht werden, Rekruten, die den Fahneneid mit der Absicht leisten, ihn zu brechen, wenn die Stunde der Revolution schlagt.

Ob diese Rechnung richtig ist, wer will das beurteilen? Aber wer will auch im Gegentheil behaupten, daß die Zersetzung nicht progressiv weiter zunehme wie bisher, sondern still stehe, und daß wieder eine andere Generation heranwachsen wird, die zu Thron und Altar hält, oder auch nur eine solche, in der sich Gehorsam und Auflehnung die Wage halten? Wer arbeitet der Zersetzung entgegen? Das Arbeiterhaus, die Arbeiterfamilie ist zum größten Theil sozialdemokratisch. In den Städten bestimmt. Und auf dem Lande? Vielfach haben wir keinen ländlichen Arbeiterstand mehr. Gemiethete Russen und Polen, sowie Sachsengänger sind keine Elemente der Ordnung.

Die Schule? Sozialdemokratisch ist der Lehrerstand bis heute wohl nur vereinzelt. Aber unzufrieden und gedrückt ist er allgemein. Von dieser schlecht besoldeten, mit ihrer sozialen Position und vor allem mit ihrer Unterstellung unter die pädagogisch nicht vorgebildete Geistlichkeit zum großen Theile unzufriedenen Körperschaft zu erwarten, daß sie die Jugend stahle zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie, dürfte ein Irrthum sein. Und dann, was die Schule Gutes gesäet, geht zum großen Theil verloren in der Zeit des selbstständigen Erwerbslebens bis zum militärpflichtigen Alter.

Die Kirche? Die niedere katholische Geistlichkeit steht zum großen Theile der Demokratie sehr nahe und damit in der Opposition, und der Einfluß der evangelischen Kirche auf die Massen war niemals geringer als heute.

Der Einfluß der gebildeten oberen Schichten auf die unteren, Belehrung durch gute Bücher, Schriften u. s. w.? Hier müßte man lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Der geistige Kampf, den das gebildete

Deutschland, die Wissenschaft, die Literatur, die Presse gegen die sozialdemokratische Lehre geführt haben, ist ein so gänzlich resultatloser gewesen, daß man gar nicht daran denken kann, er werde in Zukunft auch nur die kleinsten Siege auf dem bisherigen Wege zu verzeichnen haben. Um die Sozialdemokraten zu überzeugen, dazu fehlt uns das Zeug.

Es ist deshalb wahrhaftig nützlich, daß wir uns einmal die Chancen eines allgemeinen sozialdemokratischen Aufstandes vor die Augen stellen, heute, wo wir noch in der Lage sind, die Mittel zu seiner Bekämpfung ruhig zu überlegen. Bebel, Liebknecht, Singer, Auer, Vollmar u. s. w. werden ihn nicht proklamiren, wir müssen aber mit der Zeit rechnen, wo sie beiseite gestoßen werden, wie auch bei anderen Parteien alte Führer, welche der jungen Generation nicht mehr passen. Auch die Sozialdemokratie hat ihren Berg Noch werden die Stürmer herausgeprügelt auf den Kongressen und Anträge auf einen allgemeinen Arbeits- und Wehrpflichtsausstand bei Ausbruch eines Krieges abgelehnt. Noch haben wir Zeit, unsere und der Gegner Chancen abzuwägen. Wie lange? Wir wissen es nicht. Aber wenn die Generation, von der wir soeben sprachen, herangewachsen ist (und Viele sind schon herangewachsen, sie sind nur noch in der Minorität), wenn dieser Nachwuchs die Führerschaft gewinnt, dann muß nach menschlichem Ermessen der Würfel fallen.

Früher oder später, vielleicht erst in zehn Jahren, aber zum Kampfe muß es, wenn wir nicht reformirend eingreifen, kommen. Wie sind seine Chancen? Wir verstärken unser Heer, wir verbessern unsere Waffen, wir verändern die Taktik und ihr entsprechend die Ausbildung, alles auf die Chancen eines dereinst möglichen Krieges mit so und so viel Fronten, wir sichern uns Bundesgenossen. Alles Möglichkeitsberechnungen! Ist ein sozialdemokratischer Aufstand unmöglich, ist er unwahrscheinlicher als ein auswärtiger Krieg?

Und wenn wir für den auswärtigen Krieg jedwede Vorbereitung bis ins kleinste Detail, bis auf die Minute, für jeden einzelnen Mann treffen und die Aufgabe bestimmen, welche Mann und Minute im gegebenen Falle zu lösen haben, sollen wir uns dann nicht auch klar darüber werden, daß Verhältnisse eintreten können, die dahin führen, daß der Mann ausbleibt und Tausende mit ihm, und daß Verzögerungen eintreten, die uns nicht um Minuten und Stunden, sondern um Tage und Wochen bringen können? Sind wir der Loyalität unserer Nachbarn in West und Ost so sicher, daß sie solche Verhältnisse nicht ausnützen? Wie, wenn ein allgemeiner Arbeiteraufstand ausbricht, Reservisten und Landwehrleute in ungezählten Massen in den Reihen der Aufrührer stehen, die Schienen an Hunderten von Stellen aufgerissen, die Telegraphendrähte zerstört sind, in einer Reihe von Distrikten um die Wiederherstellung der Ordnung gekämpft wird, und wo und so lange dies geschieht, die Behörden nicht funktioniren, wie steht es dann um unseren Mobilmachungsplan, um die Ergänzung der Linie auf Kriegsstärke, die Formation der Reserve- und Landwehrtruppen, um den Aufmarsch der Armeeen? Wenn unter solchen Umständen russische und französische Heere der Grenze nahen sollten,

könnten wir dann nicht dadurch, daß alle unsere Vorberechnungen Dunst würden, von vornherein mehr verlieren als eine verlorene erste Schlacht bedeuten würde?

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, aber man soll auch nicht wie der Vogel Strauß den Kopf in den Busch stecken. Rechnen wir mit allen möglichen Eventualitäten für den Fall eines Krieges, so wäre es unklug, die übelste und gefährlichste von allen außer Betracht zu lassen, keine Maßregeln zu treffen, um ihr vorzubeugen.

Aber auch wenn wir von der Gefahr nach und von außen absehen, so bleibt der Kampf im Innern immer noch schwer genug. So schwer er aber auch sein wird, mit dem endgültigen Siege der Sozialdemokratie endet er nicht! Mit dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat brauchen wir uns nicht zu beschäftigen. Das ist nutzlose Arbeit. Zu einer Revolution, wie der ersten französischen, gehört ein Ludwig der Sechzehnte, wenn sie gelingen soll. Nimmt die Ordnung den Kampf mit dem Aufruhr energisch auf, so ist ihr der schließliche Sieg sicher. Die Revolution siegt immer nur durch die Schwäche der Gewalten, welche sie bekämpft; thun diese Gewalten ihre Pflicht, so muß sie scheitern an der Unordnung und Disziplinlosigkeit in der eigenen Mitte, über die kein Führer und kein Diktator Herr werden kann, und wenn er das Feldherrngenie eines Napoleon mit dem Organisationstalent eines Gambetta vereinigte.

Gerade der soziale Charakter der Revolution, welche uns droht, der Vernichtungskampf, den sie führen will gegen Alles, was Besitz heißt, gerade dieser Charakter wird Alles, was dem Besitz und der Intelligenz angehört, um die Fahne der Ordnung schaaren. Bei den modernen Waffen entscheidet nicht die rohe Körperkraft und, was das Wesentlichste ist, durch die allgemeine Wehrpflicht sind auch die oberen Schichten im Waffenhandwerk geübt. Nein, der schließliche Sieg über die Revolution kann, soweit menschliche Beurtheilung reicht, nicht zweifelhaft sein. Aber schwer wird dieser Sieg erfochten werden, Ströme von Blut wird er kosten, furchtbare, ungezählte Opfer an Menschen, Hab und Gut wird er fordern, und es wird sich nicht vermeiden lassen, daß ganze Distrikte zeitweise dem Wüthen der Anarchie preisgegeben werden müssen. In dieser Beziehung darf man sich keinen Illusionen hingeben. Beschreiten wir nicht den Weg der Reform, so lange es noch Zeit ist, und es ist die höchste Zeit, weil die Reform Zeit braucht um zu wirken, lichten wir nicht durch eine solche Reform die Reihen der Sozialdemokratie derart, daß sie zu schwach wird, um den Aufruhr zu wagen, verlassen wir uns also wie bisher einzig und allein auf die Bajonette, so müssen wir uns klar werden, daß diesen Bajonetten, selbst wenn kein einziges sich gegen uns kehrt und jedes einzelne mit vollster Aufopferung für uns geführt wird, ein ungemein schwerer Kampf bevorsteht.

Man soll doch nicht glauben, daß die Sozialdemokratie, wenn sie losschlägt, nach Schema F der alten Revolutionen verfahren und erst Ansammlungen, Unruhen veranlassen, Straßenpflaster aufreißen, die Behörden aufmerksam machen, Konzentrirungen und Konsignirungen der Truppen herbei-

Digitized by Google

führen, dann die Soldaten, wenn sie anrücken, durch Steinwürfe und Schimpfworte reizen und zur Wuth aufstacheln wird. So dumm ist sie nicht. Man kann ihr Alles vorwerfen, aber eine ungeschickte Taktik nicht.

Sie wird ganz still und ganz im Geheimen ihre Vorbereitungen treffen und in erster Linie durch Ueberraschung zu wirken suchen. Möglich, daß die Polizei die Anschläge entdeckt, aber auch möglich, daß das nicht geschieht, daß der Plan nur wenigen Führern bekannt bleibt. Soweit innerlich vorbereitet sind die sozialdemokratischen Massen schon heute, daß, wenn es heißt: „Die Stunde hat geschlagen, heute brechen wir los", es weiter keiner Erklärungen bedarf. Auf die große Stunde, in der die gesammte Genossenschaft sich erhebt, warten sie Alle, und wenn auch Viele von dem Wege der Gewalt heute noch nichts wissen wollen, weil sie ihn für aussichtslos halten, ebenso Viele halten ihn für den einzig richtigen und sind des Wartens längst überdrüssig. Die Zahl der letzteren reicht für den ersten Ansturm aus, und erfolgt er, so wird die Mehrzahl der ersteren die gemeinsame Sache nicht im Stiche lassen. Fünfzigtausend entschlossene Kämpfer in Berlin unter die Waffen zu rufen, denen sich weitere fünfzigtausend nach dem ersten Erfolg anschließen, ist den sozialdemokratischen Führern ohne Schwierigkeit schon heute möglich, und in zehn Jahren wird es ihnen noch leichter sein, wenn die Verhältnisse nicht anders werden.

Was haben wir dagegen unsererseits für Kräfte?

In Berlin garnisoniren an Fußtruppen: 2. bis 4. Garde-Regiment, Regimenter Alexander, Franz, Garde-Füsiliere, also sechs Regimenter à $3\frac{1}{2}$ = 21 Bataillone, 3 Eisenbahn-Regimenter à 2 Bataillone und Garde Pionierbataillon, Summa 28 Bataillone, das Bataillon zu 500 Mann gerechnet, macht 14 000 Mann. Nun wird sich die Sozialdemokratie aber den geeigneten Zeitpunkt wählen, im Herbst, wenn die Reserven entlassen, die Rekruten noch nicht eingetroffen sind, Se. Majestät sich auf Reisen befindet, die meisten höheren und viele niedere Offiziere sowie auch Mannschaften Berlin mit Urlaub verlassen haben. Bei zweijähriger Dienstzeit ist dann also höchstens die Hälfte des Mannschaftsstandes da, also nach obiger Rechnung = 7000 Mann.

Wie gesagt, der Aufruhr wird zunächst durch Ueberraschung zu wirken suchen, er wird nicht den Angriff abwarten, sondern seinerseits angreifen. In der Nacht, wenn die Offiziere, mit Ausnahme derjenigen Lieutenants, die in der Kaserne wohnen, in ihren Stadtquartieren sind, wird er plötzlich gegen die Kaserne anstürmen und dabei mit Dynamit arbeiten. Er wird den Truppen gediente Genossen gegenüberstellen in großer Ueberzahl, und wenn nicht die Ueberrumpelung gelingt, um jede Kaserne den Kampf so führen, daß wenigstens für die ersten Stunden ein Ausrücken der Truppen verhindert wird. Namentlich wird er durch Brandstiftung in den Schuppen und Ställen der Artillerie und Kavallerie zu verhindern suchen, daß erstere die Kanonen bespannt und letztere aufsitzt. Die Offiziere, welche in die Kasernen eilen, wird man durch aufgestellte Posten rechtzeitig abfangen, sie einzeln mit Uebermacht angreifen, vom Pferde reißen und tödten.

Digitized by Google

Während die Truppen ihre Kasernen vertheidigen müssen und der Polizei nicht zu Hülfe kommen können, führt letztere nur einen kurzen Kampf. Von einem Massenschnellfeuer empfangen, wird sie bald den Platz räumen müssen. Ein gleicher Empfang wird der Feuerwehr bereitet werden, wenn sie herbeieilt, nachdem die Kasernen in Brand gesteckt sind.

Nicht ganz leicht zu erledigen für den Aufstand ist die Bewaffnungsfrage, aber man sollte meinen, die Schwierigkeit wäre zu überwinden. Auf dem Wasserwege dürften sich unter falscher Deklaration Gewehre und Munition in erforderlicher Menge einschmuggeln lassen. Treffen die Schiffe eines Schleppzuges, die ja ohne Schwierigkeit nur mit zuverlässigen Genossen bemannt werden können, an einem einsamen Ufer, z. B. der Havel, in der Nähe von Berlin, ein, kurz bevor der Aufstand ausbricht, so können die dazu bestimmten Mannschaften Waffen und Munition direkt vom Schiffe empfangen. Sind die ersten tausend Mann bewehrt, haben sie die Kugel im Lauf, so brauchen sie die Schutzleute nicht zu fürchten, es sind ja eben, Gott sei's geklagt, kriegsmäßig ausgebildete ehemalige deutsche Soldaten, welche massenhaft in den Reihen der Sozialdemokraten stehen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es bei einem gut angelegten und durchgeführten Plan der Sozialdemokratie nicht schwer fallen würde, sich beim ersten Ansturm der Reichs-Hauptstadt zu bemächtigen. Es mag indessen zugegeben werden, daß die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der Plan vorher zur Kenntniß der Polizeibehörden kommt, daß die Truppen daher avisirt und konsignirt, und Ueberrumpelungen vermieden werden. Dann bleibt immer noch das numerische Untergewicht der Garnison bestehen. Die Kasernen müssen eine Besatzung behalten, um das Material an Waffen, Munition und Montirungsstücken zu sichern. Außerdem müssen eine große Zahl öffentlicher Gebäude geschützt werden, z. B. das Schloß, das Generalstabs-, das Zentral-Telegraphengebäude, die Reichsbank, die öffentlichen Kassen u. s. w. Dadurch wird fast die gesammte Infanterie absorbirt werden, und ob es der Artillerie und Kavallerie allein gelingen würde, den Straßenkampf siegreich durchzuführen, ist mehr als zweifelhaft. Operirt der Aufstand mit Dynamit, richtet er aus den Häusern Schnellfeuer auf die Bedienungsmannschaften und die Pferde der Artillerie, erhält die Kavallerie in gleicher Weise Flankenfeuer, wenn sie auf dem glatten Asphalt entlang sprengt, oder Frontfeuer, wenn sie vor einer Barrikade Halt machen muß, so kann der Straßenkampf sich sehr schwierig gestalten.

Man muß bedenken, daß im Jahre 1848 die damalige Berliner Garnison (2. Garde-Regiment, Regimenter Alexander, Franz, Garde-Reserve-Regiment und Garde-Schützen-Bataillon, Leibregiment [Nr. 8], das damals in Berlin stand, Summa 15 Bataillone) bei einer Bevölkerung von 400 000 Seelen relativ stärker war als jetzt mit 28 Bataillonen, die wir oben herausgerechnet haben, bei einer Bevölkerung von 1 700 000 Seelen, daß das Kampfterrain bedeutend kleiner und konzentrirter war, daß eine Anzahl Linienregimenter und die Potsdamer Garnison herangezogen waren, und daß es dennoch nicht geringe Mühe kostete, des Aufstandes Herr zu werden. Die Potsdamer Garnison, wenn die Kaiserliche Familie im

Neuen Palais residirt, heranzuziehen und Spandau mit seinen Arsenalen und seiner zahlreichen Arbeiterbevölkerung schutzlos zu lassen, dürfte nicht gerathen sein, und daß der Plan des Aufstandes den Behörden so rechtzeitig bekannt wird, daß sie größere Truppenmassen aus den Provinzen heranziehen können, darauf kann man doch nicht mit Bestimmtheit rechnen. Gesetzt, sie können es nicht, so wird die schwache Berliner Garnison voraussichtlich den ungleichen Kampf aufgeben und die Stadt räumen müssen; gesetzt, sie können es, so gehört ein so großes Aufgebot von Truppen dazu, um Berlin nebst seinen Vororten in Schach zu halten, daß eine ganze Reihe Garnisonstädte von Truppen entblößt werden muß. Das eine wie das andere ist für den Aufstand vortheilhaft. Ist er Herr von Berlin, so unterbindet er die gesammte Verwaltung, die sich erst ein neues Zentrum schaffen muß, und nimmt Besitz von dem reichen Armeematerial, das die Garnison, wenn sie sich zurückziehen muß, nicht mit sich führen kann. Absorbirt Berlin größere Truppenmassen, so kann der Aufstand den Kampf in den Provinzen um so leichter führen.

Was die Provinzen betrifft, so muß man sich klar machen, daß unter den 1 700 000 Sozialdemokraten, welche 1893 gewählt haben, nicht nur ungezählte Reservisten und Landwehrleute, sondern auch Eisenbahn- und Telegraphenarbeiter in Menge sind, denen es, da sie mit den bezüglichen Einrichtungen genau vertraut sind, ein Leichtes ist, den gesammten Verkehr in wenigen Stunden zu sistiren. Behörden und Truppenbefehlshaber werden daher sofort ohne Verbindung mit einander sein, und Jeder wird auf eigene Faust handeln müssen. Da wird es nicht überall leicht sein, das Richtige zu treffen, das System bureaukratischer Centralisation wird sich in der Civilverwaltung bitter rächen. Von der Selbsthülfe der nichtsozialdemokratischen Bevölkerung ist wenig zu erwarten. Wir sind so an die modernen Verkehrs-Formen und -Mittel gewöhnt, daß schon das plötzliche Aufhören von Eisenbahn, Telegraphen und Post, das Ausbleiben der Zeitungen einen lähmenden und die Aktion paralysirenden Einfluß ausüben wird. Wenn man bedenkt, wie schon 1848 bei der verhältnißmäßig sehr unblutigen Revolution, die einen rein politischen Charakter hatte und des sozialistischen Beigeschmacks gänzlich entbehrte, die meisten Menschen den Kopf verloren, Kalabreser mit großen Kokarden aufsetzten, sich mit Schärpen schmückten, Bürgerwehr spielten und aus purer Angst Reden hielten, deren Inhalt ihrem Herzen wie Verstand gänzlich fern lag, so kann man sich bei einem sozialdemokratischen Aufstande, wenn noch dazu mit Dynamit gearbeitet wird, auf das Schlimmste gefaßt machen.

Was sollen die Behörden auf dem Lande und in den kleinen Städten, was soll die Bevölkerung denn auch schließlich ausrichten, auch bei dem besten Willen und dem tapfersten Muth, wenn die Arbeitermassen den Aufruhr proklamiren? Den Behörden fehlt, sobald ihre Autorität nicht mehr respektirt wird, jedwedes Machtmittel. Gesetzt, der Landrath konzentrirt noch rechtzeitig seine zehn Gendarmen, wenn er so viele hat, was will er mit ihnen, und was will die städtische Behörde mit den vier oder fünf Polizeisergeanten ausrichten? Was sollen die Bürger thun? Die

Feuerwehr ist garnicht und die Schützengilde zu schlecht bewaffnet. Schon bei gleichen Kräften würde der Kampf gegen die organisirten Arbeitermassen ein schwerer sein, gegen die vier- bis fünffache Uebermacht ist er ganz aussichtslos. Noch stehen ja den siebzehnhunderttausend sozialdemokratischen Wählern sechsundfunfzighunderttausend nichtsozialdemokratische gegenüber, und es ist nicht zu befürchten, daß, bevor der sozialdemokratische Aufstand losbricht, das Zahlenverhältniß sich so verschieben wird, daß die Aufrührer die Majorität haben. Auch ist nicht anzunehmen, daß Jeder, der sozialdemokratisch wählt, im gegebenen Falle bereit ist, mit der Waffe in der Hand für die Sache der Partei einzutreten. Aber die Sozialdemokratie ist organisirt, und wir sind es nicht, die Arbeiter sind in den großen Fabriken gesammelt, wir sind in unseren Wohnungen zerstreut und haben nicht einmal einen Sammelplatz. Wenn fünfhundert bewaffnete Arbeiter die Revolution in einer kleinen oder Mittelstadt proklamiren, so sind die Behörden macht- und ist die Bürgerschaft wehrlos.

Und die Waffen? Die Sozialdemokratie kann nicht überall heimlich Waffen hinschaffen und an die Arbeiter vertheilen. In Berlin, auf dem Wasserwege und bei der großen Fülle des Güterverkehrs mag das unter Umständen möglich sein, in den großen Mittelstadten würde es sofort entdeckt werden. Ja, gewiß! Aber sind denn die Bürger mit Gewehren bewaffnet und sind diese Gewehre im Stande? In vielen Städten sind die Arbeiter in so überwiegender Mehrzahl, daß die Axt, ja, der Knüppel ausreicht. Aber Waffen, Jagdgewehre, Revolver giebt es schließlich in Menge, und ob es nicht den Aufrührern gelingt, sich einiger Waffenvorräthe in Fabriken, ja, vielleicht einiger Artilleriedepôts zu bemächtigen, Waffen vom Auslande hereinzubringen, steht noch dahin. Die übrige Ausrüstung aber ist leicht zu beschaffen. Wir haben allein nach der preußischen Rangliste über fünfzig Städte, in denen sich ein Bezirkskommando, aber keine Garnison befindet. Da ist es doch für den Aufruhr eine Kleinigkeit, die Paar Stammschreiber zu bewältigen und sich der Landwehrkammern zu bemächtigen, in denen die volle Ausrüstung für den Krieg liegt. Zu diesen Orten mit dem Bezirkskommando ohne weitere Garnison gehören volkreiche Städte wie Barmen, Krefeld, Dortmund, Essen u. s. w. An diese Stadte schließen sich andere mit einer Garnison von nur einem Bataillon Infanterie oder nur einer Abtheilung Artillerie. Wenn die Reserven entlassen und die Rekruten noch nicht da sind, so zählt ein Bataillon zweihundert bis zweihundertfünfzig Mann, was bedeutet das unter einer Fabrikbevölkerung oder in einem Kohlendistrikt? Wird aber ein solches Bataillon überwältigt oder muß es sich fechtend aus der Garnison zurückziehen, so fallt das in der Kaserne aufgespeicherte Material dem Aufstand in die Hände. Wenn dagegen solche kleine Truppenkörper bei Beginn des Aufstandes noch rechtzeitig nach den großen Garnisonorten herangezogen würden, so dürften sie schwerlich in der Lage sein, das Material mit sich zu fuhren.

Auf dem Lande mag es den Bauern, so lange wir noch welche haben, und ihren Söhnen gelingen, über die Knechte Herr zu bleiben, auf den Gütern besteht, wie bereits bemerkt, abgesehen von einigen alten Kruppeln,

die ihren Unterstützungswohnsitz nicht verlieren wollen, die Arbeiterschaft vielfach nur noch aus Eingewanderten, Polen und Russen. Diese werden, wenn sie hören, daß in der Stadt Revolution ausgebrochen ist und die Arbeiter oben auf sind, im besten Falle ihrem Dienstherrn fortlaufen, um an dem neuen Glück in der Stadt theilzunehmen, vielfach aber versuchen, nunmehr auch ihrerseits den Herrn zu spielen. Daß sie das Gut schützen, wenn die Sozialdemokraten aus der Stadt ihm ihren Besuch abstatten, ist nicht zu erwarten.

Natürlicherweise wird der Verlauf nicht überall ein gleicher sein, hier wird der Aufstand sich sofort zum Herrn machen, dort wird sein Anprall abgeschlagen werden, an anderen Stellen wird der Sieg hin- und herschwanken. Aus dem Gesagten soll nur das hervorgehen, daß unsere, der Parteien und der Faktoren der staatlichen Ordnung, Situation einem allgemeinen sozialdemokratischen Arbeiteraufstand gegenüber durchaus keine von vornherein glänzende ist. Die Optimisten sagen, „wenn nur die Regierung festbleibt und die Armee die Treue hält, so haben wir nichts zu fürchten. Die Regierung wird aber festbleiben: dafür haben wir unseren energischen Kaiser, und die Armee wird die Treue halten, dafür bürgt der Geist der Disziplin, der in ihr herrscht, und dem sich auch der Sozialdemokrat, sobald er die Uniform trägt, nicht entziehen kann. Ergo haben wir nichts zu fürchten." Und die große Masse der Gebildeten und Besitzenden, die Bureaukratie und die Parlamentarier theilen diese Ansicht und verlassen sich auf die Bajonette.

Nein, so steht es nicht, so günstig sind unsere Chancen nicht! Siegen werden wir schließlich, aber nach langem, hartem Kampf und nach furchtbar schweren Opfern. Wir werden den Krieg im eigenen Lande führen, wir werden große Stücke dieses Landes zuerst verlieren und dann wiedererobern müssen. Bis aber diese Wiedereroberung gelingt, werden die Gebiete, in denen der Aufstand sich zum Herrn gemacht hat, die furchtbarsten Qualen ausgestanden haben.

Berlin. C. von Massow.

Ernſt Renan als Menſch.

II.

Als Renan mir damals die Vorgänge in St. Sulpice ſchilderte, die ihm dem Gedanken an Austritt nahegelegt hatten, war an ihm Nichts wahrzunehmen von der Gewiſſensangſt, die in ſolchen Lagen Leute zu befallen pflegt, welche weniger logiſch denken, als er es that. Er war ruhig und heiter und hatte nur eine Sorge: die Sorge, die aus ſeiner materiellen Lage ſich ergab. Er wollte ins bürgerliche Leben zurücktreten und wußte zunächſt nicht, was er da beginnen ſollte. Er hatte Niemanden, der ihn erwartete, Keinen, der ihm hätte eine Stütze ſein können.

Dazu kam noch, daß dem Prieſter, der die Soutane an den Nagel hängt, bei dem Verſuche, ſich eine bürgerliche Exiſtenz zu begründen, mancherlei Hemmniſſe im Wege ſtehen. Renan wußte das und empfand es ſchmerzlich. „Und wenn ich auch das geiſtliche Gewand ablege," ſagte er zu mir, „ſo wird man in mir doch überall den früheren Geiſtlichen erkennen. Die Erziehung, die ich empfing, iſt gleich den Sakramenten der Kirche, die einen unverwiſchbaren Charakter hinterlaſſen."

Zu Beginn dieſes Jahrhunderts gab es viele Prieſter, die kaum noch daran dachten, daß ſie Geiſtliche waren. Aeußerlich hielten ſie den Schein aufrecht, als ob ſie noch immer dem Stande angehörten, ſie trugen die Soutane und andere Abzeichen des geiſtlichen Berufes, theils weil ſie daran gewöhnt waren, theils weil es für ſie eine Forderung perſönlicher Würde war, den Stand, dem ſie früher angehört hatten, trotzdem ſie ihm innerlich entfremdet worden waren, wenigſtens nicht auch noch nach außen hin zu verleugnen. Die Bekannteſten unter ihnen waren: La Romiguière, Mablin, Bouchitté, Daunou. Talleyrand war bereits etwas ganz Anderes.

Im Jahre 1845 verwiſchten ſich aber allgemach auch die letzten Spuren der großen Revolution, und Ernſt Renan war nicht der Mann, eine Sache nur halb zu thun. Nur ein Gedanke hemmte und beunruhigte ihn bei alledem, ohne ihn indeß von der ſchnurgeraden Verfolgung ſeines Weges abzuhalten: ein Oheim von ihm, der Geiſtlicher war und Lehrer am Kleinen Seminar in Tréguier, hatte die Erſparniſſe ſeines Lebens auf Renans Erziehung verwendet, ſelbſtredend in der Abſicht, einen Geiſtlichen aus ihm zu machen. „Mir kommt es ſo vor, als ob ich im Begriffe ſtände, moraliſch bankerott zu machen, da ich ein gegebenes Wort nicht werde halten können." — Aber er durfte in ſeinem Gewiſſen beruhigt ſein. Er

hatte sein Wort nicht gegen die Moral gegeben; man kann nicht bindende Verpflichtungen eingehen, die in ihren Folgen gegen das innerste Wesen wahrer Sittlichkeit sich richten würden.

Um zunächst eine bescheidene Existenz zu haben, nahm er eine Lehrerstelle bei einer kleinen Privatschule des lateinischen Viertels an, zu deren Schülern Marcelin Berthelot damals gehörte. Lehrer und Schüler erkannten einander von Weitem. Damals schon knüpfte sich zwischen dem künftigen großen Philologen und dem dereinstigen bedeutenden Chemiker eine Freundschaft, die das ganze Leben hindurch vorhalten sollte, und die den gelehrten Arbeiten der beiden Männer in hohem Grade zu statten kam.

Im Jahre 1848 kam Renan dann an die Bibliothek. Dort vegetirte er eben, die Stelle, die er bekleidete, war schlecht bezahlt. Aber er hatte damals bereits den Grund gelegt zu künftigem Ruhme, er hatte seine bewundernswerten Arbeiten begonnen, über die durch gelegentliche Publikationen schon Einiges an die Oeffentlichkeit gedrungen war, was in der gelehrten Welt Aufsehen erregt hatte. Seine vorgesetzte Behörde aber hatte noch keine Ahnung von der geistigen und wissenschaftlichen Bedeutung des Mannes, den sie in einer untergeordneten Bibliothekarstellung beschäftigte. Unter seinen Kollegen war er bei Weitem der Erste an Können, an gelehrtem Wissen und an persönlichem Werth, dem Range nach aber nahm er die allerletzte Stelle ein. Man hat eben nicht gern Untergebene, zu denen man mit dem Hut in der Hand sprechen muß.

Die Anfänge Ernst Renans waren also sehr hart und schwierig. Aber er war glücklich bei alledem. Später, als er alt geworden und durch Krankheit und Verleumdung mürbe gemacht worden war, pflegte er gern bei der Erinnerung an jene schöne Zeit zu verweilen. „Alles gelang mir damals," sagte er melancholisch, „und Alles lächelte mir zu . . ."

Seine ersten Arbeiten hatten in Fachkreisen seinen wissenschaftlichen Ruf fest begründet. „Das Leben Jesu" stellte dann die direkte Fühlung her zwischen ihm und dem Publikum. Das Buch hatte einen Erfolg, wie ihrer in unserem Jahrhundert auf buchhändlerischem Gebiete wenige nur erzielt wurden. Die Gelehrten mußten es ja lesen und studiren, aber auch die Ungelehrten und selbst die weniger Gebildeten griffen begierig danach. Sogar die Frauen nahmen es in ihre zarten Hände und lasen darin mit großem Interesse; war das Geschichte und Philosophie, was darin stand, oder war es ein Roman, ein Gedicht? — Es war von alledem etwas in dem Werke enthalten. Die gelehrten Doktoren werden über seinen Inhalt ja noch lange reden und schreiben — gelesen aber hat man das Buch selbst in den lauschigsten Frauengemächern. Die logischen Schlußfolgerungen des

Buches gipfelten in der Negation des Glaubens, ſie führten direkt zum Unglauben, während die äußere Form der Darſtellung ganz den Eindruck machte, als ob der Verfaſſer ein gläubiger Sohn der Kirche ſei. — Manche Leute ſchüttelten freilich die Köpfe und ſchalten den Autor einen Skeptiker. Aber wenn das, was in dem merkwürdigen Buche ſtand, einen ſtark ſkeptiſchen Beigeſchmack hatte, ſo konnte Renan doch wenigſtens das Verdienſt für ſich beanſpruchen, als Erſter den feſſelnden und herzergreifenden Skeptizismus in die literariſche Darſtellung eingeführt zu haben . . .

Nunmehr fehlte dem großen Gelehrten nichts mehr von dem Allen, was er ſich wünſchen konnte, d. h. es ſtand ihm Alles das zu Gebote, deſſen er zur Fortführung ſeines Lebenswerkes, zur rückſichtsloſen Erforſchung der Wahrheit bedurfte. Längſt ſchon hätte er gern den Orient geſehen; er trat die Reiſe dahin an unter den denkbar günſtigſten Bedingungen. Er brauchte eine Bibliothek — alle großen Büchereien von Paris ſtanden zu ſeiner Verfügung. Er hatte Hilfsarbeiter nöthig — die Pariſer Hochſchule lieferte ihm die beſten, die er ſich wünſchen konnte. Man übertrug ihm einen Lehrſtuhl am Collège de France, eine Stellung alſo, in der er ſich einer ziemlich großen Freiheit erfreute, inſofern wenigſtens, als er ſich wiſſenſchaftliche Schranken nicht aufzuerlegen brauchte, ſondern ganz ſeinen gelehrten Forſchungen leben konnte, ohne Rückſichten zu nehmen. Da aber die freie Forſchung den herrſchenden Gewalten, wenn ſie nicht in ihren Dienſt ſich preſſen läßt, früher oder ſpäter ſtets unbequem wird, wurde er eines Tages ſeines Amtes entſetzt und zwar dies in einem angeblich freien Lande, das einſtmals dem verfolgten Spinoza eine Zufluchtsſtätte und einen Lehrſtuhl angeboten hatte. Spinoza freilich, der in der That ein Weiſer war, lehnte das ihn ehrende Anerbieten ohne Bedenken ab.

Renan nahm mit Ruhe und Gelaſſenheit dieſe Verfolgung hin, er trug mit Würde ſein Mißgeſchick. Mir perſönlich war es dann vergönnt, ihm zu ſeinem Rechte zu verhelfen und ihn wieder einzuführen ins Lehramt. Als echter Gelehrter dachte er damals nicht einen Augenblick daran, daß die Umſtände, die ſeine Amtsentſetzung begleiteten, ganz danach angethan waren, ihm bei geſchickter Ausnützung zur Popularität zu verhelfen. Da, wo es ſich um eine Pflichterfüllung handelte, that er ſeine Schuldigkeit ohne jeglichen Hintergedanken. Gleichwohl war er keineswegs ohne politiſchen Ehrgeiz. Mehrmals trat ihm ſogar der Gedanke nahe, ſich um einen Deputirtenſitz zu bewerben — was ich nicht gerade zu billigen vermochte. Mir perſönlich ward einmal der Auftrag, ihm ein Senatorenmandat anzubieten. Vorher war ich zu demſelben Zwecke bei Paſteur geweſen, deſſen Kandidatur ſicher erfolgreich geweſen wäre. Aber der berühmte Gelehrte

hielt herzlich wenig von der Politik; er verzichtete auf die ihm angetragene Ehre, da er nicht einzusehen vermochte, inwiefern der Senat ihm bei der Heilung der Lungenschwindsucht und der Diphtherie von Nutzen sein könnte. Renan dagegen war, als ich an ihn mich wendete, gleich bereit, ein Mandat anzunehmen. Aber er wußte offenbar nicht, wie anspruchsvoll und unerbittlich die Parteien zu sein pflegen. Man legte ihm die Frage vor: „Werden Sie aber auch mit uns stimmen?" — Nach einigen Minuten der Ueberlegung gab er zur Antwort: „Oft genug." Dieses Versprechen genügte aber nicht; man hielt es für eine indirekte Ablehnung. Und dennoch war es nur die offene Meinungserklärung eines ehrlichen Mannes.

Ernst Renan war weit populärer als Taine, was übrigens gar Nichts beweist. Besonders populär ward er in Deutschland. In Berlin und auch in London sprach man von Renan, Taine und Pasteur. Die Reihenfolge der Namen bezeichnet den Grad von Werthschätzung, dessen sich ihre Träger dort zu erfreuen hatten. Renans Name war einer von jenen Namen, unter deren Schutz Frankreich stand. Und dennoch war er weder Anhänger irgend einer Gemeinschaft von Gläubigen, noch auch das Haupt iner Schule.

Man sagt allenthalben von ihm: er ist ein Zauberer. Und, in der That, das war er. Seine eigentliche Stärke beruhte auf einer vielseitigen und gründlichen Bildung, sowie auf der gänzlichen Unbefangenheit seines Geistes und auf den intimen Reizen seiner eindringlichen, fesselnden Darstellungskunst.

Er schrieb einen keuschen Stil. Heutigen Tages muß man das lobend hervorheben. In allen seinen zahlreichen Schriften wird man nicht ein einziges Wort, nicht eine Redewendung finden, die vor einem geläuterten Geschmack nicht zu bestehen vermöchten. Seine Sprache war auch nach anderer Seite hin rein; der einzige Zwang, den er geduldig trug, war der der klassischen Sprachorthodoxie. Er schrieb natürlich das gute Französisch der großen Schriftsteller: zu ihnen gehörte er ja nach seiner besonderen Artung . . .

Man hat häufiger bemerkt, daß Renan gern lache, daß er sich über gar zu viele Dinge lustig mache. Aber sein Lachen war doch stets ein wohlwollendes; es war der Ausdruck einer gewissen Zärtlichkeit und konnte niemals verletzen. Um die seltsame Mischung aus Poesie und Ironie zu erklären, die uns in dem geistigen Charakterbilde Renans entgegentritt, hat man seine Zuflucht zu einer Theorie genommen, die ihm selbst sehr wohl gefiel. Seiner Abstammung nach waren gaskonische und bretonische Elemente in ihm gemischt, und das erklärte Alles.

Ich persönlich sehe in Renan einen reinen Bretonen, auf den die Gascogne niemals irgend welchen Einfluß ausgeübt hat. Ich will gerne zugeben, daß man die physische Kraft seiner Vorfahren und ihre Ersparnisse an Geld erbt, weil ich da die Form und die Bedingungen der Uebertragung klar vor Augen sehe, was dagegen die Seele und den Geist betrifft, so sehe ich nicht ein, wie sich hier eine solche Uebertragung von Eigenschaften vollziehen könnte, und ich bestreite daher, daß sie existirt. Die Theorie des Atavismus kenne ich seit Langem schon, da ich durch die Schule Platos gegangen bin, der schon diese Theorie vertrat, obwohl schon er sie nicht als seine eigene Lehre ausgab ... Diejenigen, welche wissen, daß das geistige Leben der Bretagner sich zwischen zwei Extremen bewegt, zwischen dem herzensfröhlichen Lachen und der sanften Melancholie — sie werden das Wesen Renans auch ohne Zuhülfenahme einer erkünstelten Theorie zu begreifen vermögen. Die Bretagne ist dem Meere gleich, das seine Stürme hat und seine Stillen, und das doch immer sich selbst gleich bleibt.

Diejenigen, welche Renans Skeptizismus übertreiben, den ich ja nicht unbedingt in Abrede stelle, haben vielleicht die Eigenschaften seiner Darstellungsweise nicht gründlich genug studirt. Das Lachen hat ihnen nur allzu oft die tiefe Bewegung verborgen, die ihm zu Grunde lag. Damals, als er aus dem Seminar ausschied, sagte er eines Tages zu mir, daß man in ihm doch immer den Geistlichen erkennen würde, man brauche ihn nur anzusehen. Auf den Geistlichen stößt man auch in seinen Schriften auf jeder Seite. Das Beste, was er schrieb, war stets vom Geiste des Katholizismus durchweht. „Sein Hirn war einer Kathedrale vergleichbar, die zwar zu weltlichen Zwecken benutzt wird, aber doch immer eine Kathedrale bleibt" — bemerkte ein geistreicher Mann einst zutreffend.

Renan war ein vielseitiger und beweglicher Geist. Gar Viele haben den Grund seines Wesens nie erkannt, und nach den äußeren Erscheinungsformen entwarfen sie gar oft Bilder von ihm, denen jegliche Aehnlichkeit abgeht. Gerade hinter der äußeren Vielseitigkeit und Beweglichkeit barg sich doch ein Festes, Einheitliches, das er freilich nicht Jedem preisgab. Er war ein großer Reisender im Reich der Gedanken. Mir persönlich wäre es sehr lieb, wenn er uns nicht eines Tages nach der Abtei von Jouarre geführt hätte, aber er hat uns auch an die Ufer des Sees von Remi, nach Jerusalem, nach Phönizien, nach Griechenland geführt, und auf allen Höhepunkten der Gesittung und des Gedankens, die durch die langen Jahrhunderte dem geistigen Blick sich zeigen, haben wir mit ihm rasten dürfen.

Renan war ein großer Schriftsteller. Er selbst würde dieses Lob

vielleicht geringgeschätzt haben, und doch kann man einem Denker nichts Rühmlicheres nachsagen. Die Kunst des klaren logischen Denkens ist unerläßliche Vorbedingung der Kunst des Schreibens. Renan vertiefte die Fragen, die er behandelte, und dennoch hatten seine Ausführungen in der Regel noch mehr Breite als Tiefe. Und er drückte seine Gedanken, wie schon gesagt, in einem klassischen Französisch aus, da er der Ansicht war, daß nur Die über angebliche Armuth unserer Muttersprache Beschwerde führen können, welche ihre reichen Hülfsmittel und vor allen Dingen ihre geschichtliche Entwickelung nicht kennen. Vergebens wird man in den zahlreichen Bänden, die er hinterlassen hat, einen Neologismus oder einen schiefen Ausdruck suchen. Er war ein Meister des korrekten Stils. Sein Stil war dabei lebendig und farbenreich, ganz wie seine Rede — denn er war Redner und zwar akademischer Redner, bevor er Schriftsteller wurde. Sein Stil ist nicht zu vergleichen mit den kurzen einfachen und eleganten Sätzen Voltairs, sondern er nähert sich vielmehr der getragenen, eindrucksvollen Sprachweise Rousseaus, mit dem Unterschied noch, daß ihm noch mehr Kraft und Eindringlichkeit zu eigen ist.

Ernst Renan gehörte zu den glücklich veranlagten Menschen, die zufrieden sind mit dem Leben und mit dem, was es ihnen bietet. Das Leben hatte es ohne Zweifel gut mit ihm gemeint. Aus den hintersten Reihen der Gesellschaft, arm, ohne Freunde, ohne Anhang und ohne Stütze hatte es ihn hervorgeholt, um ihn in die allervorderste Reihe zu stellen. Ruhm und Ehren wurden ihm in reichem Maaße zu Theil.

Und doch hat auch dieser vom Glück gewiß nicht stiefmütterlich behandelte Mann schmerzvolle Stunden durchlebt.

Er war verleugnet und verleumdet worden, man hatte ihn zum Stillschweigen verurtheilt und der bittersten Noth preisgegeben. Seine Gesundheit, die niemals allzu fest war, hatte mit der Zeit empfindlich gelitten. Er litt auf seine alten Tage gleichzeitig an mehreren Krankheiten, konnte weder schlafen noch essen — manchmal fiel ihm sogar das Sprechen schwer — und trotz alledem pflegte er zu sagen: „Ich bin glücklich; ich bin bevorzugt worden unter Vielen, und bin von Herzen dankbar dafür.“ Sein Lachen entsprang manchmal der Ironie, sehr oft aber war es auch der Ausdruck reinster Herzensfreude.

Er hat uns die schöne Vorschrift hinterlassen: Frohen Herzens unsere Schuldigkeit zu thun.

Paris. Jules Simon.

Kunst und Politik.

„In der jetzigen Zeit soll Niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren."
Goethe, Sprüche in Prosa.

Wunder über Wunder! Die hochweisen und fürnehmen Herren „über dem Strich", die die Geschicke des Landes noch immer zu leiten wähnen, die noch immer nicht wissen, daß das lebendige Leben unseres Volkes nicht mehr in Reichstagsdebatten, Volksreden und Zeitungsartikeln, sondern an ganz anderen, verborgenen Stätten, im Herzen des nationalen Organismus sich entwickelt und arbeitet, — kurz, die Generalgewaltigen von der Politik erachten es der Mühe werth, sich höchstselbst mit einer Kunstangelegenheit zu befassen, obgleich es augenblicklich keinen echten Marmor durch „auchechten" Stuck zu ersetzen und keinen Wettbewerb um ein öffentliches Denkmal so zu führen gilt, daß allen Forderungen der Billigkeit ins Gesicht geschlagen wird. An der geheiligten „leitenden" Stelle, die sonst nur der würdevollen Besprechung von neuen Parteiprogrammen, von offiziösem Hintertreppenklatsch und offiziellen Dementis gewidmet ist, behandeln sie ein künstlerisches Ereigniß, die Première von Gerhard Hauptmanns „Webern" im Deutschen Theater. Versteht sich, nicht um die Kunst zu ehren oder zu fördern, sondern um mit ebenso vieler Sachunkenntniß als Entschiedenheit sie in die ihr gebührenden Schranken zurückzuweisen und um ihr zu verwehren, mitzusprechen im großen Rathe des Lebens unseres Volkes.

Und freilich hatten sie Grund zu erschrecken, die Braven. Gehörte nicht seit undenklichen Zeiten nach fester Regel und Bestimmung unseres bekanntlich so wohleingerichteten Lebens die Kunst ins Feuilleton? Mit anderen Worten: war ihr nicht von Alters her kanonisch die Aufgabe zugewiesen, den Publikus angenehm zu unterhalten, ihm etwas vorzugaukeln, seine Mußestunden auszufüllen und ihn vor überflüssigen Gedanken zu bewahren, — was alles sie in der edlen Sprache der Zeitungen mit der Phrase „die Kunst gehört der Schönheit" bezeichneten, ohne freilich, wie zu ihrer Entschuldigung gesagt werden muß, bei dieser Redensart im Allgemeinen oder bei dem Worte „Schönheit" im Besonderen sich irgend was zu denken. Allerdings war auch zu unserem politischen Hochsitze ein Gemunkel von einer neuen dramatischen Bewegung gedrungen; allein leicht konnten wir diesen Sturm im Glase Wasser mit einer vornehmen Handbewegung abthun, ja, sogar ihn gelegentlich in Leitartikeln als ein neues bedauerliches Zeichen der zunehmenden Verrohung, der Abkehr von den alten bewährten Idealen, der Verachtung aller wahrhaft sittlichen Normen mit Vortheil verwerthen. Und vor Allem: diese Männlein und Weiblein im modernen Kleide, die da auf der Bühne so sonderbare Redensarten von neuen Werken und sozialen Fragen und kommenden Zeiten ausstießen — sie thaten ja meist nur so, sie waren ja meist innerlich so recht nußknackerhaft hohl, sie waren ja gar nicht modern, sondern meist gute, alte, ganz harmlose Bekannte, die sich nur so verkleidet hatten. Und so war es am

Ende vielleicht noch gar nicht so übel, daß die Leute in „Freien Bühnen“ und dergleichen etwas zu schwatzen bekamen und so mit etwas beschäftigt wurden.

Jetzt aber — diese „Weber“! Das ist nicht mehr Unterhaltung, Gaukelei, Spiel. Das ist auch nicht — wie etwa die Frage, wie vielerlei Arten von Ehre es giebt — so ein angenehm aufregendes Gesprächsthema, das literarischen oder literarisch sein wollenden Leutchen, Zeitungskritikern oder Damen der haute finance Gelegenheit zu mehr oder minder geistreichen Ergüssen bietet. Das ist das Leben selbst, das bittere, räthselvolle, gewaltige, brennende Leben. Das ist Verzweiflung und Furcht, Fluch und Hoffnung unserer Tage, geformtes Fühlen, gestaltetes Ahnen, Menschen nach unserem Ebenbilde. Und weil doch die Herren von der Politik berufsmäßig nichts von der Kunst zu verstehen brauchen und darum in ihrer Herzenseinfalt sich immer an den Stoff halten und über ihn zetern, so mag ihnen gesagt sein, daß es nicht der Stoff, nicht die Geschichte von diesen Fabrikanten und Webern an sich ist, in dem all' dies liegt, sondern daß es der Geist oder, wie man in der Kunst sagt: die Form ist, die hier Alles macht: dieser Geist der ehrlichen, unbestechlichen Anschauung, dieser Geist des tiefen Mitleids, dieser Geist, der auch den Aermlichsten der Mitmenschen des Verständnisses, der Gerechtigkeit für werth hält — dieser uralte Geist, der jetzt, nach fast 2000 Jahren, wieder „modern“ ist.

Ich will mich nicht erst lange bei der Selbstverständlichkeit aufhalten, daß es allein die gestaltende Kraft ist, worauf es in der Dichtung ankommt; daß der Dichter schlechthin keine Tendenz kennt, man müßte es denn eine Tendenz nennen, daß das Drama der Zeit den Spiegel vorhalten will, wie Shakespeare, einer von den „Alten Bewährten“, gesagt hat. Ich will nicht erst auseinandersetzen, daß es nicht die Weberrevolution an sich ist, die uns packt, nicht der Vorgang, daß bei Dreißigern alles kurz und klein geschlagen wird, sondern daß es die unentrinnbare Notwendigkeit, die im Innersten erfassende Ueberzeugungskraft, die zwingende seelische Wahrheit der Ereignisse ist, die hinreißt. In der Tendenzmacherei, deren die Zeitungen mit gewohnter Bestimmtheit den Dichter dreist beschuldigten, suchten sie den Schlüssel des Dramas. Der wahre Schlüssel des Dramas liegt in den einfachen Worten des alten Lumpensammlers: „A jeder Mensch hat halt a Sehnsucht!“ Mit dem deutschen Fremdwort heißt solche Sehnsucht Idealismus; Schande für unsere Zeit, daß sich der Drang einer dumpfen Masse nach Idealem, Höherem, Besserem in einer so gewaltthätigen und rohen Weise äußern muß.

Was hat man nicht Alles versucht, um die „Weber“ todtzumachen! Erst verbot die Polizei die öffentliche Aufführung. Es half nichts: man erstritt sich die Erlaubniß auf dem Wege Rechtens. Dann, gelegentlich der Aufführung im geschlossenen Kreise kamen viele Kunstkritiker den politischen Kollegen zu Hilfe, sie mäkelten und drückten: das Stück habe keinen Helden, es sei kein Drama, es sei zu personenreich und könne darum nicht verstanden werden u. dgl. m. Es half nichts: am Abende der Aufführung kümmerte sich das Publikum nicht den Deut um die angeblichen dramatischen

Gesetze, willenlos folgte es dem gewaltigen Werke und begrüßte den Dichter mit einem begeisterten Jubel, der den Charakter eines Heilrufs trug. Da hielt es die hohe Politik für nothwendig, ihre Weisheit auszuspielen. Sie erklärte, der Abend bedeute einen Triumph und eine Demonstration der Sozialdemokratie. Ich war in der Première. Es waren auch Sozialdemokraten da, und sie klatschten wie Alle, — so viel ist richtig. Wahr ist auch, daß sie einige Male mitten in die Handlung hineinklatschten — das war geschmacklos und ungezogen. Wer aber kann die Kunst dafür verantwortlich machen, daß gerade diese Partei der sozialen Verhetzung ein Werk, das wahrhaft im Geiste der Liebe geschrieben ist, in kurzsichtiger und hochmüthiger Verblendung für sich in Anspruch nimmt? Man kann ihr diesen Eintagsversuch getrost hingehen lassen. Trägt Jemand dafür eine Verantwortlichkeit, so ist es doch nur die Polizei, die durch ihr Verbot das Stück zu einer cause célèbre gestempelt hat. Daß aber die Sozialdemokratie und ihr Beifall dem Abende das Kennzeichen gegeben hätten, das ist nicht wahr. Aller Wangen glühten und Aller Augen glänzten; und es war in der That eine seltene Erscheinung, brillantengeschmückte Damen und Arbeiter, behäbige Bourgeois und reine Kunstfreunde in gleicher Begeisterung zu sehen. Ich verkenne die Lächerlichkeit, ja, das Pharisäerthum nicht, das darin lag, Leute eifrig klatschen zu sehen, in deren Macht es stehen würde zu handeln, und die nicht daran denken, es zu thun. Aber wiederum finde ich, in der Vereinigung so verschiedenartiger Elemente zu einer Empfindung liegt etwas Versöhnendes, das dem Wesen der Sozialdemokratie schnurstracks zuwiderläuft.

Die Politiker haben es natürlich auch mit dem Gruseligmachen versucht. Sie haben auf Beaumarchais' Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro" hingewiesen, das gleichfalls den jubelnden Beifall der herrschenden Klassen gefunden und doch die französische Revolution hervorgerufen habe. Zunächst hat das Stück die Revolution nicht hervorgerufen, es war vielmehr ein Symptom der Zustände und Stimmungen, aus denen sie hervorging; und ein Symptom der Zustände und Stimmungen unserer Epoche sind freilich die „Weber" gleichfalls. Ist aber die Lage unserer Zeit so wie die vor 100 Jahren, dann allerdings ist der gewaltsame Umsturz durchaus unvermeidlich — mit Hauptmanns Webern und ohne sie. Ich aber glaube, daß die Lage der Gegenwart eine hoffnungsvollere ist; und ich glaube gerade in dem Hauptmannschen Drama ein tröstliches Zeugniß für die Berechtigung dieser Ansicht erblicken zu dürfen. Während der Franzose über die verrotteten Zustände seines Landes nur mit einer Lustigkeit zu spotten wußte, die einem im Grunde verzweifelten Herzen entsprang, ist dies Drama mit einem solchen sittlichen Ernste, mit einer solchen Hingebung und Liebe geschrieben, daß man als gewiß herausfühlt: unsere Zeit ist entschlossen, ihren Gefahren nicht unthätig und hilflos gegenüberzustehen. Wenn unsere Zeit so viel Mark hat, daß ein Mann, der doch selbst den bürgerlichen Klassen angehört, dies Stück schreiben konnte, dann hat sie sicherlich auch die Kraft, die Krisis zu überwinden, in der sie steht. Und so sind das Stück und sein Erfolg kein Zeichen der Schwäche und kein An-

Digitized by Google

laß zur Besorgniß, sondern ein Zeichen der Stärke und ein Grund zur Hoffnung.

Keines Medicäers Güte lächelte der deutschen dramatischen Kunst während der letzten zwei Jahrzehnte, in denen sie ihre Wiedergeburt vollbracht hat. Sie hat nicht nur, was selbstverständlich war, ihre innere Entwickelung ganz mit sich allein abmachen müssen; sie hat nicht nur jeder Förderung und Hülfe entbehrt, durch die sie in der Zeit ihres Irrens und Schwankens hätte ermuntert und unterstützt werden können; sie hat sich auch, als sie reifer geworden war und bedeutende Leistungen aufzuweisen hatte, den Zutritt zu den Bühnen in mühsamer Arbeit erobern, fast darf man sagen: erzwingen müssen. Wenn es einmal der Staat oder seine Vertreter für werth hielten, sich um die deutsche dramatische Kunst, die feinste und innerlichste Lebensäußerung des Volkslebens, zu bekümmern, dann hat er sich entweder durch dilettantisches Wohlwollen blamirt, weil er nicht wußte, was die Glocke geschlagen hatte, und darum an falscher Stelle eingriff; oder er hat, wie es in der weitaus größten Mehrzahl der Fälle geschah, nur gehemmt und geschadet. Trügen also wirklich gegenwärtig die ernsthaften dramatischen Werke eine oppositionelle Färbung an sich — was aber nicht der Fall ist; denn die wirklichen Künstler denken an den guten Staat so viel und so wenig, wie der Baum an die Forstpolizei —, so hätte der Staat alle Ursache, an die eigene Brust zu schlagen und sich einzugestehen: mea culpa, mea maxima culpa. Trotz alledem hat sich das moderne deutsche Drama in einem meines Bedünkens bewundernswerth folgerichtigen und schnellen Entwickelungsgange durchgerungen und ist aus einer spielenden und mehr oder minder schmückenden Begleiterin des Lebens Leben selbst geworden. Denn Leben selbst, unmittelbare Lebensäußerung sind Werke wie „Die Weber" oder „Hannele", weil sie das oft noch unbewußte Ahnen und Fühlen der Volksgenossen begreifen, durch klare Gestaltung zum Bewußtsein bringen und selbst wieder erhöhen und fördern, weil sie das Weltbild anschaulich spiegeln und zugleich erweitern. Will jetzt die Politik, die selbst die Fühlung mit dem Leben größtentheils verloren hat, an abgelebten Formen und Formeln nagt und erst wieder werden soll, was die Kunst bereits geworden ist: Leben, — will sie jetzt der Kunst einen Strauß anbieten, so wird sie in diesem Kampfe so gewiß unterliegen, als das Volksleben seinen eigenen Entwickelungsgesetzen folgt und über Zeitungsgeschreibe und Polizeimaßregeln ruhig hinwegschreitet. Sehr ungleich sind zwischen Politikern und Künstlern die Waffen vertheilt. Um das, was das Volk und die Zeit wahrhaft bewegt, drücken sich die Politiker meist herum, entweder, weil sie es nicht sehen, oder weil sie durch tausend Rücksichten verhindert sind, das gerade heraus zu sagen, was sie als Kinder dieser Zeit im Innersten selbst empfinden. Der Künstler hingegen kennt keinerlei Rücksichten; er folgt nur dem eingeborenen Drange und gestaltet, was er sieht. Wenn einmal im Reichstage der Name Nietzsche fällt, wenn über religiöse Bedürfnisse ein Wenig herüber und hinüber geredet oder für große soziale Schäden ein kleinliches Flickmittelchen ausgedacht wird, dann glaubt man schon sehr tief, „modern" und weitsichtig gewesen zu sein. Die Kunst

hingegen hat jene durch den Gegensatz von Wollen und Können entstandene „Unzufriedenheit", über die später die Politiker so weise philosophirt haben, in den „Einsamen Menschen" längst verstanden; sie hat in die sozialen Fragen mit den „Webern" mitten hineingegriffen; sie hat das heiße Sehnen des Volkes nach einer schlichten und befriedigenden Religiosität im „Hannele" zum Ausdrucke gebracht — immer natürlich am einzelnen Falle, wie es ihrem Wesen entspricht. Darum nimmt das Interesse der Nation an den reinen „politischen" Fragen unaufhaltsam ab, während die Bühne wieder wird, was sie sein soll: die große Kanzel, von der herab dem Volke gelehrt wird, sich selbst zu begreifen, der untrügliche Spiegel, in dem Jeder sich der Vereinzelung enthoben und als organisches Glied seines Volkes sieht, in dem er das Leben seiner Zeit im Zusammenhange und darum faßlich und verständlich erblickt. Damit steht es in engster Verbindung, daß die Bühne darnach strebt, den Charakter einer Luxuseinrichtung abzustreifen und durch Volksbühnen und Veranstaltungen verwandter Art sich zu der Volksfestspielstätte zu entwickeln, zu der sie berufen ist.

Die Politik ist das Gebiet der That; und wenn die Zustände thatreif geworden sind, wie bei uns beispielsweise in der Epoche von 1866 und 1870, dann treten vor ihr alle anderen Lebensbethätigungen des Volkes in den Hintergrund. Unsere Zeit aber, die sich über ihr Wesen und Wollen selbst noch nicht klar ist, ist nicht thatreif, und die Aufgabe, ihre Anschauungen zu sammeln, auszugleichen, zu klären und zu führen, den Grundstein zu legen zu einer neuen Weltanschauung und einer neuen Kultur — diese große Aufgabe ist der Kunst zugefallen. Wie in der Zeit nach den Freiheitskriegen die deutsche Wissenschaft die Arbeit vollbrachte, auf die Quellen der nationalen Entwickelung zurückzugehen und die Anschauungen nicht zu schaffen, wohl aber zu reinigen, zu vertiefen und vor Allem zu verbreiten, die dann thatreif wurden und zur Gründung der deutschen Einheit führten: so hat die deutsche Kunst der Gegenwart die Aufgabe übernommen, zu den lauteren Quellen des Volksempfindens zurückzukehren, und die Anschauungen zu formen, die später zu gesegneter That führen mögen. Daß sich unter diesen Umständen die Politik als die Hüterin unseres öffentlichen Lebens aufspielen will, darin liegt der geschichtliche Humor von der Sache. Den Politikern bleibt keine andere Wahl, als sich selbst den Einflüssen der Kunst zu öffnen und sich von ihr mit dem Leben der Volksseele vertraut machen zu lassen. Den Handschuh aber, den man der Kunst mit dieser politischen Erörterung der „Weber" hingeworfen hat, darf sie auf keinen Fall ruhig liegen lassen. Lange genug hat sie, mit ihrer eigenen Entwickelung beschäftigt, seitab gestanden, sich als Luxusgegenstand behandeln und sich ihre Stellung als organische Funktion des Volkslebens versperren lassen. Jetzt aber, wo sie berufen ist, eine führende Rolle in unserer geistigen und kulturellen Entwickelung zu spielen, muß sie zu einer ars militans werden.

Berlin. Dr. Albert Dresdner.

Die literariſche Karriere.

Als mir noch jugendliche Begeiſterung im Buſen flammte, da hielt ich es für etwas überaus Erhebendes, den Spuren unſerer großen Klaſſiker nachwandeln zu dürfen, und alle Ermahnungen von praktiſcher Seite, alle Bitten meiner Angehörigen, einen ſicheren und geachteten Lebensberuf zu ergreifen, waren umſonſt. Außer dem natürlichen mir innewohnenden Drang trug auch der Ehrgeiz ſein gut Theil dazu bei. Waren nicht Homer, Cervantes, Shakeſpeare, Goethe und Schiller große Männer, und wurden ſie nicht noch nach ihrem Tode gefeiert und geleſen, wurden ihnen nicht Denkmäler geſetzt, die ſie nicht einmal zu bezahlen brauchten, und die dann als Rendez-vous Orte dienten oder als treue Hüter des Wochenmarktes? Und was hatte denn z. B. Schiller ſo Großes geleiſtet? Was hatte er denn geſchrieben? Die Räuber, den Fiesco, Kabale und Liebe — lauter alte Sachen! Was Der konnte, das mußte mir zweifelsohne auch gelingen . . . ſchlimmſten Falls war ich mit dem Ruhm — und den Tantièmen eines Paul Lindau zufrieden — des „weißen Falken“ und anderer hoher Orden ganz zu geſchweigen. —

Daß der Dichter, bis er ſeine Lorbeeren verſilbern kann, gezwungen iſt, wie Cervantes von ſeinem Sklaven, ſo ſich von ſeinem Vater oder anderen Angehörigen ernähren zu laſſen, ſchreckte mich nicht. Ich war noch in den Gymnaſiaſtenjahren, wo der Bedarf an ſchnödem Mammon nur erſt nach der Zahl der zu rauchenden Cigarren abgeſchätzt wird. Im ſicheren Schooße des elterlichen Hauſes ſitzend, hatte ich Hunger und Durſt noch nicht kennen gelernt; da aber alle bedeutenden Dichter gehungert haben müſſen, war mit ihnen in Berührung zu kommen für mich ein Ziel, auf's Innigſte zu wünſchen. So ergriff ich denn wohlgemuth den Pegaſus beim Schwanz, verſuchte auf ihm zu reiten — und ſiehe da, es ging! Ich hatte gleich mit meinen erſten Einſendungen Erfolg bei den Redaktionen, und der Poſtbote brachte mir eines Tages ſo viel Silbergeld, daß mir faſt das Schnupftuch platzte.

Solchen klingenden Argumenten wagte ſich doch keiner meiner Angehörigen zu verſchließen. Großer Gott, wenn in mir ein zweiter Shakeſpeare unterdrückt würde! Wenn es mir gar beſchieden ſein ſollte, die

Marlitt auszustechen! Niemand wollte Schuld an meinem Unglück sein, und ich durfte nun meiner Neigung folgen.

Aber das Unglück war, daß ich mir Jahre lang, ja, mein ganzes Leben hindurch, seit ich überhaupt lesen konnte, die todten Klassiker zum Muster genommen und nicht die lebenden Meister studirt hatte. Ich mußte es erst lernen, daß jene trotz aller scheinbaren Verehrung, doch in Wirklichkeit abgethan sind, und daß das Publikum eine andere Kost verlangt, daß Alexander Dumas und Paul de Kock sie überstrahlten. Es ist mühsam, umzusatteln und da anzubeten, wo man verachtet hat. Aber wollte ich unsterblich werden, so mußte ich Paul de Kock zum Vorbild nehmen.

Doch es war schon wieder nicht das Rechte . . . ich studirte schon wieder einen Todten. Bei Lebenden muß man in die Schule gehen, und was ist jetzt wohl lebendiger als der Naturalismus. Es lebe also — Emil Zola! Aber quod licet Jovi, non licet bovi! Der Ochse war ich, weil für solche Lektüre sich kein Familien-Wurstblättchen hergeben wollte. Mit dem Kleinen Journal durfte ich, da damals darin die Ballhaus-Anna noch nicht erschienen war, die mich sicher mit einem derben Schmatz begrüßt haben würde, nicht rechnen, denn ich ward das Mißtrauen gegen dieses Blatt nie wieder los, seit der Eisenbahnkönig Stroußberg, dem es ehemals gehörte, mir das Honorar für einen Beitrag schuldig geblieben war.

Nun ist auch Emil Zola bald ein todter Mann . . . aber noch immer kein Klassiker und wahrscheinlich wird ihm das nächste halbe Jahrhundert noch kein Denkmal errichten.

Ich dachte nunmehr, da ich doch absolut ein großes Vorbild haben mußte, um nach einem bewährten Rezept *sicher* berühmt zu werden, an Ibsen und die anderen Norweger. Aber leider habe ich nicht das Glück, so nahe dem Nordlicht geboren zu sein, und noch Norwegisch zu lernen, vermochte ich auch nicht. Und übersetzt müßte ich doch erst werden, wenn aus mir ein Mann der Gegenwart — und der Zukunft werden sollte. Ich hasse ein Land, wo es so kalt ist, daß das Dienstmädchen den Hotelreisenden wärmen muß. Wer einmal in Italien war, wie ich, wird übrigens wissen, daß man dazu nicht erst zu frieren braucht.

Meine Aufmerksamkeit wandte sich wieder den Familienblättern zu. On revient toujours à ses premières amours! Außerdem zahlen sie am besten. Aber auch hier — o, verhülle dein Haupt, meine Muse! — auch hier kam ich zu spät! Die Familienblätter sind keine Ablagerungsstätte männlicher Produkte, sie sind nur für Damen. Sehr begreiflich. Für Damen werden sie ja auch geschrieben und gedruckt, die Damen bilden ihren ungeheuren Leserkreis. Werden Männer, die einen Beruf haben, es jemals

eingestehen, offen, ohne sich zu schämen wegen der vertrödelten Zeit, daß sie einen Familienblattroman gelesen haben? Gewiß nicht! Was nun aber Damen lesen, das wird eine Dame ihnen am besten mundgerecht machen können. Wir Männer beschreiben die Reize eines jungen, blühenden Frauenleibes, einer holden weiblichen Seele, die der jungfräulichen Blüthe gleicht, die noch kein Schmetterling geküßt hat. Falsch, grundfalsch! Die Familienblattleserin hat ganz andere Ideale: Sie schwärmt für einen stolzen Schnurrbart, für den gebieterischen Gutsherrn mit Reitstiefeln und Reitpeitsche oder für den Künstler mit den hinreißenden blauen, blitzenden Augen, der wallenden Mähne, der weißen, wohlgepflegten Hand. Solche Modelle zu finden, ist dem Manne, der Nachts ja ganz andere Träume hat, zu schwer. Die Damen, wenn sie ihresgleichen schildern, haben, ich glaube es gern, nur nöthig, in den Spiegel zu gucken, der ja nie weit von ihrem Schreibtisch hängt, um eine geeignete Heldin für ihre Romane zu finden. Mir ist dies Aushülfsmittel versagt, denn wenn ich in den Spiegel schaue, sehe ich nur ein saures verärgertes Gesicht. Keine Dame würde sich weißmachen lassen, daß das ihr Ideal sei. So sind wir Männer sehr im Nachtheil gegen die Damen, müssen ihnen auch hier, auf den literarischen Vorder- und Hintertreppen, den Vortritt lassen, wie so oft schon wo anders im Leben. Ja, es soll schon Männer geben, die den Namen ihrer Frau zum Deckmantel benutzen und so die frühere Regel umkehren, da die Damen unter männlichem Pseudonym schrieben. Heutzutage ist das nicht mehr nöthig . . . keine Dame der Feder ist mehr so schämig, es zu verbergen, daß ihre Strümpfe blau sind.

Nur einen Stand kenne ich, der ihnen bei der Romanstrickerei erfolgreich Konkurrenz zu machen versteht — das ist der Stand der Offiziere. Von jeher haben zwischen ihnen Wechselbeziehungen — ich meine solche geistiger Art, von Geld ist nicht die Rede — existirt. Die Offiziere schwärmen für die Frauen, die Frauen schwärmen für die Offiziere. Hat nun ein solcher seine Rolle auf dem Paradeplatz und damit in den Salons und Boudoirs ausgespielt, die glänzende Uniform, die ihm allein Werth in den Augen der Frauen verlieh, für immer ausgezogen; steht er nun da im Civil, in dem er „sich nicht sehen kann", so bleibt ihm doch noch die Erinnerung, bleibt ihm die Kenntniß des Milieus, in das schmachtende Backfische so gern in ihren Träumen sich versenken: Der Salon, die Kaserne, das Kasino. Wer Geschichten aus dem Offizierleben zu erzählen weiß, findet immer ein großes, dankbares Publikum. Deßhalb ist dem Offizier a. D. gar nicht bange, wenn er den Degen zum letzten Mal in die Scheide steckt. Er ergreift die Feder und läßt ein Dutzend Husarenoffiziere, lauter

Grafen und Prinzen, Majoratsherren und Sportsmen, aufmarschiren, zitirt sofort das ganze Corps de Ballet, läßt die Pfropfen an die Decke knallen, obschon das gar nicht mehr bon ton ist, führt den Helden zur Abwechselung bald auf einen Gutshof, dessen Herr den einquartirten Offizieren Diners und Bälle spendirt, während seine Töchter ihnen Mondscheinpromenaden und verschwiegene Rendezvous bewilligen, oder aber er versetzt ihn im Interesse des Romandienstes schleunigst nach Monte-Carlo, wo das Herrchen schaudervolles Pech im Spiel hat, dafür aber einen millionenschweren Backfisch kennen lernt . . . und wenn er das Alles hübsch gewissenhaft besorgt, so ist das Glück des neugebackenen Schriftstellers gemacht. In kurzer Zeit kann er dann sogar die Schulden bezahlen, die er als Lieutenant kontrahirt hat. Ich habe zwar manchmal Schulden gehabt . . . aber damit ist auch meine Aehnlichkeit mit den Schicksalen eines Lieutenants zu Ende. Ich gestehe, bevor ich diese Soldatenromane gelesen, habe ich mir das Lieutenantsleben nicht so verführerisch vorgestellt.

Das Geschick des Romanciers, so viel Dornen auch die spärlichen Rosen des Erfolgs enthüllen, ist noch glänzend gegen das des Dramatikers. Gutmüthige Verleger, die ein Buch auf Kosten des Autors drucken lassen, finden sich noch immer, und wenn es nichts kostet, nehmen die Provinzblätter schon einen Roman unbesehen auch vom Autor selbst an. Doch ein Theaterstück aufführen lassen — dazu gehört schon ein viel größeres Portemonnaie, das die Ausstattung zu bezahlen oder „einen Gagentag zu retten" vermag. Eine wohlgespickte Börse ist dazu erforderlich, die den Schauspielern und Schauspielerinnen offen steht und zwar den letzteren ohne Hintergedanken, nur aus heiliger Liebe zur Kunst. Nur Wenige sind der Glücklichen, denen eine Versuchsbühne zur Verfügung steht. Gustav v. Moser hat das Stadttheater in Görlitz zu seiner Disposition, Andere benutzen das Berliner Königliche Schauspielhaus dazu. Den Meisten steht kein anderes Publikum zur Verfügung als — gleich Crebillon — ihre Köchin. Jetzt wollen solche „Nullen", wie sie sich in seltener Selbsterkenntniß eben selbst öffentlich genannt haben, eine Genossenschaft bilden und einander ihre Stücke vorspielen und vorlesen . . . in der vagen Hoffnung, daß sich am Ende doch einmal ein Theaterdirektor in's Auditorium verirren könnte. Das soll das einzige Mittel sein, einen Machthaber der Bühne dazu zu bringen, von dem Opus eines literarischen Nullen Kenntniß zu nehmen. Aber sehr schlau müßte die Sache angefangen werden, und es ist zu fürchten, daß er zum zweiten Male nicht auf den Leim gehen wird. Wer kann es ihm verdenken? Sorgt nicht Paris zur Genüge für seinen Bedarf an Theaterstücken? Und wenn ihn einmal — falls er überhaupt

Digitized by Google

ein Deutſcher iſt — patriotiſche Gewiſſensbiſſe anwandeln, dann greift er in den verſtaubten Schatz unſerer Klaſſiker . . . das iſt immer verdienſtlich und koſtet keine Tantièmen . . . .

Wenn die jetzt Lebenden nur zu warten verſtänden, ſo würde ihr Ruhm, ihr Name aus ihrer Aſche neu verjüngt auferſtehen, wie es jetzt dem Wilhelm Müller paſſiert, auf den ſich plötzlich alle die Federn beſinnen, die von ſolchen literariſchen Jubiläen und Nekrologen leben. Dieſe Leutchen machen ein gutes Geſchäft dabei und riskiren doch nicht, daß der ſo Beweihräucherte und in den Himmel Gehobene, von ſolchem Lobe erfriſcht, von neuem die Feder anſetzt und ihnen Konkurrenz macht, wie es der Fall ſein würde, wenn er noch unter den Lebenden weilte.

Beifall iſt die Amme jeder Kunſt! Ohne Ermuthigung verkümmert das beſte Talent. Es iſt deshalb immer ein höchſt angenehmer Zufall, fälſchlich todtgeſagt zu werden. Ja, es ſoll ſchon öfter vorgekommen ſein, daß Künſtler ſich ſelber todtgeſagt haben und zwar ſorgten ſie für eine recht intereſſante Todesart, etwa Ertrinken im Meer während einer heldenmüthig unternommenen Rettungsthat — um dann in ſtiller Verborgenheit, im Dünenſande liegend, ſchmunzelnd ihre Nekrologe zu leſen. Nach ein Paar Tagen, während deren ihr Verleger einen bedeutenden Mehrabſatz des plötzlich berühmt gewordenen Werkes konſtatiren konnte, verſenden ſie dann eine Berichtigung an die Zeitungen, daß ſie noch leben und im Begriffe ſind, dies durch die Herausgabe eines höchſt bedeutenden Werkes zu beweiſen. Und das Geſchäft ſchlägt ein. Das Buch mag ſich nicht im mindeſten über ihre bisherigen Werke erheben, es wird doch gekauft. Warum auch nicht? Von Homer wird berichtet, daß er ſeine Iliade auf Schaffellen geſchrieben — heutzutage aber machen gar oft Schafsgedanken auf Velinpapier Parade.

Ich habe die Zuſtände nicht roſig geſchildert, aber wahr. Der Pegaſus iſt leider ein gar zu frommes Thier — er wirft nichts ab. Wenn unſere Literatur nicht auf der Höhe ſteht, die ſie einnehmen müßte, wenn den Nachfolgern einer Marlitt der meiſte klingende Lohn in den Schooß fällt, ſo liegt es zum großen Theil an uns ſelbſt. Das Publikum muß geleitet werden, ſein Geſchmack will gebildet ſein. Das iſt die Aufgabe einer ehrlichen, unbeeinflußten Kritik. Aber nicht nur verurtheilen ſollte ſie, ſondern auch dort ihre Stimme erheben, wo ſie ein Talent erblickt, ringend, kämpfend, gegen den Wirbel der Strömung ſich haltend. Hier helfend einzugreifen, wäre eine der ſchönſten Aufgaben für eine literariſche, kritiſche Wochenſchrift!

Berlin. Karl Krüger.

Aurelian Mc. Goggins Bekehrung.

Dieſes iſt keine vollkommene Geſchichte. Es iſt eine Abhandlung, und ich bin ſtolz darauf. Eine Abhandlung iſt eine That.

Jedermann hat das Recht, eine religiöſe Meinung zu haben; aber Niemand — am allerwenigſten einer der jüngſten Offiziere — hat ein Recht, ſeine Meinung einem Anderen aufzwingen zu dürfen. Die Regierung pflegt ſchon hie und da wunderliche Ziviliſten nach Indien zu ſchicken, dieſer aber war der ſonderbarſte, den ſie ſeit Langem exportirt hatte. Er war klug, recht klug, allein ſeine Klugheit wirkte in unrichtiger Art und Weiſe. Anſtatt Land und Leute kennen zu lernen, las er einige Bücher, verfaßt von einem gewiſſen — ich glaube Comte heißt er, von einem gewiſſen Spencer und von Profeſſor Cliffort.

Dieſe Bücher behandeln das Innere des Menſchen vom Geſichtspunkt von Leuten, die keinen Magen haben. Es iſt nicht verboten, derartige Bücher zu leſen, ſeine Mutter jedoch hätte ihm einen anderen Geſchmack beibringen ſollen. Sie gährten in ſeinem Haupte, und er kam nach Indien mit einer ſeltſamen Religion, die ganz ſein Werk war. Es war kaum mehr eine. Sie erklärte nur, daß der Menſch keine Seele habe, daß es keinen Gott und kein Jenſeits gäbe, und daß man zum Wohl der Menſchheit irgend etwas zerſchmettern müßte.

Eines ſeiner Dogmen zweiten Grades ſcheint auch geweſen zu ſein, das Einzige, was noch ſündhafter ſei, als einen Befehl zu ertheilen, wäre, dieſem zu gehorchen. So wenigſtens äußerte ſich Mc. Goggin; ich will indeß annehmen, daß er ſeine Lehrer mißverſtanden hat.

Ich will nichts gegen eine derartige Anſchauung einwenden. Sie entſtand in einer Stadt, wo es nichts Anderes giebt als Maſchinen, Aſphalt und Häuſer, Alles vom Nebel umhüllt. Natürlich kommt da der Menſch leicht auf den Gedanken, daß es nichts Höheres gäbe als ihn ſelbſt, und daß die ſtädtiſche Baukommiſſion Alles geſchaffen habe. Allein in Indien, wo man wirkliche Menſchheit ſieht, braune, nackte Menſchheit, Menſchen, die Nichts zwiſchen ſich und dem ſtrahlenden Himmel haben, und nur den ſtark benutzten, ausgearbeiteten Grund zu Füßen, da entweichen oft dieſe Anſichten und ſo Mancher gelangt dann zu einfacheren Theorien. Das Leben in Indien iſt einmal nicht danach, um den Beweis zu erbringen, daß nichts Beſonderes an der Spitze ſtehe. Und zwar aus folgendem Grunde: Der Deputirte ſteht über dem Aſſiſtenten, der Kommiſſionär über dem Deputirten, der Leutnant-Gouverneur über dem Kommiſſionär und der Vize-König über allen vieren; dieſer führt die Aufträge des Staatsſekretärs aus, der der Kaiſerin verantwortlich iſt. Wenn nun die Kaiſerin nicht ihrem Schöpfer verantwortlich wäre — ſofern es keinen Schöpfer gäbe, dem ſie verantwortlich ſein könnte — ſo wäre ja unſer ganzes Adminiſtrations-Syſtem nicht in Ordnung. Und das iſt doch ſicherlich unmöglich! In England ſind die Leute zu entſchuldigen. Sie ſind größtentheils eingeſtallt und

werden leicht störrig. Nehmen wir ein starkes störriges Pferd zur Uebung: es wird geifern und schäumen, daß man schließlich nicht mehr die Enden des Gebisses erkennen wird. Aber das Gebiß bleibt deßhalb doch dasselbe. In Indien kann der Mensch nicht störrig werden. Klima und Thätigkeit sind gegen ein Baufpiel mit Worten.

Wenn Mc. Goggin seine Anschauungen mit den großen Anfangsbuchstaben und den Endungen auf — ismus für sich behalten hätte, so würde sich Niemand darum gescheert haben. Allein seine Großväter beiderseits waren Prediger und so kam denn auch bei ihm das Predigergefühl zum Durchbruch. Er wollte, Jedermann im Klub möge erkennen, daß er keine Seele habe, und ihm helfen, den Schöpfer zu verbannen. Manche sagten ihm dann, daß er selbst sicherlich keine Seele habe, denn er sei noch jung; aber daraus folge noch nicht, daß die Senioren ebenso unentwickelt wären. Und ob es nun ein Jenseits gäbe oder nicht, der Mensch brauche im Diesseits Ruhe, um seine Zeitung zu lesen. „Aber das ist nicht der Punkt! Das ist er nicht!" pflegte daraufhin Aurelian auszurufen. Dann aber warfen sie die Sophapolster nach ihm und forderten ihn auf, er möge sich nach einem besonderen Ort begeben, wo er Glauben finden könnte. Sie nannten ihn „Blastoderm" — er sagte, er stamme von einer vorgeschichtlichen Familie ähnlichen Namens ab — und versuchten ihn mit Spott und Gelächter zum Schweigen zu bringen. Denn er war ein Störenfried, der nicht zu besänftigen war; und überdies noch ein Aergerniß den älteren Leuten. Sein Deputy-Kommissionär, der schon an der Grenze arbeitete, als Aurelian noch auf dem Fußboden sich herumwälzte, sagte ihm, um als vernünftiger Junge zu gelten, wäre er doch ein zu großer Idiot. Natürlich würde er, wenn er einmal seine Arbeit ernst in Angriff nähme, in wenigen Jahren zum Sekretariat gelangen. Er war just von der Art, die man hier braucht: alles Kopf, keine Praxis, aber hundert Theorien. Nicht eine Seele kümmerte sich um Mc. Goggins Seele. Er hätte zwei, oder keine, oder irgend wieviel haben mögen. Seine Sache war, den Befehlen zu gehorchen und seinen Zug in Ordnung zu halten, aber nicht den Klub mit seinem — isnms zu verwüsten.

Er arbeitete vorzüglich; aber er konnte keinen Auftrag hinnehmen, ohne zu versuchen, Etwas daran zu verbessern. Das war der Fehler seines Glaubens. Dieser machte den Menschen zu verantwortlich und überließ zu viel seiner Ehre. Man kann zuweilen ein altes Pferd mit einem Strickhalfter zum Ritt ausrüsten, aber nie ein Hengstfüllen. Mc. Goggin hatte mehr Unannehmlichkeiten mit seinen Angelegenheiten als irgend ein Mensch in seinen Jahren. Er mochte sich eingebildet haben, dreißig Seiten Urtheil in einem Fünfzig-Rupien-Fall — wo von beiden Seiten Meineide zehnfach geschworen wurden — könnten die Sache der Menschheit fördern. Allenfalls aber arbeitete er zu viel und grämte sich und ärgerte sich über die Verweise, die er erhielt, und trug außerhalb seiner Amtszeit sein lächerliches Bekenntniß vor, bis der Doktor ihn warnen mußte, daß er sich zu sehr anstrenge. Niemand kann im Juni achtzehn Annas von einer Rupie abarbeiten, ohne dabei zu leiden. Allein Mc. Goggin war intellek-

tuell „störrig“ und stolz auf sich und seine Kraft. Er wollte keinen Rath annehmen. Er arbeitete täglich ununterbrochen neun Stunden. „Gut denn,“ sagte der Arzt, „Sie werden zusammenbrechen, weil Sie überspannt sind.“ Mc. Goggin war ein wenig angegriffen.

Eines Tages kam die Katastrophe, so dramatisch, wie sie nur erdacht werden konnte.

Es war vor der Regenzeit. Wir saßen in der Veranda; die Luft war glühend heiß und drückend; wir keuchten, und wir flehten, daß die dunkelblauen Wolken niedergehen möchten und eine Abkühlung bringen. Von Ferne, weiter Ferne her, ließ sich ein leises Geräusch, der Vorbote des Regens vernehmen. Einer der Anwesenden vernahm es, erhob sich lauschend von seinem Sitze und rief aus, was natürlich genug war: „Gott sei Dank!“

Darauf wandte sich „der Blastoderm“ um und sprach: „Was denn? Ich versichere Sie, es ist nur das Resultat einer ganz natürlichen Ursache. Atmosphärische Erscheinung einfachster Art. Warum wollen Sie daher einem Wesen danken, das nicht existirt, das nur eine Fiktion ist.“

„Blastoderm!“ grunzte sein Nachbar, der im nächsten Lehnstuhl ruhte, „geh, reich mir den ‚Pioneer‘ herüber. Wir alle kennen schon Deine Fiktionen.“

Der Blastoderm langte nach dem Tisch, nahm von hier eine Zeitung auf, wobei er hüpfte, als ob ihn Jemand gestoßen hätte. Dann übergab er die Zeitung.

„Wie ich gesagt habe,“ fuhr er dann langsam und mühevoll fort, „nur von ganz natürlichen Ursachen abhängig — vollkommen natürlichen. Ich glaube —“

„Heda, Blastoderm, gieb mir den ‚Calcutta Mercantile Advertiser‘.“

Der Staub ging in einen leichten Wirbelwind über, und die Wipfel der Bäume rauschten. Allein Keiner beachtete den nahenden Regen. Wir alle starrten den Blastoderm an, der sich von seinem Sitz erhoben hatte und Bemühungen machte, zu sprechen. Er sagte noch langsamer als früher:

„Vollkommen erklärlich — Diktionär — rothe Eiche — verantwortlich — Ursache — zurückbehalten — allein.“

„Blastoderm ist betrunken,“ rief einer aus. Aber er war nicht betrunken. Er blickte uns erstaunt an und fuchtelte mit seinen Händen im Zwielicht herum, das die über unserem Haupte zusammengezogenen Wolken gebildet hatten. Dann kreischte er:

„Was ist das? — Kann nicht — zurück — erreichbar — Markt — dunkel.“

Es schien, als fröstele ihn bei diesen Worten; und als der Blitz zwei Strahlen züngeln ließ, die den ganzen Himmel in drei Theile spalteten, und der Regen in Strömen niederging — da war der Blastoderm stumm geworden. Scharrend und stampfend, wie ein ungeduldiges Roß, stand er da, und sein Blick drückte Entsetzen aus.

Drei Minuten später kam der Arzt herbei und hörte, was vorgefallen war. „Es ist Aphasia,“ sprach er. „Bringt ihn nach seiner Stube. Ich wußte, daß es dahin kommen werde.“

Digitized by Google

Wir trugen den Blastoderm durch den strömenden Regen nach seiner Wohnung, und der Arzt gab ihm Bromkali, damit er einschlafen könnte.

Dann kehrte der Arzt mit uns zurück und erklärte uns, daß Aphasia zu den Kopfkrankheiten gehöre, und daß ihm ein so starker Anfall nur einmal im Leben vorgekommen sei; in diesem Falle handelte es sich um einen Sepoi. Ich selbst hatte schon Gelegenheit gehabt, gelinde Anfälle von Aphasia bei Ueberanstrengung zu beobachten. Allein diese plötzliche Sprachlosigkeit war unbegreiflich, obgleich, sie wie Blastoderm selbst gesagt haben könnte, auf „vollkommen natürliche Ursachen" zurückzuführen war.

Er wird nach seiner Erholung einen Urlaub nehmen müssen," sagte der Arzt. „Er darf während der nächsten drei Monate nicht arbeiten. Nein, eine eigentliche Krankheit ist es nicht. Es ist nur die totale Unmöglichkeit, Rede und Gedächtniß zu beherrschen. Ich glaube, der Vorfall wird auf den Blastoderm beruhigend wirken."

Zwei Tage später fand er wieder den Gebrauch seiner Zunge. Seine erste Frage war: „Was ist vorgefallen?" Der Arzt gab ihn die Aufklärung. „Aber ich begreife es nicht," rief der Blastoderm aus. „Ich bin ganz gesund, aber ich beherrsche meinen Geist nicht, wie mir scheint, nicht mein Gedächtniß! Gelt?"

„Gehen Sie für drei Monate nach den Hügeln, und denken Sie an gar Nichts," sagte ihm der Arzt.

„Aber ich verstehe es nicht," wiederholte der Blastoderm. „Mein eigener Verstand, mein eigenes Gedächtniß!"

„Ich kann Ihnen da nicht helfen," antwortete der Arzt. „Es giebt noch so Manches, was Sie nicht verstehen. Und wenn Sie so lange wie ich thätig gewesen sein werden, so dürften Sie auch genau wissen, wie wenig ein Mensch sein Eigen nennen kann.

Dieser Schlag beugte den Blastoderm. Er konnte es nicht verstehen. Er ging nach den Hügeln, in Furcht und Bangen, erstaunt, ob es ihm gelingen möge, einen Satz, den er begonnen hatte, zu Ende zu sprechen. Dadurch überkam ihn ein Gefühl der Unsicherheit. Die richtige Erklärung, daß er sich überarbeitet hatte, konnte ihn nicht befriedigen. Etwas hatte seine Lippen abgewischt, wie die Mutter die Milchtröpfchen von den Lippen ihres Kindes fortwischt. Er war ängstlich geworden, sehr ängstlich.

So hatte denn der Klub Ruhe, nachdem er zurückgekehrt war. Und wenn Du mit Aurelian Mc. Goggin zusammentriffst, während er menschliche Angelegenheiten erörtert — mit göttlichen scheint er sich nicht mehr so viel wie einst abzugeben — dann brauchst Du nur Deinen Zeigefinger auf die Lippen zu legen und abzuwarten, was da kommt.

Gieb nicht mir die Schuld, wenn er er Dir dann ein Glas an den Kopf wirft.

Rudyard Kipling.

Krieg dem Kriege!

Berlin, den 14. Oktober 1894.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die Nummer 1 Ihres geschätzten Blattes enthält einen Artikel „Friedensgesellschaften", auf welchen Sie mir einige Worte der Erwiderung freundlichst gestatten wollen.

Die Ausführungen des Herrn Dr. H. erscheinen mir an sich nicht bedeutungsvoll genug, um sie zum Gegenstande weiterer Erörterungen zu machen. Sie zeichnen sich durch eine von keinerlei Sachkenntniß getrübte Unbefangenheit aus. Der Herr Verfasser verlangt z. B. einen jährlichen Friedenstag, er weiß aber nicht, daß in England und Amerika bereits ein Peace-Sunday existirt, und daß der Antwerpener Kongreß die Ausdehnung dieser Einrichtung auf den europäischen Kontinent vorgeschlagen hat. Seine Ausführungen sind auch in sich selbst so widerspruchsvoll, daß man den einen Satz des Artikels stets durch den anderen widerlegen kann.

Wenn ich trotzdem den Aufsatz einer Erwiderung für werth halte, so veranlaßt mich hierzu lediglich der Umstand, daß sich der Herr Verfasser als ein entschiedener Anhänger der Friedensbewegung ausweist, welchem nur das Fortschrittstempo zu langsam erscheint. Es gilt also einen Anhänger aufzuklären, und die Belehrungen, die ihm zu Theil werden, werden hoffentlich auch weitere Anhänger uns zuführen.

Was der Verfasser anstrebt, daß die Friedensgesellschaften „eine Macht im Staate werden müßten", das ist in anderen Ländern zum Theil schon erreicht. Die amerikanische Peace-Society, welche ihren Sitz in Boston hat, besitzt ein Vermögen von 100 000 Dollars, einen jährlichen Etat von 20 000 Dollars. — Die International Arbitration and Peace-Association zu London zählt zu ihren Vizepräsidenten den Marquis of Bristol, die Bischöfe von London und von Durham, den Lord Hobhouse und die Unterhausmitglieder Shaw-Lefevre, Sir John Lubbock und Philip Stanhope. Die Beschlüsse dieser einflußreichen Gesellschaft werden von der englischen Regierung wohl beachtet, ihre Deputationen von den Ministern empfangen, zumal die Bestrebungen der Gesellschaft in einer starken Gruppe des Unterhauses ihre feste Stütze haben. — In Frankreich stehen Männer wie Jules Simon, der Senator Trarieux, Frédéric Passy an der Spitze der Friedensbewegung. Der Gedanke der internationalen Gerichtsbarkeit hat, trotz aller in Deutschland verbreiteten Vorurtheile über die angebliche Kriegswüthigkeit der Franzosen, in Frankreich bereits eine viel weitere Verbreitung gefunden und tiefere Wurzeln gefaßt, als in Deutschland. Die französische Akademie hat im Jahre 1892 einen Preis ausgeschrieben für

das beste Werk über internationale Gerichtsbarkeit und zu dem Buche von Michel Révon, welches den Preis erhielt, hat M. Arthur Desjardins, Membre de l'institut, General-Staatsanwalt am höchsten Gerichtshofe, eine Vorrede geschrieben, welche als Vortrag auf einem Friedenskongresse Begeisterung erwecken würde. Herr Tessendorf hat Aehnliches bei uns noch nicht geleistet. — Die Association des jeunes amis de la paix giebt einen jährlichen Friedensalmanach heraus, an dem sich unsere Schulmeister bei ihren Sedanreden ein Beispiel nehmen könnten. Der soeben erschienene Almanach für 1895 ist von dem Vize-Präsidenten des Senats M. Bardoux durch einen Aufsatz eingeleitet, in welchem an den jüngst ergangenen Schiedsspruch in der Frage des Robbenfanges im Behringsmeer die bestimmte Hoffnung geknüpft wird, daß die Nationen in einer nicht zu fernen Zukunft, unbeschadet ihrer nationalen Selbstständigkeit, ihre Streitigkeiten freiwillig internationalen Gerichten unterwerfen würden. Ein Vize-Präsident des preußischen Herrenhauses hat Aehnliches bisher noch nicht geschrieben.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den Umfang und die Bedeutung darzulegen, welche die Friedensbewegung in sämmtlichen Kulturländern heute bereits gewonnen hat. Ich will nur auf das internationale Friedensbureau in Bern hinweisen, den Zentralsammelpunkt der Friedensvereine der ganzen Welt, welcher durch staatliche Subvention von Seiten der Schweiz und Dänemarks bereits eine Art offizieller Anerkennung gefunden hat. Deutschland ist am spätesten auf dem Platze erschienen. Seit kaum einem Jahre ist die Deutsche Friedensgesellschaft in die Oeffentlichkeit getreten, aber ihre Erfolge, mit geringen Mitteln und noch geringeren Arbeitskräften errungen, beweisen die auch im deutschen Volke vorhandene Ueberzeugungstreue, daß der gegenwärtige Rüstungszustand Europas, die durch Mißtrauen genährte bewaffnete Anarchie, die Kriegsgefahr erhöht, anstatt sie zu vermindern, daß hier die Grundursache aller finanziellen Schwierigkeiten, aller sozialen Zerrüttung liegt, und daß nur durch internationale Vereinbarungen dem wachsenden Uebel ein Ende gemacht werden könne.

Die Deutsche Friedensgesellschaft hat es in dem einen Jahre ihres Bestehens auf annähernd 3000 Mitglieder gebracht, welche über ganz Deutschland zerstreut sind und sich mehr noch durch ihre Qualität als durch ihre Quantität auszeichnen; sie hat in 15 deutschen Städten Ortsgruppen gegründet, sie hat Verbindungen mit den Friedensfreunden in allen Ländern angeknüpft und war auf dem Antwerpener Kongreß durch fünf Delegirte vertreten.

Den Kernpunkt der Friedensbewegnung präzisirt der Verfasser Ihres Artikels ganz richtig: die Regierungen und die Völker wollen gleichmäßig den Frieden, aber die Regierungen suchen ihn zu erhalten durch fortwährend steigende Rüstungen, die den Völkern das Mark aus den Knochen saugen. Sie handeln nach dem Satze: „Si vis pacem, para bellum", während die Völker der einfacheren Logik huldigen: wer ein bestimmtes Ziel erstrebt, darf sich nicht auf das entgegengesetzte Ziel vorbereiten, wer einen Berg

erklimmen will, darf nicht zu Thale gehen, wer den Frieden will, muß einen Rechtszuſtand zwiſchen den Völkern zu ſchaffen ſuchen, welcher den Friedensbruch unmöglich oder wenigſtens unwahrſcheinlich macht, der muß nach dem Satze handeln: „Si vis pacem, para pacem". Was in mehr als ſiebzig Fällen im Laufe dieſes Jahrhunderts möglich geweſen iſt — die Löſung internationaler Streitigkeiten durch Schiedsſpruch — das muß auch in ein für die Zukunft bindendes Syſtem gebracht werden können. Hat ſich doch das geſammte heute geltende und von allen Nationen anerkannte Völkerrecht nicht anders gebildet als zunächſt durch die praktiſche Innehaltung gewiſſer Grundſätze, welche den verfeinerten Anſchauungen einer fortſchreitenden Kultur entſprachen, und welche erſt ſpäter, nachdem ſie gewohnheitsrechtlich galten, von Rechtslehrern und Staatsmännern kodifizirt worden ſind.

Die Idee der internationalen Schiedsgerichte iſt aus dem Stadium der völkerrechtlichen Einzelpraxis bereits in das der geſchriebenen Staatsverträge übergegangen. Am 18. April 1890 haben zu Waſhington 17 amerikaniſche Staaten, welche hundert Millionen Menſchen umfaſſen, den ſogenannten panamerikaniſchen Vertrag geſchloſſen, welcher alle zukünftigen zwiſchen ihnen entſtehenden Streitigkeiten beſtimmten, im Voraus organiſirten Schiedsgerichten unterwirft. In der Einleitung zu dieſem Vertrage heißt es wörtlich: „Les républiques unies par la présente convention adoptent l'arbitrage comme un principe du droit international pour la solution de toutes les différences, qui pourraient naître entre deux ou plusieurs d'entre elles." — Ein ähnlicher Vertrag beſteht bereits ſeit über zehn Jahren zwiſchen den Vereinigten Staaten von Nord Amerika und dem Schweizer Bunde. Zwiſchen England und Nord-Amerika ſind ernſte Verhandlungen im Gange, welche den Abſchluß eines permanenten Schiedsgerichtsvertrages zum Gegenſtande haben. Dieſe Verhandlungen haben alle Ausſicht auf Erfolg, da das engliſche Unterhaus einen Antrag der Herren Cremer und Sir John Lubbock, welcher den Abſchluß eines ſolchen Vertrages empfiehlt, angenommen und Gladſtone ſelber als Premierminiſter den Antrag mit folgenden Worten empfohlen hat:

> „Es giebt noch ein anderes Mittel vorzugehen, welches wir in unſerer begrenzten Sphäre auf dieſer Regierungsbank zur Geltung zu bringen verſucht haben, und auf welches ich einen ganz beſonderen Werth lege, das iſt, die Gründung eines Tribunals zu provociren, das ſich ein Centraltribunal Europas nennen würde, einen Rath der Großmächte, in deſſen Mitte man den rivaliſirenden Eigenintereſſen vorbeugen könnte, oder doch erreichen, daß dieſelben ſich gegenſeitig neutraliſiren, und daraus, daß eine unparteiiſche Autorität hervorginge, um die Streitigkeiten zu ſchlichten."

Es iſt ſelbſtverſtändlich und auch in den beſtehenden Schiedsgerichtsverträgen überall hervorgehoben, daß weder der gegenwärtige Beſitzſtand, noch die nationale Unabhängigkeit der vertragſchließenden Staaten der ſchiedsrichterlichen Entſcheidung unterworfen werden darf. Die Kompetenz der Schiedsgerichte bleibt deshalb immer noch weit genug, ihre Begrenzung iſt im Grunde keine engere als die der innerſtaatlichen

Gerichtsbarkeit, denn auch hier giebt es Fragen der persönlichen Ehre und Unabhängigkeit, welche der richterlichen Entscheidung nicht zugängig sind.

Die internationale Gerichtsbarkeit ist das definitive Ziel der Friedensbewegung, welches nicht von heute auf morgen, aber doch in kürzerer Zeit erreicht werden wird, als die Skeptiker vermeinen. Die Völker *wollen* den Frieden, sie wollen ihn erhalten sehen durch *andere* Mittel als durch den wahnsinnigen Wetteifer in der Aufstellung immer neuer Heere, in der Erfindung immer neuer Mordmaschinen, in der Vergeudung immer neuer Milliarden für Panzerfahrzeuge, Festungen, Waffen und Geschosse, welche in kürzester Frist unmodern werden und dann durch neue Panzerfahrzeuge, neue Waffen, neue Geschosse ersetzt werden müssen. Ein Ende dieses Wettkampfes ist nicht abzusehen, es sei denn durch völkerrechtliche Vereinbarungen über die Einschränkungen der Rüstungen, durch Einsetzung internationaler Schiedsgerichte als Schützer des Friedens.

Die Völker wollen keinen Krieg, sie wollen aber auch *keinen bewaffneten Frieden* in der jetzigen Gestalt, der bald schlimmer zu werden droht als der Krieg selbst und schließlich den Ausbruch herbeiführen muß, den er verhüten will. Diese in allen Ländern in gleichem Maße vorhandene Volksstimmung kräftig zum Ausdruck zu bringen, ist die Aufgabe der internationalen Friedensbewegung. Ein Jeder ist als Helfer willkommen. Der Verfasser des Artikels „Friedensgesellschaften", welcher innerlich zu uns gehört, möge — wie alle seine Gesinnungsgenossen — auch äußerlich sich uns anschließen. Es ist jedenfalls richtiger, an einem Werke, das man für gut hält, mitzuarbeiten, als sich als müßiger Zuschauer vor den Bau hinzustellen und den Handwerkern zuzurufen: „Ihr seid nicht fleißig genug!"

Wer so handelt, meint es nicht ernst mit der Sache.

Und darum gebe ich dem so ideenreichen, aber thatenarmen Herrn das Wort zurück, welches er so freundlich war, uns zuzurufen: „Komödie, nichts als Komödie!"

Hochachtungsvoll

Ihr ergebener

Dr. Richard Grelling.

Anmerkung der Redaktion. Es sind uns als Erwiderung auf den in Heft 1 der „Kritik" enthaltenen Artikel des Dr. G. noch mehrere Einsendungen zugegangen, von deren Veröffentlichung wir indeß nach dieser gründlichen Darlegung des in dieser Angelegenheit durchaus kompetenten Herrn Dr. Richard Grelling glauben absehen zu dürfen.

Der rothe Theodor.

Ein moderner Typus.

Man thut unſerer Zeit entſchieden Unrecht, wenn man ihr vorwirft, daß ſie keine ſelbſtloſen Menſchen, keine Idealiſten mehr hervorbringe. Die Spezies der ſonderbaren Schwärmer iſt noch nicht auf den Ausſterbeetat geſetzt. Wenn man mit der Laterne in der Hand eine Razzia auf Idealiſten veranſtaltet, ſo kann man noch immer eine erkleckliche Beute machen.

Einer der wunderlichſten Heiligen unſerer Tage iſt der rote Theodor. Eigentlich iſt der rothe Theodor noch ein grüner Junge, aber gerade der Farbenwechſel iſt ſeine Spezialität, ſein Ideal. Schon ſeinem Ausſehen nach iſt Theodor ein abſonderliches Menſchenkind. Aus einer Entfernung von mehr als zehn Schritten geſehen, ſieht er wie ein wandelnder Rieſen kalabreſer aus; in der Diſtanz von acht Schritten erkennt man, daß ſich als natürliche Verlängerung an den Hut eine Kravatte von braunrother Farbe anſchließt, bis ſich bei einer Entfernung von nur noch fünf Schritten neben Kravatte und Kalabreſer auch ein eigenthümliches Etwas unterſcheiden läßt, dem man eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Menſchenausſehen nicht ganz und gar abſprechen kann. Dieſes Etwas verdient näher beleuchtet zu werden, denn es iſt der rothe Theodor.

Der rothe Theodor iſt, wie nie genug wiederholt werden kann, ein Idealiſt vom reinſten Waſſer. Lange Zeit ſehnte ſich Theodor's empfindſames Herz nach einem Ideal, mit dem er viel ſpäter erſt nähere Bekanntſchaft machen ſollte. Das Ideal Theodor's war nämlich ein ganz beſonderes, ein praktiſches. Nicht, daß er, wie es gar viele Künſtler nur zu oft thun, danach trachtete, durch das Ideal ſchnöden Mammon zu erlangen; nein, das hatte er, Gott ſei Dank, denn doch nicht nöthig. Theodor's Ziele waren höher geſteckt. Imponiren wollte er, Neid und Bewunderung erwecken, von ſich ſprechen machen um jeden Preis. Auf ſeiner Viſitenkarte, wie auf ſeiner Stirne, ſollte man ihn leſen können, in magiſchen, unſichtbaren und dennoch deutlich erkennbaren Lettern, den Kainsſtempel und das Adelspatent Theodor's als eines wirklichen geheimen Zeit und Geſellſchaftsidealiſten. Das war ſein Ideal.

Dies zu erreichen war aber durchaus keine leichte Sache. Theodor bot ſeinen Zeitgenoſſen abſolut keinen plauſiblen Grund, ihn mit ihrem Neide zu verfolgen, wie ſehr er ſich auch nach einer ſolchen Verfolgung ſehnte. Seine Geiſtes- wie ſeine Körpergröße war durchaus nicht von dem Umfange, daß ſie das goldene Mittelmaaß überſchritten hätte; um ſo bewundernswerther aber waren die zahlreichen Bemühungen, die Theodor unternahm, um ſeinen Anſprüchen auf Idealität zu genügen. Zuerſt verſuchte er einen Rekord in ſeinen Rythmen, einem heute ſehr beliebten

Idealartikel; da ihm das nicht gelang, komponirte er einige Lieder, aber auch von diesen idealen Sportleistungen wurde keine einzige von den Buchmachern der Zeit- und Tagesgeschichte gebührend anerkannt.

Nachdem so unser Kavalier lange in dem Irrgarten der freien Künste umhergetaumelt war, ohne an's Ziel zu gelangen, kam ihm endlich doch eine Idee. Vom Heros zum Herostratos ist nur ein Schritt. Was er nicht durch Liebe erreichen konnte, wollte er durch Furcht erzwingen. Und so flößte er eines Tages seinen sämmtlichen Angehörigen einen nicht geringen Schreck ein, als er ihnen bei der Frühstückschokolade geziemend kund und zu wissen that, daß er über Nacht — Sozialist geworden sei.

Im Sozialismus hatte der rothe Theodor endlich die so lange gesuchte heimliche Flamme seiner Seele gefunden. Zwar waren ihm politische Theorien und Tendenzen, wenn nicht fremd, so zum mindesten gleichgültig; zwar hatte er für seine Privatbedürfnisse weder eine Maximalarbeitszeit, noch ein Existenzminimum nothwendig, da er den ganzen Tag nichts zu thun hatte und sich mit dem Wochengelde von 10 Gulden, das er neben der Verpflegung von seinen Eltern erhielt, schon ganz bescheiden ernähren konnte; zwar hatte ihn nie der Menschheit ganzer Jammer angefaßt, und dennoch ging er unter die Rothen.

Das Wort Partei ist kein Hauptwort, sondern ein Multiplikationszeichen. So fühlte sich auch der kleine Theodor mit einem Male um das Zehntausendfache seines bisherigen Werthes vergrößert. An und für sich eine Null, war er jetzt, da er im Gleichschritt der Arbeiterbataillone mit aufmarschirte, selbst ein Theil des Kreuzmillionendonnerwetterideals geworden. Ha, wie sein Auge glänzte und seine Seele glühte, wenn sich ihm die Gelegenheit bot, sich irgendwo als Sozialist vorzustellen!

Das Erste, was Theodor that, um sein Ideal der geziemend erstaunenden und erschreckenden Mitwelt zu verkünden, war, daß er sich die sozialistische Paradeuniform zulegte: einen schwarzen Riesenkalabreser, eine blutrothe Kravatte, eine Lassallebrustnadel, eine Louise-Michel Berloque und ähnliche äußere Kennzeichen der Vollundganzheit. Daß diese Paradestücke weit über das Maaß des Menschlichen, Allzumenschlichen und sogar sozialdemokratisch Modernen hinausgingen, geschah nur um der Tiefe, Breite, Höhe, Dichte, Stärke, Gluth und Dauer von Theodor's momentaner politischer Ueberzeugung symbolischen Ausdruck zu geben.

Diese Gala- und Beweisstücke seines Idealismus trug Theodor allenthalben stolz zur Schau. Selbst in den „feinsten" Vergnügungslokalen, wo bei guten Weinen, schönen Cigarren und freundlicher Bedienung von zarter Hand gemeinhin Verschwörungen nicht angezettelt zu werden pflegen, suchte er den Leuten mit seiner sozialdemokratischen Garderobe, Mimik, Pathos und Ueberzeugung zu imponiren. Er fühlte sich dabei ganz und gar als Sendbote und Pionier des Sozialismus. Am liebsten wetterte er in der Höhle der Löwen, in den Salons reicher Bankiers, mit denen er verwandt war, in den Nischen der Nachtcafés und beim Korso oder im Foyer der Operettentheater über die Frevel der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Furcht und Schrecken erfaßte jeden, der den eleganten Bankiers-

Digitized by Google

sprößling und ewigen Doktorredner gegen die Catilinas der oberen Zehntausend losdonnern hörte.

Auch in Versammlungen pflegte Theodor fulminante Reden zu halten, Reden, deren Wortlaut er hundert Mal von Andern vorher gehört hatte, und die aus Andrer Munde, wenn eben diese Anderen wirkliche Arbeiter waren, nicht nur viel überzeugungsvoller, sondern auch durchdachter und vollendeter hervorkamen.

Leider fand Theodor bei den Arbeitern selbst wenig Anklang. Anfänglich hatten manche „Genossen", trotz allen Klassenbewußtseins, in dem den besseren Ständen angehörigen jungen Mann ein brauchbares Paradestück der Partei sehen wollen; mit der Zeit aber verschwand dieser Nimbus; Andere, ebenfalls aus den gebildeten Ständen hervorgegangene junge Leute, die in der Sozialdemokratie vor allen Dingen ihre eigene Zukunft zu finden glaubten, erblickten in ihm anfangs einen Konkurrenten, der gleich ihnen nach Macht und Ansehen strebte. Damit thaten sie den armen Theodor allerdings Unrecht: Der brave Junge war nicht, wie so viele Andere, ein sozialistischer Streber, sondern lediglich ein Gigerl dieser politischen Nuance. Das erkannten die eigentlichen Arbeiter auch gar bald und nahmen ihn dann nicht mehr ernst. Da er aber sonst kein übler Bursche war und unter Umständen jeder Kalabreser die Zahl der übrigen vermehrt, so wies man auch dem idealrothen Theodörchen eine Charge in der sozialdemokratischen Armee zu und zwar die eines Tambourmajors.

Die Gegner der Sozialdemokratie hatten sich des Oefteren schon über den rothen Theodor weidlich lustig gemacht. Sie können es ihm eben nicht verzeihen, daß er als Bourgeoissöhnchen, wenn auch nur äußerlich und zu seinem sportlichen Vergnügen in sozialdemokratischen Turnerkünsten sich gefällt und monatlich fünf Gulden von seinem am Champagner abgedarbten Taschengelde zur Parteikasse steuert. Und dennoch hätten die Vertheidiger der bestehenen Gesellschaftsordnung allen Grund, sich zu wünschen, daß ihnen niemals gefährlichere Gegner erwachsen, als der rothe Theodor — das sozialdemokratische Gigerl.

Wien. Dr. Robert Plöhn.

Wandelbilder.

Das Tuberkulin hat einen Nachfolger gefunden in dem Diphtherie-Heilserum. Alle Zeitungen sind voll von seinen wunderthätigen Wirkungen, und ein besonders phantasiebegabter Jünger der Wissenschaft hat sogar behauptet, daß die Milch von Kühen, die mit Serum geimpft wären, Immunität gegen die Diphtheritis verleihe. Das große Problem, wie der entsetzliche Würgengel der Kinderstube, der schon so mancher Mutter ihren Liebling raubte, unschädlich gemacht werden kann, wäre also als gelöst zu betrachten — falls sich nicht nachträglich noch herausstellt, daß die Wirkung des vielgepriesenen Heilmittels doch weit hinter dem — Voranschlage zurückbleibt.

Die Aktionäre der Höchster Farbwerke sind allerdings von der Vortrefflichkeit des Mittels vollkommen überzeugt. Ihnen hat es bereits nachhaltig geholfen, insofern wenigstens, als ihre Aktien ganz erklecklich im Kurse gestiegen sind und noch fortwährend steigen. Auf die Konstitution der Börse hat das Mittel überaus günstig eingewirkt.

Auch fehlt es nicht an intelligenten Geschäftsleuten, die aus dem Mittel Vortheil zu ziehen sich anschicken. Das Heilserum scheint nicht nur gegen Diphtherie, sondern auch gegen die Abonnenten-Schwindsucht gut zu sein. Wenigstens hat das „Berliner Intelligenzblatt" einen Versuch nach dieser Richtung hin angestellt — mit welchem Erfolge, bleibt abzuwarten. Das „Intelligenzblatt", in dem man manchmal ganz leckere Sachen findet — z. B. wenn es einem als Umschlagpapier mit einer Einlage von Trüffelwurst verabreicht wird — hat sich entschlossen, seinen Abonnenten das Heilserum gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung unentgeltlich verabfolgen zu lassen. Dabei liegt nun freilich die Gefahr nahe, daß späterhin diejenigen Abonnenten, in deren Familie keine Erkrankung an Diphtheritis vorgekommen ist, sich indirekt benachtheiligt fühlen, und daß sie beim nächsten Quartalswechsel dem Blatte definitiv den Rücken kehren werden.

Man kann es eben niemals Allen recht machen. Auch dem Dr. Leipziger vom „Kleinen Journal" ist dies nicht gelungen, obwohl er kein ungeschickter Mann ist. Die Ballhaus-Anna hat ihm und seinem Blatte bis jetzt — abgesehen von der Bewunderung des kunstverständigen Herrn Harden — mehr Tadel als Lob eingetragen, und die Ohrfeigengeschichte, die indirekt an die Publikation dieses Sensationsromanes anknüpfte, scheint dem Blatte auch nicht gerade zur Empfehlung gereicht zu haben. Wenigstens thut Herr Leipziger Alles, was in seinen Kräften steht, um diese wenig ehrenvolle Affaire aus der Welt zu schaffen. Er hat zuletzt sogar eidesstattliche Versicherungen zweier seiner Expeditionsbeamten ins Treffen geführt, denen zufolge er nicht nur vom Redakteur Brockhoff keine Prügel bekommen haben soll, sondern im Gegentheil diesem höchsteigen-

Digitized by Google

händig eine gelinde körperliche Züchtigung hätte angedeihen lassen. Seit diese eidesstattlich abgegebene Erklärung vorliegt, herrscht unter den Leuten vom Bau nur eine Meinung, nämlich die, daß Herrn Dr. Leipziger, dem „Millionenerben", thatsächlich von seinem Leitartikler großmüthiger Weise ein paar gesalzene Backpfeifen zinsen- und spesenfrei überlassen worden sind . . . .

Schade, daß „Brockhoff als Erzieher" nicht längst schon Schule gemacht hat. Hätten die Herren Pariser und Genossen ihn sich zum Vorbild genommen, hätten sie ebenfalls ihre schätzenswerthen Dienste der bedürftigen Menschheit zinsfrei angeboten, so wäre jetzt nicht ein Strafverfahren wegen Wuchers gegen sie eingeleitet worden.

Am Tage der Hauptverhandlung wird leider der interessanteste der Angeklagten fehlen, nämlich Herr Pariser selbst, der Chef der Gesellschaft, der ein Humorist war vom reinsten Wasser — oder muß es in diesem Zusammenhange heißen: vom unreinsten Wasser? — insofern wenigstens, als er in der Scharrnstraße in denselben Räumen, in denen er seinen Klienten die Haut über die Ohren zog, zum Schein ein Geschäft in Fellen und Häuten betrieb.

Dieser Mann, der sich zu rühmen pflegte, daß man ihn niemals werde fassen können, weil seine Verbindungen in gar hohe Kreise hineinreichten, so daß ihm bei drohender Gefahr sicher eine Warnung zugehen werde, soll thatsächlich, als die Polizei schon auf ihn fahndete, noch in aller Seelenruhe seine Koffer gepackt haben und alsdann gemüthlich nach dem sonnigen Süden gereist sein, wo die Verpflegung ja auch Manches zu wünschen übrig läßt, aber noch immer viel besser ist, als im Untersuchungsgefängniß zu Moabit oder gar in der geräumigen „Villa Plötzensee".

Genau genommen, ist es ein großes Glück für uns Alle, daß es Herrn Pariser gelungen ist, den Umstrickungen des Gesetzes sich zu entziehen. Wenn er gefaßt und verurtheilt worden wäre, dann hätte er als intelligenter Mann von großer geistiger Regsamkeit die unfreiwillige Muße in Plötzensee vielleicht dazu benutzt, über die Lösung der sozialen Frage nachzudenken, und es ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß dieser geschäftstüchtige Mann, der für seine eigene Person auf dem Wege des Zinses und Zinseszinses diese Frage bereits in völlig zufriedenstellender Weise gelöst hat, auch für seine Mitmenschen eine Lösung ausfindig gemacht haben würde, die sich neben der des Grafen Paul v. Hoensbroech getrost hätte sehen lassen können. Und eine auf neue Sensationen erpichte Zeitschrift, die ihm gestattet hätte, seine Idee einem gebildeten Lesepublikum als Allheilserum gegen alle sozialen Gebreste anzupreisen, hätte er gewiß ebenso gut gefunden, wie der Exjesuit Graf v. Hoensbroech.

Mephisto.

Hieb und Stich.

Also auch staatsgefährliche Ballets giebt es bereits! In Triest ist die Aufführung des italienischen Ballets „Pietro Micca", das dieser Tage im Politeama-Theater in Szene gehen sollte, polizeilicherseits untersagt worden. Das Verbot wurde mit Rücksichten auf die öffentliche Ordnung begründet. Also um getanzte oder zu tanzende Rebellion handelte es sich. Daß schön geformten Beinen niedlicher Tänzerinnen eine überzeugende und werbende Kraft innewohnt, ist durch zahlreiche Beispiele erhärtet. Neu ist nur, daß die Umsturzpartei außer Kochtöpfen und Sardinenbüchsen sich zur Verwirklichung ihrer Pläne auch der trikotbekleideten weiblichen Körpertheile zu bedienen anfängt. Man schuldet daher der Triester Polizei aufrichtigen Dank dafür, daß sie das abscheuliche Attentat auf die öffentliche Ordnung rechtzeitig verhinderte. — Pietro Micca, der Held des verbotenen Ballets, war ein Soldat, der nach der Tradition im Jahre 1806 die Zitadelle in Turin mit der französischen Besatzung in die Luft sprengte. Dafür wurde ihm auf einem öffentlichen Platze der Stadt Turin ein Denkmal errichtet. Seine anarchistischen Nachfolger werden heute auf öffentlichen Plätzen hingerichtet.

* * *

Die Tagesblätter ergehen sich in den Ausdrücken tiefster sittlicher Entrüstung über einen Fall, den die „Nordd. Allgem. Ztg." berichtet. Ein Berliner Bazarinhaber Namens Karstädt soll nämlich ein ziemlich lukratives Geschäft machen, indem er von den Kaufleuten in Provinzialstädten sich Abstandssummen dafür zahlen läßt, daß er sich verpflichtet, innerhalb einer Reihe von Jahren in diesen Städten keinen Bazar zu eröffnen. Die Kaufmannschaft in Plön in Holstein soll der Biedermann um 6000 Mark gebrandschatzt haben. Natürlich hat von allen den Zeitungen, die den Fall zum Gegenstand tiefgründiger volkswirthschaftlicher und politischer Betrachtung machen, keine einzige eine blasse Ahnung davon, daß ein solches Vorgehen der Staatsanwaltschaft Anlaß zum Einschreiten wegen Erpressung oder doch zum Mindesten wegen Nöthigung geben müßte. Sie verlangen zum Theil neue Gesetze, die derartige Vorkommnisse unmöglich machen, während die alten doch noch leidlich brauchbar sind.

* * *

Die Berliner Schriftsteller-Genossenschaft beabsichtigt durch eine Petition dagegen vorstellig zu werden, daß man nach der neuerdings eingerissenen Gerichtspraxis an die verantwortlichen Redakteure das Ansinnen richtet, das Gewerbe des Angeklagten im Umherziehen zu betreiben. Die heutigen Journalisten sind keine Zigeuner mehr, es sind seßhafte Leute, die ihren Bedarf an Freiheits- und Geldstrafen von den gediegenen ortsansässigen Justizfirmen zu beziehen gedenken.

* * *

Kasimir Perier, der Präsident der französischen Republik, soll neulich eine Schwiegermutter im Bois de Boulogne geküßt haben. Da hat Fürst Bismarck doch einen weit besseren Geschmack. Er pflegt, so oft er von ovationsfreudigen Deputirten heimgesucht wird, eine junge Dame zu küssen und zwar — wie Augenzeugen versichern — stets eine der hübschesten.

* * *

In den Straßen New-Yorks läuft gegenwärtig ein elektrischer Mensch umher, der etwa zwei Meter hoch ist und zu dessen Lebensgewohnheiten das laute Absingen von Liedern und Operntexten gehört. Wenn diese höchst zeitgemäße Erfindung weiter ausgebaut wird, kommt man am Ende noch dahin, elektrische Versammlungs- und Parlamentsredner zu fabriziren, die einem längst vorhandenen Bedürfnisse entsprechen würden. Die Redner könnten dann von den unterschiedlichen Parteivorständen aufgezogen und auf Agitationsreisen geschickt oder in die gesetzgebenden Körperschaften entsandt werden, und da in jeden von ihnen dieselbe volle und unentwegte Walze eingeschoben werden würde, wäre eine Einheitlichkeit der Meinungen gewährleistet, die sonst doch nicht immer vorhanden ist. Für Parteikongresse, bei denen es ohne Meinungsdifferenzen und Stänkereien nicht abzugehen pflegt, wäre die Erfindung einfach unbezahlbar.

* * *

Zum sozialdemokratischen Parteikongreß haben die Burtscheider Genossen den Antrag eingebracht, daß in Zukunft Gelder zur Errichtung von Denkmälern für verstorbene Parteigenossen nicht mehr gesammelt werden sollen. Der Wortlaut des Antrages schließt, für den Fall seiner Annahme, die Errichtung von Denkmälern für lebende Parteigenossen nicht aus. In erster Linie wären da wohl zu berücksichtigen die Herren Paul Singer und Dr. Arons, die möglicher Weise ein Uebriges thun und die Herstellungskosten selbst tragen würden.

* * *

Eingefleischten Zeitungstigern, denen das Mittagessen nicht schmeckt, wenn sie nicht vorher im Kaffeehaus sämmtliche reichshauptstädtische Zeitungen und einen großen Theil der namhafteren Provinzblätter durchstudirt haben, ist wiederholt die Fixigkeit aufgefallen, mit der einzelne Provinzzeitungen mitunter über Berliner Vorkommnisse informirt sind. So stand z. B. ein ausführlicher Bericht über die Aufführung der „Weber" bereits am Morgen nach der Première in verschiedenen dieser Zeitungen. Wie das zu erklären ist, fragen sich die Leute. Telegraphirt war der Bericht nicht, auch nicht telephonisch übermittelt, und Hexerei giebt es doch auch nicht. — Geschwindigkeit ist eben keine Hexerei. Der gewissenhafte Berliner Korrespondent dieser Blätter — der Name möge aus Schonung verschwiegen bleiben — hatte seinen Bericht einfach schon mehrere Tage vor der

Aufführung geschrieben und in gleichlautender Fassung den verehrlichen Redaktionen zugehen lassen. In der Fixigkeit war er allen Anderen über, nur mit der Richtigkeit haperte es ein wenig.

* * *

Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß Gerhard Hauptmann gegenwärtig im Begriffe stehe, „die letzte Hand" an die zweite Niederschrift der ersten Szene des dritten Aktes seines historischen Schauspiels „Florian Geyer" zu legen. Mit gebührender Ehrfurcht haben wir diese weltbewegende Thatsache zur Kenntniß genommen. Gleichwohl fehlt es nicht an Leuten, die eine solche Vorreklame in die juristische Kategorie des groben Unfugs einreihen. Diese Nörgeler sind der Ansicht, daß es dem deutschen Volke ganz gleichgültig sein könne, ob Herr Hauptmann, dessen dichterische Bedeutung sie damit ja gar nicht in Frage ziehen wollen, die letzte Hand an die zweite Niederschrift der ersten Szene des dritten oder an die erste Niederschrift der zweiten Szene des vierten Aktes eines neues Stückes legt.

* * *

Das Reklamebureau, welches für den Verleger Leoncavallo's in Deutschland die Preßgeschäfte besorgt, ist ebenfalls fleißig bei der Arbeit. Fortwährend wird das Publikum mit Reklamenotizen behelligt, die für es ohne alles Interesse sind. Was Herr Leoncavallo noch Alles zu leisten gedenkt, ist ihm ganz gleichgültig. „Wahre Prinzen aus Griechenland zahlen baar, was sie verzehrt." Und Herr Leoncavallo ist bis jetzt schon eine ganze Menge Baarzahlung — schuldig geblieben.

* * *

Der Kaiser von China soll kürzlich inkognito, nur von einigen vertrauten Dienern begleitet, die Stadt Tientsin besucht haben, um sich persönlich von dem, was vorgeht, zu überzeugen. Der „hohe Herr" soll dabei allerhand interessante Wahrnehmungen über das Treiben des Vizekönigs Li-Chung-Chang und seiner Beamten gemacht haben. Wie verlautet, gab er dabei seinem lebhaften Bedauern darüber Ausdruck, daß er dem Vizekönig die gelbe Jacke bereits aberkannt habe — er hätte sie ihm jetzt von Herzen gerne auf dem Leibe ausgeklopft. — Wenn Monarchen reisen, können sie ebenso gut wie gewöhnliche Menschenkinder Manches lernen, besonders wenn sie inkognito reisen.

Proteus.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Digitized by Google

= Schriftsteller und Literaturfreunde =

seien aufmerksam gemacht auf die **neue, eigenartige** Zeitschrift

„Der Gesellschafter“

Monatsschrift für vornehme Unterhaltung.

Herausgegeben von

Roderich Wald und **Max Beyer.**

Abonnementspreis **Mk. 1.50 pro Quartal** bei den Buchhandlungen sowie direkt bei der **Expedition, Herrn Roderich Wald, Hamburg, Holzdamm 17.**

„Der Gesellschafter“ pflegt vorzugsweise die **Novelle**, die **Humoreske**, die **Ballade** und die **rein lyrische Dichtung. Vornehme, gediegene kritische Würdigung** aller bedeutenderen **Neuerscheinungen. Junge Talente** finden Beachtung und Unterstützung. No. 1 enthält Beiträge von **Alfred Friedmann, Hanns Weber, Schulte vom Brühl, Konrad Telmann, A. T. Mordtmann, Maurice von Stern, Carl Busse, Richard Zoozmann, Martin Greif, Julius Sturm u. v. a.**

Prospekte und **Probenummern** versendet **gratis** und **franco**

Der Verlag des „Gesellschafters“

Redaktion und Expedition: **Hamburg.** Holzdamm 17.

Dr. med. **Lütje's**

Hantel-Pessar

ist ein

Talisman

— für jeden —

Hæmor- • rhoidarier.

Die Schmerzen, das Jucken u. Brennen, sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

Aerztliche Anerkenn. u. wissensch. Abhandl. **grat.** und **franco**

Zu beziehen durch **Evens & Pistor.** Vereinigte Verbandstoff-Gummiwaaren- u. Instrumentenfabriken, Cassel (Hessen).

Nervenschwäche

und deren Folgezustände: Angstgefühl, Appetitlosigkeit, Gedächtnißschwäche, Gemüthsverstimmung, Herzklopfen, Magenschwäche, Ohrensausen, Mattigkeit, Schlaflosigkeit, Schwindel, Uebelkeit, Zittern der Glieder 2c. beseitige ich auch in den hartnäckigsten Fällen

Heyden,

Chemiker und Nervenspezialist.

Hamburg.

Viel Vergnügen

bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates**, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparate schon von 10 ℳ ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,

Hohenstein-E. 9. Sachsen.

100 seltene Briefmarken!

von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Meric., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Turkei 2c. — alle verschieden — garant. echt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preisl. gratis.

Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.

E. Hayn, Naumburg (Saale).

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweispaltene Nonpareillezeile.

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text. | 272 Hefte zu je 50 Pf. | 17 Bände zu je 8 Mk. | 17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk. | 152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Mez & Söhne,
Freiburg, Baden,

empfehlen ihre luftdurchlässigen und deshalb allein zweckmäßigen
Netz- und Zellenstoff-Unterkleider aus Seide, Wolle oder Baumwolle. **Kettenkrepp-Unterkleider aus Schappseide,** die gesund und angenehm und **Dr med. Walser's Chinagras-Wäsche in Krepp- und Zellenstoff.** Prospekte postfrei zu Diensten.

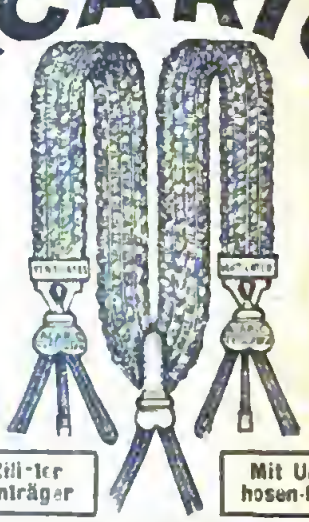
Billigste Stempelfabrik Berlins.

Kautschukstempel
für Behörden, Geschäftsleute, Private und Vereine
liefert in
guter Ausführung und bestem Material zu den solidesten Preisen
H. J. Conrad,
Berlin NW., Gotzkowskystr. 5.
5 zeilige Geschäftsstempel, selbstfärbend, von 1 Mark an.
Datumstempel von 2,50 Mk. an, Invaliditäts-Entwerthungsstempel mit Blechkasten 2,50 Mk.
Musterbogen gegen 10 Pf. Rückporto.

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei, vers. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc. incl. Packung zu Tagespreisen.
Erste Referenzen.
H. Klopp, Marne (Holstein).

Thaler!
Ernst Schuster, Berlin W. 57
Bülowstraße 66
Münzen und Medaillen
Spezialität: Thaler und Doppelthaler
kenen Katalog, Anfragen m. Rückporto erb.

ACARIC



Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acarie**
Jedes Paar, welches diesen Stempel nicht trägt, ist kein **Acarie**
Ventil-ler Hosenträger
Mit Unterhosen-Halter

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinabrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Zweckdienlichster Träger für alle Jahreszeiten. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acarie** zeigen.
Ueberall vorräthig. Paar ℳ 3.50.
Hauptdepots:
Berlin: Moritz Mädler, Leipzigerstraße 101.
Hamburg: Moritz Mädler, Neuerwall 84.
„ Ivan M. Schlichter.
Husum: F Svenningsen
Kiel: Th. Thöl, Vorstadt 17.
Königsberg: H. Lachmanski.
Leipzig: Moritz Mädler, Petersstraße 8.
„ Th Pfitzmann Nachfolger.
Lübeck: Justus Meyer.
München: Melzeler & Co.
Mühlhausen i. Th: E. G. Hippius.
Worms: Leop. Gallinger.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

1. Jahrgang | Nr. 4 | 27. Oktober 1894

Tropenkoller.
Der arme Offizier. Von Konstantin Grell.
Im Salon Schulte. Von Fritz Stahl.
Anarchistentödter und Staatsretter. Von Dr. E. Horn.
Reineke Fuchs, der Fabrikant. Von Dr. K. Grottewitz.
Schauspielereitelkeit. Von Emil Weißenthurn.
Parkettpfeifer.
Die Hochfinanz.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

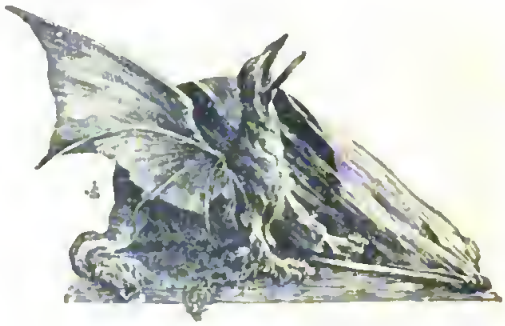
einzelne Nummern 50 Pfennig

Berlin W. 50

Verlag von Hugo Storm

Digitized by Google

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:
Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine leichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Mysing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adolbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Pingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Rael Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Albert

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins, auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 27. Oktober 1894

I. Jahrgang | Nr. 4 | Jahrgang I

Tropenkoller.

Die ritterlichen Heldenthaten, deren sich Kanzler Leist im fernen Afrika zu Deutschlands Ruhm und Ehre schuldig gemacht hat, werden noch auf lange hinaus das bevorzugte Gesprächsthema aller einflußreichen Bierbankpolitiker bilden. Die Zeitungen aller Parteien haben des dankbaren Stoffes sich bemächtigt, haben ihn dem Leser mundgerecht zubereitet und dazu ihre besondere Sauce gegeben, durch die das Gericht erst recht schmackhaft wurde. Jeder brave Zeitungsleser weiß nunmehr, was er von Herrn Leist und seiner Handlungsweise zu halten hat, Jeder wäre auf Verlangen in der Lage, ein durchaus sachverständiges Urtheil über den Fall abzugeben.

Aber Keiner unter Allen würde, falls er zum Richter über ihn bestellt wäre, Herrn Leist so glimpflich behandeln, wie es der Disziplinar-Gerichtshof in Potsdam gethan hat. Man denke doch: Leist hat Frauen mit der Nilpferdpeitsche prügeln lassen. Er that es, weil sie die Arbeit verweigerten und weil er anders seinen Befehlen nicht Geltung zu verschaffen wußte. Außerdem hat er zu wiederholten Malen Pfandweiber aus dem Regierungsgefängniß holen lassen und sich als echter Kavalier gar ritterlich um sie bemüht. Und, wenn Besuch bei ihm war, hat er, damit die Herren im unkultivirten Afrika des erziehlichen Einflusses holder Weiblichkeit nicht ganz ent-

behrten — also doch gewissermaßen nur, um sie vor geistiger und sittlicher Verwahrlosung zu schützen — ihnen als treumeinender Mentor vertrauliche Zusammenkünfte mit den Pfandweibern vermittelt.

Eine solche Handlungsweise ist freilich nach gut bürgerlicher Auffassung durchaus verwerflich. Es gilt als gemein, Frauen zu prügeln und Derjenige, der den Befehl zu solcher Grausamkeit giebt, entehrt dadurch sich selbst. Und der Mißbrauch der Amtsgewalt zum Zwecke der Befriedigung natürlicher Triebe ist im Strafgesetzbuch verboten. Wenn nun gar in fremdem Lande ein Beamter des Deutschen Reiches, der dort als Stellvertreter des Kaisers souverän schaltet und waltet, sich solcher Missethaten schuldig macht, dadurch des Reiches Ansehen schändet und die Interessen seines Vaterlandes aufs Empfindlichste schädigt, so ist das doppelt und dreifach verwerflich. Ein Mann, der Solches gethan hat, ist unwürdig, ferner im Reichsdienste zu verbleiben, er muß mit Schimpf und Schande ausgestoßen werden . . .

Das war die Meinung des Vertreters der Anklage, der selbst an Ort und Stelle gewesen ist und eine Enquête über die Amtsführung des Leist veranstaltet, also seine Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Leist'schen Handlungsweise aus bester Quelle geschöpft hatte — und das ist auch noch jetzt die Ansicht des überwiegend größten Theiles aller Derjenigen, die mit Aufmerksamkeit den Bericht über die Verhandlungen des Disziplinar-Gerichtshofes gelesen haben.

Dennoch glaubte der Gerichtshof den Fall äußerst milde ansehen zu müssen. Daß Kanzler Leist Weiber körperlich züchtigen ließ und dadurch das Signal zu dem Aufstand der Dahomey-Soldaten gegeben hat, der der deutschen Kolonialpolitik so tiefe Wunden schlug, darin vermochte er ein strafbares Vergehen nicht zu erblicken. Dagegen schien es den gestrengen Herren vom hohen Richterkollegium äußerst verwerflich, daß der Angeklagte im fernen Westafrika, allwo es öffentliche Häuser und andere Nothbehelfe europäischer Mannestugend nicht giebt, mit den Pfandweibern Umgang gepflogen und sie zur Duldung seiner Zärtlichkeiten „gezwungen" habe. Diese Missethat soll der Sünder mit einem Gehaltsabzug von

zwanzig Prozent büßen, im Uebrigen soll er nach wie vor im gleichen Range im Reichsdienst Verwendung finden, und nicht ein Haar soll ihm fernerhin gekrümmt werden . . .

Also lautete der Spruch des Gerichtshofes, den Alle jetzt so leidenschaftlich bekämpfen. Für den unbefangenen Beurtheiler erhebt sich nun die Frage, ob der so stark angefeindete Urtheilsspruch sich nicht am Ende doch — wenn auch nicht objektiv, so doch subjektiv — sehr wohl erklären und vielleicht auch rechtfertigen lasse. Man kann nicht gut annehmen, daß die ehrenwerthen Personen, aus denen der Disziplinar-Gerichtshof sich zusammensetzte, die Absicht gehabt haben sollten, einen Mann, der sich in schlimmer Weise vergangen hat, aus irgend einem Grunde der verdienten Strafe zu entziehen. Es bleibt daher, um ihr Urtheil zu verstehen, nur übrig, sich in Gedankengänge und in Erwägungen hinein zu versetzen, aus denen heraus man dazu gelangen könnte, ein solches Urtheil zu schöpfen . . .

Also Leist hat Dahomey-Weiber, die dem König Behanzin abgekauft waren und nun „die Kaufsumme abarbeiten sollten", über Fässer oder Kisten legen und mit der Flußpferdpeitsche prügeln lassen. An und für sich klingt das ziemlich roh und häßlich. Wenn man aber in Erwägung zieht, daß die Dahomey-Weiber weit schlechter hätten fahren können, da König Behanzin — der, dank der französischen Intervention, jetzt zum Glück seines blutigen Königsamtes nicht mehr waltet — sie unter Umständen bei einer seiner berüchtigten Menschenschlächtereien grausam hätte hinmorden lassen können, so wird man zu der Ueberzeugung gelangen, daß die, wenn auch noch so empfindlich abgestraften Weiber eigentlich einen guten Tausch gemacht haben. Wer aber ein gutes Geschäft gemacht hat, der hat keinen Grund zur Klage.

Sodann müßten aber doch auch die von Leist angeordneten Details der Weiberprügelung Anlaß geben zu einer milderen Auffassung der uns hier beschäftigenden Vorgänge. Man muß gestehen, daß Herr Leist, wenn er schon einmal die Strafe der körperlichen Züchtigung an Weibern wollte vollziehen lassen, unmöglich rücksichtsvoller hätte vorgehen können, als er es gethan hat. Man denke doch: er ließ sogar den Weibern vor der Exekution die Hüftentücher abnehmen, um sich zu überzeugen, ob sie an dem der

erziehlichen Einwirkung besonders zugänglichen Körpertheil nicht etwa Geschwüre u. dergl. hätten, die eine Bestrafung unthunlich gemacht haben würden. Und, nachdem er sich durch eine gewissenhaft vorgenommene Okularinspektion diese sein Zartgefühl beruhigende Ueberzeugung verschafft hatte, ließ er den Weibern nicht etwa die Hüftentücher wieder umbinden, sondern er ließ ihnen nunmehr jene „gelinde körperliche Züchtigung" angedeihen, durch die ihnen aufs Eindringlichste zum Bewußtsein gebracht werden sollte, daß Deutschland ein großes und mächtiges Reich ist, in dem christliche Grundsätze und Anschauungen herrschen, und daß es sich berufen fühlt, die Segnungen einer höheren Gesittung auch unter den wilden Völkerschaften Afrikas zu verbreiten.

Wenn die alten Deutschen besonders wichtige Vereinbarungen trafen, wenn sie Verträge abgeschlossen, deren Gedächtniß sie auf lange hinaus wollten erhalten wissen, so pflegten sie junge Leute hinzuzuziehen und ihnen ein Paar Backenstreiche zu verabfolgen, die man daher noch heutigen Tages „Merkse" nennt. Unsere Altvorderen gingen dabei von der ganz richtigen Erwägung aus, die ja heute noch immer für unsere Prügelpädagogen maßgebend ist, daß die Erinnerung an empfangene Schläge sich besonders tief einpräge. Vielleicht ließ Herr Leist von ähnlichen Erwägungen sich leiten, als er die Prügelstrafe für die Dahomey-Weiber anordnete. Er wollte möglicherweise diesen die Thatsache, daß Deutschland lediglich in Ausführung einer zivilisatorischen Mission in Afrika festen Fuß gefaßt hat, in besonders nachdrücklicher Weise zum Bewußtsein bringen, damit sie ihren Kindern und den Kindeskindern noch davon erzählten und auf diese Weise der heranwachsenden Generation eine möglichst hohe Meinung von der Machtfülle des Deutschen Reiches beibrächten. Die Eindringlichkeit einer solchen väterlichen Belehrung wäre aber entschieden durch die Hüftentücher abgeschwächt worden — es war daher, nach Lage der Sache, nur ganz korrekt, wenn der Kanzler den Weibern diese erst nach dem peinlichen Akte der drastischen Belehrung wieder überreichen ließ.

Es hält sehr schwer, vom Biertisch und vom Redaktionssessel aus gerade zu diesem Punkte der Leist'schen Handlungsweise die richtige Stellung zu gewinnen. Wer von allen Denen, die über das

Urtheil des Disziplinargerichtshofes in gehässiger und wenig ehrerbietiger Weise sich äußern, hat sich denn schon die Frage vorgelegt, ob nicht noch ganz andere Gründe, z. B. Erwägungen urwüchsiger Galanterie, den Kanzler, der ja als ein schneidiger Kavalier geschildert wird, dazu bewogen haben können, die Abnahme der Schutztücher vor der Prozedur anzuordnen? . . . Die Weiber hängen sammt und sonders ihr kindisches Herz an Putz, Schmuck und Tand. Die Dahomey-Weiber machen da sicher keine Ausnahme, obwohl sie herzlich wenig für Putz verausgaben können. Erst unlängst konnte man in Berliner Blättern eine Anzeige lesen, durch die ein Fetischmann der Dahomey-Truppe, die im Passage-Panoptikum ihre Vorstellungen giebt, vor der Kreditgewährung an seine drei Weiber warnte, mit dem Hinzufügen, daß er für Nichts aufkomme. Diese Annonce, von der Skeptiker allerdings wissen wollten, daß sie lediglich Reklamezwecken diene, die ich selbst aber für den adäquaten Ausdruck der ehrlichen Besorgniß eines schwergeprüften Mannes halte, der mit drei Weibern gesegnet und völlig außer Stande ist, ihren Toilette-Ansprüchen zu genügen — diese in ethnologischer Hinsicht so hochbedeutsame Zeitungsanzeige legt allen Denen, die vorurtheilsfrei zu denken und zu urtheilen gewohnt sind, die Frage nahe, ob Leist nicht auch deßhalb den Dahomenserinnen ihre Schutztücher wegnehmen ließ, damit diese nicht durch die Flußpferdpeitsche zerfetzt würden — was den kaffeebraunen Dämchen jedenfalls viel schmerzlicher gewesen wäre, als die Hiebe selbst.

Man hat es im Publikum auch ziemlich übel vermerkt, daß Herr Leist die Dahomey-Soldaten veranlaßte, bei der feierlichen Zeremonie der Auspeitschung ihrer eigenen Weiber Kette zu bilden. Daß Herr Leist auch das nur aus Schonung und Zartgefühl gethan haben könnte, um unberufenen Augen den Anblick nackter Frauenreize vorsorglich zu entziehen — — daß es am Ende gar ein außerordentlich großes Entgegenkommen seinerseits war, als er an jenem denkwürdigen Tage die Dahomey-Krieger zum Ehrendienst kommandirte . . . an diese Möglichkeit hat natürlich noch Keiner gedacht von allen Denen, die unzufrieden sind mit dem in Potsdam ergangenen Urtheil.

* * *

Wie aus Vorstehendem ersichtlich ist, lassen sich dem Fall Leist bei unbefangener Betrachtung doch ganz andere Gesichtspunkte abgewinnen, als Diejenigen, von denen Hans Publikus sich sein Urtheil diktiren läßt. Im Uebrigen hat ja Herr Rose, der Vertreter der Anklagebehörde, in seinem Plaidoyer schon angedeutet, daß er auf die Weibermißhandlung ein besonderes Gewicht nicht lege. Er meinte nämlich, anstößig hierbei sei hauptsächlich der Umstand gewesen, daß die Exekution öffentlich vollzogen wurde. Hätte der Angeklagte den feierlichen Akt der Weiber-Enthüllung und -Abstrafung in einem geschlossenen Raume vornehmen lassen, so wäre dagegen, im Grunde genommen, wenig einzuwenden gewesen, obwohl es sich vielleicht empfohlen haben würde, statt der Prügel auf das Sitzfleisch die widerspenstigen Dahomenserinnen durch Hungerprügel auf den Magen zur Raison zu bringen. —

Falsche Sentimentalität ist nirgends weniger am Platze, als bei der Beurtheilung von Vorkommnissen wie die vorliegenden, welche die öffentliche Meinung bis in ihre untersten Tiefen aufwühlen und erregen. Für zartbesaitete Naturen klingt es ja ziemlich abstoßend, wenn von Frauenmißhandlungen oder auch nur von der Prügelstrafe, an Erwachsenen vollzogen, die Rede ist. In Wirklichkeit aber liegt dem Abscheu, der sich bei solchen Anlässen äußert, doch auch ein gut Stück Heuchelei zu Grunde. Es ist eine ziemlich allgemein bekannte Thatsache, daß in unseren Zuchthäusern, Gefängnissen und Arbeitshäusern die Prügelstrafe als Disziplinarmittel noch immer nicht abgeschafft ist. Und es liegt für den Vorsteher einer solchen Anstalt ein rechtliches Hinderniß, auch Weiber auf die Prügelbank schnallen zu lassen, nicht vor. Wer weiß, wie oft von dieser Befugniß Gebrauch gemacht wird — die Schmerzensschreie der Gemarterten dringen nicht durch die dicken Gefängnißmauern, und die Strafjournale sind in der Regel sehr verschwiegen.

Den Herren, aus denen der Disziplinar-Gerichtshof bestand, war das Alles wohl bekannt. Sie sind zum Theil praktische Juristen und halten daher die Prügelstrafe, die ja doch Jahrhunderte hindurch im Gebrauch gewesen ist, und deren Wiedereinführung neuerdings von Vielen schon gefordet wird*), durchaus nicht für so abscheulich

*) Dr. Otto Mittelstädt, gegenwärtig Mitglied des Reichsgerichtes, ist bereits

und verwerflich, wie sie dem Nichtjuristen bei dem gegenwärtigen Stande unserer Bildung und Gesittung erscheinen muß. Dieser Theil des Urtheilsspruches wird daher um so begreiflicher, je tiefer man in die Erwägungen einzudringen versucht, die zu seinem Zustandekommen geführt haben können. —

Wenn der Disziplinar-Gerichtshof, nachdem er zu der Ansicht gelangt war, daß die Mißhandlung der Dahomey-Weiber eine strafbare Handlungsweise nicht darstelle, eine Strafe über den Angeklagten verhängte, weil er mit den Pfandweibern nächtlicher Weile zu kosen pflegte, ohne deren Ehemänner um Erlaubniß zu fragen, so wird er auch dafür seine guten Gründe gehabt haben. Bemerken möchte ich indeß bei dieser Gelegenheit, daß es auch in Europa bei den jungen Herren nicht Brauch ist, zu derartiger Kurzweil mit verheiratheten Frauen erst die Erlaubniß der Männer einzuholen. Auch können meines Erachtens die Herren Schwarzen eine besondere Rücksichtnahme auf ihre Hausherrenwürde schon um dessentwillen nicht beanspruchen, weil sie ihre Frauen wie das erste beste Stück Besitzthum als Faustpfänder zu hinterlegen pflegen. Wenn ich eine goldene Uhr aufs Leihamt bringe, bin ich nie sicher, daß der Inhaber der Pfandleihe sie nicht des Sonntags trägt — und wenn Einer seine Frau versetzt, so hat er immer einigen Grund zu der Annahme, daß er sie nicht ganz unbeschädigt zurückerhält.

Ich befürchte, daß der Disziplinar-Gerichtshof, der in Bezug auf die dem Angeklagten zur Last gelegte Körperverletzung ein das Rechtsbewußtsein des Herrn Leist vollkommen befriedigendes Erkenntniß fällte, dem zweiten Punkt der Anklage nicht unbefangen genug gegenüber stand. Mitglieder von Disziplinar-Gerichten sind in der Regel sittenstrenge, tugendhafte Männer — besonders wenn sie über die Jahre der Jugendthorheiten lange schon hinaus sind. In Leist's nächtlichem Verkehr mit den Pfandweibern vermochten die Disziplinarrichter nur eine Bethätigung ungezügelter Sinnlichkeit zu erblicken, während ihm vielleicht einzig und allein humanitäre Erwägungen zu Grunde lagen.

---

vor mehr als 15 Jahren in seiner Aufsehen erregenden Schrift: „Gegen die Freiheitsstrafen!“ für die Wiedereinführung der Prügelstrafe eingetreten.

Es ist sehr wohl denkbar, daß ein Mann von der hohen Bildung und der humanen Gesinnung des Herrn Leist lange schon Anstoß nahm an der Leichtfertigkeit, mit der die Duallas ihre Weiber als Geiseln für die pünktliche Erfüllung irgend welcher Verpflichtung zu verpfänden pflegten. Wie nun, wenn Herr Leist, um den Schlingeln diese Unsitte allmählich abzugewöhnen, auf den naheliegenden Ausweg verfallen wäre, ihre Eifersucht zu erregen und durch diese indirekte Inanspruchnahme eines kaum in seinen Anfängen vorhandenen Ehrgefühls dieses selbst zu entwickeln, sowie auch seine Träger zu einer achtungsvolleren Behandlung ihrer Damen zu bewegen? Hätte der Gerichtshof die Angelegenheit auch von diesem Gesichtspunkte aus gewürdigt, so würde sicher gänzliche Freisprechung erfolgt sein.

* * *

Es ist im Verlauf dieses Prozeßverfahrens mehrfach die Rede gewesen von den klimatischen Einflüssen, die bei der Beurtheilung der dem Angeschuldigten zur Last gelegten und von ihm eingestandenen Handlungen mit in Betracht gezogen werden müßten. Diese klimatischen Einflüsse sind keineswegs zu unterschätzen. Sie erzeugen den Tropenkoller, den ja auch der Disziplinar-Gerichtshof als strafmildernden Umstand hat gelten lassen. Die hochgradige Aufregung und Zerrüttung der Nerven, die in den tropischen Klimaten des Europäers sich bemächtigt, hat schon mehr als einmal als Entschuldigung herhalten müssen für allerhand Inkorrektheiten, deren sich allzu schneidige Kolonialbeamte schuldig gemacht hatten. Es war daher nur gerecht, daß sie auch bei der Beurtheilung des Falles Leist mit in Erwägung gezogen wurden. Die am Nordpol herrschende Moral ist eben eine wesentlich andere als die in den Tropenländern gültige.

Die Zeitungen zetern und schimpfen zwar darüber, daß vom Gerichtshof auf die in den Tropen herrschenden laxeren Moralanschauungen Rücksicht genommen wurde, und meinen, ein deutscher Reichsbeamter habe unter allen Breitegraden die staatlich und reichsgesetzlich patentirte Moral darzuleben. Er soll nicht von der Höhe seiner eignen Gesittung zu dem niederen Niveau der unzivilisirten Völker-

schaften hinabsteigen, in deren Mitte er lebt, sondern er soll sich's ernstlich angelegen sein lassen, diese zu geläuterteren Anschauungen emporzuheben und zu einem sittlicheren Lebenswandel schrittweise hinzuleiten. Das spricht sich auf der Bierbank und schreibt sich am Redaktionstisch leicht so hin — in der Wirklichkeit aber ist es sehr schwer, diesen idealen Anforderungen zu genügen.

Die Missionare freilich, die versuchen es manchmal. Aber die Missionare sind in der Regel keine gedienten Leute, sie sind auch nicht ein Bißchen schneidig. Gemeinhin verstehen sie sich weit besser auf die milde Lehre des sanften Jesus von Nazareth, als auf den Gebrauch der Hinterlader und der Flußpferdpeitsche. Und Macht ist ihnen keine gegeben — es sei denn, daß sie durch eine stets opferbereite Liebe sich das Vertrauen der auf niederer Kulturstufe stehenden Menschenbrüder und dadurch auch eine gewisse Macht über sie erwerben.

Wer dagegen im Besitze unumschränkter Machtbefugnisse ist, deren Ausübung nur schwer sich kontrolliren läßt; wer souverän schalten und walten kann, wie Herr Leist es in Kamerun thun durfte, der wird früher oder später dahin kommen, seine Macht zu mißbrauchen. Das gilt nicht nur für den dunklen Erdtheil, sondern auch für die ziviliſirtesten Staaten des ziviliſirten Europa.

Unumschränkte Gewalt hat stets einen Mißbrauch der Macht im Gefolge. Das ist einer der ältesten Erfahrungssätze politischer Weisheit, den man auch auf dem Gebiete der Kolonialpolitik in Zukunft mehr beherzigen sollte, als es bisher geschah.

M. Sch.

Der arme Offizier.

Der ſtetig ſich ſteigernde Offizierbedarf veranlaßt jetzt mehr als je eine Menge Väter und Vormünder, die anſcheinend günſtige Gelegenheit zu benützen und ihre Söhne ꝛc. Offizier werden zu laſſen, ohne vorher zu prüfen, ob die geſtellten Bedingungen auch thatſächlich erfüllt ſind oder erfüllt werden können. In anderen Zeiten hätte man vielleicht einen anderen Beruf vorgezogen, jetzt ſoll die günſtige Gelegenheit des Offiziermangels benützt werden; vielleicht iſt der Junge auch zu jedem anderen Beruf ungeeignet, vulgo zu dumm, ausſchlaggebend iſt aber meiſt, daß das Offizierwerden heutzutage anſcheinend das Billigſte iſt, und hierin liegt die Verführung. Selten wohl macht ſich ein Vater klar, der beiſpielsweiſe ſeinen zehnjährigen Sohn dem Kadettenkorps übergiebt, welche ſchweren Pflichten er damit auf ſich geladen hat.

Es iſt gewiß erfreulich, wenn der Offiziererſatz ſich ſtets wieder aus Offizierfamilien rekrutirt, wenn auch ſolcherweiſe verwerflicher Kaſtengeiſt großgezüchtet werden kann, und bisher hat man ja mit derartigen Offizieren auch ſtets die beſten Erfahrungen gemacht (hiermit ſoll indeß die Qualität des aus einer Zivilfamilie ſtammenden Offiziers in keiner Weiſe in Frage geſtellt werden), aber Alles hat ſeine Grenzen. Greifen wir z. B. aus unſerer Bekanntſchaft einen zwar mit zahlreicher Familie, aber ſonſt durchaus nicht mit Glücksgütern geſegneten Major a. D. heraus; er weiß für ſeine Söhne überhaupt keinen anderen Beruf, als den des Offiziers, er zögert keinen Augenblick, die Knaben möglichſt frühzeitig dem Kadettenkorps zu übergeben, um ſich ſo der Erziehung auf dieſe bequeme und billige Weiſe zu entledigen; er hat die Knaben gut untergebracht und ſieht ſie ſpäter in dem ihm lieben Beruf ebenfalls wirken.

In vielen Fällen wird in ſolcher Weiſe unbewußt unverantwortlich gehandelt. Zunächſt iſt häufig auf die Individualität des Kindes gar keine Rückſicht genommen. Der arme Junge, der vielleicht in jedem anderen Berufe ſich wohler gefühlt hätte, wird, da er vorderhand nichts Anderes kennen lernt, zum Soldaten prädeſtinirt und hat oft, wenn er ſpäter zur Erkenntniß kommt, den Schaden von dieſer elterlichen Fürſorge, die einer Eitelkeit entſprungen iſt. Die für den Soldatenberuf nicht zu verkennende vorzügliche Kadettenerziehung und vor Allem der große pekuniäre Vortheil ſind die erklärlichen Motive, die den Vater leiten.

Nun ist es ja für eine mittellose Offizierfamilie ein Segen und großer Vortheil, die Söhne solchergestalt versorgt zu sehen. Aber sind sie denn versorgt? — Nein, sie sind versorgt wohl auf einige Jahre, solange sie dem Kadettenkorps angehören, sobald sie aber in die Armee treten, sind sie unversorgt, und hier fängt das Elend an.

Es ist hier nur von mittellosen Familien die Rede. Söhne wohlhabender Eltern sind dagegen auf Rosen gebettet Die Berufswahl ist hier ziemlich gleichgültig, wenn der Junge nur irgend was Anständiges wird, und schließlich macht ein Berufswechsel bei ausreichenden Mitteln auch keine großen Schwierigkeiten.

Wenn der Offizier, also der Unbemittelte auch, aus dem Kadettenkorps in die Armee tritt, braucht er eine Ausstattung (Equipirung) von nahezu 1000 Mark. Der gleichfalls unbemittelte Vater hat diese Summe natürlich nicht (an die Militärdienstversicherungs-Anstalten wollen ja die Meisten unbegreiflicherweise noch nicht heran), die Sachen müssen aber bestellt werden, werden auch bestellt und — der junge Offizier tritt sofort mit einer Schuldenlast von mehreren Hundert Mark in die Welt.

Man wende nicht ein: Das sind ja Schulden, welche der Vater übernimmt. Exempla docent. In den meisten Fällen hält sich der betreffende Lieferant doch an den jungen Offizier, für den und auf dessen Namen er die Sachen gefertigt hat. Man sage auch nicht, der Sohn könne sehr wohl seinen Vater unterstützen und die Summe allmählich abzahlen. Welch' ein Widersinn! Der mittellose, also nur mit geringem elterlichen Zuschuß bedachte Offizier kann unmöglich große Summen erübrigen. Allerdings braucht er in der ersten Zeit keine Neubeschaffungen, er kann in seiner „Kleiderkasse" Einiges sich ansammeln lassen, aber bei geringer oder gar keiner Zulage ist ihm nicht die Möglichkeit gegeben, den Schuhmacher, Reparaturen 2c. leichthin aus seinem Portemonnaie zu bezahlen, er muß also zur Bestreitung dieser laufenden Ausgaben doch auf die Kleiderkasse zurückgreifen und darf sich dieses kleinen Fonds nicht entäußern.

Der Regiments-Kommandeur erkundigt sich wohl in den meisten Fällen, wo der betreffende junge Offizier seine Equipirung machen ließ, und wer für die Bezahlung derselben Sorge getragen, und erhält auf letztere Frage in der Regel zur Antwort: Mein Vater. — Es wird den Regimentskommandeuren zur Pflicht gemacht, das Privatleben ihrer Offiziere zu überwachen und für die fernere Erziehung der jungen Offiziere Sorge zu tragen. Nur sollte man ihnen dementsprechend Rechte einräumen, welche diese schweren Pflichten erleichtern und ihnen in diesem Falle z. B. ermöglichen, sich von der wirklichen Bezahlung der Equipirung zu überzeugen.

Digitized by Google

Es sind kürzlich wieder eine große Anzahl Kadetten und andere junge Leute zu Offizieren und Fähnrichen in die Armee befördert und von ihren Eltern mit der erforderlichen Equipirung ausgerüstet worden. Es wäre interessant, aus den Büchern der großen Militärlieferanten festzustellen, wie viele und wie große Posten jener Equipirungssummen noch offen stehen und noch lange offen stehen werden!

Hier hätte in jedem einzelnen Fall der Vater rechtzeitig Sorge tragen sollen, daß für die Aussteuer seines Sohnes zu rechter Zeit auch das nöthige Geld nicht fehle. Sieht er keine Aussicht zur Beschaffung der erforderlichen Summe, nun, so lasse er seinen Sohn nicht Offizier werden! Es ist doch wahrhaftig jeder andere, weniger glänzende Beruf tausendmal diesem glänzenden Elend vorzuziehen, das zum Teil in dieser Weise — man könnte fast sagen — auf Schwindel aufgebaut ist.

Auf Schwindel. Das trifft vor Allem zu, wenn man die monatliche Zulage in Betracht zieht. Es wird wohl Niemand bestreiten wollen, daß dem jungen Offizier heutigen Tages nothwendiger Weise ein Zuschuß gegeben werden muß und daß ein ganz besonderer Charakter dazu gehört, ohne solchen auszukommen.

Bei Annahme eines Avantageurs giebt der Regiments-Kommandeur die Höhe der monatlichen Zulage an, die er für sein Regiment für erforderlich hält (bei Infanterie-Linien-Regimentern in der Regel mindestens 45 Mark), und der Vater verpflichtet sich, seinem Sohn diese Zulage allmonatlich pünktlich einzuschicken. Es ist dies ein Vertrag, der zwischen dem Kommandeur und dem Vater geschlossen ist, die Innehaltung der Bedingungen liegt im beiderseitigen Interesse. Aber wie wird hier gesündigt! Man unterwerfe nur die an die Offiziere eingehenden Geldbeträge einer Kontrolle! Wie häufig ist schon zwischen Vater und Sohn das Abkommen getroffen, eine Zulage von respektabler Höhe zu normiren, um den Eintritt in dieses oder jenes „bessere" Regiment zu ermöglichen, und die effektiven Sendungen fallen dann bei Weitem kärglicher aus. Das wäre ja nun eine Privatsache, und keinen Menschen ginge es etwas an, mit wie viel oder mit wie wenig sich der Sohn begnügen will, aber das Ueble liegt darin, daß durch derartige Manöver Wohlhabenheit, wenn nicht gar Reichthum geheuchelt werden soll — wozu das? Ferner kommt es nicht selten vor, daß der Zuschuß unregelmäßig eingeht oder womöglich ganz ausbleibt, da der Vater vielleicht nicht in der Lage ist, von seiner kärglichen Pension auch noch dem Sohn oder womöglich den Söhnen, mitzutheilen. Selbstverständlich ist es in solchem Falle Pflicht des Sohnes, durchzuhalten und selbst unter größten Entbehrungen sich in seiner Stellung zu behaupten zu suchen.

Digitized by Google

Aber, es ist leicht begreiflich, wie lähmend solche andauernde, aussichtslose Mittellosigkeit sein kann. Die Freude am Beruf wird verkümmert, die Arbeitsfreudigkeit erlahmt, und der Seelenzustand wird durch die fortwährenden Sorgen ungünstig beeinflußt. „Aus einem timiden podex kann kein fröhlich vapörlein fahren" schrieb Luther gelegentlich. Das sind dann jene Offiziere, die frühzeitig nervös, abgespannt, als Kompagnie Chefs schon die Freude am Beruf verloren haben und sich nun gern mit dem Charakter als Major bei Seite stellen lassen, oder aber, wenn ihnen die Geschichte zu langweilig wird, dann wird — geheirathet. Wen, das ist häufig einerlei, wenn sie nur Geld hat. Und fast alle jene Herren, die jetzt vielleicht sagen: „Ich, zu meiner Zeit, bin ohne Zulage ausgekommen, da kann mein Sohn das auch", haben sich nicht genirt, als sie heiratheten, dem Schwiegervater einige Tausend Mark oder auch Thaler Schulden zu unterbreiten — und doch waren sie „ohne Zulage ausgekommen".

Auch hier muß der Regiments-Kommandeur kontrolliren können, nicht nur Erkundigungen einziehen, welche Zulage der betreffende junge Herr bezieht, und ob er auch nicht über seine Verhältnisse lebt, sondern sich vergewissern, ob die angegebenen Beträge auch wirklich eingehen, sodaß es nicht vorkommen kann, daß ein Offizier sich als den Wohlhabenden aufspielt, auch überall, selbst bei Vorgesetzten, für einen solchen gilt, bis dann eines schönen Tages eine Katastrophe Allen die Augen öffnet.

Und das hätte vermieden werden können, wenn der Vater rechtzeitig die richtige Einsicht gehabt hätte und, wenn die erforderlichen Gelder nun einmal nicht vorhanden sind, auf das Offizierwerden seines Sohnes verzichtet und ihn einen bürgerlichen Beruf hätte ergreifen lassen. Zu irgend einem Studium sind ja dann die Mittel erst recht nicht flüssig, aber warum soll der Junge nicht auch etwas Anderes werden, z. B. Kaufmann oder auch Kunsthandwerker? Oder schändet Arbeit?

Konstantin Grell.

Im Salon Schulte.

Gerne, gar zu gerne, hielte ich es mit den künſtleriſchen Feinſchmeckern, die in unſeren Salons Alles, was nicht im höchſten Sinne Kunſt iſt, ſtolz überſehen, höchſtens einmal ein gar zu ſchlechtes Bild mit ſchnellem Tadel verdammen, und da nur in genußreichem Schauen verweilen, wo erfreuliche Eindrücke Auge und Seele feſſeln. Aber wer Anderen eine rechte Vorſtellung von unſerem Kunſtleben vermitteln will, darf ſich dieſer verführeriſchen äſthetiſchen Gourmandiſe nicht hingeben. Denn für das Kunſtleben iſt auch das von Wichtigkeit: was den Markt beherrſcht, und wie der künſtleriſche Bedarf der Geſellſchaft gedeckt wird. Nichts lehrt uns eine Geſellſchaft beſſer kennen als die Nachfrage in der Kunſt. Und wenn vornehme Zeitſchriften die Durchſchnittsleiſtungen auf dieſem Gebiet, wie das etwa, was als tägliche Koſt unſere Bühnen bringen, mit verächtlichem Schweigen übergehen, ſo fehlen in dem Bilde der Zeit, das ſie doch geben wollen, ſehr wichtige Züge.

Gleich die beiden erſten Ausſtellungen, mit denen im Salon Schulte die Saiſon begann, liefern lehrreiches Material zu dem tragikomiſchen Kapitel: wie ſich Berlin W. malen läßt. Oedere Handwerkerei war nie erhört. Die Maler verſuchen nicht einmal mehr zu geben als die Masken, die ihre Modelle vornehmen, wenn ſie im Salon ſich bewegen, und hinter denen ſie das Bißchen Seele, das ſie vielleicht haben, geſchickt verſtecken. Sie zeigen damit, wie ſie geſehen ſein wollen, und der ergebenſte Diener hat Nichts zu thun, als dieſen Schein für das Weſen gefälligſt anzunehmen. Sie zeigen dem Maler nichts Anderes, wie jedem beliebigen anderen Nebenmenſchen: eine feierliche Poſe und ein kaltes, höfliches Lächeln, ein Lächeln, das nicht von innen kommt, das Nichts iſt, als eingeleintes Spiel der Muskeln. Sie wollen ſich im beſten Putz malen laſſen, und dieſe Poſe und dieſes Lächeln gehören zur Geſellſchaftstoilette. Selbſt die mechaniſche Photographie giebt mehr als dieſe Malereien: da dort oft durch einen ungewollten Zug der wahre Charakter ſich verräth.

In einer luſtigen, aber ſehr ernſt gemeinten Parabel läßt Bierbaum einen Lehmann, den Meiſter Lenbach nicht „idealiſiren“ will, bitter ſich beklagen:

„O, dieſe Zeiten, dieſe traſſen!!
Kein Biedermann kann ſich mehr malen laſſen.“

In Berlin ſteht es noch beſſer für Lehmann und die ganze Lehmannſchaft. Berlin iſt ihr gelobtes Land. Da iſt gleich Meiſter Kieſel, zu dem ſie ohne Sorge kommen dürfen, wenn ſie zahlungsfähig ſind. Er malt aus Prinzip nur die Frauen der großen Sippe Lehmann. Koſtbare Seide, alte Spitzen, funkelnde Steine: mit der Genauigkeit eines behördlichen Protokollführers giebt er Alles wieder. Noch werthvoller iſt es aber, daß er hingegen allerlei Störendes und Peinliches wegläßt: er hat wahrſcheinlich

kein Organ dafür, der brave Mann. Aber trotz alledem, trotz seiner harten, trockenen Art ist Kiesel noch sympathisch gegen den jungen Nachwuchs, der jetzt in Mode gekommen ist. Er ist wenigstens ein Könner. Aber was ist Rudolf Berény, was Traute Steinthal e tutti quanti? Ihnen fehlen die Elemente des Handwerks, sie können nicht zeichnen, sie können nicht malen, Alles, was sie besitzen, ist eine gewisse Handgeschicklichkeit, mit der sie diese Mängel zu verdecken verstehen. Und dann die Prätention, mit einer Sammelausstellung die Aufmerksamkeit zu erzwingen, die selbst der minder Böswillige einem einzelnen ihrer Werke versagen würde.

Der ganze Jammer unserer Kunstzustände wird hier offenbar. Man braucht nur an die Porträtisten der Pariser Gesellschaft zu denken, von dem akademisch korrekten Carolus Duran bis zu dem bizarr frechen Boldini, um diesen Jammer recht tief zu empfinden.

Bei Schulte kommt übrigens auch diese Porträtmalerei, die man die moderne nennt, die man aber mit gleichem Fug die alte nennen könnte, nicht zu kurz. Und sie erhält in den Berliner Bildnissen eine treffliche Folie. In ihrer vollen Reife vertritt sie die Dänin Bertha Wegmann, deren Gruppe einer jungen Mutter mit zwei Kindern das Beste ist, was ich bisher von der reichbegabten Künstlerin gesehen habe. Wie frei ist die Gruppirung und Haltung! Wie liebmütterlich die Mutter, wie holdkindlich die Kinder, ohne daß auch der eingefleischteste Backfisch es wagen dürfte, sie „süß" zu nennen!

Als starkes Talent tritt uns der Münchener Otto Götze entgegen. Die Modelle, die er sich gewählt hat, junge Kunstgenossen, wie es scheint, verlangen eine tiefere Seelenschilderung. Er geht denn auch darauf aus, neben äußerlicher Treue der Erscheinung auch den Kern des inneren Wesens zu geben. Nur ist er noch nicht ganz frei von dem verbreiteten Irrthum, der an die Stelle der konventionellen die naturalistische Pose setzt, die ebenso unnatürlich ist wie die andere.

Neben diesen Bildnissen waren ein Paar Schaustücke da, deren Kunstwerth in keinem Verhältniß zu der Bewunderung stand, die sie fanden: L. Alma-Tademas „Frühlingsfest", eine virtuos gemachte, aber arrangirte und nordisch kalte Schilderung aus dem antiken Leben, und Pradillas „Uebergabe der Schlüssel von Granada", eine langweilige Geschichtsklitterung, die sich von den großen „Schinken" der Pilotyschule mit ihrem Kostümprunk nur durch größeren Realismus und bessere Mache unterscheidet, aber selbst des Farbenreizes entbehrt. Auch Benlliure vertritt die spanischen Historienmaler. Ich glaube, der Import dieser recht brutalen Bilder wird bald aufhören.

Jedenfalls brachten diese Werke es zu Wege, daß ein paar feinere Sachen ganz übersehen wurden. Ich meine z. B. die „Witwe" des Engländers Bacon. Ich liebe persönlich nicht literarische Bilder, Bilder mit novellistischer Spitze. Aber wenn sie so schlicht und ergreifend erzählen, und wenn der Maler über dem Inhalt die Form nicht vergessen hat, sondern wie hier in dem nur von einer kleinen Lampe und dem flackernden Feuer des Kamins spärlich erhellten abendlichen Zimmer eine schöne Lösung

eines malerischen Problems giebt, kann man sie sich wohl gefallen lassen. Das Bild zeigt übrigens wie das erwähnte Porträt von Wegmann und die „Heimkehr" von Alfred Schmidt, einem jungen Karlsruher, daß die moderne Kunst wieder gelernt hat, Empfindungen zu schildern, ohne sentimental zu werden. In der Heimkehr ist ein uraltes Motiv verwerthet: über den See, den die scheidende Sonne mit ihren letzten Strahlen küßt, daß er in goldigem Roth aufleuchtet, fährt ein Arbeiter nach hartem Tagewerk mit Frau und Kind dem Heim entgegen. Hier sieht man recht deutlich, daß es auf das Was in der Kunst herzlich wenig ankommt. Alles liegt in dem Wie. Die intime Schilderung der Natur und der Menschen läßt uns völlig vergessen, daß wir bei anderer Schilderung mit einem bösen Wort über das verbrauchte Motiv mißmuthig uns abwenden würden. Alles ist neu, wenn eine künstlerische Persönlichkeit es von neuem uns zeigt. Auch E. v. Gebhardts: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn", das durch reizvolle Farbenwirkung eine hohe Stelle im Werke des trefflichen Meisters einnimmt und in der naiven Schilderung anderen Bildern mindestens nicht nachsteht, verdient volle Aufmerksamkeit.

A. von Meckell, der Orientmaler, dessen trauriges Ende noch in Aller Erinnerung ist, zeigt in dem älteren Bilde, das hier ausgestellt ist, daß ihm auch die heimische Natur vertraut war. Seine Landschaft aus den Vorbergen erfreut durch die breite und doch feine Schilderung der Matten. — Voellmy wandelt in seinem Bilde von der dalmatischen Küste als würdiger Schüler auf Schönlebers Bahnen, und Karl Langhammer zeigte sich wieder als fein empfindender Schilderer der märkischen Landschaft. — Ein Verdienst hat sich Herr Schulte erworben, indem er uns mit dem Radirer Böhle bekannt machte. Da ist uns, wenn nicht Alles trügt, einmal wieder ein ganz Großer erstanden. Frankfurt ist seine Heimat, das uns den herrlichen Thoma und den lange nicht gebührend geschätzten seinen Steinhausen gebar. Es ist eine fabelhafte Wucht in diesen Blättern, eine Monumentalität der Anschauung, die an Goethes Wort von den „großen Augen" des Michele Angelo denken läßt, zugleich aber eine Innerlichkeit und Schlichtheit, wie sie den alten deutschen Meistern eigen war, an die sich in den Stoffen der junge Künstler anschließt. Eine Anzahl der für Radirungen ungewöhnlich großen Blätter variiren das Motiv des „frumben Ritters". Ein Blatt zeigt den „verlorenen Sohn" als Schweinehirten. Noch hat künstlerische Einsicht die Kraft dieses Künstlers nicht gebändigt, es fehlt an der weisen Beschränkung des reifen Meisters. Aber der Most verspricht, wie wild er gärt, einen feurigen, klaren Wein zu geben. — Wenn Herrmann Hendrich nur ein Weniges von dieser Kraft besäße, wir könnten mehr Freude an seiner Kunst haben. Er spricht uns in diesen Bildern, in denen er das Geheimnisvolle des deutschen Waldes zu schildern unternimmt, mehr an, als in seinen früheren Werken, in denen er Böcklinische Art bei Motiven aus dem Nordland anzuwenden versuchte. Hier ist ihm viel gelungen, aber nur in der Landschaft. Sobald er die fabelhaften Wesen zeigen will, mit denen die Phantasie und die Sage den Wald bevölkern, giebt er süßliche Puppen. Fritz Stahl.

Digitized by Google

Anarchiſtentödter und Staatsretter.

I.

Herr Stammler hat in der „Zukunft“*) eine Reihe von Artikeln über den Anarchismus geſchrieben und ſich darin hauptſächlich mit Proudhon und Stirner beſchäftigt. Die Freunde dieſer Männer werden ihm dafür Dank wiſſen. Denn ſeine Darſtellung des Anarchismus als einer diskutabeln philoſophiſchen Doktrin ſtehe ich nicht an eine Ehrenrettung deſſelben zu nennen und ſeine Widerlegung eine Bekräftigung. Wenn auch Herr St. es anders gemeint hat, ſo verſchlägt das Nichts für die gute Wirkung ſeiner Worte, und in ihren Gräbern freuen ſich Proudhon und Stirner, daß ihnen ein ſo braver Gegner und — Eideshelfer erſtanden iſt.

Herr St. bekennt, „daß es eine Theorie des Anarchismus giebt, die eine hochbedeutende Rolle in der Sozialphiloſophie allezeit ſpielen muß, die in ihrer reinen Geſtalt als eine eigene Philoſophie des geſellſchaftlichen Lebens von der Sozialwiſſenſchaft niemals ignorirt werden darf und von dieſer bis jetzt noch nicht wiſſenſchaftlich überwunden worden iſt.“ Wenn nun Herr St. trotz jenes „allezeit“ und dieſes „niemals“ den Anarchismus zu widerlegen unternimmt und den ernſthaften Anſpruch erhebt, daß dieſem der Garaus nun gemacht ſei, ſo muß er gewärtigen, daß es Leute giebt, die ſich ſeine Ausführungen genauer anſehen und ſie kritiſch würdigen.

Herr St. kennzeichnet zunächſt den Anarchismus im Gegenſatz zum Sozialismus, dann trägt er die Proudhon'ſche Lehre vor — oder was er dafür hält — und erhebt dagegen ſeine Einwände, desgleichen die Stirner'ſche, aus deſſen Gedanken ihm der Gegenſatz von Zwangsrecht und Konventionalregeln in Beziehung auf eine geſellſchaftliche Ordnung des menſchlichen Zuſammenlebens zum Bewußtſein kommt; im dritten Artikel beſpricht er die beiden modernen Richtungen des kommuniſtiſchen und individualiſtiſchen Anarchismus und ſchließt in einem vierten ſeine Ausführungen mit einer Deduktion der Nothwendigkeit des rechtlichen Zwanges.

Ich will dieſem Gedankengange folgen und die Stammler'ſche Logik mit der meinigen meſſen. Zunächſt hebt Herr St. mit Recht hervor, daß die anarchiſtiſche Doktrin mit dem Sozialismus Nichts zu thun habe, genauer geſagt, mit dem ſozialen Liberalismus und dem ſozialen Chriſtenthum. Daß unwiſſende und böswillige Leute Anarchiſten und Sozialdemokraten in einen Topf werfen, das thun ſie bloß, um die Einen durch die Anderen in Verruf zu bringen. Ob aber der Anarchismus als philoſophiſche Doktrin, als Lebensanſchauung freier Geiſter, d. h. ſolcher „Geiſter“, die an keinen Geiſt glauben, ſich nicht auch mit einem Sozialismus als einer beliebigen ihm nützlichen Form geſelligen Lebens einrichten kann, darf nicht von vornhinein bezweifelt werden. Herr St. bringt ſelbſt — freilich inkonſequent

*) Heft 74, 76—78, 1894.

gegen sich — Beides zusammen, wenn er vom „sozialen Anarchismus“ Stirners spricht. Inwieweit er Stirner damit Unrecht thut, werden wir später sehen.

„Der Sozialismus“, schreibt Herr St., „umspannt bekanntlich alle politischen Richtungen, deren Absicht eine planmäßige Rechtsorganisation der wirthschaftlichen Produktion auf dem Wege der Kollektivirung der Produktionsmittel ist.“

Das Wort „Rechtsorganisation“ wählt Herr St. ad hoc, um die Anarchisten, die den Rechtszwang verwerfen, vom Sozialismus auszuschließen. Ich weiß indeß nicht, was es dem Begriffe des Sozialismus verschlüge, wenn er einfach das Wort „Organisation“ gesetzt hätte. Mag seine Meinung auch auf den heutigen Sozialismus zutreffen, so ist doch der Bebel'sche Sozialismus wie der Stöcker'sche nicht der Sozialismus überhaupt. Die Stammler'sche Definition ist durch das „Recht“ willkürlich beschränkt, der Umfang des Begriffes eingeengt. Das könnte ich als ersten logischen Fehler Stammlers notiren, wenn mir hier auf den Sozialismus wirklich viel ankäme.

Daß sich die politischen Richtungen, die heute sozialen Theorien huldigen, den Sozialismus als eine Zwangsorganisation denken, gebe ich zu. Es sind die Liberalen und die Christen, beides Gläubige. Sie haben erkannt, daß die Egoisten ihr Ideal in Stücke schlagen; so wollen sie es retten, indem sie den Egoismus durch den Sozialismus tödten. Das wird ihnen nun zwar nicht gelingen — naturam expellas furca, tamen usque recurret — aber immerhin wird der Versuch den Egoisten wehe thun. Denn es ist das Charakteristische an der Dummheit, daß Andere darunter leiden müssen. Der Zwangs-Sozialismus, die letzte Universaldummheit der Menschen, wie Mackay ihn nennt, setzt endlich Alles auf eine Karte gegen den Egoismus und wird das Spiel — verlieren.

Der Anarchist, oder — wie ich lieber sage — der Freie, der Eigner (= Egoist) im Stirner'schen Sinne, verwirft allerdings jeden Zwang und, insofern das Recht Zwang ist, auch das Recht und jede rechtliche Organisation. Das hat Herr St. richtig erkannt, wenn er im Sinne der Freien schreibt: „Es ist anmaßliche Gewalt, wenn mich Jemand gegen meinen Willen zu bestimmen sucht.“ Ich unterstreiche das gegen meinen Willen, was Herr St. nicht thut; darauf aber kommt es eben an. Der Freie läßt sich bestimmen, jedoch nur mit seinem Willen, und so wahrt er seine Freiheit, die seine Eigenheit ist.

Nun wäre es doch wohl bei seiner Absicht, den Anarchismus zu widerlegen, St.'s Aufgabe gewesen, auf die Quelle desselben, den Egoismus, das ist die Eigenheit und Einzigkeit des Ich, zurückzugehen und diese Quelle entweder zu verschütten — aber ich zweifle sehr, ob ihm die Stirner'sche Dialektik auch nur einen Spatenstich Erdreich dazu verstattet — oder den Egoismus anzuerkennen und dann nachzuweisen, entweder daß das Recht kein Zwang sei (physischer nämlich; denn der ist doch immer die ultima ratio), oder daß die Eigner gerade um ihres Egoismus willen diesen Zwang nothwendig machen.

Digitized by Google

Nichts von alledem thut Herr St., weil er es nicht kann. So begeht er gleich den zweiten logischen Fehler, und das ist sein Hauptfehler, den Anarchismus nicht in sich zu widerlegen, sondern - - die Nothwendigkeit des rechtlichen Zwanges für Andere, nämlich für die Nichtfreien zu beweisen, was nebenbei bemerkt ein sehr überflüssiges Geschäft ist. Aber da kehren ihm die Freien den Rücken, sowie er ihnen den seinigen zugewandt hat. Er steht auf dem Boden des Zwangsrechts, und die Anarchisten bleiben in ihrem Lager. Er bekämpft sie nicht mehr, sondern er deklamirt fernab für seine „Gläubigen", und die Freien schütteln den Kopf. Sie verstehen ihn nicht, und er trifft sie nicht.

So ist St.'s ganze Arbeit in der Anlage und von vornhinein schon verfehlt und sein Versuch, den Anarchismus logisch zu widerlegen, als mißlungen zu bezeichnen. Aber das zeigt sich erst am Ende. Gehen wir also seine Darlegung der anarchistischen Ideen weiter durch!

Herr St. sagt: „Die Theorie des Anarchismus fordert Ordnung im menschlichen Zusammenleben und erstrebt Harmonie des gesellschaftlichen Daseins; aber es soll eine andere Ordnung sein als die staatliche, und es hat rechtlicher Zwang ganz und gar aus dem Spiele zu bleiben." Für dieses Löblichkeits-Attest sind die Anarchisten Herrn St. gewiß sehr verbunden; denn es zieht sicher — bei allen denen, die nichts vom Anarchismus verstehen. Ich muß indeß die Sache doch etwas anders ausdrücken, nämlich so: es giebt keine Theorie des Anarchismus, die die Unordnung im menschlichen Zusammenleben fordert und ein Chaos des Daseins statt des gesellschaftlichen Zusammenlebens erstrebt, wohl aber giebt es freie, auf sich selbst haltende und sich durchzusetzen strebende Menschen, die eine bestimmte, erzwungene Ordnung, die sich in jedem Falle als „Recht" präsentirt, verwerfen und auch selbst keine andere bestimmte Ordnung einführen wollen, vielmehr dem freien Verkehr des Einzelnen nach Maßgabe seines Egoismus alle Thüren offen halten wollen.

An seinen eben zitirten Satz knüpft nun Herr St. die Frage: „Welche anderen Möglichkeiten ordnender Organisation der menschlichen Gesellschaft verbleiben denn außer der juristischen?" — um dann an die Namen Proudhon und Stirner zwei Beispiele anarchistischer Organisation zu schließen.

Vorab nun bemerke ich, daß der Begriff einer anarchistischen Organisation unmöglich ist. Jede Organisation schafft Organe, die einem Körper angehören, in dem ein Wille, eine Autorität, herrscht Anarchismus aber ist Herrschaftslosigkeit. Wer ist denn der Körper, der organisirt wird? Die menschliche Gesellschaft. Kann mir Einer den Umfang dieses Begriffes angeben? Und ist der Begriff gegenständlich? Und wessen Wille herrscht? Eben der der Gesellschaft. Diese organisirt sich also selbst? Eine Theatergesellschaft organisirt sich zu bestimmtem Zweck, d. h. sie vertheilt die Rollen. Nein, die Gesellschaft konstituirt sich erst, wenn die Einzelnen die Rollen übernehmen. Vorher ist die Gesellschaft gar nicht, nur die Einzelnen sind, und auf diese kommt es an.

Der Anarchist, der Freie, will keine stabile Gesellschaft, der schließlich als einem höheren Wesen die Eigenheit geopfert wird, sondern er will den

Digitized by Google

stets flüssigen Verkehr, die Vereinigung, die ein ständiges Sichvereinigen, nicht Vereinigtsein bedeutet. Es kann sein, daß er einmal vorübergehend sich gar nicht vereinigt, dann lebt er ohne „Gesellschaft". Eine „Organisation" derselben würde ihn aber immer mitumfassen. Ich meine also: Anarchismus und Organisation vertragen sich gar nicht.

Gesetzt aber auch, Proudhon und Stirner hätten eine anarchistische Organisation theoretisch versucht und dieser Versuch sei mißlungen, so beweist das noch nichts für die Unmöglichkeit anarchischen Zusammenlebens überhaupt, geschweige denn für die Nothwendigkeit des Rechtszwanges. Daß der Zweifel an der verbindenden Geltung des Rechts so alt ist, als das Recht selber, giebt Herr St. zu; er unternimmt also viel, wenn er diesen Zweifel heben will. Aber er hat sich selbst nur auf kurze Zeit Etwas eingeredet, und wenn er sein Fleisch fernerhin nicht mehr mit Kodex und Pandekten kreuzigt, will sagen, sich frei macht von juristischen Vorurtheilen, dann wird er auch noch finden, daß jener Zweifel erst fällt — mit dem Rechte selbst.

Proudhon — „Schon in seiner allbekannten Schrift „Qu' est-c'est que la propriété?" . . . . mit der vielumstrittenen Formel „la propriété c'est le vol" — bekennt sich der Verfasser als Anarchisten." Nun, jene Formel gehört eher in das Gedankenrepertoire der Kommunisten, als der Anarchisten, wie Stirner in „Der Einzige und sein Eigenthum" S. 255 f. nachweist. Herr St. muß also für seine Darstellung des Proudhon'schen „Anarchismus" einen anderen Ausgangspunkt nehmen. Das thut er denn auch. Jedoch sein Satz: „Wir wollen vielmehr die von ihm ausgesprochenen Gedanken benutzen, um systematisch die eine Möglichkeit der Erwägung anarchistischen sozialen Lebens vorzustellen, selbst auf die Gefahr hin, die historische Exaktheit dadurch nicht unwesentlich zu verletzen, daß wir eine unklare und vielleicht nicht ausgedachte Deduktion von uns aus klären und vervollständigen" — benimmt der Stammler'schen Darstellung Proudhon'scher Lehren sowohl formell wie inhaltlich so viel von ihrem Werth, daß wir sie füglich auf sich beruhen lassen können.

Ich will mir nur ansehen, was Herr St. gegen die von Proudhon behauptete natürliche Ordnung des menschlichen Zusammenlebens einwendet.

Zunächst — kann man annehmen, daß eine solche natürliche Ordnung besteht?

Die Gegenfrage giebt die Antwort: Herrscht in der Natur überhaupt Ordnung, und gehört der Mensch zur Natur? Alles, was geschieht, spielt sich ab nach dem Kausalitätsgesetz, und darin liegt die Ordnung, die natürliche Ordnung der Dinge. Die Menschen gehören zur Natur, also fallen sowohl ihre gegenseitigen Beziehungen, als ihre Beziehungen zu den „Objekten", d. h. zur Natur im engern Sinne, ebenfalls unter jenes Gesetz und in die natürliche Ordnung der Dinge.

Ein Flußgebiet z. B. mit Haupt- und Nebenflüssen und Bächen, mit seinen Fischen und andern Thieren aller Art, mit den anwohnenden Menschen, mit Aeckern und Wiesen, Bergen und Wäldern, Viehzucht und Acker-

Digitized by Google

bau, Fischfang und Schiffahrt, Holzflößerei und Hüttenbetrieb u. s. w. — ist das nicht ein „Inbegriff natürlicher Wechselbeziehungen“? Sind das „menschlich gesetzte Regeln“? Und bilden nicht gerade jene natürlichen Verhältnisse die Grundlage des sozialen Lebens der Menschen, die sie genießen? An dieser gegebenen Grundlage können „menschlich gesetzte Regeln“ nichts ändern, diese beziehen sich auf ganz etwas Anderes, nicht auf den Modus vivendi, sondern agendi. Ich beziehe die natürliche Ordnung der Dinge auf mich, Ich will sie ausnutzen, die Dinge und die Menschen. Dazu gebrauche Ich meinen Verstand, setze mir Ziele und handle nach Endursachen, aber zur Erreichung des Zieles benutze Ich die wirkenden Ursachen.

Selbstverständlich ergeben sich aus der Praxis der Erfahrung gewisse Verfahrungsweisen, die am ehesten zum Ziel gelangen lassen, — und dies sind nun die „menschlich gesetzten Regeln“, die zur natürlichen Ordnung der Dinge hinzukommen. Ist denn nun aber, frage ich weiter, die Anwendung der Vernunft auf die natürliche Ordnung der Dinge etwas Unnatürliches? Gehört die Vernunft nicht vielmehr als eine „Kraft“, eine Lebensäußerung, eine Eigenschaft des Ich selbst zur Natur und in die natürliche Ordnung der Dinge?

Nur das gehört nicht zur Natur, ist unnatürlich, übernatürlich und darum ein Spuk, ein Gespenst ein Nichts, was das Ich nicht mehr in der Gewalt hat, was Ich als Gedanken aus mir habe entweichen lassen, dann aber transsubstantiirt und über mich erhoben habe, als da sind die Begriffe: Gottheit, Menschheit, Kultur, Gut und Böse und — Recht.

Gestatten wir nun aber diesen Gespenstern einen Einfluß und zwar den weitestgehenden, durchgreifendsten auf den natürlichen Gang der Dinge und auf das Zusammenleben, den Verkehr der Menschen, so entsteht allerdings — das heutige Bild des sozialen Lebens, das Herr St., der Götzendiener, einen Inbegriff geregelter Wechselbeziehungen nennt, und das er sich anders gar nicht vorstellen kann.

Herr Stammler schreibt nämlich:

„Die Meinung von einer natürlich bestehenden Harmonie als der gesetzmäßigen Grundlage des sozialen Lebens ist unzutreffend. Wenn es bislang noch nicht hat gelingen wollen, über die erörterte Richtung des Anarchismus allgemein zur Klarheit zu gelangen oder sie in überzeugender Widerlegung zu treffen, so mag dies seinen Hauptgrund darin haben, daß man überall den Begriff des sozialen Lebens . . . keineswegs klar eingesehen und gefaßt hat.“ Nun kommt's aber, nämlich die völlige Willkür Stammlers, mit der er sich die Sache mundgerecht macht und die Aufgabe erleichtert.

„Anstatt ihn lediglich darauf zu stellen, daß es (nämlich das soziale Leben) ein Inbegriff geregelter Wechselbeziehungen unter Menschen sei, schwebt den hier gemeinten Schriftstellern dabei mehr oder weniger bewußt ein irgendwelches Etwas natürlichen Charakters vor, mit der grundfalschen (!) Unterstellung, als ob das soziale Leben zwar durch Regulirung der Menschen vielleicht in Einigem beeinflußt werden könnte, — während

es in der That überhaupt erst unter der Voraussetzung menschlich gesetzter Regeln Sinn hat und besteht."

Der schmale Kern dieses Satzungethüms ist: außerhalb des Staates ist ein Leben unmöglich.

Herr St. fährt fort: „Es ist bis jetzt ganz und gar nicht gelungen, die Naturantriebe für das Verhalten eines Menschen Anderen gegenüber in einem allgemein giltigen Gesetze erkennend zusammenzufassen und für die unendliche (!) Masse natürlicher Triebfedern mit einheitlichem Gesichtspunkte eine gesetzmäßige Einsicht zu erhalten; und man darf billig (?) bezweifeln, ob man dem jemals in einer nennenswerthen Weise anders wird Genüge thun können."

Das schreibt nun Herr St. mit der unfehlbaren Sicherheit des Kathedermenschen. „Es ist bis jetzt ganz und gar nicht gelungen" — hat er Alles gelesen, was etwa Menschen darüber gedacht und geschrieben? Hat der Herr — Stirner gelesen? Und ist ihm nicht eingefallen, daß der Egoismus die Welt regiert? Bekämpft denn nicht der Liberale wie der Christ eben den Egoismus als das „allgemein giltige Gesetz menschlichen Verhaltens"? Und ist es nicht gerade Stirner, der, die Thorheit dieses Unterfangens einsehend, uns die geistvollste Apologie des Egoismus geschrieben hat?

Aber Herr St. will vielleicht ein System des Egoismus, „feste Naturgesetze" sollten „für das Triebleben zusammenhaufender (das ist nämlich nichts „Soziales"!?) Menschen" aufgestellt werden, um etwa „das Problem nach dem Begriffe des sozialen Lebens der Menschen" zu erschöpfen. Nun, da verlangt Herr St. allerdings zuviel vom Egoismus. Hätte der Egoismus System, so wäre er eben nicht. Der Egoist ist der lebendige Mensch, der auf alle Systeme — pfeift. „Ich habe an meiner ganzen Natur d. h. an Mir mein Gesetz" (Stirner S. 165).

Meine Eigenheit spottet jeder Regelung, darum hat es der Staat auch nur mit dem Allgemeinen zu thun, mit dem Menschen, nicht mit dem Ich; mit dem Privaten weiß er Nichts anzufangen.

Ich aber schaffe erst das soziale Leben; denn Ich genieße die Welt wie die Menschen und bedarf ihrer um Meinetwillen. Darum ist das soziale Leben mehr als der Stammler'sche Inbegriff geregelter Beziehungen. Die Beziehungen des Burschen z. B. zu seinem Mädchen mögen sehr ungeregelt sein, trotzdem gehören sie zum sozialen Leben. Die Stammler'sche Definition des sozialen Lebens leidet an demselben logischen Fehler wie die des Sozialismus.

Herr St. hat einen ganz wunderlichen Begriff von einem natürlichen Zusammenleben der Menschen. Man sollte meinen, daß es dabei auf die Natur des Menschen ankäme, zu der unter andern schönen Dingen auch die Vernunft gehört. Weit gefehlt. Auf die Natur der Bienen und Biber kommt es an, wenn die Menschen in natürlicher Weise verkehren wollen. Die Vernunft schließt er grundsätzlich von der Natur aus, bloß das Triebleben, höchstens den Instinkt läßt er zu. So wie die Bienen und Biber müssen die Menschen zusammenhaufen, wenn ihr Leben ein natürliches

sein soll. Ein soziales ist es nicht; denn das ist ein künstliches — meint er. Es entsteht erst durch technische Bearbeitung des rohen Stoffs. Woher dann aber plötzlich die dazu nöthige Einsicht den Menschen kommt, und woher das Bedürfniß zu einer solchen „Bearbeitung", sagt er nicht.

Von irgendher erscheinen wahrscheinlich mit einem Male die Herren Juristen auf der Bildfläche und besorgen die Technik. Daß es wiederum nur der Egoismus ist, die Sorge um das eigene Wohl, wie die Selbstdarstellung des Ich, die den Einzelnen veranlaßt, mit Andern Verträge abzuschließen, das macht Herr St. sich nicht klar. Widerspricht es denn der Natur des Menschen, sich Ziele zu setzen und zu ihrer Erreichung Verabredungen mit Andern zu treffen? Und weiß Herr St. davon, ob sich nicht Bienen und Biber — auch verabreden?

Rechte und Pflichten sollen dadurch begründet werden. Bewahre! Recht ist, was Mir recht ist. Und Pflichten? In Verträgen sucht Jeder seinen Nutzen, und wenn er ihn nicht findet, so bricht er den Vertrag. Wenn sich das nur alle Vertragschließenden von vornherein klar machen wollten, so würde Keiner dem Andern zumuthen, sich von ihm übers Ohr hauen zu lassen und damit eine Pflicht zu erfüllen; dann hätten aber auch die Herren Juristen Nichts zu thun.

Ich verpflichte mich zu Nichts; wie kann Ich mich aus der Hand geben, Ich, der Eigner, der Ich mich selbst habe?

„In geregelten Wechselbeziehungen der Menschen ersteht nun eine neue Welt, eine besondere Art von Objekten einer eigenen wissenschaftlichen Untersuchung und Erforschung, sowohl nach der Seite hin, was sie sind und bedeuten, als auch in der Richtlinie, ob sie, die in ihrer Eigenart lediglich menschlicher That entstammen, so wie sie sind, auch sein sollten."

Also erst ist das Naturleben der Menschen da, dessen Existenz aber Herr St. gar nicht anerkennt. Daraus ersteht nun nach ihm in Regeln eine neue Welt, eine besondere Art von Objekten, diese sind nämlich die Regeln, und die erforscht nun der Mensch, erstens um zu wissen, was sie bedeuten, zweitens um zu prüfen, ob sie so sind, wie sie sein sollen.

Soll diese Rede einen Sinn haben, so ist es der: Ich glaubte meinem Egoismus zu dienen, als ich gewisse Beziehungen zu Andern anknüpfte. Ich revidire sie aber und löse sie auf, wiederum, sobald meinem Egoismus damit gedient ist. „Eine neue Welt von Regeln" aber ist ein Spuk.

Mit folgender Tirade nun ersteigt Herr St. den Begriff des sozialen Lebens.

„Aus einfachen Verhältnissen und primitiven Vertragsbedingungen zweier seither vielleicht ganz fremden Menschen wächst die Regelung (!) des Zusammenlebens verwickelt (!) empor: ein weites unsichtbares Netz (also ein Spuk!) breitet sich regulirend über der Menschen Getriebe aus und führt die mannigfachen Fäden, die von dem Einen zum Anderen bindend laufen, zu einheitlicher Ordnung hin; so erhält (!) man allererst den Begriff des sozialen Lebens, gerade als eines bewußten Gegensatzes zu bloßem natürlichem Triebleben."

Also das soziale Leben ist der bewußte Gegensatz zum bloßen, natürlichen Triebleben. Schön! Jeder Begriff wird klar durch seinen Gegensatz. Aber von einem bloßen, natürlichen Triebleben der Menschen weiß Herr St. ja Nichts, wie kann er nun glauben, daß seine schwindelnde Allegorie des sozialen Lebens ein Begriff sei, der die Sache deckt? Das soziale Leben ist undefinirbar, weil es flüssig ist, ewig wechselnd, und weil Ich, der Ich es lebe, einzig bin, unberechenbar und selbst undefinirbar.

„Es kann sich nur darum handeln," schreibt Herr St., „eine rechte (was ist recht?) und gute (was ist gut?) Regulirung natürlicher Triebe zu erhalten; nicht aber darum: alle Regulirung (der Triebe?) kurzer Hand zu beseitigen." Nein, sagt der Egoist, in allem Kulturfortschritt, verbunden mit der wissenschaftlich technischen Beherrschung der Natur, handelt es sich nur um Mich: Ich will fortschreiten, Ich will mich entwickeln, Egoismus ist Mein Sozialismus.

Herr St. verabschiedet sich von Proudhon — gleichgültig, ob das Proudhon trifft oder nicht — mit dem Satze: „Soweit die Theorie des Anarchismus auf Proudhon sich zurückführen läßt, erscheint sie in ihrer Aufstellung einer von Natur bestehenden harmonischen Ordnung des ungeregelten Zusammenlebens des Menschen ganz und gar unbewiesen; in der Meinung, daß man bei völlig freien Vertragsschließungen nicht ganz von selbst schon eine Regulirung des menschlichen Verhaltens einführe, unklar und inkonsequent; und darum in der Forderung der Abstreifung und Vernichtung aller von Menschen gesetzten Regeln für das soziale Leben durchaus unbegründet."

Dagegen schließt der Egoist oder — wenn Herr St. lieber will — der Anarchist so: Von Natur besteht der Egoismus als Ordnungsprinzip im weitesten Sinne; indem die Menschen das einsehen, widerstreben sie ihm nicht mehr, sondern richten ihr gegenseitiges Verhalten danach ein; und darum verwerfen sie alle dem Egoismus widerstreitenden, von Menschen gesetzten Regeln. „Sagt man, auch Gott verfahre nach ewigen Gesetzen, so paßt das auch auf mich, da auch ich nicht aus meiner Haut fahren kann, sondern an meiner ganzen Natur, d. h. an mir mein Gesetz habe". (Stirner, S. 165.)

Wir begleiten nun Herrn Staumler zu Stirner.

Steglitz. E. Horn.

Reineke Fuchs, der Fabrikant.

Reineke Fuchs war ſchließlich Fabrikant geworden.

An der Börſe ging es ſchon lange nicht mehr. Seitdem die beiden Brüder Sommerwalfiſch den bei ihnen deponirten Wintervorrat zahlreicher Privatthiere veruntreut hatten, war das Publikum mißtrauiſch geworden, nährte ſich redlich von Gras, Runkelrüben und altem Schuhleder und blieb der Börſe fern. Dazu drohte das neue Geſetz, das den Privatthieren die Freiheit nahm, ſich von Reineke Fuchs, dem Bankier, übers Ohr hauen zu laſſen. Damit hörte das ganze Vernügen auf. War das etwa ein Geſchäft, wenn Reineke, anſtatt wie früher mit Boldewyn, dem Eſel, jetzt mit Schlausky, dem Windhund, dem Mitbörſeaner, handeln mußte?

Reineke Fuchs lag nervös in ſeinem Bau, trommelte mit ſeinem wohlgepflegten buſchigen Schwanz von Zeit zu Zeit haſtig gegen die Thür ſeines Geldſchrankes, fletſchte die Zähne und ließ die fette Zunge lang zum Munde heraushängen. Er war beleibt geworden in den letzten zwanzig Jahren, fauchte in ſeinem Embonpoint und lehnte den ſchweren Kopf nieder über die mit goldenen Ringen beſteckten Vorderfüße. Dabei warf er einen unruhigen Blick im Zimmer umher, ſpähte nach der Uhr im altdeutſchen Gehäuſe, nach den orientaliſchen Teppichen und nach der Speiſekammer, in der erbeutete Tauben und Hühner in großer Menge aufgethürmt lagen. Leider war er magenkrank und durfte nicht viel eſſen, aber er freute ſich doch des reichen Beſitzes.

Plötzlich fiel es ihm ein, daß er irgend Etwas gründen müſſe. Er beſchloß, Etwas zu unternehmen, wodurch er mit dem Volke in Berührung käme, und deſſen Treue und Redlichkeit zu höheren Intereſſen und mehr Prozenten verwerthen könnte Er mußte Fabrikant werden, denn die Fabrik hat, ſagte er ſich, einen goldenen Boden, vorausgeſetzt, daß man, wie ich, in der Lage iſt, alle Konkurrenten nach und nach aufzufreſſen.

Reineke lief aufgeregt in ſeinem Bau umher. Der Gedanke gefiel ihm, nur war er mit ſich nicht recht darüber einig, was er fabriziren wollte. Im Grunde war es ihm ja einerlei, ob er Schreibmappen, Filzpantoffel oder Velocipeds arbeiten und verkaufen ließ, da er ſelbſt ja doch nicht mit Hand anlegte. Trotzdem machte ihm die Wahl ſo viel Schwierigkeiten, daß er in ernſtes Nachdenken verfiel, die Vorderpfote öfters an die Naſe legte und ſtehen blieb. Dann rannte er leider an einen

Fauteuil an, ſtolperte über den Teppich und ſchlug der Länge lang hin, ſo daß Frau Ermelyn, ſeine Gemahlin, entſetzt ins Zimmer ſtürzte und, als ſie das Malheur ſah, ihn einen alten Tölpel nannte und den armen koſtbaren Teppich bedauerte. Zum Glück kam Reineke dabei auf die Idee, Teppiche zu fabriziren, theilte den Gedanken ſeiner Frau mit, wodurch dieſe ſich beruhigte und ſich mit ihrem Manne, den ſie in der letzten Zeit des Geſchäftsniederganges ſehr verachtet hatte, wieder ein wenig verſöhnte.

Reineke Fuchs ging, nachdem er ſich den Bart ſchwarz gefärbt hatte, ſofort ans Werk, befahl Grimbart, dem Dachs, den Bau und die Anlage der Fabrik zu übernehmen und überfiel Bellyn, das Schaf, warf es nieder und ſchnitt ihm einige Flocken Wolle ab. Bellyn, das Schaf, blinzelte ſtupid mit den Augen, wagte aber nicht zu widerſprechen, da es vor dem reichen Reineke großen Reſpekt hatte und durch ſeine Gnade das wenige Futter fraß, das um ſeinen Bau wuchs.

Sodann ſammelte Reineke Arbeiter um ſich. Hinze, der Kater, Braun, der Bär, Lampe, der Haſe, Iſegrimm, der Wolf, wurden in die Fabrik geſteckt, ſtanden an den Maſchinen vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, bis die Wolle zum Teppich verarbeitet war. Dafür ſorgte Reineke „wie ein Vater“ für ihre Fütterung und gab Jedem, was er nöthig hatte, um nicht zu verhungern. Da aber Iſegrimm, der Wolf, zuviel verſchlang, ſchickte er dieſen fort und ſtellte, um ihn zu entſchädigen, deſſen Frau und Kinder an.

Reineke aber erntete viel Ruhm im ganzen Thierreich und wurde geehrt bei Groß und Klein. Seine Teppiche erhielten die kleine goldene Medaille auf der Weltausſtellung in Beſtechelshauſen, und er wurde Kommerzienrath. Daraufhin wählte man ihn zum Vorſitzenden vieler gemeinnütziger Geſellſchaften, auch wirkte er ſegensreich im Verein gegen Menſchenquälerei, und ſein Name wurde bei Schenkungen und wohlthätigen Unternehmungen öfters im Tageblatt genannt.

Als die Wolle verbraucht war, überfiel Reineke von Neuem Bellyn, das Schaf, um es zu ſcheeren. Da aber die Tage kalt wurden, ſo jammerte das Schaf kläglich, bat und flehte, daß er ihm ſeine Wolle laſſen möchte, da der Winter hereinbreche, und nur warme Kleidung es vor der grimmigen Kälte ſchützen konnte. Dabei blökte es ſo gramvoll und blinzelte ſo flehentlich, daß Reineke ſah, es werde ſich nicht ernſtlich widerſetzen. Er warf es hin, um ihm die Wolle mit Muße zu nehmen, da er aber ſeine Scheere vergeſſen hatte, ſo zupfte er ihm mit ſeinen ſcharfen Zähnen die Flocken aus dem Pelze. Bellyn, das Schaf, röchelte dumpf und zuckte und wand ſich unter den Zähnen Reinekes, ſchließlich, als es den Schmerz

nicht mehr ertragen konnte, ward es unbändig, worauf Reineke drohte, ihm ferner nicht mehr die Erlaubniß zum Grasen zu geben, wenn es nicht still halte. Eine Weile noch ertrug Bellyn, das Schaf, die Tortur, dann aber wurde es ganz wild, schlug mit den Beinen und seinem harten Schädel um sich und nannte Reineke einen Bluthund. Da Reineke unterdessen genug Wolle gesammelt hatte, so ging er hinweg, klagte aber wegen Beleidigung, so daß Bellyn, das Schaf, vierzehn Tage Gefängniß bekam.

Als die Strafe abgebüßt und Bellyn, das Schaf, bei der regelmäßigen Nahrung im Gefängniß, wieder ein wenig zu Kräften gekommen war, wurde es sehr störrischen Gemüths und pflegte Umgang mit Isegrimm, dem Wolfe, der, wer weiß wo, schlimme Irrlehren aufgelesen hatte und in seiner Arbeitslosigkeit Zeit genug fand, jene zu verbreiten. Auch Bellyn, das Schaf, verlor ein wenig sein reines Gemüth, und ließ es an Tugend und guter Sitte manchergestalt fehlen. Als Reineke, der Fuchs, wiederkam und von Neuem Wolle begehrte, weigerte es sich, sie ihm zu geben. Er sollte wenigstens warten, bis sie etwas größer geworden sei. Reineke aber wollte sie sofort haben und sagte:

„Was denken Sie Sich denn, Sie Schaf? Unsere Industrie leidet mehr denn je. Wollen Sie mit Ihrer dummen Störrigkeit und Widerspenstigkeit den ganzen inländischen Gewerbefleiß lahm legen? Wie kommen Sie mir nur vor, Sie Schaf. Ich bin es, der Sie ernährt, der Ihnen das Gras giebt, das auf meinem Boden wächst. Ohne mich würden Sie und alle Ihre Kumpane kläglich verhungern."

„Sie auch ohne uns!" brummte das Schaf verstockt.

Reineke, der Fuchs, gerieth außer sich, schlug nervös mit seinem buschigen Schwanze auf und nieder und senkte und hob die Ohren, als traue er ihnen nicht. Dann schrie er Bellyn, das Schaf, an, schalt es eigensinnig, faßte es mit den Zähnen am Wamse und schüttelte es tüchtig hin und her. Darauf wollte er sich daran machen, es zu scheeren, allein Bellyn, das Schaf, weigerte sich fest und drohte, Isegrim, den Wolf, zu rufen. Da erkannte Reineke, daß es Rebellion war, ging zu Glumich, dem Uhu, und klagte wegen Aufstands.

Glumich, der Uhu, saß, eine große goldene Brille auf der Nase, still und majestätisch auf einem Ast und las im Corpus juris. Ihm trug Reineke Fuchs seine Beschwerde vor, und als der Glumich, der Uhu, hörte, daß es sich um den Umsturz der bestehenden Verhältnisse handele und Bellyn, das Schaf, sich erdreiste, zu rebelliren, ward er sehr eifrig und versprach dem Fuchs, zu beschließen und zu richten, wie es in Anbetracht der Sachlage Rechtens sei, und Bellyn, das Schaf, auf mehrere Jahre in sicheren Ge-

wahrsam zu nehmen. Da der Fuchs aber wußte, daß ihm alsdann die Wolle ebenfalls für mehrere Jahre entgehen würde, zeigte er sich großherzig und sagte, man müsse Gnade vor Recht ergehen lassen, und wenn man ein Bataillon Rhinozerosse vor die Wohnung Bellyns, des Schafes, schicke, und außerdem auch Phylax, den Staatswächter, so wolle er mit dem Rebellen wohl fertig werden.

So geschah es denn, und als Bellyn, das Schaf, Reineke mit der bewaffneten Thiermacht herannahen sah, ward es sehr demüthig und gab sich ruhig dem Scheermesser hin. Nur als Reineke Fuchs, der die günstige Gelegenheit ordentlich wahrnahm, das Fell ratzekahl schnitt, jammerte und bat es. Reineke freilich machte ihm klar, daß er es nur seiner Güte zu verdanken habe, daß man ihm nicht an den Hals ginge. Es könne froh sein, daß er ihm nichts Anderes als nur die Wolle nehme. — Wenigstens möchte er die kleinen Härchen behutsam abschneiden, jammerte Bellyn, das Schaf, damit er es mit der spitzen Scheere nicht allzusehr peinige. Reineke aber erwiderte, Zeit sei Geld, und er könne mit solchem Bettelgesindel nicht umgehen wie mit einem Grafen.

Da Bellyn, das Schaf, einsah, daß es so nicht mehr weiter gehen werde, zumal der Winter immer kälter wurde, beschloß es, Nobel, dem Könige, sein Leid zu klagen. Vielleicht, daß der Löwe ihm helfen werde, wenn er sehe, wie Ungerechtigkeit seinen Unterthanen widerfahre.

Mit den Königen sah es damals freilich nicht gut aus. Sie waren fast alle ausgerottet worden. Es gab nur noch einige seltene Exemplare, die unter der Verfassung der zoologischen Gärten ein trauriges Dasein führten. Dennoch vertraute Bellyn, das Schaf, auf Nobel, den König, da von seinem königlichen Sinne tagtäglich Beweise in den Zeitungen standen. Es machte sich auf den Weg und kam vor den Zwinger, hinter dessen starken Gitterstäben Nobel, der alte ehrwürdige Löwe, lag, die Tatzen vorgestreckt, den Kopf mit der großen Mähne und den blinzelnden Augen majestätisch erhoben. Neben ihm ruhten drei kleine Löwchen in süßem Schlafe, streckten alle Viere von sich und verdauten ihre Mahlzeit.

Bellyn, das Schaf, faßte sich ein Herz und trug dem Könige sein Leid vor. Es sei harter Winter, und ihm werde sein Kleid genommen. Reineke, der Fuchs, beherrsche und tyrannisire die ganze Thierheit, Jeder müsse ihm Leib und Blut hingeben, obwohl er dafür Nichts mehr als ein kärgliches Futter erhalte.

Da sagte Nobel, der König: „In Ihrer Sache werden wir mit Gottes Hülfe und mit unseren Berathern zu thun beschließen, was nach den bestehenden Gesetzen und den derzeitigen Umständen zu beschließen für nöthig

befunden werden wird. Die Dinge, deren Sie, Schaf, Erwähnung thun, werden geahndet werden zu der Zeit und insoweit, als die zuständigen Instanzen sie zu ahnden für ersprießlich halten werden. Soviel können Wir Ihnen, Schaf, bereits sagen, daß Wir die feste Ueberzeugung haben, die volle Wahrheit werde ermittelt, und es werde festgestellt werden, wie weit der Eine oder der Andere in diesem oder jenem Punkte seine Schuldigkeit verabsäumt hat."

Bellyn, das Schaf, wunderte sich ein Wenig, daß der Löwe hier bereits schloß, wagte aber Nichts mehr zu erbitten, und da Nobel, der König, huldvollst lächelte und eine gnädige Abschiedsgeste machte, lächelte es mit, verneigte sich dankend und ging verblüfft hinweg.

Als Reineke, der Fuchs, nun wiederum kam, um Wolle zu fordern, rief das Schaf Isegrimm, den Wolf, herbei, und Reineke mußte unverrichteter Sache abziehen. Wüthend lief er zu Grimmich, dem Uhu und Phylax, dem Staatswächter, allein diese lehnten diesmal ab, den Fabrikanten zu unterstützen. Reineke solle suchen, in Frieden mit seinen Mitthieren zu leben, nöthigenfalls möge er etwas von seinen Schätzen opfern, um sein Personal zufrieden zu stellen. Reineke war außer sich, sprach von Sorglosigkeit, wo das Heil des Thierstaates und der Monarchie auf dem Spiele stände, und also ließ er auch in seiner Zeitung drucken. Da er aber bald merkte, woher der Umschwung in der Gesinnung Grimmichs und Phylaxens gekommen, so wandte er sich ebenfalls an Nobel, den König.

Fein geputzt, den Bart gefärbt und mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt trat er vor den Zwinger, verneigte sich tief vor Nobel, dem Könige, lobte die kleinen Löwchen, wie hübsch sie wären und wie ähnlich dem Vater. Wie herrliche Könige sie einst werden würden! Dann wandte er sich an Nobel direkt und sagte: „Gut ist Ihr Aussehen, fürwahr, Herr König, seit ich Sie nicht gesehen habe, fast jugendlich möchte ich Sie nennen, womöglich königlicher als sonst ist Ihre Mähne, und voll edlen lebensstarken Feuers sind Ihre Augen; noch lange mögen Sie regieren, dem Volke zum Wohle, der Thierheit zum Stolze. Geehrt ist Ihr Name in allen Höhlen und Nestern, und Ihnen ist es gelungen, durch Ihre persönliche Größe das monarchische Gefühl mehr und mehr erstarken zu lassen. Alle Wohlgesinnten blicken erwartungsvoll auf Ihre weise Führung und hoffen, daß Sie, Herr Nobel, auch die unzufriedenen Elemente im Zaume halten werden. Stark freilich ist der Geist des Umsturzes, und selbst der Verleumdung bedienen sich die unlauteren Individuen, um die edelsten Herzen der Nation zu verderben und wankend zu machen in ihrer Treue zu König und Vaterland."

Digitized by Google

Nobel, der Löwe, sah, daß er es mit einem gebildeten und wohlhabenden Thiere, anscheinend aus den besten Kreisen, zu thun habe. Darum hörte er Reineke, den Fuchs, an mit viel Huld und Gnade. Die letzten Worte desselben erfüllten ihn aber mit großem Schrecken, trotzdem erklärte er, daß Beschwerde gegen ihn eingelaufen sei, und daß er den zuständigen Behörden habe nahelegen müssen, zu ermessen, was in der gegenwärtigen Lage nöthig sei zu beschließen.

Darauf erwiderte Reineke, der Fuchs:

„Groß ist Ihr Scharfsinn, Herr König, und Ihre Weisheit hat keine Grenzen. Dem Unwürdigen schenken Sie Ihr Ohr wie dem Würdigen mit gleicher Gerechtigkeit. Bellyn, dem Schaf, in dem — leider muß ich es sagen, die Saat des Aufruhrs böse Früchte zeitigt — hörten Sie zu, so leihen Sie auch mir Ihr väterliches Ohr. Ich brauche mich nicht zu vertheidigen, denn einig ist man im ganzen Thierreich über meinen Werth, in allen Zeitungen steht mein Name an der Spitze wohlthätiger Unternehmungen, die Industrie verdankt meiner Arbeit neue Anregung und kostbare Schätze — sind doch — nebenbei will ich es bemerken und nicht, als ob ich mich dessen rühmte — sind doch meine Teppiche mit der goldenen Medaille ausgezeichnet worden auf der Weltausstellung zu Bestechelshausen — und human, und wie ein echtes Thier, das Mitgefühl hat mit seinen Mitthieren, gebe ich allen meinen Arbeitern, was sie nöthig haben zum Leben. Ist es doch bekannt, daß ich nicht einmal einen Menschen etwas zu Leide thue, Ihrer Klugheit ist es sicher nicht verborgen geblieben, daß ich zum Vorstand gehöre im Verein gegen Menschenquälerei. Aber was kann man machen, wenn die Leute widerspenstig werden und arbeitsscheu, wie Isegrimm, der Wolf, der herumlungert und nirgends Pfote anlegt.

Nobel, der König, erinnerte ihn an Bellyn, das Schaf, das in Elend und Noth zu verkommen scheine.

Darauf antwortete Reineke Fuchs, nachdem er einem der jungen Löwchen, das erwacht war, ein Huhn zugeworfen hatte:

„Nun sehe ich wohl, Herr König, daß gegen Verleumdung edle Gemüther machtlos sind. Tagtäglich nähre ich Bellyn, das Schaf, und gebe ihm Alles, dessen es zu seiner Lebensnothdurft bedarf. Ganz umsonst kann ich natürlich nicht Alles liefern, sonst würde ich unfähig sein, in der ohnehin schwer leidenden Industrie zu bestehen und mich bei der kolossalen Konkurrenz zu behaupten. Untergehen würde ich mit Haut und Haar, und alle die armen Thiere, denen ich jetzt Arbeit und Brod gebe, würden kläglich verkommen. So ist es denn recht, daß Bellyn, das Schaf, als kleines Entgelt für meine unerschöpflichen Wohlthaten mir von Zeit zu Zeit ein wenig

Wolle giebt. Das hat es denn gethan, so lange es biederen Sinnes war und königstreu. Jetzt aber hat es gefährlichen Irrlehren sich ergeben, abschaffen will es allen Besitz, arbeiten soll man nur am Vormittag, und ebensoviel soll Hinze, der Kater, besitzen, wie Nobel, der König, wenn man Letzteren nicht — ich mag es kaum auszusprechen — überhaupt für entbehrlich hält.

Als Nobel, der Löwe, Solches vernahm, ward er sehr zornig und wollte ein Regiment Rhinozerosse gegen die Empörer entsenden, um sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Allein Reineke, der Fuchs, sagte:

„Schön steht Euch, trotz Eures Alters, Herr König, der feurige, ritterliche Sinn. Allein wohl besser wäre es, es geschähe Nichts. Doch wenn Ihr Euer königliches Ansehen dazu verwenden wollt, daß die Herren und Gewalten, die dem Volke vorgesetzt sind, mehr denen trauen, denen Klugheit ward und geordnete Verhältnisse, als denen, die Niedrige sind an Gesinnung und Herkunft, so würde ich mir wohl getrauen, die Arbeiter ihr wahres Wohl erkennen zu lassen und sie zurückzuführen zur Tugend und zur Anerkennung der bestehenden Gewalten."

„Doch sagen Sie, lieber Reineke," sprach Nobel, der König, „wenn nun doch eine Empörung ausbräche, das wäre ja fürchterlich. Lassen wir am Ende doch das Regiment Rhinozerosse — —?"

„Nein," sagte Reineke Fuchs, „Blut erzeugt Blut, nützlicher ist jetzt noch die Güte und Klugheit als die Strenge. Auch sah ich, wie Isegrimm, der Wolf, traulich verkehrte mit einem Korporal aus dem Rhinozerosregimente No. 907. Es ist ziemlich unzweckmäßig, einige Thiere, die, zur Vernunft bekehrt, dem Staate nützen können, tödten zu lassen. Darum wählet, Herr König, meinen Weg!

Als Nobel, der König, die Meinung äußerte, daß vielleicht die Religion heilsam auf die Unzufriedenen wirken würde, steckte Reineke, der Fuchs, eine spöttische Miene auf. Als alter Börsenmann war er in Glaubenssachen immer Skeptiker gewesen, allein plötzlich besann er sich und sagte:

„Staunenswerth, Herr Nobel, ist Ihr Scharfsinn. Neue Pläne entspringen täglich Ihrem Löwenhaupte. Gewiß, wenn ich es mir recht überlege, kann die Religion diesmal Wunder wirken. Sie ist ja ein gefahrloses Mittel, die Herzen des Volkes nach Dingen zu richten, die hoch erhaben sind und Niemandem etwas kosten. Wo Religion ist, da ist echte Demuth und Unterwürfigkeit; und Demuth und Unterwürfigkeit sind die hohen Tugenden, deren Besitz ein Volk, wie das unserige, glücklich machen wird. Suchen wir die Schätze der Religion unseren Arbeitern zugänglich

zu machen, und Friede wird herrſchen und Freude bei allen Mächtigen des Thierreichs."

So ward gethan. Reineke Fuchs ging zu Görre, dem Kreuzſchnabel, der in einem alten verfallenen Neſte lebte, da ſeine Gemeinde arm war. Mit der Ausſicht auf reichen Gewinn und auf die Berufung zu einer beſſeren Pfründe ſuchte er den heiligen Vogel für ſeine Pläne zu gewinnen. Allein Görre, der Kreuzſchnabel, gehörte leider zu denen, die es ernſt nehmen mit der Religion und ſie ſo auslegen, daß ein gutſituirtes Thier ſich davon keinen Profit verſprechen kann. Unerſchrocken fuhr er Reineke an, wies ihn hin auf den Glauben der Liebe und rieth ihm, ſeine Schätze zu verlaſſen und zu werden wie der Geringſten einer. Da rannte Reineke ſchnell davon und lief zu Hornulf dem Stier, der von jeher mit der Religion beſſer umzugehen wußte. Dieſer ſagte ihm freundlichſt ſeine Hülfe zu. Mit ernſten, gen Himmel gerichteten Augen, ſtark und unerſchütterlich, predigte darauf Hornulf, der Stier, Jedem die einzig wahre Religion, die er hatte. Beſonders mit Bellyn, dem Schaf, hatte er große Geduld und viele Mühe. Aber es gelang ihm zu ſeiner und aller Zufriedenheit, und Ruhe und Eintracht herrſchten im ganzen Thierreiche.

Reineke, der Fuchs, kam und ſchor das Schaf kahl, und es litt ruhig, da Hornulf, der Stier, in ſtillem Frieden heilige Lieder ſingend, ihm ein ſchönes Vorbild gab. Und als Reineke, der Fuchs, die kleinſten Härchen abſchnitt und leider auch in der Geſchäftigkeit ein wenig die Haut ritzte, klagte es nicht. Da Reineke ſah, wie demüthig und friedfertig Bellyn, das Schaf, war, ſtach er ihm ein wenig in den Leib, um ſich an dem friſchen Hammelblute zu erlaben. Bellyn, das Schaf, zuckte und wand ſich, aber Hornulf, der Stier, ſang lauter und fröhlicher. Reineke biß dem geduldigen Thier ein Stück Fleiſch ab, da er gerade Appetit darauf hatte. Bellyn, das Schaf, krampfte ſich wie ein verendender Wurm zuſammen, aber es blieb friedlich und ruhig in ſeinem Sinn, und als Reineke mehr und mehr Fleiſch aus ſeinem Leibe zerrte, legte es ihm ſeine Vorderpfote um den Hals und küßte ihn in demuthsvoller Hingabe.

Berlin. Dr. Kurt Grottewitz.

Schauspieler-Eitelkeit.

Es liegt mir durchaus fern, die kleinen Schwächen der „Kulissenwelt-Beherrscher“ aus müßiger Laune ans Licht zu ziehen oder diese des Glanzes und Flitters entkleidet von ihrem eingebildeten Thron zu zerren und sie zum Gaudium der breiten Masse „in ihrer Größe Kleinheit“ darzustellen. Nicht die vom Friseur über die Stirne des Musensohnes gezwungene Genielocke, nicht der mit graziösem Schwung die wallende Mähne beschattende Schlapphut, oder die nachlässig gebundene Kravatte, ebenso wenig auch die in malerischem Faltenwurf den Künstler drapirende „Talentwindel“ können mir so viel Reiz abgewinnen, um ihnen diese Zeilen zu widmen. Auch das vom Blumenhändler auf Leihvertrag oder im Abonnement zu liefernde „Ruhmesgemüse“ der Lieblinge unserer Theaterbesucher ist Nichts, was besondere Beachtung verdiente. Sogar Fräulein A. — vom Schauspielhaus — das im höchsten Schmerz bei Auffindung der gemordeten Herrin bemüht ist, eine am Kleide verwickelte Schärpe in die richtige Lage zu bringen, und auch Herr B. vom Berliner Theater, der sich auch als armer Handwerker nicht von den als Zeichen der „Verehrung“ ihm gespendeten Brillantringen zu trennen vermag; oder Frau C. vom Deutschen Theater, die zur glaubwürdigen Aeußerlichkeit einer alten Dame keinerlei Kunstgriffe bedürfte, aber in jeder Maske nur Leichners jugendlichsten Schminken die Ehre der Verwendung zu Theil werden läßt, — sogar sie Alle können mich nicht sonderlich in Harnisch bringen.

Was ich hier erörtern will, ist die rücksichtslose, der Eitelkeit einzelner Künstler entspringende Vergewaltigung der in Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangenen Gestalten unserer Dichter. Ich bin gewiß der Letzte, der für die alte Ueberlieferung, daß der Schauspieler mit vollem Aufgeben seiner Individualität sich seinen Rollen unterwerfe, eine Lanze einlegen möchte. Die neue Schule lehrt insbesondere, natürliche Wirkungen hervorzubringen, die Rollen der eigenen Individualität anzupassen oder vielmehr beide in einander zu verschmelzen.

Doch was geschieht?

Herr X. — ich spreche hier selbstverständlich nur von anerkannten Künstlern — spielt die Rolle so. — Sie ist richtig und ganz nach den Intentionen des Dichters aufgefaßt und durchgeführt. Sie kann und darf, wenn man dem Dichter und seinem Werk nicht geradezu Gewalt anthun will, gar nicht anders dargestellt werden. Aber Herr Y. muß sie anders spielen, soll er als originellerer Künstler bestehen.

Er grübelt und grübelt. Ha! Hier diese Stelle, und — ha! — dort jene läßt sich, nein muß sich umwandeln lassen; diese wird gemildert, jene geschärft, hier zu dem Schatten etwas Licht, dort zu dem Licht etwas Schatten gethan; so wird Alles umgekrempelt, durchgeknetet, mit eigenartigen

„Nuancen" durchsetzt, bis uns eine Fratze entgegengrinst, die den Zuschauer von allem Anderen eher überzeugt, als davon, daß er hier einen „denkenden Künstler" vor sich hat.

So konnte es kommen, daß einer unserer genialsten Schauspieler — ich spreche nicht von Reicher, sondern von Mitterwurzer — den Franz Moor nicht als die Bestie, wie er von Schiller gedacht war, sondern als einen Bedauernswerthen hinstellte, der „vom stets wachsenden Keim des Irrsinns", der ja im letzten Akte thatsächlich zum Ausbruch kommt, zu seinen Scheußlichkeiten gedrängt wird.

Ich sprach zu jener Zeit, als eine Laune Dingelstedts, oder vielmehr eine Chikane gegen Lewinsky die Umbesetzung der erwähnten Rolle mit Mitterwurzer am Hofburgtheater veranlaßte, vielfach über die „Auffassung" dieses Charakters mit dem Künstler. Er war in Verzweiflung! — „Lewinsky's Franz ist eine unantastbare Ueberlieferung" — sagte er — „und dennoch, oder vielmehr gerade deßhalb muß ich — ich muß etwas Anderes bringen."

Er brachte etwas ganz, ganz Anderes. Das Publikum war verblüfft, die Kritik war verblüfft, und Mitterwurzer segelte frisch und froh auf dem Schiffe seiner geschmeichelten Eitelkeit weiter im Meere der Originalität, bis er, vom Wirbel der Entartung fortgerissen, zu versinken drohte.

Er mußte wohl selbst die Gefahr gesehen haben, als er den Rettungsball, den ihm die Burgtheater-Direktion zugeworfen, erfaßte und sich mit der Kunst für die Kunst zu retten suchte.

Und in Berlin?

Wir sahen mit Verwunderung Barnay's Lear — Shakespeare hatte mit dieser Figur nichts zu schaffen — von allem Anfang als einen kindisch gewordenen Zappelhans vor uns hingestellt. Ich mußte mich im Moment seines Auftretens erst besinnen, ob ich nicht irrthümlicher Weise ins Friedrich-Wilhelmstädtische Theater zur Aufführung von Offenbach's „Schöne Helena" gerathen sei. Seht doch den vertrauensseligen Menelaus, wie er dahertrippelt, sich ob des in Reih und Glied aufgestellten Hofstaates und der dargebrachten Huldigungen freuend. Mit gnädig blödem Lächeln nickt er diesem zu, faßt er jener Hofdame ans Kinn, weßhalb er nur die prächtige Nuance sich entgehen läßt, die Krone zu lüften? Pagay that dies doch immer, ach so, das ist ja Lear; nein doch, Menelaus! Da, wie er diesem Hofherrn einen grimmen Blick zuwirft, weil er sich nicht tief genug vor ihm verbeugte; der Gemaßregelte — ganz dem Leben abgelauscht — schrumpft unter dem sengenden Blitz der Herrscheraugen zusammen, während er verstohlen die Hände ballt — er zeigt deutlich genug: „Warte nur, Dummerjan — in den nächsten Akten wirst Du schon klein werden." — Barnay-Lear merkt aber nur die Wirkung seiner Macht; stolz steht er da — jeder Zoll ein König — ein Künstler — ein Regisseur!

Wie fein vorbereitend Alles in einander greift, um den großen Briten, nein, Herrn Barnay's Kunst, auch dem Olymp verständlich zu

machen. Wer das nicht anerkennen will, weiß auch den Werth der auf diese große Kleinigkeit verschwendeten Arbeit nicht zu würdigen.

Und das ist noch das Wenigste.

Nicht nur die eine Hauptrolle wird so ausgearbeitet, nein, das ganze Stück muß herhalten

In dieser Verwandlung — wie dumm! — da hat Er ja Nichts zu thun. — Strich! — Weg damit! — Diese Rede, hm, sie ist zu schön, unbegreiflich oder ein Irrthum, daß sie gerade sein Partner zu reden hat. Wie wäre es — ja, mit einigen Aenderungen geht es ganz gut, und — Er spricht sie.

Es ist keine Uebertreibung, wenn ich erwähne, daß auf diese Weise ein König Philipp, irritirt durch den voraussichtlichen Erfolg des Posa, während der vorbereitenden Pause, die dem bedeutungsvollsten Satze des Freiheitshelden vorangeht, sich dazu verstieg, ihm diesen wegzuschnappen und zornerfüllt, fragend ihm entgegenzurufen —: „Geben Sie Gedankenfreiheit?“ —

Posa erfaßte indeß die Situation und übernahm, Gleiches mit Gleichem vergeltend, des Königs nächste Rede, ihn selbst apostrophirend: „Sonderbarer Schwärmer!“

Solcher sonderbaren Schwärmer, die ihrer Eitelkeit den gesunden Menschenverstand zum Opfer bringen, giebt es gar Viele. So erleben wir es, daß hier ein Hamlet als alberner Heulmeier, dort als reckenhafter Kraftmensch, heute als schwärmerischer Träumer, morgen als tiefsinniger Denker, bald als Werkzeug einer höheren Macht, bald wieder als „überflüssiger Mensch“, als Wüstling, als Frömmling dargestellt wird. So wird Wallenstein zum Verräther oder zum Märtyrer; Geßler zum lümmelhaften Parvenu, zum stolzen Hofmann, zum lächelnden oder zum grimmigen Tyrannen; Mephisto zum feuerspeienden, giftspritzenden Höllenwurm oder zum lustigen gigerlhaften Spaßmacher, und endlich gar der Ferdinand von Kabale und Liebe zum schnarrenden, näselnden Sekonde-Lieutenant.

Diese „Künstler“ streben rastlos dahin, einander in der originellen Auffassung immer um eine Pferdelänge und um einige Dutzend „Nuancen“ voraus zu sein. Sie zermartern aber nicht nur ihr eigenes Hirn, um neue effektvolle Mätzchen zu ersinnen, nein, auch ihre Partner quälen sie in ihre Dienste.

„Fräulein H., ich beschwöre Sie, bei dieser Gelegenheit die Nase zu rümpfen “

— Aber hier ist ja eigentlich keine Gelegenheit und kein Anlaß, dies zu thun

„Aber ich bitte Sie — kümmern Sie sich darum nicht weiter und rümpfen Sie die Nase — — das ist zu wenig — mehr — noch mehr — ah — was heutzutage Alles zum Theater geht — Fräulein — ich sage Ihnen, wenn Sie mir nicht besser, wirksamer in die Hand spielen, kann ich nicht weiter.“ — —

Ich erinnere mich eines Heroen der Schauspielkunst, dessen Andenken bei vielen dieser Modernen nur ein mitleidiges Achselzucken hervorrufen

mag -- Bogumil Dawiſon hieß der Mann — der einem dienſtbefliſſenen Kollegen auf die Frage: ob es ihm recht ſei, wenn er ſo daſtände, antwortete: „Spiele ich denn mit Deinen Beinen? Stelle Dich meinethalben auf den Kopf, wenn es Dir Spaß macht — mich wird es nicht aus der Faſſung bringen.“

Seitdem hat ſich Vieles geändert. Es hat ſich nunmehr ſtatt „Probiren“ das Wort „Schulreiten“ eingebürgert. Und mit Recht, denn die Bühne iſt zur Manège geworden . . .

Schulreiten!

Wir verdanken dieſe treffende Bezeichnung einem viel gequälten Witzling des Meiniger Enſembles ſeligen Angedenkens. Dort wurde ja die höhere Dreſſur zum erſten Male eingeführt. Allerdings im Intereſſe des Ganzen und nicht eines Einzelnen. Dort exerzirte ein von Idealen beherrſchter Meiſter und Mäcen, der oftmals, um mit ſeinen Intentionen durchzudringen, zu recht draſtiſchen Mitteln griff.

So war es einmal während der Probe zu Wilhelm Tell. Der Herzog ſaß im Parkett, unermüdlich mit der Peitſche ſeiner Satyre die verſchiedenſten Pas und Changements dirigirend, als Fräulein * * *, jetzt ein hervorragendes Mitglied unſeres Schauſpielhauſes, im dritten Akt als Bertha friſch und wohlgemuth, mit erhobener Reitgerte die Szene betrat und mit ihrem voll und melodiſch klingenden Organ die Worte: „Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären“ — hinausſchmetterte.

Ein kurzes, ungeduldiges Räuſpern, nur zu wohl bekannt als Ausdruck der Unzufriedenheit, brachte ſie zum Stocken.

„Fräulein“ — tönt es zu ihr hinauf, Fräulein — hm — Sie ſind matt! — Aeh — noch mal!“

Bertha geht ab, um gleich darauf mit großen Schritten bis an die Rampe zu ſtürmen. Kraftvoller beginnt ſie:

„Er folgt mir. Endlich —“

Das Räuſpern läßt ſie nicht beenden: „Fräulein — hm — Sie ſind — aeh — matt! Bitte — noch mal.“

Bertha geht etwas ungeduldig bis in den Hintergrund und ſprengt vor, um mit Wucht zu beginnen:

„Er folgt —“

Da ſchnarrt es ihr entgegen:

„Aeh — Fräulein — ich darf mir wohl ſchmeicheln, ziemlich deutlich geweſen zu ſein! Hm — aeh — matt iſt matt! Noch mal aeh — noch mal!“

Bertha wirft dem Intendanten Hofrath Chronegk einen verzweifelten Blick zu, der mit Achſelzucken erwidert wird. Sie wankt ab — ſammelt alle Kräfte und ſtürzt vor. Schrill und gewaltſam tönt es von ihren Lippen: „Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.“

„Aeh — ach — ach — Fräulein — aeh — wie oft ſoll ich noch wiederholen — Sie — ſind — matt!“

„Hoheit!“

Da flüſtert Chronegk angſtvoll ihr zu: „Ich weiß nicht, was er hat,

aber ich bitte Dich — setze alle Kräfte ein und brülle, daß ihm Hören und Sehen vergeht."

Bertha schreit nun ohrenzerreißend:

„Er folgt mir. Endlich kann — —"

Da girrt sie!

„Fräulein — hm — aeh — Fräulein —"

„Hoheit — ich — ich kann nicht mehr!"

„Ja, ja — recht — hm — ja, recht — aeh — Fräulein — waren Sie schon mal zur Jagd?

„Nein, Hoheit!"

— Hmja — nun ja — sonst müßten Sie wissen, daß man dabei ermüdet — dann nicht so elastisch ausschreiten und so orgelähnlich pfeifen kann. — Matt sind Sie — aeh — matt — verstehen Sie? Also noch mal und — matt —!

Chronegk nickte zustimmend — Fräulein verbeugte sich lächelnd, und die anderen Mitglieder krümmten sich, vor Bewunderung ersterbend.

Mag man beim Herzog auch — ungerechtfertigt — kleinliche Motive suchen, die ihn bewegen konnten, in der Geschichte des Theaters einen hervorragenden Platz sich zu sichern, seine Eitelkeit war eine andere als die unserer „Macher".

Als ehrlicher Künstler, mit tadellosem Wollen, suchte er opferfreudig unsere Klassiker der Allgemeinheit zu näherem Verständniß zu bringen, ihre Dichtungen wenigstens mit einem äußerlichen Nimbus zu umgeben, der so wirksam ist, wie die Prachtentfaltung der katholischen Kirche, die selbst dem Andersgläubigen imponirt.

Jetzt aber, da diese Eitelkeit, und es ist nichts Anderes, trotz der verschiedensten Schlagworte, mit welchen man sie zu verschleiern trachtet, jetzt, da die Sucht nach Originalität, die, zu den barocksten Gestaltungen führend, immer größere verschrobene Kreise zieht, sogar zu planmäßigen Verunstaltungen führen will, welche ganze Kunstgenerationen gefährdet; jetzt ist es an der Zeit, ein lautes Veto einzulegen gegen die Bilderstürmer, welche sich anschicken, die Errungenschaften unserer Literatur, das Vermächtniß, welches uns zu hinterlassen die Heroen der Dichtkunst gestrebt und gerungen, vandalisch unter ihre Füße zu treten.

Wer nicht skrupellos die Aufgabe der Bühne mißverstehen oder zu eigenen Zwecken anders gestalten will, als es ihre erziehliche Wirkung verlangt, muß gegen diese Vergewaltigung unserer Klassiker Front machen. Er muß noch erbarmungsloser gegen Diejenigen ankämpfen, die uns aus niederer Berechnung Zerrbilder vorführen, als gegen Jene, welche verzeihliche Eitelkeit auf eine schlüpfrige Bahn lockt, auf welcher stürzend sie Nichts mit sich reißen, als ihre — traurige Geschmacklosigkeit.

Berlin. Emil Weißenturn.

Parkettpfeifer.

Ich bin in Sudermanns „Schmetterlingsschlacht" erst dann gegangen, als ich sicher sein konnte, daß ich dort Keinen von denen treffen würde, aus welchen sich ein Premièren-Publikum zusammenzusetzen pflegt. Keinem Literaten, keinem Kritiker und keinem Börsenmakler wollte ich begegnen, durch keine impertinente Visage mich stören, durch kein freches Witzwort in meinem Urtheil mich beirren lassen.

Und ich habe Glück gehabt. Inmitten von durchaus anständigen und gesitteten Leuten konnte ich mir das Stück anhören und außerdem auch noch den Eindruck studiren, den es auf meine Umgebung machte. Dieser Eindruck war ein unbestreitbar guter, trotz allem Gehässigen, das der Verfasser sich in den Zeitungen aus Anlaß der Première hat sagen lassen müssen. Die „Schmetterlingsschlacht", deren Aufführungen noch immer guten Besuches sich erfreuen, wird — ich müßte mich denn sehr irren — in der Provinz gutbesetzte Häuser machen. Das Publikum, welches jetzt den Aufführungen beiwohnt, ist befriedigt von dem Stücke und kargt nicht mit seinem Beifall. Es ist zwar kein rauschender Beifall, wie ihn siedendheiße und darum urtheilslose Begeisterung zum Ausdruck sich erwählt, aber er kann doch immerhin als Beweis dafür gelten, daß das Publikum dem Stücke Geschmack abgewinnt, und daß es die Handlung der Komödie, sowie die ihm vorgeführten Charaktere nicht so abstoßend und nicht so lächerlich findet, wie sie ihm in der Presse geschildert wurden.

„Die Schmetterlingsschlacht" ist kein gutes Stück; aber sie ist doch immerhin eine sehr beachtenswerthe Leistung. Beachtenswerth besonders deshalb, weil sich uns hier Sudermann wesentlich anders zeigt, als er bisher uns zu kommen pflegte. Zum ersten Male hat er sich hier an eine Aufgabe gemacht, die weniger dramatische Wucht und Kraft, als liebevolles Vertiefen in psychologische Filigranarbeit erfordert. Rose, der träumerische, phantasiebegabte, künstlerisch talentirte Backfisch, ist eine derjenigen Figuren des Stückes, auf die der Dichter die meiste Sorgfalt verwendet hat. Diese Figur ist ihm aber nicht ganz gelungen. Er nahm den Thon zu fein. Röschen sollte so ein modernisirtes Käthchen von Heilbronn werden, ein Wesen, halb Kind, halb Jungfrau, mit lebhaftem, aber unverstandenem Innenleben, in dessen Herzen geheimnißvoll das Gefühl der Liebe sprießt und keimt ... kurz ein poesieverklärtes, zartes, ätherisches Geschöpf wollte der Dichter aus dieser Figur des Stückes machen, und das gelang ihm nicht ganz. Immerhin aber ist sein Streben anzuerkennen, und auf alle Fälle sind der Fleiß und die Sorgfalt zu loben, die er auf diesen Charakter verwendet hat.

Der Charakter des Röschen ist — wie schon aus diesen Ausführungen hervorgeht — keineswegs ganz und gar mißglückt. Im Gegentheil: es sind

reizende Züge hineingearbeitet, und wenn aus den vielen fesselnden Einzelzügen kein harmonisches Gesammtbild sich ergiebt, so beweist dies höchstens, daß Sudermann die Handgriffe der psychologischen Mosaikkunst auf dramatischem Gebiete noch immer nicht völlig beherrscht. Es kann aber keineswegs als Beweis dafür gelten, daß er sie nicht früher oder später sich völlig zu eigen machen wird.

Eine Figur aus dem Vollen ist der hypochondrische Geizhalz Winkelmann. Jeder von uns kennt solch einen verbitterten Menschen, der sich und Anderen zur Last ist. Dieser Winkelmann ist unmittelbar aus dem Leben herausgenommen und mitten in das Stück hineingestellt worden. Und wenn die „Schmetterlingsschlacht" keine anderen Vorzüge enthielte, als diese köstlich lebenswahre Figur, so hätte sie dennoch eine bessere Aufnahme verdient.

Ziemlich flott, mit laufendem Stift gezeichnet, ist der Handlungsreisende Keßler. Indeß etwas Besonderes erblicke ich darin nicht — an ähnlich gelungenen, lebenswahren Gestalten fehlt es der modernen dramatischen Literatur nicht.

Röschens beide Schwestern treten vor der Jüngsten ziemlich zurück. Da Sudermann auf die Kleine alle Liebe und Sorgfalt verwendet hat, sind die Anderen nicht so akkurat gearbeitet, als man es eigentlich verlangen dürfte. Immerhin ist die leichtfertige junge Witwe noch eine ganz achtbare Schöpfung.

Die Mutter der drei Töchter, die Steuerraths-Witwe Hergentheim, ist seitens der Kritik zum Gegenstand besonders heftiger Angriffe gemacht worden. Der Charakter dieser Frau soll gründlich verzeichnet, es soll die abscheulichste Karikatur sein, die man sich denken kann.

Trotzdem stehe ich nicht an, zu erklären, daß ich von allen den Vorwürfen, die gerade gegen diese Figur erhoben worden sind, keinen einzigen für voll begründet zu halten vermag. Es wird gesagt, die Mutter Hergentheim werde in den ersten Akten als eine ganz gemeine Kupplerin dargestellt, und damit sei es gänzlich unvereinbar, daß sie im letzten Akte dem alten Winkelmann gegenüber sich auf die sittlich Entrüstete hinausspiele. Eine Dame, die durch drei volle Akte so schwer kompromittirt worden sei, könne unmöglich gegen Schluß des letzten Aktes durch ein Paar hohle Phrasen rehabilitirt werden oder gar unsere Achtung gewinnen.

In Wirklichkeit hat aber Sudermann die Frau Hergentheim nicht als eine Kupplerin hingestellt. Die Frau hat Nichts weiter gethan, als was in diesen Kreisen und in ähnlicher Lage so viele — man könnte getrost sagen: die meisten — Mütter thun, welche schöne, erwachsene Töchter haben. Sie hat sich bemüht, ihre Kinder an den Mann zu bringen, und sie wollte möglichst hoch hinaus mit ihnen. Ein Graf wäre ihr für jede Einzelne schon recht gewesen, allerdings nur dann, wenn der Herr Graf über große Reichthümer verfügt hätte. Sonst that es aber auch schon ein Fabrikantensohn, und im Nothfalle war ein Gymnasial-Oberlehrer auch nicht ganz zu verachten, besonders wenn er einige Aussicht hatte auf eine spätere ihm zufallende Erbschaft. Gemeinhin nennt man eine Mutter, die

Solches erstrebt und die, um ja ihr Ziel zu erreichen, ihre Töchter förmlich auf den Mann dressirt, keineswegs eine Kupplerin. Es ist gewiß traurig, daß Derartiges vorkommt — und nicht einmal allzu selten vorkommt —, aber das Odium, welches solchen Gepflogenheiten anhaftet, fällt für Jeden, der vorurtheilslos zu urtheilen im Stande ist, weniger auf die an sich bemitleidenswerthe Mutter, als vielmehr auf die sozialen Verhältnisse zurück, die solche Erscheinungen naturgemäß zur Folge haben. — Ich will zugeben, daß es ein Fehler ist, wenn Sudermann im letzten Akt Röschen auch durch die Mutter dazu bestimmen läßt, den Fehltritt der mit dem Sohn des alten Winkelmann verlobten ältesten Schwester, der leichtlebigen Wittwe, auf sich zu nehmen — das ist eine direkt gemeine Handlungsweise, durch die die Mutter allerdings einen großen Theil unserer Sympathie verlieren muß. Die verzweifelte Lage, in der die Aermste sich befindet, ist keine ausreichende Entschuldigung dafür. Aber trotz dieses in die Augen springenden Fehlers ist der Charakter der Frau Hergentheim ziemlich plastisch hingestellt. Die Figur ist durchaus bühnenwirksam, und in der Schlußauseinandersetzung mit dem Millionär Winkelmann spielt die arme Frau — trotz der etwas trivial klingenden Anfangsworte — durchaus keine lächerliche Rolle. Das Publikum der späteren Vorstellungen hat diese Auseinandersetzung stets nicht ohne eine gewisse Ergriffenheit hingenommen.

Dem Sohn des alten Winkelmann, diesem verschüchterten, guten, grundehrlichen und auch tüchtigen Menschen, der aber gar Nichts aus sich zu machen versteht, ist es ebenso wenig gelungen, sich die Sympathieen der Herren Kritiker und des Premièren-Publikums, als diejenigen seiner Braut zu erwerben. Und doch steckt in dieser anscheinend so unbeholfenen Figur mehr wahre Kunst, als in allen den geschniegelten und gebügelten Herrchen, die in den bühnengängigen Modedramen vor uns hin- und hertänzeln und mit lächelnden Mienen Süßholz raspeln. Aber es ist eine spröde, verhaltene Kunst — eine Kunst, die mit einfachen Mitteln arbeitet und strenge Selbstzucht zu üben weiß. Doch solche Kunst ist nicht für den Pöbel, weil sie sein Verständniß übersteigt und Anforderungen an sein Intuitionsvermögen stellt, denen er nicht zu genügen vermag.

* * *

Wenn Sudermanns neuestes Stück, dessen Schwächen ich ebenso wenig verkenne wie seine Vorzüge, in der Première eine günstigere Aufnahme gefunden hätte, so würde es hier in Berlin im Laufe der Zeit sicher seine hundert und mehr Vorstellungen gefunden haben. Und der reichshauptstädtische Erfolg wäre alsdann vorbildlich gewesen für den auswärtigen Erfolg. Der Dichter hätte große Einnahmen erzielt, und seinem Lorbeerkranz wäre ein neues Reis eingefügt worden. Jetzt aber, nachdem das Stück so schmählich durchgefallen ist, kann von einem besonders großen Erfolg keine Rede mehr sein, und zur Vermehrung des literarischen Ruhmes seines Verfassers trägt es auf keinen Fall bei. Der Dichter muß sogar befürchten, daß seine dramatische Position durch diesen ersten großen Miß-

erfolg" arg gefährdet wird. Es wäre daher leicht zu verstehen, wenn er nun mit einem Male alle Sicherheit verlöre, und wenn er in dem Bestreben, das nächste Mal Besseres zu leisten, wirklich Schlechtes hervorbringen würde. Das sind gewiß schwere, verhängnißvolle Folgen eines theatralischen Mißerfolges.

Aus diesem Grunde sollte man meinen, daß Diejenigen, von denen bei der Erstaufführung Erfolg oder Mißerfolg abhängen, nur nach bestem Wissen und Gewissen zu urtheilen sich bestreben. Das ist aber keineswegs der Fall. Die Kritik ist zum Theil unwürdigen, zum Theil unfähigen Elementen übertragen. Flaumbärtige Knaben, deren erstes Meisterwerk aber schon im Pulte irgend eines Theaterdirektors schlummert, und alterprobte Durchfalls-Autoren, beschränkte Ehrenmänner und durchtriebene Schufterles, engbrüstige Schulmeister, protzige, eitle Verleger, die durch ihr Blatt Einfluß auf die Schauspielerinnen zu gewinnen trachten, neiderfüllte Konkurrenten des Dichters, schleimige Reporter, die nicht des Vollbesitzes der stylistischen Ehrenrechte sich erfreuen und sich mit Vorliebe vom Kellner „Herr Doktor" tituliren lassen — das ungefähr sind die Elemente, aus denen die Kritik sich zusammensetzt. Daß unter den berufsmäßigen Kritikern auch einige anständige Leute sich befinden, vermag Nichts an dem trostlosen Gesammtbilde zu ändern. Die Stimmen dieser wenigen ehrenhaften, nach rein sachlichen Gründen und mit vollem Kunstverständniß urtheilenden Kritiker gehen unter im Chorus der Uebrigen, die sich zudem meist auf das Schreien und Lärmmachen gar trefflich verstehen.

Wird vor einem derartig zusammengesetzten kritischen Areopag ein Stück von Sudermann, Hauptmann, Wildenbruch oder sonst einem Autor aufgeführt, der in der ersten Reihe der dramatisch Schaffenden eine Stelle sich erobert hat, so ist vollends an die Möglichkeit einer sachlichen Beurtheilung nicht zu denken. Jeder dieser Autoren hat in der Première seine übereifrigen Freunde und seine haßerfüllten, neidzerfressenen Widersacher. Und Beide schaden ihm.

Indeß es hängt der Erfolg eines Stückes nicht ausschließlich von der Kritik ab. Das eigentliche Premièren-Publikum hat auch ein gewichtig Wörtlein mitzureden. Von ihm hängt bis zu einem gewissen Grade sogar die Kritik ab. — Dieses Publikum aber — daß Gott erbarm! — es ist zum weitaus größten Theil aus noch fragwürdigeren Elementen zusammengesetzt, als die Kritik. Früher waren es die Hugo Löwy, die Leipziger, Sommerfeld und andere dunkle Ehrenmänner, die des Abends von der schweren Arbeit der Depotunterschlagung im Theater sich auszuruhen und so ganz nebenbei das Schicksal der neuaufgeführten Stücke mit zu bestimmen pflegten. Natürlich kamen diese Herren nicht allein. Sie brachten ihre Damen mit, die, obwohl ebenso bornirt wie ungebildet, doch ebenfalls die Anmaßung besaßen, ein Gewicht mit in die Wagschale der Entscheidung zu legen. Manchmal wechselten diese Herren sogar mit den Damen, in deren Begleitung sie das Theater besuchten — Einzelne von ihnen hatten so was wie eine zweite weibliche Garnitur, die sie bei schlechtem Wetter zu tragen pflegten. Aber auch diese zweite, durchaus minderwerthige Garnitur, maßte

sich ein Urtheil an über künstlerische Dinge und hielt damit nicht hinter dem Berge.

Die Löwy, Leipziger, Sommerfeld und Genossen sind dem Orkus verfallen. Andere dunkle Ehrenmänner nehmen jetzt ihre Plätze ein, und die sind um keinen Deut besser, als jene es gewesen. Sie sitzen einstweilen noch auf weichen Parkettsesseln, statt auf den harten Holzschemeln des Zuchthauses, und nach der Vorstellung lassen sie bei Austern und Wein sich's wohl sein, um sich im Voraus zu stärken für die Zeiten, da „blauer Heinrich" und „Rumfutsch" die auserlesenen Gerichte ihrer Tafel bilden werden.

Auch Heinrich Pariser, der flüchtig gewordene Wucherer, dessen unsere Polizei, trotz emsigen Bemühens, nicht habhaft konnte werden, und Treuherz, der ein edler, allzeit hülfbereiter Menschenfreund war, wenn das Geschäft ihm mindestens 75 Prozent eintrug — sie alle pflegten bei Premièren durch ihre Anwesenheit und ihre Diamantenboutons zu glänzen.

Leute dieses verächtlichen Schlages also entscheiden in erster Linie über den „Werth oder Unwerth" eines Werkes. Ein Autor hat Monate hindurch fleißig an einem Stück gearbeitet, er hat es in Schmerzen empfangen und geboren, hat unendlich gewissenhaft daran gefeilt und verbessert, und wenn es ihm dann endlich gelungen ist, eine Annahme zu erzielen, so liegt in letzter Instanz die Entscheidung über seine ganze Zukunft in den Händen dieser moralisch defekten, wurmstichigen Gesellschaft, deren Ethik sich über die der Bewohner des Berliner Scheunenviertels in keiner Weise erhebt. Der Mob entscheidet über ein Kunstwerk. Und die Kritik läßt sich vielfach von dem Gesindel direkt beeinflussen, denn nicht nur berühmte Vertheidiger, sondern auch Journalisten niederer Ordnung lassen sich manchmal von den Pinkus Ehrlich und Konsorten zu exquisiten Soupers einladen.

Das anständige Publikum aber, das noch ab und zu einer Erstaufführung beiwohnt, ist zu gebildet und zu feinfühlig, als daß es den Terrorismus zu brechen vermöchte, den diese Burschen im Theater ausüben. Vollends, wenn sie anfangen zu heulen, zu trampeln, zu johlen, zu gröhlen und zu pfeifen, dann läßt sich gegen sie nicht ankämpfen. Die Parkettpfeifer beherrschen an solchen Abenden das Theater ebenso unumschränkt, wie in den entlegenen Stadttheilen zu vorgeschrittener Nachtzeit die Zuhälter das Trottoir beherrschen.

Und wenn dann im Tumult eines stürmischen Theaterabends ein Stück untergesunken ist, dann eilen die Herren von der Kritik in das nächstgelegene Nachtcafé und schreiben in fliegender Eile ihre Besprechung. Die Schnellkritik steht in höchster Blüthe. Und selbst bei der größten Gewissenhaftigkeit des Einzelnen läßt sich nicht erwarten, daß ein unter solchen Umständen zu Stande gekommenes Referat dem Werke des Dichters gerecht werde. Der Kritiker steht noch immer unter dem Einfluß der Vorgänge, die sich bei der Vorstellung im Theater abgespielt haben. Auch ist er gar nicht in der Lage, die Eindrücke, die er selbst gewonnen, in sich zu verarbeiten und zu klären — dazu hat er keine Zeit. Selbst wenn die Kritik in den reinsten Händen läge, wenn sie den begabtesten und urtheilsfähigsten Männern anvertraut wäre, so würde sie unter solchen Umständen doch

nimmer im Stande sein, ein Urtheil zu fällen, das Anspruch hätte auf Beachtung.

Um unbefangen ein Stück zu beurtheilen, sollte man es sich zweimal ansehen. Einmal bei der Erstaufführung und dann etliche Tage später, wenn es vor einem normalen Theaterpublikum gegeben wird. In der späteren Vorstellung wird in der Regel auch besser gespielt. Das Spiel ist abgerundeter und freier, der Schauspieler steht nicht mehr unter dem nervösen Druck, der bei Erstaufführungen auf ihm lastet, und mit dem besseren Publikum ist der seelische Kontakt leicht hergestellt. Jedenfalls sollten alle Diejenigen, die ihres kritischen Amtes gewissenhaft zu walten bestrebt sind, ihre Kritik immer erst einige Tage nach der Vorstellung schreiben. Sie werden dann ruhiger, objektiver und gerechter urtheilen. Ludwig Speidel in Wien macht es so — und seine Kritiken erdrücken einfach das Geschreibsel der andern Rezensenten durch Gehalt und Bedeutung.*)

Karl Schneidt.

---

* In der „Kritik" werden wir, soweit die Zeitschrift überhaupt Theaterreferate bringt, dieses Prinzip, das uns als das einzig richtige erscheint, durchführen. D. Red.

Die Hochfinanz.

Im ganzen Umkreis der Fach- und Gelegenheits-Literatur stößt man niemals auf eine Arbeit, welche sich zur Aufgabe gesetzt hätte, die soziale und psychologische Entwicklung der haute finance in diesem Jahrhundert zu schildern. Das Werk Poschingers über die deutschen Banken ist ein Geschichtswerk vorwiegend kapitalistischen Charakters, und wer tieferen Einblick in den Organismus unserer Bankwelt gewinnen will, der muß sich schon zu der mühseligen Arbeit entschließen, in den Schriften Harkorts, Bambergers und anderer geistreichen Vorkämpfer des Bankwesens in Deutschland zu wählen und zu sichten. Eine mühselige und obendrein undankbare Aufgabe! Vielleicht aber wagt sich doch bald einmal einer jener Gelehrten und Forscher daran, welche in unserer sozialistisch angehauchten Zeit Woche für Woche an die Oeffentlichkeit treten. Es wäre in der That ein interessantes Bemühen, gewissermaßen den Mikrokosmos unserer Finanzwelt zu studiren; etwa in der Form des bekannten Essays Macaulays und vielleicht mehr noch in der Art der persischen Briefe von Montesquieu. Auf solche Weise würde die Langeweile, die dem trockenen Stoff an sich als unzertrennliche Begleiterin folgt, gebannt. Denn auch auf diesem Gebiet gilt der Satz: tous les genres sont permis hors le genre ennuyeux.

Engländer und Franzosen zwar können sich ebensowenig einer zusammenfassenden Darstellung des psychologischen und sozialen Charakters ihrer Finanz rühmen. Walter Bagelot bietet allerdings einige Anhaltspunkte, aber sie reichen gerade dazu aus, einem unternehmenden Finanzartisten den „archimedischen Punkt" zu liefern. Was Drumont über die französische Finanzwelt geschrieben hat, trägt allenthalben den Stempel des verzerrenden Pamphlets und ist schon deßhalb werthlos; ganz abgesehen von den Trivialitäten der antisemitischen Mache. — Dafür aber besitzen Engländer und Franzosen in einem Theil ihrer geschichtlichen und in einem noch größeren Theil ihrer Erzählungs-Literatur schätzenswerthe Beiträge zur Charakterisirung ihrer Finanzwelt.

Die Nachahmung würde sich auch für Deutschland empfehlen, denn eine rein wissenschaftliche Analyse würde nur die Aufmerksamkeit der Fachkreise erregen und deßhalb voraussichtlich klanglos verhallen. Kann es eine klarere Charakterisirung des englischen Geldmenschen geben, als Thackeray sie in seinem berühmten Roman: Vanity Fair und in anderen Erzählungen unternommen hat? Zwar bezieht sich dieselbe auf die Menschen zu Anfang des Jahrhunderts, aber ihre Wirkung hält, trotz aller Metamorphosen, noch heute vor. Und dann — wo in der gesammten deutschen Erzählungsliteratur findet sich Etwas, das man der Schilderung an die Seite setzen könnte, welche Lord Bulwer von der Ueberlegenheit des ruhigen, Zeit und

Umstände abwartenden Banquiers über den genialen, von Erfolg zu Erfolg eilenden Staatsmann in kurzen, scharfen Strichen gezeichnet hat? Der kühne Minister, der endlich dazu gelangt ist, die Politik des britischen Reiches in seiner Hand zu sehen, sieht sich in seinen stolzesten Stunden genöthigt, sich einzugestehen, daß auf einem Theil seines eigensten Gebietes der ruhige, zurückhaltende Banquier ihn geschlagen hat. Wer sich daran erinnert, dem wird auch eine Stelle aus der uferlosen Bismarck-Literatur einfallen, wo dem gewaltigen deutschen Staatsmanne das Bekenntniß in den Mund gelegt wird, in seiner Frankfurter Zeit in Verhandlungen mit Rothschild nicht die erfolgreichste Rolle übernommen zu haben.

In Frankreich zumal ist ein großer Theil der Memoiren- und Erzählungs-Literatur von dem Walten der Finanz überschattet. Man greife zurück bis zu den Memoiren des Herzogs Sully. Selbst dem streng staatsmännisch gehaltenen Testament des Kardinals Richelieu kann ein scharfblickender Psychologe Skizzen entlocken. Alsdann Taine in seinen Schilderungen der Ancien Regime. In der neueren und neuen französischen Roman-Literatur ist der Finanzier in zahllosen Exemplaren vertreten. Man braucht nur von Feuillet in „Lise Fleuron" bis zu Zola zu zählen — so hat man schon eine reichhaltige Liste. Das Kennzeichnende in dieser neueren Literatur ist der Umstand, daß fast überall der Finanzier als „Herr der Situation" erscheint. das ist nicht Liebhaberei des Dichters — es entspricht mehr oder weniger deutlich, abgesehen von der unerläßlichen dichterischen Zuthat, der Wirklichkeit. Auch hier äußert sich die Herrschaft des Kapitals, als dessen Vertreter in der Erzählung der Banquier und Spekulant auftritt.

Den Engländern hat ihr scharf aufs Ziel gerichteter Blick, den Franzosen ihre geringe Neigung für wissenschaftliche Analysen, den Versuch seither entgehen lassen, das zu schildern, was man den Mikrokosmos des Finanziers nennen könnte. Und doch erscheint der Versuch lockend und lohnend. Denn der heutige Finanzier ist nicht, wie zu Zeiten Molières, ein auf engen Kreis beschränkter Harpagon; er hat sich vielmehr zu einem Faktor, zu einem Charakter entwickelt, dessen Regungen in hohem Grade mitbestimmend sind für den Schicksalsgang der Völker und Reiche.

Möglicherweise ist es dem für wissenschaftliche Analysen besonders veranlagten deutschen Geist vorbehalten, eine Sektion in corpori vili vorzunehmen — lediglich zu Zwecken der Wissenschaft.

Wie fern hinter der heutigen Generation liegt die Zeit, in welcher die deutsche Banquierswelt Nichts war, als, so zu sagen, das Kopirblatt der französischen Finanzwelt. Mit Ausnahme Hamburgs, das als eine Vorstadt Londons galt und sich seine Impulse von der englischen Geschäftswelt holte, standen alle deutschen Plätze unter dem zauberischen Einfluß von Paris. Das Wort „zauberisch" sagt nicht zu viel. Man muß sich nur erinnern, wie in der Blüthezeit von Guizot und Napoleon III. die deutsche Kapitalisten-, Spekulanten- und Geschäftswelt an der an der Seine ausgegebenen Parole „Enrichissez-vous" theilnahm. Es muß hinzugesetzt werden: im Allgemeinen zur Wohlfahrt des ganzen Landes. Es ist hier nicht der Ort, fachwissenschaftliche Darlegungen vorzubringen. Wer sich

aber seine Erinnerungen aus jener Zeit nicht hat trüben lassen, der wird, auch ohne sich vorher vorsichtig umzusehen, gern das oftgehörte Urtheil unterschreiben: „Ja, damals war das Leben viel leichter, als heute." „Weßhalb?" wird man fragen. Die Antwort ist so einfach wie möglich: Die Kunst der größten Finanzminister aller Zeiten war im Grund außerordentlich einfach; sie bestand in der Hauptsache darin, das Geld beständig in Zirkulation zu erhalten. Dieses Geheimniß war den Pariser Kredit-Instituten und Banquiers jener Epoche vollkommen entschleiert, und sie handelten ihrer Erkenntniß gemäß. Ohne Zweifel spielte das Temperament dabei mit. Wie sollte es auch nicht? Holland besaß stets einen relativ viel größeren Kapitalreichthum als Frankreich, und doch hat es nicht annähernd so viel zur Befruchtung des deutschen Marktes beigetragen. Ueberall, wo die Tendenz des Thesaurirens oder der ängstlich behüteten Akkumulation vorherrscht, wirkt die Kapital-Ansammlung weit mehr lähmend als fördernd auf das Gemeinwohl ein. In demselben Moment, wo Regierung und Gesetzgebung darauf ausgehen, den Reichthum zu stabilisiren und mit einer chinesischen Schutzmauer zu umgeben, stabilisiren sie auch die Armuth und zwar in solchem Grade, daß früher oder später der Rückschlag auch den Reichthum und den Wohlstand mit tödtlichem Hauch anweht.

Seitdem Pereire in Paris der Entwicklung der modernen Finanz die Bahn gewiesen, hat sich das Angesicht der Welt außerordentlich verändert.

Die Bedeutung des Deutschen Reiches zeigt sich nicht zum Mindesten in seinen außerordentlich entwickelten Kredit-Instituten. Was die Organisation, die Technik angeht, stehen wir den anderen Völkern gegenüber mindestens ebenbürtig da. Haben wir es doch schon oft gehört, daß in England bei der Frage der Reform der Bank von England die Organisation der deutschen Reichsbank als Muster hingestellt wird.

Nicht weniger glänzend sieht es auf dem Gebiet der Privatbanken aus. Dieselben sind in so großer Zahl vorhanden, mit so enormen Kapitalien ausgestattet, so tüchtig und vorsichtig geleitet, daß man vertrauen könnte, sie würden nicht nur eine sichere Stütze des deutschen Volkswohlstandes, sondern auch eine Art von Jungbrunnen sein, aus welchem unaufhörlich frisches Leben und Anregung fließt; doch muß die Wahrheitsliebe gestehen, daß auch tiefe Schatten vorhanden sind. Es ist eine Thatsache, daß noch vor wenigen Jahren Pariser Kreditinstitute ganz Süddeutschland, Rheinland und Westfalen zu ihrer Kundschaft zählten, mehr, als man das in Berlin kannte. Die Ursache lag an den größeren Vortheilen, die man von Paris aus anbot; durch Zutreiber und selbst durch Reisende. Erst als die Sache überhand nahm, entschloß man sich in Berlin, die gleichen Vortheile zu gewähren und dieselben Mittel anzuwenden. Wenn hier ursprünglich ein Versehen vorlag, so lag es nicht an der Organisation und Technik des deutschen Bankwesens, denn sie sind mustergültig. Es hilft überhaupt Nichts, die Thatsache zu verschweigen, daß die Schattenseiten der deutschen Banken zunächst nicht auf fachlichem, dafür aber in für jeden Kundigen auffälligen Maße auf persönlichem Gebiet liegen. Das Gruppen-

und Kliquen-Weſen, das ſich dem Auge zunächſt zeigt, iſt auch in London und Paris anzutreffen; aber dort iſt das ausſchlaggebende perſönliche und pſychologiſche Moment anders geartet. Man hat dort ſtets vor Augen, daß es der beſtändigen Geldzirkulation bedarf, um den Wohlſtand der Banken zu erhalten, und daß es auf dieſem Gebiet gewöhnlich beſſer iſt, Etwas zu wagen, als ängſtlich zu hüten. Die Vorſicht erzeugt Vorſicht, und die Vorſicht, wenn ſie allgemein übertrieben wird, die Kataſtrophen.

Es iſt nicht zu leugnen, daß inmitten der Berliner Finanz der Egoismus der Kliquen und Perſonen in einem Maaße vertreten iſt, das ſich mit den wirklichen Intereſſen dieſer Kreiſe nicht verträgt. Viele der maßgebenden Perſonen ſind aus engen, viele aus zwangvollen Verhältniſſen hervorgegangen. Was dieſe an und für ſich höchſt achtungswerthen Perſönlichkeiten vor Allem beherzigen ſollten, das wäre der alte Spruch: „Grau iſt alle Theorie, doch grün des Lebens goldener Baum.“ Vom Standpunkte der Bankfirmen aus betrachtet, iſt Berlin immer noch eine Art von Provinzplatz und dieſer Zug tritt neuerdings wieder ſchärfer hervor, ſeitdem eine von guten Intentionen erfüllte, aber in ihren Mitteln oft irrende Geſetzgebung einem großen Theil des Geſchäftes ins Ausland, vor Allem nach Paris treibt. Als Kapital-Markt war Berlin ohnehin nicht bedeutend. Es iſt unter ſolchen Umſtänden nicht als ein Glück zu erachten, daß in der jüngſten Zeit Männer aus der praktiſchen Wirkſamkeit geſchieden ſind, deren Erfahrungen und Blick ſich über den zwangvollen Geſichtskreis erhoben.

Omega.

Hieb und Stich.

Alexander der Kleine, Serbiens jugendlicher Landesvater, war in Berlin, hat aber den kritisch-kühlen Berlinern herzlich wenig imponirt. Die Hauptforce des hoffnungsvollen jungen Mannes liegt bekanntlich auf dem Gebiete des Staatsstreiches, und von dieser Seite konnte er sich bei seinem Besuch nicht zeigen, weil es hier an den zu einem Staatsstreich erforderlichen Vorbedingungen einstweilen noch fehlt.

* * *

Die „Kölnische Volkszeitung", ein im Allgemeinen sehr besonnenes und maßvolles Organ des Katholizismus, fordert als das Erste im Kampfe gegen den Umsturz die Schaffung eines strafgesetzlichen Schutzes gegen die Angriffe auf den Glauben an einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele. Die „K. V." setzt hinzu, dieser Schutz müsse selbstverständlich nach allen Seiten, sowohl gegen den naturalistischen nationalliberalen Professor, als gegen den materialistischen sozialdemokratischen Agitator gewährleistet werden. — Auf den Professor, d. h. auf die Freiheit der Wissenschaft, ist es da wohl in erster Linie abgesehen?

* * *

Der Kaiser hat jüngst eine Rede gehalten, die wieder einmal ungenau wiedergegeben worden ist. Es schwebt ein merkwürdiger Unstern über den kaiserlichen Reden. So oft Wilhelm II. irgend welche politische Meinungen und Ansichten öffentlich verlautbaren läßt, erhebt sich stets hinterher in der Presse ein Streit über den Wortlaut seiner Ausführungen. Nur ein einziges Mal war die Berichterstattung ordentlich auf dem Posten. Auf einer seiner vielen Reisen wurden nämlich dem Monarchen ein Paar heiße Würstchen auf einem silbernen Teller nebst Messer und Gabel präsentirt. Er aber packte die Würstchen mit den Fingern, indem er dabei die treffende Bemerkung machte: „Eine warme Wurst muß man aus der Hand essen". Diese Worte gingen in gleichlautender Fassung durch die Presse aller Parteien und Niemand hatte daran zu mäkeln. Alle Deutsche waren und sind noch heute mit ihrem Kaiser einig darüber, daß man eine warme Wurst aus der Hand essen muß. Schade nur, daß so viele Landsleute sich auch die warme Wurst nicht mehr leisten können.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

= Schriftsteller und Literaturfreunde =

seien aufmerksam gemacht auf die neue, eigenartige Zeitschrift

„Der Gesellschafter“

Monatsschrift für vornehme Unterhaltung.

Herausgegeben von

Roderich Wald und **Max Beyer.**

Abonnementspreis **Mk. 1.50 pro Quartal** bei den Buchhandlungen sowie direkt bei der **Expedition**, Herrn **Roderich Wald, Hamburg, Holzdamm 17.**

„Der Gesellschafter“ pflegt vorzugsweise die **Novelle**, die **Humoreske**, die **Ballade** und die **rein lyrische Dichtung. Vornehme, gediegene kritische Würdigung** aller bedeutenderen **Neuerscheinungen. Junge Talente** finden Beachtung und Unterstützung. No. 1 enthält Beiträge von **Alfred Friedmann, Hanns Weber, Schulte vom Brühl, Konrad Telmann, A. T. Mordtmann, Maurice von Stern, Carl Busse, Richard Zoozmann, Martin Greif, Julius Sturm u. v. a.**

Prospekte und **Probenummern** versendet **gratis** und **franco**

Der Verlag des „Gesellschafters“

Redaktion und Expedition: **Hamburg.** Holzdamm 17.

Mitarbeiter,

die im praktischen Leben stehen und über Berufs- und andere Fragen gemeinverständlich und anregend zu schreiben wissen, werden gesucht. Die Beiträge werden angemessen honorirt, auch erfolgt der Bescheid stets innerhalb vierzehn Tagen. Den Mitarbeitern wird eine möglichst weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugesichert. Keine Ansicht, soweit sie das Ergebniß eigenen Denkens ist und mit Talent vorgetragen wird, soll unterdrückt werden. Sendungen sind zu richten an

Karl Schneidt,

Herausgeber der **„Kritik“**,

Wochenschau des öffentlichen Lebens.

Berlin W. 30.

Mez & Söhne,

Freiburg, Baden.

empfehlen ihre luftdurchlässigen und deshalb allein zweckmäßigen

Netz- und Zellenstoff-

Unterkleider aus Seide, Wolle oder Baumwolle. **Kettenkrepp-Unterkleider aus Schappseide**, die gesund und angenehm und Dr. med. **Walser's Chinagras-Wäsche in Krepp-Zellenstoff.** Prospekte postfrei zu Diensten.

Viel Vergnügen

bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates**, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparate schon von 10 ℳ ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,

Hohenstein-E. 9. Sachsen.

100 seltene Briefmarken!

von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Meric., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisl. gratis.

Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.

E. Hayn. Naumburg (Saale).

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei, vers. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc. incl. Packung zu Tagespreisen.

Erste Referenzen.

H. Klopp, Marne (Holstein).

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben erscheint =

in fünfter, neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17 Bände in Halbfranz gebunden zu je 10 Mk.

272 Hefte zu je 50 Pf. 17 Bände zu je 8 Mk.

17,500 Seiten Text.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

Billigste Stempelfabrik Berlins.

Kautschukstempel

für Behörden, Geschäftsleute, Private und Vereine

liefert in

guter Ausführung und bestem Material zu den solidesten Preisen

H. J. Conrad,

Berlin NW., Gotzkowskystr. 5.

5 zeilige Geschäftsstempel, selbstfärbend, von 1 Mark an.

Datumstempel von 2,50 Mk. an, Invaliditäts-Entwerthungsstempel mit Blechkasten 2,50 Mk.

Musterbogen gegen 10 Pf. Rückporto.

Thaler!

Ernst Schuster, Berlin W. 57

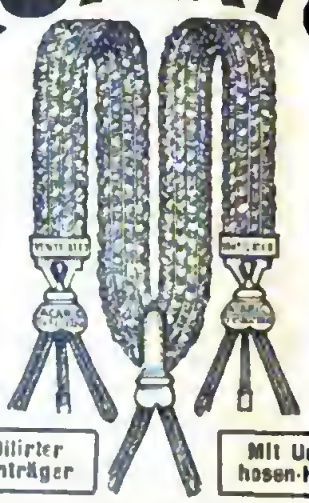
Bülowstraße 66

Münzen und Medaillen

Spezialität: **Thaler** und **Doppelthaler**

keinen Katalog, Anfragen m. Rückporto erb.

ACARIC



Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acaric**

Jedes Paar, welches diesen Stempel nicht trägt, ist kein **Acaric**

Ventilirter Hosenträger

Mit Unterhosen-Halter

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinabrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Zweckdienlichster Träger für alle Jahreszeiten. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.

Ueberall vorrätbig. Paar ℳ 3.50

Hauptdepots:

Berlin: Moritz Mädler, Leipzigerstraße 101.
Hamburg: Moritz Mädler, Neuerwall 84.
„ Ivan M. Schlichter.
Husum: F. Svenningsen
Kiel: Th. Thöl, Vorstadt 17.
Königsberg: H. Lachmanski.
Leipzig: Moritz Mädler, Petersstraße 8.
„ Th. Pfitzmann Nachfolger.
Lübeck: Justus Meyer.
München: Metzeler & Co.
Münhausen i. Th.: E. G. Hippius
Worms: Leop. Gallinger.

Dr. med. **Lütje's**

Hantel-Pessar

ist ein

Talisman

— für jeden —

Hæmor- rhoidarier.

Die Schmerzen, das Jucken u. Brennen, sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

Aerztliche Anerkenn. u. ausführl. Abhandl. **grat.** und **franco**

Zu beziehen durch **Evens & Pistor**, Vereinigte Verbandstoff Gummiwaaren- u. Instrumentenfabriken, Cassel (Hessen).

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 57; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Digitized by Google

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 5 | 3. November 1894

Mann über Bord!
Die Noth der Landwirthschaft. Von G. Lindemann.
Anarchistentödter und Staatsretter. Von Dr. E. Horn.
Deutschlands verlorene Söhne.
Seien wir ehrlich! Von T. Szafranski.
Im Salon Gurkitt. Von Fritz Stahl.
Berliner Konzertnoth. Von Paul Ertel.
Geschäftliche Ausblicke.
Bismarcks Nachfolger.
Russische Romanliteratur. Von Adolph Garbell.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Berlin W. 50

Verlag von Hugo Storm

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

= Schriftsteller und Literaturfreunde =

seien aufmerksam gemacht auf die neue, eigenartige Zeitschrift

„Der Gesellschafter“

Monatsschrift für vornehme Unterhaltung.

Herausgegeben von

Roderich Wald und **Max Beyer.**

Abonnementspreis **Mk. 1.50 pro Quartal** bei den Buchhandlungen sowie direkt bei der **Expedition, Herrn Roderich Wald, Hamburg, Holzdamm 17.**

„Der Gesellschafter“ pflegt vorzugsweise die **Novelle**, die **Humoreske**, die **Ballade** und die **rein lyrische Dichtung. Vornehme, gediegene kritische Würdigung** aller bedeutenderen **Neuerscheinungen. Junge Talente** finden Beachtung und Unterstützung. No. 1 enthält Beiträge von **Alfred Friedmann, Hanns Weber, Schulte vom Brühl, Konrad Telmann, A. T. Mordtmann, Maurice von Stern, Carl Busse, Richard Zoozmann, Martin Greif, Julius Sturm u. v. a.**

Prospekte und **Probenummern** versendet **gratis** und **franco**

Der Verlag des „Gesellschafters“

Redaktion und Expedition: **Hamburg.** Holzdamm 17.

---

100 seltene Briefmarken!

von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Cost.-r., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Mexic., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisl. gratis.

Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.

E. Hayn, Naumburg (Saale).

Mitarbeiter,

die im praktischen Leben stehen und über Berufs- und andere Fragen gemeinverständlich und anregend zu schreiben wissen, werden gesucht. Die Beiträge werden angemessen honorirt, auch erfolgt der Bescheid stets innerhalb vierzehn Tagen. Den Mitarbeitern wird eine möglichst weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugesichert. Meine Ansicht, soweit sie das Ergebniß eigenen Denkens ist und mit Talent vorgetragen wird, soll unterdrückt werden. Sendungen sind zu richten an

Karl Schneidt,

Herausgeber der „Kritik“,

Wochenschau des öffentlichen Lebens.

Berlin W. 30.

Billigste Stempelfabrik Berlins.

Kautschukstempel

für Behörden, Geschäftsleute, Private und Vereine

liefert in

guter Ausführung und bestem Material zu den solidesten Preisen

H. J. Conrad,

Berlin NW., Gotzkowskystr. 5.

5 zeilige Geschäftsstempel, selbstfärbend, von 1 Mark an.

Datumstempel von 2,50 Mk. an, Invaliditäts-Entwerthungsstempel mit Blechkasten 2,50 Mk.

Musterbogen gegen 10 Pf. Rückporto.

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei-, vers. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc. incl. Packung zu Tagespreisen.

Erste Referenzen.

H. Klopp, Marne (Holstein).

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 3. November 1894

I. Jahrgang | Nr. 5 | Jahrgang I

Mann über Bord!

Graf Caprivi hat sein Entlassungsgesuch eingereicht; die Entlassung ist ihm in Gnaden bewilligt worden. — Diese kurze, trockene Meldung hat allenthalben, wohin der Telegraph sie trug, das allergrößte Aufsehen erregt. Die Thatsache, daß Caprivi gerade im gegenwärtigen Augenblicke das Palais in der Wilhelmstraße verläßt, ist so recht bezeichnend für die in den Regierungskreisen vorherrschende Situation. Das Deutsche Reich ist wieder einmal an einem kritischen Wendepunkt seiner innerpolitischen Entwickelung angelangt, und bange Zweifel bemächtigen sich selbst furchtloser Gemüther.

Es war in letzter Zeit viel die Rede von Zettelungen und Machenschaften, von Ränken und Umtrieben, die zum Sturze des Reichskanzlers aufgeboten würden. Als der Kaiser in Königsberg seine Rede wider den Umsturz gehalten hatte, nahmen die Quertreibereien in der Presse und hinter den Kulissen von Neuem ihren Anfang. Aber es hatte damals den Anschein, als ob dem Allen der Monarch gänzlich fern stände, als ob seiner Rede, wie so manches Mal schon, eine tiefere aktuell-politische Bedeutung gar nicht innegewohnt hätte. Die Beziehungen zwischen dem Kaiser und dem loyalen Soldaten, der auf seinen Befehl den Posten im Reichskanzler-

Amt bezogen hatte, schienen gänzlich ungetrübt zu sein. Dennoch aber wollte das Gerücht nicht verstummen, daß zwischen der persönlichen Auffassung des Kaisers und derjenigen des Grafen Caprivi über die zur Bekämpfung der „Umsturzpartei" zunächst erforderlichen Mittel längst schon eine unüberbrückbare Kluft sich aufgethan habe. Obwohl die Windmacher von der liberalen Presse alles Mögliche aufboten, um die Lage in dunkelste Unklarheit zu hüllen, fehlte es doch nicht an charakteristischen Anzeichen dafür, daß thatsächlich insgeheim ein heftiger Kampf entbrannt war zwischen Caprivi und seinen Widersachern, daß eine Intriguenschlacht hin- und herwogte, deren Verlauf nicht lange mehr unentschieden bleiben konnte. Vorübergehend hatte es dann den Anschein, als ob der Kaiser selbst im letzten Momente sich von dem Reichskanzler habe die Ueberzeugung beibringen lassen, daß zur Bekämpfung der Sozialdemokratie und des Anarchismus es besonderer Ausnahmegesetze nicht bedürfe, sondern daß dazu die vorhandenen Gesetze, falls man sich zu einigen schon längst dringend nothwendig gewesenen Aenderungen entschließen könne, sehr wohl ausreichen würden. Graf Eulenburg, der an der Spitze der „Fronde" gestanden, schien geschlagen und selbst die Deputation der Ostpreußen, die kurz nach der entscheidenden Ministerrathssitzung eintraf, hatte anscheinend die Sache der Gegner Caprivis nicht mehr zu retten vermocht.

Groß war da der Jubel im liberalen Lager. Das „Berliner Tageblatt" vergaß gänzlich, daß es im Interesse der Abonnentengewinnung von Zeit zu Zeit noch ein freiheitliches Mäntelchen umhängen muß, und auch noch andere, gemeinhin etwas gesinnungstüchtigere, Blätter übersahen es geflissentlich, daß Graf Caprivi seinen „Sieg" in Wirklichkeit doch nur einer starken Annäherung an den Standpunkt seiner Gegner zu verdanken hatte, daß er den reaktionären Bestrebungen, zunächst auf dem Gebiete der Preßgesetzgebung, in liberalster Weise entgegengekommen war.

Schon damals, als die Siegesfanfaren im Lager der politischen Demokratie nicht verstummen wollten, mußten einsichtige Politiker sich sagen, daß der Sturz des Grafen Caprivi nunmehr nur noch eine Frage der Zeit würde sein. Caprivi war kein bedeutender Mann. Er stand selbst bei seinen schlimmsten Feinden niemals im

Verdacht besonderer Geistesgaben, und von Anfang an war aller Welt unheimlich klar gewesen, daß er nur so lange im Amte sich würde behaupten können, als der Kaiser mit seinem vollen Vertrauen hinter ihm stände. Von dem Tage an, da in irgend einer bedeutsamen politischen Frage zwischen seiner Auffassung und der seines kaiserlichen Herrn ein wesentlicher Unterschied sich ergab, war seine Stellung ernstlich bedroht — wenn es ihm nicht gelang, den Monarchen *ganz* für seine Anschauung zu gewinnen. Und das war ihm diesmal entschieden nicht gelungen. Er hatte in einem wesentlichen Punkte nachgegeben, hatte den Standpunkt, als ob es einer weisen und besonnenen Reformpolitik gelingen müsse, die proletarische Bewegung in friedliche Bahnen zu lenken, aufgeben und selbst Oppressivmaßregeln in Vorschlag bringen müssen. Damit hatte er sich selbst sein Urtheil gesprochen, und der endliche Ausgang der Angelegenheit hätte eigentlich nicht so sehr überraschen sollen . . .

Im liberalen Lager, wo man Caprivi schätzte, nicht nur weil er ein Mann von ehrenhaftem Charakter war — das würde ihm dort gerade nicht zur besonderen Empfehlung gereicht haben — sondern weil man ihn für schwach und ideenarm hielt, weil man glaubte, durch geschickte Bearbeitung in Presse und Parlament auf ihn dauernd Einfluß gewinnen zu können, und weil man ferner wußte, daß er, der Mann ohne Halm und Ar, über das mobile Kapital und seine wirthschaftlichen Funktionen in ziemlich naiven Anschauungen stecken geblieben war — im liberalen Lager herrscht nun große Trauer. Man wäre ja so gerne bereit gewesen, der Regierung des Grafen Caprivi entgegenzukommen, würde sich im Nothfalle ja auch — „um Schlimmeres zu verhüten" — mit einer Novelle zum Preß- und selbst zum Vereinsgesetz befreundet haben, vorausgesetzt, daß darunter nicht die „guten Revolutionäre", die Liberalen, sondern nur die schlimmen Männer des Umsturzes, zu leiden gehabt hätten, die Sozialdemokraten, die gegen die Majestät des Unternehmergewinns und gegen die drei Mal heilige Profitrate in unverantwortlicher Weise täglich und stündlich sich vergehen.

Nach der Entlassung des Grafen von Caprivi kann kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß an der ausschlaggebenden Stelle allen Ernstes neue Unterdrückungsmäßregeln gegen die „Umsturzparteien" ge-

plant werden. Es wird sich schon in Bälde entscheiden, wer zu den Umsturzparteien gerechnet wird. Man kann den Begriff weit und eng fassen, je nach Laune und Belieben, je nach Bedürfniß und Neigung. Unter Umständen könnte man in Regierungskreisen sogar zu der Ueberzeugung gelangen, daß die eigentlichen Umstürzler in den Reihen Derjenigen zu suchen sind, die die Lehre vom wirthschaftlichen Gehen- und Geschehenlassen auf ihre Fahne geschrieben, und die, als sie die Klinke der Gesetzgebung in Händen hatten, dieser Lehre auch in unserem Rechtsleben zur Anerkennung verholfen haben — wenigstens insoweit, als sie zum Zwecke der Förderung kapitalistischer Sonderinteressen praktisch sich ausmünzen ließ.

Ohne die liberale Gesetzgebung der siebziger Jahre, die der kapitalistischen Erwerbsthätigkeit alle Thüren und Thore sperrangelweit öffnete und der gewissenlosesten Ausbeutung des Volkes völlig freies Spiel gewährte, hätten die wirthschaftlichen Gegensätze sich nicht so schroff zuspitzen, hätte die Sozialdemokratie sich nicht in so schnellem Tempo entwickeln können, wie es in der durch diese Gesetzgebung erzeugten Treibhausatmosphäre thatsächlich geschehen ist . . .

Doch das Alles sind Erwägungen, die außerhalb des Gesichtsfeldes liegen, innerhalb dessen sich die Durchschnittseinsicht der Büreaukratie zu bethätigen pflegt. Die Herren am grünen Tisch haben ihre Schablone, in die sie Alles hineinpressen, was ihnen vorkommt. Der Kaiser, den das immer bedrohlicher sich gestaltende Anwachsen der Unzufriedenheit im Lande schreckt, hegt begreiflicher Weise den Wunsch, daß gegen das fernere Umsichgreifen dieser Bewegung feste Dämme aufgeworfen werden. Und da der Monarch in einer Lebensstellung, die so zahlreiche und vielseitige Ansprüche an seine Zeit und Arbeitskraft erhebt, nicht leicht dazu gelangt, sich in wirthschaftliche Fragen liebevoll zu vertiefen, da immer und immer wieder ihn der laute Lärm der Tagespolitik aufstört und die Pflichten einer anspruchsvollen Repräsentation seine Zeit gar sehr in Anspruch nehmen, kann man von ihm auch nicht verlangen, daß er einen klaren Einblick zu gewinnen suche in die eigentlichen Ursachen der wirthschaftlichen Nothlage, welche die allgemeine Unzufriedenheit erzeugt, aus der naturgemäß das Streben nach einer Umgestaltung der Verhältnisse hervorgehen muß. Der Monarch sieht

nur dieſes Streben, und dieſes Streben ſelbſt erſcheint ihm verwerflich, weil es in äußere Formen ſich kleidet, die ihm unſympathiſch ſein müſſen.

Die Sozialdemokratie, der Antiſemitismus, der Anarchismus und andere von einer leidenſchaftlichen Kritik des Beſtehenden ſich nährende Bewegungen ſind der Ausdruck des Unbehagens und der Unzufriedenheit, die weiteſter Volkskreiſe ſich lange ſchon bemächtigt haben. Nicht nur die Lohnarbeiter, ſondern auch die Handwerker, die Unterbeamten, die Landwirthe, die akademiſch Gebildeten und andere Berufsklaſſen fühlen ſich bedrückt, bedrängt und bedroht.

Und ſie alle machen den Staat und machen die Regierung verantwortlich für die Zuſtände und Einrichtungen, deren Beſeitigung ſie verlangen. Wilhelm II. aber identifizirt ſich mit dem Staate und mit der Regierung; ſein ſtark ausgeprägtes Selbſtbewußtſein empfindet als perſönlichen Angriff manchmal auch das, was eine perſönliche Spitze gegen ihn gar nicht haben ſoll. Von ſeinem Standpunkt aus, der doch ſchließlich auch nur der Standpunkt eines einzelnen Mannes iſt, dem, trotz ſeines innigen Glaubens an die gottgewollte Miſſion der Monarchie, doch übernatürliche Erkenntnißkräfte nicht zu Gebote ſtehen, iſt es daher begreiflich, daß er den Wunſch hegt, den Mächten des Umſturzes, deſſen immer höher ſich thürmende Wogen ſo wild anbranden gegen die beſtehende Staats- und Geſellſchaftsordnung, mit dem Aufgebot aller irgendwie verfügbar zu machenden Machtmittel entgegenzutreten.

Aus dieſem Grunde mußte es den Kaiſer peinlich berühren, als in der „Kölniſchen Zeitung“ angeblich ein von Caprivi inſpirirter Artikel erſchien, der ſich kurz und bündig gegen eine derartige Gewaltpolitik ausſprach. Er ließ den Reichskanzler darüber interpelliren, ob in dem Artikel *ſeine* Anſichten wiedergegeben ſeien. Graf Caprivi erklärte, daß er der Abfaſſung des Artikels zwar gänzlich fernſtehe, im Uebrigen aber ſich zu den darin niedergelegten Anſchauungen bekenne — eine weitere Erklärung müſſe er ablehnen. Das war eine ehrliche, ſchlichte und würdige Antwort, und wenn ſie dem *Kanzler* auch ſein Amt gekoſtet hat, ſo macht ſie dem *Menſchen* doch alle Ehre . . .

Ein merkwürdiges Zuſammentreffen war es, daß die Kriſis, welche dieſen Vorgängen entſprang, juſt in demſelben Moment zum

Ausbruch kam, als in Frankfurt am Main die deutsche Sozialdemokratie ihre Jahrestagung abhielt. Der Parteikongreß in Frankfurt erhielt dadurch eine ganz besondere Bedeutung. Unwillkürlich richteten alle denkenden Politiker ihre Blicke dorthin, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob denn in Wirklichkeit die von dieser Seite her drohende Gefahr besondere Abwehrmaßregeln erforderlich mache.

Das Bild, welches die Frankfurter Kongreßverhandlungen von der gegenwärtigen Verfassung der deutschen Sozialdemokratie ergaben, kann keineswegs zur Begründung außergewöhnlicher Maßnahmen herangezogen werden. Die ehedem so revolutionär sich gebärdende Partei ist gar friedfertig geworden. Einzelne ihrer Führer stecken zwar noch tief drin in der revolutionären Terminologie, sie bemühten sich in Frankfurt sogar, dem Herrn v. Vollmar und seinen Leuten klar zu machen, daß die Sozialdemokratie keineswegs die Aufgabe habe, die bestehenden Rechtsordnungen durch Reformen stützen zu helfen — wenn man aber genauer hinsieht, so waren das doch auch nur Phrasen, die auf die Taktik der Partei ohne allen Einfluß bleiben.

Gerade die Auseinandersetzung mit den Baiern war so recht eigentlich ein Beweis dafür, daß die Sozialdemokratie längst schon im Begriffe ist, sich zu einer friedlichen Reformpartei umzubilden. Georg v. Vollmar und seine Parteigenossen im bairischen Landtag haben dort für das Budget gestimmt und sind deshalb in einem Theil der Parteipresse des Prinzipienverrathes geziehen worden. Aber ihre bairischen Wähler haben ihnen auf dem Landeskongreß der bairischen Sozialdemokratie bedingungslos Decharge ertheilt, und auch in Frankfurt hat sich die Mehrzahl der Delegirten — wenigstens indirekt — auf ihre Seite gestellt. Herr Bebel, der Karl Abs der Sozialdemokratie, der wieder einmal eine Kraftprobe anstellen wollte, ist mit seinen Ansichten, deren forcirter Radikalismus offenbar nur auf die Galerie berechnet war, wieder nicht durchgedrungen.

Vollmar hat in Frankfurt in der ihm eigenen überlegenen Art die Kindereien Derjenigen zurückgewiesen, die sich einbilden, eine Partei könne sich auf die Dauer von hohlen, nichtssagenden Phrasen nähren. Er hat sogar den Zukunftsstaat mit allen seinen Segnungen geopfert und unumwunden die Forderung aufgestellt, daß die Sozial-

demokratie schon in der heutigen Gesellschaft dem Volke Erleichterungen schaffen und ihm eine Aufbesserung seiner wirthschaftlichen Lage gewährleisten müsse. Er hat ferner ausdrücklich gesagt, daß nicht nur das eigentliche Proletariat, die Industriearbeiter, sondern auch der Mittelstand und die Bauern, ein volles Anrecht hätten auf die Sympathieen der Sozialdemokratie, und daß man, um praktische Politik zu treiben und greifbare Erfolge zu erzielen, die Politik der Schlagworte aufgeben und sich sogar über theoretische Schrullen hinwegsetzen müsse. Der Bauernschädel ist thatsächlich antikollektivistisch — reden wir also nicht mehr vom Kollektivismus!

Das Alles lag in Vollmars Ausführungen darin. Und dennoch hat die Mehrzahl der Delegirten ihm zugestimmt. Das Scherbengericht hatte keine Macht über den Mann, der das aussprach, was an geheimem Fühlen und Denken in der Partei seit Langem schon nach Ausdruck ringt. Mögen auch die Herren Bebel, Liebknecht und ihr engerer Anhang zu Zeiten noch so revolutionär sich geben, in ihrem verborgenen Innern sind sie doch ebenso friedfertige und gesetzliche Bürger wie Herr von Vollmar und Karl Grillenberger. Die Jungen in der Partei denken aber anders, und ihnen zu Liebe muß man von Zeit zu Zeit so thun, als ob man wunders wie radikal wäre. Aber auch die Jungen werden älter, gesetzter und reifer — das bringt die menschliche Entwickelung so mit sich — und wenn nach ihnen auch immer wieder neue jugendliche Kräfte heranwachsen, die ungestüm nach vorwärts drängen, so werden im natürlichen Verlauf der Dinge doch stets die erfahrenen und besonnenen Männer, die ja ohnehin die Mehrzahl bilden, der Partei ihr eigenthümliches Gepräge verleihen und ihre Taktik vorschreiben.

Ganz anders aber wird die künftige Entwickelung der Partei sich gestalten, wenn nun aufs Neue durch Ausnahmegesetze ihr die Wege natürlichen Werdens verlegt werden sollen. Als im Jahre 1878 das Ausnahmegesetz beantragt und endlich durchgedrückt wurde, da waren kurz vorher zwei Attentate verübt worden, die eine tiefgehende Empörung verursacht hatten. Es war einer vor keinem nützlichen Mittel zurückschreckenden Politik gelungen, den Sozialdemokraten diese Attentate an die Rockschöße zu heften, und unter dem Druck solcher Vorstellungen ging alsdann das Gesetz durch . . .

Die Sozialdemokratie hat wahrlich keinen Grund, ein neues Ausnahmegesetz zu fürchten. Mag ihr in Theorie und Praxis auch Manches anhaften, was Leute von feinerem Empfinden abstößt, sozialistische Ideen sind heute in allen Kreisen der Bevölkerung, und nicht zuletzt unter den Gebildeten, vertreten. Alles, was irgendwie sozialistisch fühlt und denkt; Alles, was von einem warmen Mitgefühl für die unteren Volksklassen beseelt und durchdrungen ist, wird, wenn neue Verfolgungen sie mit einem neuen Nimbus umkleiden, sich innerlich solidarisch fühlen mit der Sozialdemokratie. Ein Riesenwiderstand wird der Regierung, wird den Behörden sich entgegenstemmen, und wenn sie dieses Widerstandes Herr wollen werden, müssen sie rücksichtslos unter ihre Füße treten auch alles Das, was an vorgeschrittenen Ideen, was an ehrlichem Streben und Wollen unter den Besten der Volksgenossen vertreten ist.

Ideen aber lassen sich nicht widerstandslos morden. Heftige Kämpfe stehen uns drum bevor, und schlimme Stürme sind in Sicht. Ein Mann ist bereits köpflings über Bord gegangen. Graf Eulenburg, der die Seele war von allen den Intriguen, die gegen Caprivi angezettelt wurden, ist aber nicht ans Steuerruder des Staatsschiffes berufen worden. Der Kaiser wollte offenbar den Anschein vermeiden, als ob er seine Politik sich von der konservativ-agrarischen Fronde suggeriren lasse. Zum Reichskanzler hat er daher den Fürsten Chlodwig v. Hohenlohe ernannt, und da von nun ab das Amt des Reichskanzlers wieder in Personalunion mit dem des preußischen Ministerpräsidenten verwaltet werden soll, mußte auch Graf Eulenburg seinen Abschied nehmen. Es erhebt sich nun die Frage, ob die schwache Hand eines fünfundsiebzigjährigen Greises die Kraft finden wird, das schwer bedrohte Staatsschiff durch schlimme Stürme in den sicheren Hafen zu führen.

Allerdings: das Schiff hat einen jugendlichen Kapitän an Bord, der begeisterungsfähig, feurig und ungestüm ist. Das sind treffliche Eigenschaften für einen Feldherrn; dem Seemann aber in Sturmesnöthen nützen in erster Linie Ruhe und Besonnenheit. K. Sch.

Die Noth der Landwirthschaft.

Der Rückgang der Preise für Korn und Oelsaat hat den Ertrag der Güter stark herabgedrückt. Faßt man die Güter im nordöstlichen Deutschland mit reinem Kornbau und Viehzucht ins Auge, so ist diese Verminderung so offenkundig, daß es sich nur noch um eine nähere Feststellung derselben im Vergleich mit dem Pachtzins und Unternehmergewinn handeln kann. Nach meinen Erlebnissen in der landwirthschaftlichen Praxis von 1870 bis jetzt kann ich behaupten, daß der Unternehmergewinn schon im Anfang dieses Zeitraumes nicht mehr betrug, als den freien Unterhalt des Besitzers oder Pächters und seiner Familie nebst seinem Gehalte, bei mittelgroßen oder kleinen Gütern. Dieser Unternehmergewinn, wenn man ihn überhaupt so nennen will, der nur in dem freien Unterhalt der Familie des Unternehmers und dem sich selbst gezahlten angemessenen Gehalte besteht, ist ein Posten unter den nothwendigen Wirthschaftsausgaben. Lege ich meiner Betrachtung gleichmäßige Durchschnittsernten zu Grunde, so finde ich, daß der Ausfall beim Korn- und Oelsaat-Verkauf oftmals bei den Jahresabschlüssen bis zwei Drittel und selbst darüber vom Pachtzins der Güter ausgemacht hat. Bedenkt man, daß die Ernten theilweise weit unter dem Durchschnitte geblieben sind, daß ungünstige Witterungsverhältnisse während der Erntezeit die Qualität des Verkaufskornes zu einer kaum noch marktfähigen Waare herabsetzten, daß auch die sonstigen Wirthschaftsunkosten im Allgemeinen gestiegen sind, so wird es klar, daß der landwirthschaftliche Betrieb nur zu häufig den Pachtzins nicht mehr abwarf, und daß die Verschuldung mehr und mehr zunehmen mußte. Der in die Augen springende Grund dieses Ertragsrückgangs ist der Niedergang der Kornpreise, und die Bewegung zur Steigerung derselben hat sich naturgemäß hieraus entwickelt. Die Kornpreisfrage ist sehr schwierig; denn die Konkurrenz des Auslandes, der Einfluß der Börse und die Nothwendigkeit günstiger Beziehungen für den Absatz unserer Industrieerzeugnisse nach auswärts sind so weithin wirkende Faktoren, daß sie, wenn überhaupt, nur von einem eminent volkswirthschaftlich begabten, praktischen Manne inmitten der Centrale der gesammten Regierungs-Angelegenheiten übersehen und in ihrem Zusammenhange richtig gewürdigt werden können. Wer weiß, ob nicht eine großkapitalkräftige Spekulation zum guten Theile hinter dem augenblicklich niederen Stande der Kornpreise steckt und nur darauf lauert, im Zusammenbruch unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse eine reiche Ernte durch Ankauf billigen Grundbesitzes zu machen. Vielleicht, daß die Verhältnisse des Kornmarktes sich bald wieder ändern, weil die Frucht doch noch nicht reif war! Man würde dann die tiefer liegenden Gründe für diese ganze Bewegung der Preise wissenschaftlich überhaupt nicht begreifen und bearbeiten können. Dann wären es schon Machtfragen, die auszufechten wären. Eine

Wissenschaft der Schlauheit und Gerissenheit des Spekulanten, der Konjunkturen im schlechten Sinne auszubeuten resp. selbst zu erzeugen bestrebt ist, um seinen Nutzen daraus zu ziehen, giebt es nicht, einem solchen Spekulanten muß man von Schritt zu Schritt nachgehen, um über seine Kniffe sich durch Augenschein zu belehren. Es ist die Aufgabe einer rührigen Regierung, sich von allen derartigen Vorkommnissen rechtzeitig und sicher unterrichtet zu halten.

Die durch den niedrigen Stand der Kornpreise zunächst verursachte Noth ward wesentlich verschlimmert durch die ganze Richtung, die unser Geschäftsleben in Verbindung mit Wissenschaft und Ausbildung für den landwirthschaftlichen Beruf seit etwa dreißig Jahren in beständiger Steigerung aus sehr guten Anfängen genommen hat; es sind allmählich sehr bedeutende Kapitalien in die Güter gesteckt worden, die sich noch heute verzinsen sollen. Den Einfluß dieser Verhältnisse einigermaßen zu überblicken, ist dem Einzelnen, der das praktische Leben inmitten der Landwirthschaft unter dieser neuen wissenschaftlichen Aera mitgemacht hat, wohl möglich, und gerade weil der Einblick in dieses Leben eine Menge kleiner einzelner Wahrnehmungen zur Voraussetzung hat, so habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, in dieser Abhandlung die Nothlage in der Landwirthschaft von dieser Seite zu betrachten.

Als die Landwirthschaft in Folge der Fortschritte in den Naturwissenschaften den mehr empirischen Betrieb aufgab und eine neue angewandte Wissenschaft, die Landwirthschaftswissenschaft, entstand, hob sich der Beruf zum Landwirth derart, daß eine große Zahl wohlsituirter junger Männer sich zu selbstwirthschaftenden Landwirthen ausbildeten. Die heutige Zeit kennt eigentlich nur noch den theoretisch mehr oder minder durchgebildeten Landwirth und landwirthschaftlichen Beamten und legt nicht mehr in demselben Maße Werth auf die praktische Ausbildung, wie dies früher geschah. Diese praktische Ausbildung hatte aber ihren hohen volkswirthschaftlichen Werth, nicht allein durch die Erlernung der landwirthschaftlichen Praxis von Grund aus, sondern auch durch eine damit Hand in Hand gehende Charakterentwickelung des jungen Mannes. Die Erlangung zäher Ausdauer im Detaildienst des Betriebes, der unermüdliche Fleiß, die durch den schweren Dienst großgezogene Festigkeit des Charakters zur besonnenen Ruhe in der Ueberlegung und Anordnung, das geduldige Abwarten bei der Kontrollirung der Arbeiten, welches auf genauer, praktisch erlernter Kenntniß der Arbeiten beruhte, eine gewisse Schwerfälligkeit und eine Anhänglichkeit an die bisherigen Gewohnheiten im landwirthschaftlichen Leben paßt noch heute wie damals auf Seiten des Wirthschaftsdirigenten zu dem langsamen aber gediegenen, gleichmäßig fortarbeitenden guten ländlichen Arbeiter, der am liebsten ungestört seiner Arbeit nachgeht und Ehrgefühl genug besitzt, um sich nicht treiben zu lassen, da er seine Schuldigkeit von selbst thut.

Nicht das schnelle Erfassen einer gegebenen Anregung und das sich daran anschließende energische Wollen und Vollbringen mit aller Kraft und Hingabe, sondern ein sehr ruhiges Temperament, ein Gott ergebener, geduldig abwartender, ein etwas ängstlicher, sparsamer, kleinlicher Sinn,

der sich nicht zu leicht mit noch nicht sicher bewährten angeblichen Verbesserungen einläßt, der sich nur der allmählichen Gesammtentwickelung in ruhig besonnener Weise anschließt, aber ihr durchaus nicht voranzueilen geneigt ist — das sind die Charaktereigenschaften, die für den Landwirth weit mehr als seine wissenschaftliche Bildung den Erfolg und selbst die Ueberwindung schwerer Zeiten verbürgen. Gerade solche Charaktereigenschaften tragen auch dazu bei, wenn die übrigen Verhältnisse sonst dazu angethan sind, daß der Landwirth einen guten Stamm ländlicher Arbeiter für seine Wirthschaft behält. Ich behaupte aus meiner Erfahrung, daß für den Fortgang der Arbeiter vom Lande in die Stadt lange nicht in dem Maße der höhere Verdienst, der Hang zu größerer Freiheit, Vergnügungssucht und Leichtfertigkeit den Grund abgegeben haben, wie dies häufig angenommen wird. Der gute landwirthschaftliche Arbeiter ist ein gemüthvoller Mensch, der sich nur wohlfühlt unter einem Herrn, dessen ganzem Wesen er Achtung und Zuneigung entgegen bringen muß, weil er ihm durch ruhige Besonnenheit, Gerechtigkeitssinn und Erfolg in der Wirthschaft imponirt

Das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter beruht in letzter Linie auf psychologischen Momenten. Es ist ganz verkehrt, den Arbeiter, weil er Arbeiter ist, für einen Menschen von beschränktem Geist und schlechtem Charakter zu halten, der seine Arbeit zu verrichten habe und dementsprechend seinen Lohn bezahlt erhalte. Gerade der gute Arbeiter ist sehr empfindlich und feinfühlig; er empfindet oft schmerzlich die Mißachtung seines Standes, er ist den Angehörigen der höheren Stände gegenüber sehr verschlossen, zudem in der Sprache nicht gewandt genug und erscheint oftmals roh und grob, wo er es in Wirklichkeit noch gar nicht ist. Es ist für einen gebildeten Herrn nicht leicht, ihm gegenüber die richtige Stellung zu finden, aber versuchen muß er es, wenn er überhaupt im Betriebe Etwas erreichen und in Ehren bestehen will. Einsichtsvolles Erkennen der Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn alle im Betriebe Beschäftigten sich wohl fühlen sollen, ist besonders in der Landwirthschaft dringendes Gebot. Vertrauen von unten nach oben, Gerechtigkeit und geschickte kluge und aufrichtig ehrliche Einwirkung von oben, die keine Gelegenheit versäumt, um sich dauernd dies Vertrauen zu sichern und immer wieder von Neuem zu erwerben, das ist erforderlich, wenn das Verhältniß von Arbeitgeber und Arbeiter ein gutes bleiben soll. Der ländliche Arbeiter ist auch heute noch in diesem guten Verhältniß zu erhalten, wenn es zweckmäßig angefangen wird, und wenn die geeigneten Persönlichkeiten für solche Aufgaben vorhanden sind. In den meisten Gegenden ist indeß der Mangel an guten Arbeitern schon derart, daß eine Unmenge von Leuten in der Landwirthschaft benutzt werden, die die Einzelheiten der landwirthschaftlichen Arbeit nicht genau kennen und dementsprechend sehr theuer werden. Denkt man sich das Bild einer Wirthschaft, wo der Dirigent ein junger schneidiger Gutsbesitzer ist, und seine Hülfspersonen in der Wirthschaftsführung ebenfalls mehr theoretisch gebildete junge Leute sind, die alle die landwirthschaftlichen Arbeiten nicht von Grund aus verstehen; nimmt man dazu eine fluktuirende Arbeiterbevölkerung, die nicht aus eigentlichen landwirthschaftlichen Arbeitern besteht,

sondern aus Leuten, die in einseitigster Weise nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht sind, so giebt dies ein Bild ab, das so manchen wirthschaftlichen Mißerfolg erklärt.

Heute ist das mehr geistige Erfassen der Berufsthätigkeit des Landwirths in den Vordergrund getreten. Manchem jungen Mann wird es schwer, sich in einfachen landwirthschaftlichen Betrieben noch wohl zu fühlen. Jeder dieser für den landwirthschaftlichen Beruf wissenschaftlich vorgebildeten jungen Leute strebt naturgemäß nach einem geeigneten Arbeitsfelde für die Bethätigung seiner vermeintlichen Fähigkeiten. Der Fortschritt der Naturwissenschaften mußte sehr anregend auf den landwirthschaftlichen Betrieb wirken. Daß die Landwirthschaft eine Erwerbswissenschaft ist, ward zwar niemals verkannt, aber es lag doch nur zu sehr in den obwaltenden Entwickelungsverhältnissen dieser neuen Richtung, daß die naturwissenschaftliche Betrachtung sich vordrängte und die rechnerisch-wirthschaftliche erst in zweite Linie gestellt ward. Die enormen Fortschritte in der wissenschaftlichen Erkenntniß der Ernährungschemie der Pflanzen und Thiere und der Bodenphysik, sowie auch der Maschinentechnik waren zu verlockend, als daß man sich nicht mit voller Hingabe auf diese Gebiete hätte werfen sollen. Die landwirthschaftliche Betriebslehre konnte bei der Zahl der vielen Spezialgebiete nicht in dem Maße gepflegt werden, wie es für die Praxis erforderlich war.

Unter dem Einfluß der hier berührten Zeitströmung traten auf landwirthschaftlichem Gebiete die Hochschule und die Versuchsstation an die Stelle der Autorität, die bislang die ausgezeichneten Männer aus der praktischen Landwirthschaft ausgeübt hatten, deren Wissen bei so vielen Kommissionen, speziell bei den Grundsteuerregulirungen sich nicht nur bethätigt, sondern auch noch erweitert hatte. Diese Generation ist gegenwärtig fast ausgestorben. Die Kräfte der neueren Schule sind an die Stelle des weittragenden Einflusses der älteren Autoritäten der Praxis getreten Die junge Generation war von vornherein durch den Geist der Naturwissenschaft wissenschaftlich angehaucht; voll kühnen Thatendranges trat sie in die neue Aera ein und ist seitdem den Anregungen aus den Professorenkreisen der Hochschulen und Versuchsstationen nur allzu eifrig gefolgt.

Durch die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse in der Ernährungschemie der Pflanzen und der Bodenphysik ist es leicht geworden, die Roherträge in der Pflanzenproduktion zu steigern, aber der Reinertrag der Wirthschaften geht ganz und gar nicht parallel dem Steigen der Roherträge, im Gegentheil: die Mehrproduktion wird verhältnißmäßig immer theurer und die Preise vieler landwirthschaftlichen Produkte, so z. B. Milch, sind Gewohnheitspreise, die noch aus einer Zeit sich erhalten haben, als die Produktionskosten niedriger waren.

Diese Richtung, welche es auf Hebung der Landwirthschaft durch Steigerung der Produktion in angeblich rationeller Weise zur Erzielung besserer Reinerträge abgesehen hat, mußte sich das in der Maschinenfabrikation, in der Fabrikation von künstlichen Düngern und Kraftfuttermitteln angelegte Großkapital mit großem Erfolge dienstbar zu machen. Die unverschämte

Reklame, welche das Großkapital für seine Artikel zu machen pflegt, und die bereits als etwas ganz Selbstverständliches angesehen wird, fügt der Landwirthschaft erheblichen Schaden zu. — — Unser Ausstellungswesen, das doch gewiß nützliche und anerkennenswerthe Ziele verfolgt, ist zum Theil diesem Reklameunwesen verfallen. Hier bestätigt sich der Geist des vermeintlichen Fortschrittes mit allen Finessen des Interessenkampfes nach allen Richtungen hin. Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein großer Theil der Industriellen auch der vollen Ueberzeugung lebt, der Landwirthschaft in Wahrheit durch die Zuführung ihrer Erzeugnisse und durch Aufbesserung der Produktion zu dienen, und gewiß trifft dies auch in vielen Fällen zu, aber man muß doch sehr genau prüfen. Der wesentliche Unterschied zwischen landwirthschaftlicher Produktion und Industrie besteht darin, daß die Produkte der Ersteren allgemein als nothwendige Lebensbedürfnisse unter Gewohnheitspreisen verlangt werden, wohingegen die Erzeugnisse der Industrie zum sehr bedeutenden Theil erst einen Absatz durch geschickte Vorstellung und durch Beeinflussung des Kaufenden unter Bestimmung des Preises nach den Fabrikationsunkosten finden. Hier gilt es durch hohen Verdienst, den man den den Absatz vermittelnden Personen zuweist, das Interesse derselben aufs Aeußerste anzuspornen.

Es ist doch, wenn man reiflich darüber nachdenkt, eine Verhöhnung der mühsamen, ehrlichen Produktionsarbeit des landwirthschaftlichen Betriebes, wenn Vertreter solcher Industrieartikel an Prozenten und Provisionen mehr verdienen durch einfache Vermittelung von Geschäften, als der Landwirth mit einem großen Betriebskapital unter der anstrengendsten Thätigkeit von früh bis spät erübrigen kann. Die Ausbeutung der Landwirthschaft durch das Großkapital ist ein schlimmer Krebsschaden.

Heute, wo wir inmitten der landwirthschaftlichen Nothlage stehen, ist es zwar leicht, auf die Fehler der Vergangenheit hinzuweisen, aber ich darf doch wohl hervorheben, daß die Betriebslehre, die als Wissenschaft zunächst den Einzelnen zu belehren hatte, auch zugleich berufen war, die Gefahren für die Gesammtheit der landwirtschaftlichen Produktion volkswirthschaftlich zu erkennen und gebührend darauf aufmerksam zu machen. Ich meine, daß es doch immer schon eine äußerst gefahrvolle Lage für die Landwirthschaft bedeuten mußte, wenn, wie dies der Fall lange Jahre hindurch gewesen ist, die Erträge der Güter von den Kornpreisen so hervorragend abhängig blieben. Die Viehzucht brachte im Großen und Ganzen nicht mehr als kostenfreien guten thierischen Dung. Dieser mußte durch Kornproduktion erst in Geld umgesetzt werden. Die Preise für Milch, Fleisch und Wolle waren nicht derart, daß die Holländerei-, die Mastbetrieb- und die Schäferei-Konten schon baare Geldüberschüsse abzuführen vermochten. Es lag doch auf der Hand, daß, sobald die Unmöglichkeit einer entsprechenden Verwerthung des durch diese Produktionsweise erzielten Dunges durch Kornbau in Folge Sinkens der Kornpreise eintreten würde, die Noth mit einem Male hereinbrechen müßte. Es war doch Alles auf eine Karte gesetzt. Hätte man nicht schon seit langer Zeit das Gefahrvolle dieser Wirthschaftsweise betonen und Alles aufbieten müssen, um eine

Steigerung der inländischen Preise auf den lokalen Märkten für Milch, Butter und Fleisch durchzusetzen? Der Schrei der nothleidenden Landwirthschaft hat auch heute noch wenig Gehör gefunden in den Gegenden mit gutgehender Zuckerrübenindustrie. Auch hier steht heute Alles auf einer Karte. Der Zuckerrübenbau ist noch Dasjenige, was den Ueberschuß bringt und die geradezu horrenden Pachten möglich macht. Sobald der Zuckerpreis dauernd ein sehr niedriger bleibt, ist die Noth auch dort mit einem Schlage.

Man hört heutzutage oftmals beklagen, daß dem Landwirth die kaufmännische Bildung fehle. Ich denke mir dabei, daß der Landwirth es auch durchzusetzen lernen müsse, vortheilhafter für sich den Ankauf und Verkauf zu gestalten. In Rücksicht auf die Natur seiner Produkte steht der einzelne Landwirth aber einem Kaufmannsstande gegenüber, der von ihm in keiner Weise abhängig, sondern ihm wirthschaftlich überlegen ist. Hier ist nur durch die Schaffung großer Genossenschaften vielleicht etwas zu erreichen, wenn die erforderlichen Kapitalien aufgebracht werden können, denn das Geld giebt auf diesem Gebiete den Ausschlag. Der hierdurch zu erreichende Zweck fällt zusammen mit der Forderung einer einfachen gesetzlichen Normirung der Preise für Artikel, die von der inländischen Produktion abhängen. Dieser Vorschlag ist an sich nicht so unsinnig, wie er auf den ersten Blick erscheinen mag. Es spricht Verschiedenes dafür, daß dieser Gedanke sich bei Kleinem Bahn brechen könnte und nicht nur in Bezug auf Landwirthschaft, sondern überhaupt und zwar im Zusammenhange mit einem Schutze der reellen Produktion, die heute immer mehr durch eine unreelle verdrängt wird. Die Schwierigkeit liegt hier nur in der praktischen Durchführung und an dem Neuen dieser Forderung. Ich bin der Meinung, man könne eine gesetzliche Fixirung von Preisen für inländische Konsumartikel der landwirthschaftlichen Produktion, wie namentlich der Milch, und eine gleichzeitige Preissteigerung durch die heutigen Anordnungen der Gesundheitspolizei motiviren. Die Milch könnte noch mehr einer behördlichen Kontrolle schon beim Zusammengießen nach dem Melken und bei der Stallbehandlung unterstellt werden; hierdurch würde das kostspielige Sterilisirungsverfahren, welches eine neue schwere Belastung der Landwirthschaft darstellt, sehr eingeschränkt werden können. Bei exakter Führung einer Holländerei unter besseren Milchpreisen, würde auch ohne Anwendung von Sterilisirungsapparaten, eine genügende Sicherheit gegen Erkrankung durch Milch geboten werden. Ich habe hierin speziell jahrelange Erfahrungen als Produzent von Kindermilch. Die wissenschaftlichen Forschungen der Mediziner (Bazillentheorie u. s. w.) werden von der Industrie nur allzu schnell ergriffen, um neue Erfindungen zu machen und sich neue Einnahmequellen aus der Landwirthschaft zu erschließen. So lange der Landwirth keinen höheren Preis für Milch erzielen kann, kann er, ohne schwere Einbuße zu erleiden, nicht daran denken, die Milchproduktion allseitig zu vervollkommnen, so daß jede Gefahr für die Gesundheit der Käufer ausgeschlossen ist.

Die Geschäftsreklame, welche vom Fabrikanten selbst ausgeht, ist entschuldbar, selbst dann, wenn der Egoismus hier etwas stark hervortreten

sollte. Wenn man nur weiß, daß es eine Reklame ist, und von wem sie ausgeht, so ist sie ja auch nicht so gefährlich. Der Reklamegeist wirkt aber weiter durch die Fachpresse und selbst in populär gehaltenen wissenschaftlichen Schriften. — Ich betone hier ausdrücklich, daß ich ganz absehe von etwaiger Bezahlung für gute Empfehlungsschriften Ich hoffe, daß alle Veröffentlichungen unserer landwirthschaftlichen Professoren frei geblieben sind von irgend welcher Vergütung von Seiten der Fabrikanten von künstlichen Düngern. Mir ist nicht ein einziger Fall bekannt geworden, daß unsere Wissenschaft im Dienste der Reklame gegen Lohn gearbeitet hätte. Ich will nur sagen, daß die Literatur trotz alledem der Reklame sich in einer Weise nähert, die ich nicht mehr gutheißen kann. Auf dem Gebiete der Anpreisung von künstlichem Dünger wird bereits in populären, kurzgefaßten Schriften, die der weitesten Verbreitung fähig sind, die Veranschaulichung durch photographische Darstellung von Topfkulturen angestrebt. Man bedient sich der Mittel, auf die äußere Sinne einzuwirken, in Fällen, wo die Mittheilung einfacher Zahlenverhältnisse durchaus genügen würde. Diese Bilder wirken aber drastischer und entsprechen der beabsichtigten Anregung besser. Ich kann aber nicht zugeben, daß eine allgemeine Anregung zur Verwendung künstlicher Dungmittel irgendwie gerechtfertigt werden kann, wenn nicht eine sehr ausführliche Belehrung und Ermahnung zur Vorsicht daneben her geht.

Als Hauptbeispiel, wie die Literatur über künstlichen Dünger diesem Fabrikationszweige vorarbeitet, will ich auf die populären Schriften von Professor Dr. Paul Wagner, Vorstand der landwirthschaftlichen Versuchsstation Darmstadt, etwas näher eingehen. Die Schrift Wagners*) kann schlechthin als eine Reklame für die Anwendung von künstlichem Dünger im Allgemeinen bezeichnet werden, denn sie enthält eine gedrängte Mittheilung der Forschungsergebnisse ohne irgend welche eingehende Begründung. Sie ist wie zur allgemeinen Anregung geschaffen. Es ward diese Schrift auch wohl deßhalb von der Deutschen Landwirthschaftl. Gesellschaft, Dünger-(Rainit-)Abtheilung, ihren Mitgliedern im Februar 1891 unentgeltlich übersandt. Eine andere Schrift Wagners, in welcher der Agrikulturchemiker sich erlaubt, sehr stark in die landwirthschaftliche Betriebslehre hineinzupfuschen, indem er wirthschaftlich zu rechnen versucht in einer Weise, die mir geeignet erscheint, die öffentliche Meinung über die Möglichkeit der Steigerung der Bodenerträge nur zu verwirren und der Landwirthschaft dadurch sehr zu schaden, ist betitelt: „Die Steigerung der Bodenerträge durch rationelle Stickstoffdüngung", ebenfalls mit Photographien versehen und ebenfalls für einen weiten Kreis berechnet, wie im Vorwort selbst gesagt ist.

Ob Wagners Untersuchungs Methode einen zuverlässigen Weg eingehalten hat, das scheint nach einer Veröffentlichung des Professor Dr. G. Marek „Ueber den relativen Düngewerth der Phosphate"

*) „Die rationelle Düngung der landwirthschaftlichen Kulturpflanzen. Ein Zyklus von drei Vorträgen mit 12 in den Text gedruckten Autotypien photographischer Aufnahmen von Pflanzenkulturen. Zweite Auflage 1891."

doch zweifelhaft. Diese Schrift ist eine von der Liebig-Stiftung bei der Königl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften in München gekrönte Preisschrift. Es ist mir wohl bekannt, daß man dieser Schrift eine Menge Flüchtigkeitsfehler vorwirft und sie nicht überall in Fachbibliotheken anschafft, weil man eine ungünstige Beeinflussung der Studirenden gegen Wagners Ansichten und Lehren befürchtet. Es ist mir dies aber ein neuer Beweis dafür gewesen, daß unsere Professoren zum Theil schon eine Art Politik des künstlichen Düngers betreiben, und daß es schon eine Art Herrschaft des Professorenthums über die praktischen Landwirthe giebt, die darin besteht, die von ihnen vertretene Meinung nicht durch ungünstige Gegenströmungen stören zu lassen. Marek bringt in seinem Buche doch eine ganze Menge sehr beachtenswerthen Materials bei, das man nicht so ohne Weiteres unter den Tisch schieben sollte.

Nach meiner Auffassung verkennen die Herren Agrikulturchemiker ganz und gar ihre Stellung. Ihre Aufgabe ist es, zu forschen und zu belehren, wobei sie es aber Jedem anheim stellen müssen, welchen Nutzen er aus dem wissenschaftlich Gebotenen ziehen will und zu ziehen vermag. Sie sollen nach keiner Seite hin einen Druck ausüben und auch nicht in verschleierter Form zu Dingen anregen, deren Lehrgeld sie nicht bezahlen können. In diesem Sinne sind die Versuchsstationen eingerichtet worden, und in diesem Sinne nur wünsche ich sie weitergeführt zu sehen. Sobald sie Herrschaftsgelüste, und sei es selbst in der wohlwollendsten Meinung, erkennen lassen, müssen sie gezügelt werden. Es ist mir unbegreiflich, daß die Betriebslehrer sich so von den Agrikulturchemikern den Vortritt nehmen lassen, als ob die Chemie die einzigste Wissenschaft wäre, die uns zu beglücken vermag. In der Agrikulturchemie sind eine Menge sehr einseitiger Menschen thätig, deren Wissen in Bezug auf die morphologischen Verhältnisse der Pflanzen sehr viel zu wünschen übrig läßt; man kann sie nur nicht examiniren, denn sie haben nicht nöthig, stille zu halten, und können sich auf frühere Examina berufen.

Heute wird jede natürliche Entwickelung verschoben, es spitzt sich Alles auf theoretische Zergliederung zu. Die einfache, vernünftige sparsame Auffassung des Wirthschaftslebens wird fortwährend verleugnet. Und doch hat die Landwirthschaft von ihr viel mehr zu erwarten, als von allen kostspieligen Neuerungen, die müßige Leute ausklügeln und mit dem Nimbus der Wissenschaftlichkeit umgeben, damit das Großkapital Gelegenheit findet, sein Herrschaftsgebiet immer mehr auszudehnen.

Hasserode i. Harz. O. Lindemann.

Anarchiſtentödter und Staatsretter.

II.

Zu ganz anderer Weiſe als Proudhon und von anderem Ausgangspunkte aus gelangt Max Stirner zu einer theoretiſchen Begründung des Anarchismus.

Ich bemerke hierzu, daß es Stirner wirklich nicht in erſter Linie darauf angekommen iſt, den Anarchismus zu begründen. Er vermeidet ſogar das Wort. Sein Buch iſt vielmehr eine einzige, große Kritik des Liberalismus in ſeinen drei Formen, des politiſchen, des ſozialen und des humanen. Letzteren, weil er vertreten wurde von ſeinen nächſten Bekannten, Bruno Bauer und der heiligen Familie, nimmt Stirner vorzugsweiſe aufs Korn. Wie Herr Stammler den humanen Liberalismus überſehen konnte und auslaſſen, als er ſchrieb: „Er (sc. Stirner) theilt für die hier intereſſirende Frage den Liberalismus in den politiſchen und den ſozialen“ — verſtehe ich nicht. Stirner hatte den Liberalismus bereits überwunden, ehe er recht in Flor kam. „Wen ſieht der Liberale als Seinesgleichen an? Den Menſchen.“ (S. 176.) Und gegen den Menſchen richtet Stirner ſeine tödtlichen Pfeile.

Es handelt ſich um die alte Streitfrage der Nominaliſten und Realiſten. Sind die Ideen, die Begriffe bloße nomina, oder ſind ſie realia? Haben wir ſie, oder haben ſie uns? d. h. exiſtiren ſie außer uns und zwar über uns, unabhängig von unſerem Denken als ſelbſtſtändige Weſen, als — Geiſter? Kurz, giebt es Geiſter, „Geſpenſter“, oder nicht?

Stirner beweiſt dem Liberalismus, daß er an Geſpenſter glaubt, daß er Begriffe, die er erzeugt hat, über ſich erhoben und zu ſeinem Herrn und Gott gemacht hat, dem er dient: der politiſche Liberalismus glaubt an den Staat, der ſoziale an die Geſellſchaft, der humane an den Menſchen. Staat, Geſellſchaft, Menſch ſind gleichermaßen Geſpenſter.

Das iſts, was Stirner gegen den Liberalismus verficht. Er leugnet die ſelbſtſtändige Exiſtenz dieſer Ideen. Sie ſind nur, wenn Ich ſie denke, und indem Ich ſie denke. Es ſind Meine Ideen.

Als konſequenter und klarer Denker zieht nun Stirner die praktiſchen Folgerungen dieſer Grundanſchauung. Auf das Ich kommt es alſo überall an, nicht etwa auf das Fichte'ſche Ich, das auch ſo ein perſonifizirtes Abſtraktum iſt, ſondern auf das einzelne korrekte unvergleichliche, undefinirbare, eigenthümliche und einzige Ich.

Stirner begründet nicht den Anarchismus — der ist eine Negation, an der wenig zu begründen ist — sondern den Egoismus, und der ist positiv.

„Sein Buch: Der Einzige und sein Eigenthum enthält den keckſten Verſuch, der jemals unternommen worden ist, alle irgendwelche Autoritäten von sich abzuschütteln." — Keck ist Stirner nicht, aber kühn und scharfsinnig, und sein Versuch mag gelungen heißen. Den Kampf gegen die Autorität hat aber nicht er, sondern der Liberalismus begonnen. Stirner zeigt: der politische Liberalismus wollte herrenlos werden, aber er erschuf den Staat, einen neuen Herrn; der soziale Liberalismus wollte besitzlos machen und gleichzeitig die Besitzlosigkeit abschaffen und machte die gespenstige Gesellschaft zu Eigenthümerin; der humane Liberalismus machte gottlos und erhob den Menschen auf den Thron.*)

Um wessentwillen versucht das Alles der Liberalismus? Doch um des lieben Ich willen. Aber inkonsequent seid ihr und Feiglinge, das haftet euch noch von eurer seitherigen Sklaverei an. Herrenlos wird nur, wer selbst ein Herr ist, sein Eigener, der sich zu haben versteht; der Staat bleibt euer Herr. . Den Besitzer schafft ihr nicht ab und zu Eigenthum verhelft ihr euch nicht, wenn ihr der Gesellschaft alles übertragt. Und wenn ihr dem Einzelnen zwar „seinen" Gott nehmt, dafür aber den Menschen erhöht, so gebt ihr derselben Sache bloß einen andern Namen. Wenn auf dem Wege des Liberalismus das Ziel menschlicher Entwickelung liegt, so kann es nur im Egoismus gefunden werden. Aber ihr habt keinen Geschmack.

Im Uebrigen, was geht es dich an, wenn ich mir einen persönlichen Herrn halte? Muß Ich statt dessen deinem unpersönlichen Staate unterthan sein?

Was sorgst Du um mein Besitzthum, daß du es einem andern Eigenthümer, der Gesellschaft überträgst? Will Ich es los sein, so gebe Ich es ab, sonst aber vertheidige Ich's.

Und endlich, was geht dich mein Gott an, mich aber dein Mensch? Warum soll Ich diesen für jenen eintauschen?

Der Egoismus ist das einzig klare Prinzip friedlicher menschlicher Geselligkeit, weil er Andern nichts zumuthet. — —

Herr St. schreibt: „Das hier einschlagende Problem geht darauf: Wie kann der Mensch frei werden und doch zugleich in geregelter Gemeinschaft mit Anderen leben?" — Nein, sage ich. Das ist schief. Dies Problem kann Niemand lösen, am allerwenigsten denkt Stirner daran. Jede Gemeinschaft beschränkt die persönliche Freiheit. Die geregelte Gemeinschaft aber, die Herr St. im Auge hat, thut mehr: sie beschränkt die Eigenheit.

Frei werden kann Niemand, aber frei sein. Die Eigenheit, getragen von dem Bewußtsein meiner Einzigkeit, das ist meine ganze Freiheit, positiv gedacht. Wovon Ich aber frei sein will, wenn Ich es werden

*) An dieser Kritik hätte sich Herr Stammler das Muster nehmen müssen, als er auszog, den Anarchismus zu widerlegen.

kann, das behalte Ich Mir im einzelnen Falle vor, und die Erringung dieser negativen Freiheit, d. h. das Losarbeiten von Willenshindernissen, physischen wie intellektuellen, das ist jedes Mal ein Akt meiner positiven Freiheit, meiner Eigenheit, meines Ich, um dessentwillen Ich das Alles thue. Und darin geht mein ganzes Leben auf.

Das Problem könnte also höchstens sein: Wie befreien wir uns von der geregelten Gemeinschaft Stammlers, d. h. vom Zwangsrecht, damit wir Eigene sein und bleiben können? Da aber Gewalt nicht zum Ziele führt, ja, ihre Anwendung durch die allen Zwang verwerfende Natur des Egoismus sogar ausgeschlossen ist, so kann den Theoretikern höchstens das Problem gestellt sein: plausibel zu machen, daß der Einzelne und Alle besser fahren, wenn sie sich zur Wahrung ihres Egoismus vereinigen, anstatt einem imaginären Staat, einer imaginären Gesellschaft, kurz, irgendwelcher abstrakten Allgemeinheit Opfer, Götzenopfer zu bringen mit dem Blute des Egoismus, der Eigenheit, in praxi aber das Beispiel zu geben, wie man es möglich macht, ungeachtet aller Hindernisse seine Eigenheit zu wahren. Ich denke, in beider Hinsicht hat Stirner Etwas geleistet.

Stirners Buch hat 379 Seiten. Um Stirners Meinung wiederzugeben, zitirt Herr St. eine Anzahl Stellen in folgender Reihe: Seite 163, 125, 144, 181, 188, 183, 144, 140. Daß er mit diesem Hinundher und mit diesem mageren Extrakt aus 50 Seiten Stirner nicht gerecht geworden ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Von einem Widerlegen aber selbst dieser wenigen Sätze ist gar nicht die Rede, Herr St. verzichtet völlig darauf. Er giebt vielmehr hinterdrein eine Auseinandersetzung über Rechtssatzung und Konventionalregel, führt dann Privatunterhaltungen mit seinen Kollegen Merkel und Sohm, von denen namentlich die erstere völlig gleichgültig ist, und bringt am Ende die Lehre Stirners auf die Formel der Konventionalregeln. Um sie mit dieser zu stürzen? Keineswegs. Herr St. sagt vielmehr soviel zum Lobe der Konventionalregeln, daß es den Leser nur Wunder nimmt, wenn er nicht bei der Stange bleibt, sondern von seinem Ausfluge aufs Meer der Freiheit unter dem Winde zurückrudert in seine Lagune des Zwangsrechts.

Ich gebe aber einige Proben davon, wie Herr St. mit Stirner umspringt.

Obwohl Herr St., wie ich schon bemerkt habe, den humanen Liberalismus nicht als das Zielobjekt der Stirner'schen Kritik erkannt hat, führt er doch die Stelle an, wo Stirner den liberalen Begriff des „Menschen" mit dem des „Unmenschen" aufs Unbarmherzigste bloßstellt. Wie kommt Stirner darauf? Er kritisirt (S. 180) den liberalen Staat: „Welcher Begriff ist aber dem Staate der höchste? Doch wohl der, eine wirklich menschliche Gesellschaft zu sein, eine Gesellschaft, in welcher Jeder als Glied Aufnahme erhalten kann, der wirklich Mensch, d. h. nicht Unmensch ist." Danach kommt dann die von Herrn St. zitirte Stelle: „Mit dürren Worten zu sagen, was ein Unmensch sei, hält nicht eben schwer: es ist ein Mensch, welcher dem Begriffe Mensch nicht entspricht . . ."

„Es besteht also," fährt Herr St. fort, „ein Ideal von dem Menschen, wie er sein sollte, das sich lebhaft davon unterscheidet, wie jeder Einzelne wirklich ist. Stirners Worte sind das zwar nicht, aber ich wills einmal gelten lassen." Was knüpft nun Herr St. daran? Er schreibt:

„Und nun vernichte ich — fährt Stirner fort und vollführt dabei eine dogmatisch unerlaubte Phantasie — jenen Idealbegriff; ich streiche ihn und verstehe nun unter „Mensch" meine besondere Persönlichkeit, wie sie empirisch vorliegt. Denn Menschen, die wirklich sind, aber keine Menschen wären, weil sie der Aufgabe des Gattungsmenschen nicht entsprechen, wären Gespenster."

Keine Zeile dieses Satzes kommt auf Stirners Rechnung; er möchte sich wohl dafür bedanken, seine Gedanken in solchem Wortgewande erscheinen zu lassen. Herr Stammler redet und er behauptet: „Das ist die einzige Deduktion, die von Stirner als Unterlage hier genommen wird." Als Unterlage wofür? werden wir gleich sehen.

Zunächst „eine dogmatisch unerlaubte Phantasie", das ist wieder so eine Unverdaulichkeit des Stammler'schen Stils. Was will er sagen? Stirner phantasirt, das ist ihm nicht erlaubt, dogmatisch nicht erlaubt. Dogmatisch? Unsinn! Dogmatische Erlaubniß giebt es nicht. Die adverbiale Beziehung ist also falsch. Nehmen wir dogmatisch zu Phantasie! Was ist eine dogmatische Phantasie? Auch Nichts. Aber halt! Stirner phantasirt dogmatisch, und das ist unerlaubt; will das Herr St. sagen? Nehmen wir es an, so bleibt der Vorwurf, der Stirner treffen soll, am Dogma haften. (Proudhon war auch dogmatisch, Herr Stammler ist es nicht.) Denn das „unerlaubt" wollen wir gleich streichen, Stirner hat kein Mensch Etwas zu erlauben.

Und „phantasirt" Stirner? Redet er irre? Oder wenn auch das nicht, ist es ein Denker, mit dem die Gedanken „durchgehen"? Nein, Stirner ist der ruhigste und festeste Denker, von dem Jemand gesagt hat: „Ein reiches Material aus Geschichte und Politik ist so stark und sicher auf das eine Ziel des Grundgedankens gerichtet und gerade im Einzelnen mit derartig tüchtiger Treffsicherheit vorgestellt, daß jenes leichte literarhistorische Urtheil völlig unberechtigt erscheinen muß." Dieser Jemand ist Herr Stammler; damit ist der Punkt erledigt.

Ob es nun ein Dogma, d. h. Glaubenssache ist, wenn Stirner schreibt: „Menschen, die keine Menschen sind, was wären sie anders als Gespenster? Jeder wirkliche Mensch ist, weil er dem Begriffe „Mensch" (nämlich im Sinne der Humanen) nicht entspricht, oder weil er nicht „Gattungsmensch" (Marx' Ausdruck) ist, ein Spuk. Aber bleibe Ich auch dann noch ein Unmensch, wenn Ich den Menschen, der nur als mein Ideal, meine Aufgabe, mein Wesen oder Begriff über Mich hinausragte und Mir jenseitig blieb, zu meiner Mir eigenen und inhärenten Eigenschaft herabsetzte, so daß der Mensch nichts Anderes ist, als meine Menschlichkeit, mein Menschsein, und Alles, was Ich thue, gerade darum menschlich ist, weil Ich's thue, nicht aber darum, weil es dem Begriffe „Mensch" entspricht? Ich bin wirklich der Mensch und Unmensch in Einem; denn Ich bin Mensch, Ich bin zugleich mehr als Mensch, d. h. Ich bin das Ich dieser meiner

bloßen Eigenschaft" — ob das, ich wiederhole, ein Dogma, d. h. Glaubenssache, ist, das überlasse ich Allen denen — nicht zu beurtheilen, für die Stirner zu wunderlich und zu hoch ist, die ihn nicht begreifen können. Stirner vollzieht mit diesen Worten eine That, aber keine „dogmatisch unerlaubte Phantasie", und so lange du ihm diese That nicht nachmachst, wirst du dein „Wers glaubt, wird selig" stammeln müssen.

In dieser „einzigen Deduktion" hat nun Stirner, so behauptet Herr St., die Grundlage für den Aufbau des sozialen Anarchismus gefunden.

Das erscheint allen Stirner-Kennern stark. Was Stirner vom Recht und Eigenthum, von Familie, Gesellschaft, Kirche und Staat, von Wahrheit und Wissenschaft, von Freiheit und Egoismus lehrt, vor Allem aber seine Beschreibung des Ich als des Eigners und Einzigen, das bildet weit mehr als jene Kritik des liberalen Humanismus nun nicht die Grundlage für den Aufbau des sozialen Anarchismus, sondern der ganzen Weltanschauung Stirners, aus der heraus er allerdings die freie Vereinigung als den wünschenswerthen gesellschaftlichen Zustand empfiehlt. Aber einen sozialen Anarchismus kennt Stirner gar nicht, um so weniger kann er daran denken, ihn aufzubauen. Er schreibt vielmehr (S. 326):

„Die Revolution zielt auf neue Einrichtungen, die Empörung führt dahin, uns nicht mehr einrichten zu lassen, sondern uns selbst einzurichten, und setzt auf „Institutionen" keine glänzende Hoffnung. Sie ist kein Kampf gegen das Bestehende, da, wenn sie gedeiht, das Bestehende von selbst zusammenstürzt, sie ist nur ein Herausarbeiten Meiner aus dem Bestehenden. Verlasse Ich das Bestehende, so ist es todt und geht in Fäulniß über. Da nun nicht der Umsturz eines Bestehenden mein Zweck ist, sondern meine Erhebung darüber, so ist meine Absicht und That keine politische und soziale, sondern, als allein auf mich und meine Eigenheit gerichtet, eine egoistische."

Der Aufbau eines sozialen Anarchismus ist ein Widerspruch in sich, und er erscheint im Munde Herrn St.'s um so auffälliger, als er selbst von Anfang an Sozialismus und Anarchismus scharf geschieden hat. Aus dem eben gegebenen Citat erhellt aber auch zur Genüge, daß Stirner weder mit dem modernen Sozialismus, noch Anarchismus Etwas zu thun hat. Auf die Herrschaftslosigkeit kommt es ihm nicht so sehr an, als auf seine Eigenheit. Die Liberalen stürzten die Herrschaft in der Form des Absolutismus und machten den Staat zum Gewalthaber, schreien aber unvernünftiger Weise, wenn er ihnen wehe thut. Die Sozialen wollen aus wirthschaftlichen Gründen diesen Herrn abschaffen und eine Arbeitergesellschaft an seine Stelle setzen; denn eines Herrn können sie auch nicht entrathen, das hängt ihnen von ihrer seitherigen Packeselei an. Die Anarchisten von heute aber haben den vollendeten Herrnkoller, es sind Besessene, aber keine Egoisten. Sie wollen das Hirngespinst der absoluten Freiheit realisiren, als ob eine Idee sich jemals realisiren ließe, ohne aufzuhören zu sein, was sie ist! Nicht sich haben sie im Auge, sondern die Menschheit. Diese wollen sie befreien, sie dienen der Idee, sind also

Religiöse so gut wie die Humanen und opfern sich dieser Idee. Aber die das thun, sind vollendete Narren. Der Egoist hingegen, wie ihn Stirner zeichnet, dient keinem Anderen, sondern nur sich, damit ist er aber kein Besessener; denn das Ich ist keine Idee. „An Mir, dem Unnennbaren, zersplittert das Reich der Gedanken, des Denkens und des Geistes" (Stirner S. 153). Ich bin das Aeußerste, das Letzte, völlig voraussetzungslos; denn „vor meinem Denken bin — Ich" (S. 363). Der Egoist würde sich unter Umständen auch einen „Herrn" gefallen lassen, vorausgesetzt, daß dieser seiner Eigenheit zu Gute kommt. Will nun Einer den Egoisten Anarchisten heißen?

Zur Illustration des „sozialen Anarchismus" Stirners bringt Herr St. vier Zitate, von denen das folgende hier das wichtigste ist. „Mir, dem Egoisten, liegt das Wohl dieser „menschlichen Gesellschaft" nicht am Herzen, Ich opfere ihr Nichts, Ich benutze sie nur; um sie aber vollständig benutzen zu können, verwandle ich sie vielmehr in mein Eigenthum und mein Geschöpf (dann bleibt sie aber nicht mehr, was sie war, nämlich ein abstrakter Begriff und ein mich vergewaltigendes Gespenst), d. h. Ich vernichte sie und bilde an ihrer Stelle den Verein der Egoisten."

Herr St. hätte gut gethan, den „sozialen Anarchismus", den Stirner hier mit seinem „Verein von Egoisten" angeblich „aufbauen" will, näher zu beschreiben. Wenn er sich aber unter dem „Verein" etwas Stabiles, dauernd Organisirtes gedacht hat, so hat er Stirner gänzlich mißverstanden. Ich komme später auf diesen Verein zurück, hervorheben will ich hier nur, daß Herr St. die treibende Ursache, die nach Stirner zum Verein der Egoisten führt, nämlich den Umstand, daß Einer den Andern braucht, ohne jedes Wort der Kritik mittheilt. Es ist eben Nichts dagegen zu sagen.

Zum besseren Verständniß der Lehre Stirners schaltet nun Herr St. eine Auseinandersetzung über Rechtssatzung und Konventionalregel ein. Ich hätte im Einzelnen Manches daran auszusetzen, beschränke mich aber darauf, hervorzuheben, daß Herr St. eine Definition von Rechtsordnung und Staatsgewalt auf das Dringendste vermissen läßt. Ob der Begriff des Rechts das logische prius zu dem des Staates ist, scheint mir völlig bedeutungslos; es fragt sich, wo die thatsächliche Rechtsquelle ist. Aber was kann Herr St. auf diese Frage antworten? Ich zweifle, ob er sie überhaupt versteht. Denn wenn er in seiner wunderlichen Weise schreibt, daß „in dem neuzeitlichen Völkerrecht durch Rechtsquellen, die über den einzelnen Staaten stehen, Rechtsnormen in das Leben zu treten vermögen" so hat er den Boden nüchterner Erwägung realer Verhältnisse gänzlich verlassen.

In diesem Sinne schreibt er: „Das Recht will objektiv über dem Einzelnen in Geltung stehen."

Wie kann man nüchtern so schreiben! Das Recht will — hat das Recht einen Willen? Nur Menschen wollen. Das ist eben der schroffe Gegensatz zwischen der Anschauung der Freien und der Rechtlichen. Jene wollen, und zwar wollen sie über dem Recht stehen, d. h. die Begriffe als

begriffen von ihnen, als ihre Schöpfung und ihr Eigenthum ansehen, von dem sie Gebrauch machen, nicht aber soll das Recht wollen und objektiv über ihnen schweben und sie beherrschen.

Und was heißt objektiv? Etwa ohne Beziehung auf das Subjekt d. h. absolut? Nein und ja. Es ist ein merkwürdiges Ding, dieses Recht, „es erhebt den Anspruch, zu gebieten, ganz unabhängig von der Zustimmung des Rechtsunterworfenen. Es ist also kein Objekt, sondern ein Subjekt, ein absolutes, allmächtiges, Alles unterwerfendes, ein höheres Wesen also, und wir sind seine Objekte. Wo in aller Welt ist dieses höhere Wesen, wo finde, fasse, greife und begreife ichs?

Das Recht im Sinne Stammlers ist und bleibt den „Freien" ein Spuk, und Stirner hat es als solchen gekennzeichnet. Diesen selben verworfenen Spuk verwendet nun Herr St. als Argument gegen den, der ihn verwirft! Da wird er wohl was ausrichten! Wollte er die Anarchisten widerlegen, so mußte er dem „Rechte" seinen gespenstischen Charakter abstreifen und sich logisch klar auf den Boden der anarchistischen Denkweise begeben, um sie von hier aus zu bekämpfen. Aber so stößt er mit der Stange in den Nebel, hinter dem Niemand sitzt und auch Nichts steckt.

Recht und Staat sind Begriffe, die wir aus den gewordenen Formen und Zuständen des öffentlichen Lebens abstrahiren. Sie existieren nur in der Anerkennung der Bürger und fallen hin, wenn die Subjekte die Objekte nicht mehr anerkennen. Jene Formen und Zustände sind aber ewig wechselnd, der Veränderung von Seiten des Ich unterworfen, also sind auch die Begriffe Recht und Staat flüssig und undefinirbar — für die Theorie nämlich. In praxi stellt sich die Sache sehr handlich dar als — Gewalt. Recht ist Gewalt, und die das Recht ausüben, die Gewaltigen, nennen sich heutzutage Staat. Damit sind sie gedeckt: denn der Staat ist, wie gesagt, ein höheres Wesen, das man verehren muß, das man nicht fassen kann.

„Die Konventionalregel gilt nach ihrem eigenen Sinne lediglich zu Folge der Einwilligung des Unterstellten; . . . der Grund der verbindenden Geltung der Konventionalregel ist die äußerlich zusammenstimmende Selbstunterwerfung der Einzelnen."

Selbstunterwerfung verlangt man auch vom Bürger unter das Gesetz, man nennt dies Loyalität und preist es als bürgerliche Tugend. Das sind die guten Bürger, die sich einbilden, frei zu sein, so lange sie mit dem Gesetz nicht in Kollision gerathen. Aber die Illoyalen empfinden den Zwang des Gesetzes.

Nun bleibt es doch aber immer eine bloße Machtfrage zwischen den jeweiligen Gesetzeshütern und Rechtsverwaltern und Illoyalen, ob der Staat, das Recht, das Gesetz fürder gelten soll oder nicht. Haben die Illoyalen die Macht, dann kann „das Recht" zehn Mal „objektiv über dem Einzelnen in Geltung stehen wollen", man wird es ruhig dastehen lassen, ohne sich weiter an ihm zu stoßen.

Das Recht hat also thatsächlich so gut wie die Konventionalregel kein anderes Fundament als die Zustimmung der einzelnen Rechtlichen oder Verbündeten.

Herr St. giebt nicht an, woher die bindende Kraft des Rechts stammt, er behauptet bloß, daß ihr Grund nicht in der Zustimmung des Rechtsunterworfenen gesucht werden darf. Da aber theoretisch Alle dem Rechte unterworfen sind, so ist es das Absolute, das seinen Grund in sich selber trägt, es ist — Gott. Der Freie sagt: es ist ein — Gespenst.

Herr St. schließt seinen Artikel über Stirner damit, daß er resumirt: Auch Stirner habe es nicht auf Unordnung und Anarchie gewöhnlichen Stils abgesehen, sondern verlange eine soziale Organisation bloß auf der Grundlage von Konventionalregeln. Der Grund der verbindenden Kraft solle die freie Zustimmung des Unterworfenen sein. Herr St. hätte nur schärfer betonen sollen, daß der Egoismus der Einzelnen sie Verbindungen suchen und innehalten läßt, daß der Egoismus das Amt der Schlüssel hat, zu binden und zu lösen, unfehlbar, verantwortungslos wie — kein Papst.

Steglitz. Dr. E. Horn.

Deutschlands verlorene Söhne.

Wer kennt nicht die schöne Sage von Vineta, der versunkenen Stadt? Tief unter dem Meeresspiegel liegt sie begraben, mitsammt ihren Einwohnern, ihren Häusern, Palästen und Kirchen. Hunderte und aber Hunderte von Jahren sind dahin gegangen, seit ein hartes Strafgericht sie vom Erdboden hat verschwinden lassen, und nur die fromme Sage weiß noch von ihr zu melden. Und das Volk, welches die nahe Meeresküste bewohnt, hält jene poetische Sage hoch in Ehren.

Manchmal ereignet es sich, daß der einsame Fischer, der in schwankem Kahn lautlos durch die Fluthen gleitet und emsig seine Netze auswirft, von fernher zu ihm hallendes Geläute vernimmt, das ihn mit der gedämpften Melancholei seines Klanges gar wundersam erfaßt. Das sind die Glocken der Thürme von Vineta, allwo der Glöckner just das Angelus läutet. Und es beugt sich der sinnende Fischer weit über den Rand seines zerbrechlichen Fahrzeuges, um hinabzuspähen in der Meeresfluth unergründliche Tiefe. Ist dann das Wetter günstig, blaut der Himmel in wolkenloser Klarheit über der See, so gewahrt manchmal der Neugierige tief unter der Oberfläche des Wassers, dicht an den Grenzen der Sehweite, gespenstisch verworrene Schatten, und seine seltsam erregte Phantasie raunt ihm zu: „Das sind die Thürme und Paläste von Vineta.“ Und — wahrhaftig! — jetzt hört er es deutlich: „kling-klang, kling-klang tönts aus der Tiefe an sein Ohr. Das sind die Glocken von Vineta, der versunkenen Stadt . . . .

An Vineta, die versunkene Stadt, gemahnen uns die zahlreichen Verluste, die in den letzten fünfzig Jahren zum Theil in Folge der innerpolitischen Kämpfe, zum anderen Theile auch in Folge der Ungunst wirthschaftlicher Verhältnisse das deutsche Volk zu erleiden hatte. Wie viel gesundes Volksthum ist nicht untergegangen in diesen Kämpfen, wie viel seiner trefflichsten Söhne hat nicht das Vaterland an die Fremde abgeben müssen, da es „zu arm“ war, sie zu ernähren? Exil und Auswanderung haben Tausende verschlungen.

Unsere Altvordern hatten ein gar bezeichnendes Wort für das Exil — sie nannten es: Das Elend. Und zwar mit Recht. Für poetisch geartete Naturen mag der Gedanke, um ihrer Ueberzeugung willen die Verbannung zu erleiden, etwas Verführerisches haben, jedoch aus der Nähe betrachtet, sieht das Exil, sei es nun ein freiwilliges oder unfreiwilliges, minder verlockend aus. Selbst Heinrich Heine, der leichtgemuthete, lockere Dichter, dem seine Muse Trösterin war in allem Leid, selbst der frivole Heine, der es so meisterhaft verstand, sich über ein drückendes Empfinden durch ein leichtgeschürztes Scherzwort zu erheben — selbst er ist ernst und bleibt ernst, wenn er in ergreifenden Accenten die seelischen Leiden der Verbannung schildert. Und dennoch war das Loos, welches ihm während seines Aufenthaltes auf fremder Erde beschieden worden, ein glänzendes im Ver

gleich mit dem, das so Manchem vor und so Manchem nach ihm in der Verbannung zu Theil ward . . .

Verbannung und Auswanderung sind zwei grundverschiedene Begriffe. Wer ins Exil geht, der entfernt sich, um seiner Ueberzeugung willen, freiwillig oder gezwungen aus dem Vaterlande, um sich auf unbestimmte Zeit ins Ausland zu begeben, mit der festen Absicht jedoch, später, wenn die Verhältnisse einem solchen Vorhaben günstig, wieder zurückzukehren in die Heimath. Der Auswanderer dagegen hat in der Regel mit dem Vaterlande abgeschlossen. Er geht in die Fremde, um sich dort durch Arbeit und Fleiß eine neue Heimath zu gründen. Seine Beweggründe sind meist ökonomischer Natur. Er ist unzufrieden mit seiner Lage und hofft es anderwärts besser zu treffen. Aber seien die Ursachen des Weggehens aus dem Vaterlande selbst politischer Art, sobald der Weggehende fest entschlossen ist, sich dauernd im Auslande niederzulassen, ist er kein Exilirter mehr, sondern ein Auswanderer.

Derjenige, welcher in die Verbannung geht, ist der Idealist — derjenige, welcher auswandert, der Realist. Jener liebt sein Vaterland um so inniger und heißer, je mehr er in ihm erduldet hat, je unglücklicher er es glaubt. Der Gedanke, sich für immer von ihm zu trennen, ist ihm unerträglich. In der Regel vermag er nicht einmal eine große räumliche Entfernung zwischen sich und die Heimath zu legen. So geht der deutsche Flüchtling nach Belgien, nach Frankreich, nach der Schweiz und allenfalls nach England oder Nordamerika. Von dort aus verfolgt er aufmerksam die Entwickelung der Dinge in Deutschland, stets hoffend, daß die Stunde der Heimkehr ihm bald schlagen werde.

Ganz anders der deutsche Durchschnitts-Auswanderer. Er sucht mit Vorliebe ferne Länder auf. Er geht nach Amerika, nach Australien oder dem Kapland. An Deutschland denkt er so wenig als möglich. Warum auch? Die Erinnerung an die Vergangenheit ist ihm meist nicht angenehm. Wäre es ihm daheim nach Wunsch ergangen, so würde er wohl da geblieben sein. Nun ist aber einmal fort und muß sehen, wie er sich durchschlägt. „Drüben" liest er vielleicht noch ab und zu eine deutsche Zeitung, schreibt er dann und wann noch einen Brief nach Hause. Bald jedoch giebt er auch das auf, nützt es ihm doch Nichts zu seinem Fortkommen in der neuen Heimath. Als solche gewöhnt er sich allmählich die Fremde zu betrachten. Unter günstigen Verhältnissen bringt er es durch rastlos fleißige Arbeit vielleicht zu einigem Wohlstande. Und wenn er dann alt geworden; wenn, den Gebilden der Fata morgana gleich, die Erinnerung an die Tage der Kindheit wieder lebendig wird in seinem Geiste, dann geschieht mitunter das Seltsame, daß solch' ein alter Auswanderer, der seine Muttersprache nur noch mit fremdsprachlichen Ausdrücken vermischt zu sprechen weiß, sich aufmacht und noch einmal „hinüber" reist, um die zurückgebliebenen Verwandten zu besuchen und die Gespielen seiner Jugend und die Orte, wo er als Kind so glücklich gewesen. Doch Verwandte und Bekannte sind theils gestorben, theils verdorben; die Jungen aber, die an ihre Stelle getreten, kennt der Alte nicht. Zudem sieht es jetzt ganz anders aus in

Deutschland als ehedem, aber ganz anders auch als drüben, jenseits des großen Wassers. Sehnsucht erfaßt den Wanderer aufs Neue, die Sehnsucht nach Verhältnissen und Umgebungen, die ihm alle die Jahre hindurch lieb geworden und vertraut. Er kehrt mit dem nächsten Schiff zurück in die neue Heimath, um dort seine Tage zu beschließen im Kreise seiner Kinder und Enkelkinder, die von Deutschland so gut wie gar Nichts wissen, obwohl auch sie von deutscher Art und deutschem Stamme sind.

Das Loos des Verbannten ist naturgemäß ein viel schwereres, als das des Auswanderers. Während es diesem mit der Zeit gelingen mag, sich neue Lebensbedingungen zu schaffen, in denen er sich verhältnißmäßig glücklich und zufrieden fühlt, ist dies dem Verbannten nur in Ausnahmefällen vergönnt. Der Umstand, daß sich dieser — wie er glaubt — nur vorübergehend in der Fremde aufhält, hindert ihn zumeist daran, sich eine auskömmliche Existenz zu begründen, die er früher oder später ja doch wieder aufgeben müßte. Lange kann sein Exil ja ohnehin nicht mehr dauern. Die Verhältnisse in der Heimath sind seines Erachtens unhaltbar, ein Umschwung muß kommen, das ist gewiß. Das Einzige, was er im Auslande thun kann, ist: sich ein nothdürftiges Unterkommen zu verschaffen und freie Hand zu behalten, um — wenn endlich die Erlösungsstunde schlägt — den Staub der Fremde von den Füßen schütteln und ohne Säumniß heimkehren zu können.

Um aber bis dahin nicht gänzlich müßig zu sein, setzt er sich in Verbindung mit den Freunden und Gesinnungsgenossen, die am gleichen Orte wohnen. In den diesem Bedürfniß entsprungenen politischen Vereinen pflegt man sich zu treffen, um nach guter deutscher Sitte die Tagesfragen zu erörtern und Resolutionen zu fassen, durch die dem deutschen Volke ganz genau vorgeschrieben wird, was es zu thun und zu lassen hat. Auch Freiheitslieder werden daselbst gesungen und Männerreden geschwungen und Demonstrationen vereinbart und Zukunftsfragen gelöst und Pläne geschmiedet — feins Liebchen, was willst Du noch mehr? . . . .

Inzwischen gehen im alten Deutschland die Dinge ihren stillen Gang, ohne von jenen Resolutionen und Plänen Notiz zu nehmen. Die Uhr der geschichtlichen Entwickelung steht nie still, aber der Zeiger bewegt sich nur langsam vorwärts. In langen Zwischenräumen wird ein Fortschritt sichtbar auf dem Zifferblatt, ein winzig kleiner Fortschritt oft, den diejenigen kaum gewahr werden, die in der Verbannung leben.

Und Jahr um Jahr verrinnt. Immer noch sind dem Flüchtling die Thore der Heimath verschlossen; immer noch hofft er und harrt einer Zukunft entgegen, die — ihn betrügen wird. Und während er harrt und hofft, pocht mehr als einmal die Noth an seine Thür, ladet mehr als einmal sich das Elend bei ihm zu Gaste. — — Wie Manchen habe ich im Ausland kennen gelernt, der bittere Noth litt mit Weib und Kind und dennoch, von einem trügerischen Phantom genarrt, nie dazu kommen konnte, ernsthaft Hand anzulegen zur Aufbesserung seiner materiellen Lage.

Freilich, es ist schwierig, im Auslande festen Boden zu fassen, besonders wenn man mit Familie ankommt und der Landessprache nicht

mächtig ist. Es ist dies um so schwieriger, als in der Regel der Ausländer dem Fremden, dessen Vorleben er nicht kennt, ein Mißtrauen entgegenbringt, das nur schwer zu überwinden ist. Selbst derjenige, welcher ein fremdes Land aufsucht, um sich dort bleibend niederzulassen, und der sich hinsichtlich der Zukunft keiner Selbsttäuschung hingiebt, stößt bei Schritt und Tritt auf Hindernisse, die zu überwinden nur angestrengteste Thatkraft gelingt. Um wie viel schwieriger muß sich demnach die Existenzfrage gestalten für den, der nie so recht mit ganzem Herzen bei der Sache ist, weil ein ideales Streben ihn erfüllt, das die Anforderungen der rauhen Wirklichkeit zurückdrängt. Was unter solchen Verhältnissen ein Mann im Exil leidet, spottet jeglicher Beschreibung. Dennoch aber ist das materielle Elend noch lange nicht die schlimmste Zugabe zur Verbannung. Die seelischen Leiden, die moralischen Qualen und Foltern sind weit schmerzhafter. Und je zartfühlender einer ist, um so schlimmer für ihn!

Man wird so mißtrauisch, so grämlich und so verbittert im Exil!

Der Freund, dem Du täglich die Hand drückst, den Du in alle Deine Leiden und Freuden, in Deine Hoffnungen und Befürchtungen, in Deine Pläne und Unternehmungen einweihest, weil Du in fremdem Lande doch eine Menschenseele haben mußt, der Du Dich anvertrauen kannst, dieser Freund wird Dir eines Tages von einem Gesinnungsgenossen als Werkzeug der Polizei verdächtigt. Man macht Dich auf Umstände aufmerksam, die Dir bisher nie aufgefallen sind, mit denen es aber seine Richtigkeit hat, und welche der Verdächtigung als Stütze dienen sollen. Voll ehrlicher Entrüstung weisest Du einen solchen Verdacht zurück, Du weigerst Dich mit aller Entschiedenheit, die abscheuliche Beschuldigung auch nur oberflächlich zu prüfen, weil das Verrath wäre an der Freundschaft. Aber kaum ist der Andere gegangen, kaum hat Deine erste Entrüstung sich gelegt, so fängst Du unwillkürlich an, seine Worte im Geiste zu wiederholen und — zu erwägen. Wie ein giftiger Mehlthau hat sich der finstere Argwohn in Dein Gemüth gesenkt, und der nächste Händedruck, den Du dem Freunde bietest, ist schon nicht mehr so herzlich, wie es die früheren gewesen. Und doch ists vielleicht Dein bester, Dein einziger Freund! Derjenige, der Dir ihn verdächtigte, mag trotzdem ein völlig ehrenwerther Charakter sein; er glaubte eine Pflicht zu erfüllen, indem er Dich warnte. Die Spionenseuche ist eine der häßlichsten Folgen des Lebens in der Verbannung.

Man wird so grämlich im Exil und so verbittert!

Muß nicht grämlich werden und verbittert, wer Jahr um Jahr verrinnen sieht, ohne daß irgend Etwas von alle dem sich verwirklicht, was er wünscht? Muß nicht verbittert werden und grämlich, wer trotz redlichsten Bemühens Nichts erreicht? Denn die Flüchtlingspolitik wird nie nennenswerthe Erfolge aufzuweisen haben, weil die Ideengemeinschaft zwischen den Verbannten und ihren zurückgebliebenen Landsleuten gar bald schon aufhört. Im günstigsten Falle vergeuden Jene nutzlos ihre beste Kraft und häufig genug verlegen sie sich durch ihre propagandistische Thätigkeit für immer den Rückweg zur Heimath.

Und muß nicht auch in seinem tief innersten Empfinden verletzt werden

jeder ehrliche Mann, der verurtheilt ist, täglich und stündlich mitanzusehen, wie unfähige, überzeugungsbare politische Gernegroße sich allenthalben in den Vordergrund drängen, wo es gilt, Ehren einzuheimsen und Vortheile zu ergattern . . . wie sie die herrlichsten Kleinodien im Juwelenschmuck der Menschheit, die erhabenen Begriffe: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, schnöde mißbrauchen, um sich damit den Weg zu pflastern zu einem Führerthum, das eine bedenkliche Aehnlichkeit aufzuweisen hat mit der Würde eines Hahnes, der auf seinem Düngerhaufen als Held sich dünkt? . . .

Seit der Aufhebung des Sozialistengesetzes hat die politische Wanderung aus Deutschland erheblich abgenommen. Trotzdem aber fehlt es auch gegenwärtig nicht an heißblütigen, ungeduldigen Enthusiasten, die da finden, daß die politischen und sozialen Zustände unseres Vaterlandes mit den berückenden Idealen ihrer weltfremden Phantasie wenig oder gar keine Aehnlichkeit haben, und die daher in ihrem ersten Groll über diese Wahrnehmung nur allzu leichten Herzens der Heimath Lebewohl sagen, um sich ins Ausland zu begeben und dort den „unausbleiblichen" Umschwung der Verhältnisse abzuwarten. Manche allerdings verlassen auch das Land, weil sie nicht anders können, weil sie keine Lust haben, durch langjährige Gefängnißstrafen sich körperlich und geistig zu Grunde richten zu lassen. Mit ihnen will ich nicht rechten.

Die Andern aber, denen wirklich an der Besserung unserer heimischen Zustände, an ihrer Fortentwickelung im freiheitlichen Sinne gelegen ist, mögen ohne sektirerische Voreingenommenheit in der Heimath selbst die Hand ans Werk legen, es verlohnt sich schon der Mühe. Hier, wo sie von den der Besserung bedürftigen Verhältnissen umgeben sind, werden sie weniger der Gefahr ausgesetzt sein, die Unbefangenheit ihres Urtheils einzubüßen, als dies in der Fremde der Fall ist, wo der Flüchtling durch das Prisma einer einseitigen Auffassung nur allzu oft die Dinge in trügerischer Strahlenbrechung erblickt.

Die stille, rastlos unverdrossene Pionierarbeit im Dienste des sozialen und politischen Fortschritts ist freilich minder poetisch, als das politische Martyrium und weniger verlockend für Jünglinge mit heißen Herzen, als die geräuschvolle, aufregende Propaganda im Auslande. Deshalb wird noch so mancher unbesonnene Schwärmer ohne zwingende Gründe trotzigen Sinnes ins Elend gehen, ohne daß man ihm darum ernstlich könnte zürnen. Im Gegentheil: bemitleiden nur und beklagen kann man diese unheilvoll Verblendeten, denn namenloses Ungemach, unsägliches Herzeleid wartet ihrer da draußen in der Fremde. Und bedauern muß man es auch, daß noch immer Zustände bei uns herrschen, welche ideal veranlagten Naturen unerträglich erscheinen müssen und demgemäß einen starken Prozentsatz der besten Kräfte der Nation für den Entwickelungskampf der Zeit völlig lahm legen. Diese Zustände durch neue Unterdrückungsmaßregeln noch zu verschärfen, kann unmöglich die Aufgabe weiser politischer und sozialer Fürsorge sein.

Berlin. Karl Schneidt.

Seien wir ehrlich!

Es ist mir durchaus nicht darum zu thun, mich in den Streit der Meinungen zu mischen, soweit er sich bezüglich der Nothlage der Landwirthschaft auf dem Zahlengebiet oder auf dem der Steuer- und Zollpolitik bewegt. Ich überlasse es gern den praktischen und theoretischen Autoritäten, die feinen oder groben Differenzen ihrer Ansichten gegen einander abzuwägen — fein oder grob, je nach Geschmack und Wucht der Ueberzeugung. Ich ziehe mich zurück in die immerhin trostreiche Erkenntniß, daß dieser Interessenkampf notwendig und daher durchaus nicht zu beklagen ist.

Im Gegentheil. Wenn heute eine politische oder wirthschaftliche oder sonstwelche Partei sich in schönem Mannesstolze erhebt, sich in die Brust wirft und behauptet: Schau her, Deutschland, wir vertreten keine Sonderinteressen! so ist das entweder Schwindel oder, wenn die Leute sich wirklich einbilden, daß dem so ist, eine lächerliche Verkennung der Grenzen, die der wirthschaftlichen und sozialen Einsicht Einzelner gezogen sind. Mutter Germania sollte solchen Anwandlungen „allgemeiner Menschenliebe" nach Erkenntniß ihres thatsächlichen Unwerthes mit der Erwiderung begegnen: Kinder, geht nur wieder nach Hause und sagt Euren Wählern, sie hätten sich in Euch vergriffen.

Aber lieber Freund, wird der Eine oder der Andere meiner Leser einwenden, wohin soll es denn führen, wenn die Leute sich in scharfbegrenzten Interessengruppen zusammenthun, um gegen einander loszuziehen, sich das Brod vom Munde abzujagen und sich sonst nach besten Kräften das Leben sauer zu machen?! Ich antworte: Das hat stets dazu geführt und wird in alle Ewigkeit dazu führen, daß sich der nothwendige Ausgleich der Interessen vollzieht, daß, unabhängig von Protektion oder Vernachlässigung seitens der Machthaber, jede wirthschaftliche Gruppe zu ihrem Rechte kommt. — Wie sollte sich denn sonst im allgemeinen Wirthschaftsleben das Bißchen ausgleichende Gerechtigkeit bethätigen, wenn nicht deutlich dargelegt wird: Wir brauchen Das, und wir dagegen können Jenes nicht entbehren?

Nur auf der allseitigen energischen Vertretung von Sonderinteressen beruht in letzter Konsequenz das allgemeine Interesse. Wer nicht auf die pathetischen Phrasen eines bestimmten Programms einge-

schworen und in Folge dessen „moralisch" verpflichtet ist, das bunte Paradefähnlein des vom Posenmucker Wahlverein sauber zugeschnittenen „Allgemeinwohls" — sei es auch nur bei den Wahlen — hoch zu halten, der wird mir Recht geben. Er wird sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß, wie im organischen Leben das Gegeneinanderringen von Kräften eben das Leben selbst ist, so auch im wirthschaftlichen Getriebe lediglich der Interessenkampf eine halbwegs gerechte Vertheilung der Existenzmittel ermöglicht.

Man lasse sich doch nicht irre leiten von der schön klingenden Redensart: Der Volksvertreter soll Vertreter des ganzen Volkes sein! Du lieber Himmel! Die Einsicht und das umfassende Wissen unserer Herren Vertreter in Ehren! Aber wie Viele giebt es, die wirthschaftlich nicht einmal für sich selbst den Stein der Weisen gefunden haben, dürfen wir wirklich erwarten, daß sie ihn mit dem Tage der Uebernahme ihres Mandats plötzlich für nahezu 60 Millionen Deutsche finden? Und wenn — ich setze den Fall — unsere sämmtlichen 397 Volksvertreter wirklich alle Erfordernisse ihrer eigenen Existenzsphäre erkannt haben, darf man von jedem Einzelnen erwarten, daß er auch die tausendfach verschiedenen, an sich berechtigten Forderungen anderer Stände ebenfalls erkennt und — entgegen dem Naturtriebe der Selbsterhaltung — zu erfüllen strebt?!

Ein Industrieller hat gerade genug zu thun, um sich seiner Haut zu wehren, wenn man ihm mit Gesetzen zu Leibe rückt, in denen er eine Schädigung seiner Existenz sieht. Daß er sich wehrt, ist seine Pflicht und Schuldigkeit, und man kann von ihm nicht verlangen, daß er, wenn er plötzlich in dem erhebenden Bewußtsein, Vertreter des ganzen Volkes zu sein, sich zu seinen wirthschaftlichen Gegnern schlage und seine Existenzmittel diesen preisgebe. Mit dem Handel ist's ebenso und mit der Landwirthschaft auch!

Ein Landwirth, der bei der Wahl erklärt, er werde die Interessen des gesammten Volkes vertreten, der bildet sich und Anderen eben so sehr Menschenunmögliches ein, wie ein fortschrittlicher Börsenmann oder sozialistischer Handwerker, der Aehnliches ausgiebt.

Wir Deutsche haben den Ruf einer ehrlichen Nation. Das ist hoch schätzbar, wird aber erst dann einen praktischen Werth haben, wenn wir uns daran gewöhnen, ehrlich auch gegen uns selbst zu sein. Wir stehen im öffentlichen Leben einander so unwahr gegenüber, daß es eine Schmach ist. Jeder, der in den Kampf zieht, in den großen nothwendigen Interessenkampf, den er für sich und die Seinen führt und zugleich auch für die ihm wirthschaftlich Nächststehenden, der wappnet sich mit seiner ganzen Kraft, nimmt die schneidigsten Waffen aus dem Arsenal seines Wissens und —

umhüllt schließlich das Rüstzeug mit der schäbigen Kutte des Martyriums für das, was er durchaus mißverständlich „Allgemeinwohl“ nennt.

Was ist die Folge dieser Scheinheiligkeit? Das Ueberwuchern der Phrase, Zersplitterung eines wesentlichen Theils der nationalen Intelligenz, Behinderung des Ausgleichs der Interessen und Verschärfung der wirthschaftlichen Kämpfe!

Ja, auch Letzteres! Denn wer ehrlich zugesteht, was er thatsächlich thut, der wird dem Gegner, welcher sich ebenso ehrlich zeigt, anders begegnen, als wenn Beide für sich eine allein seligmachende Volkserrettungsmission in Anspruch nehmen, wie das heute Mode ist. Entweder sind Beide bewußt unwahr, und dann bekämpfen sie sich mit der Wuth zweier Jahrmarkts-Charlatans, die einander die Kunden abschreien, oder nur der Eine ist unwahr, und dann hat er um so leichteres Spiel, seinen ehrlichen Gegner in die Gosse zu reden. Und die Erbitterung dieses Gegners ist dann zu begreifen.

Als Drittes bleibt, daß Beide ehrlich und offen bezüglich Zweck und Ziel des Kampfes auftreten. Wenn das zu erreichen wäre, dann hätte die wüste Schimpferei und die Verhetzung, die einem das „politische“ Treiben namentlich auch während der Wahlzeit nachgerade verleidet, keinen Boden mehr. Niemand würde mehr die Stirn haben, einem Anderen, der für seinen Part nichts Anderes anstrebt, als was Jener für sich will, den häßlichen Vorwurf der Reichsfeindschaft zu machen.

Die sozialen Kämpfe würden sich in ganz anderen Formen abspielen. Sie würden beschränkt bleiben auf das einfache Abwägen zwischen Anforderung und Konzession, zwischen Wunsch und Möglichkeit. Wir würden im Bekenntniß menschlich natürlicher Bestrebungen einander auch menschlich näher treten und uns beispielsweise nicht anmaßen, patriotischer zu sein, als Andere. — Es wäre mehr Friede im Lande, mehr Freude und Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, und die Ersparniß an Schreib- und Mundwerk, welche wir durch Abschaffung der Heuchelei und Lüge im Kampfe um reale Güter erzielen würden, fände gute Verwendung in der Pflege der wirklich idealen Güter der Nation.

Lübeck. T. Szafranski.

Die Berliner Konzertnoth.

Als vor einiger Zeit die Notiz die Zeitungen durchlief, daß die Wintersaison dem musikliebenden Publikum nicht weniger als mindestens 800 bis 900 Konzerte bringen werde, mag wohl Mancher den Kopf geschüttelt und bei sich gedacht haben: was müssen das für ungesunde Musikverhältnisse in unserer Hauptstadt sein. Ungesund! Dieses Wort trifft in der That den Nagel auf den Kopf. Oder glaubt man etwa, daß es ein gesunder Zustand sei, wenn auf sieben Monate — so lange währt die eigentliche Musiksaison — ca. 850 Konzerte, d. h. also auf den Monat etwa 120, und auf den Tag, den Monat zu 30 Tagen gerechnet, demnach 4 Konzerte fallen? Dazu kommen noch die Hofoper, die Operette und verschiedene verschämte Aufführungen in irgend einem entlegenen Saal. Hier muß selbst der Musik-Fanatiker die Segel streichen. Die Kritik, die dazu verurtheilt sein soll, eine solche Massenproduktion in den Sälen der Philharmonie, Singakademie, des Klubhauses, des römischen Hofes, des Architektenhauses, des Konzerthauses, endlich im Saal Bechstein zu bewältigen, müßte stählerne Nerven haben, um diese Tonfluthen spurlos an sich vorüberrauschen zu lassen. Naturgemäß zeigt sich hier bereits eine Erschlaffung. Nur wenige Zeitungen mit größerem Etat besitzen zwei oder gar drei Referenten, die meisten nur einen. Auf diesem „Einen" ruht also die ganze Last. Da nun Niemand sich selbst zertheilen und auf die Dauer das fortwährende Hasten von einem Konzertsaal zum andern, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, nicht aushalten kann, so erleichtert der Kritiker sich nothgedrungen seinen recht verantwortungsvollen Dienst dadurch, daß er am Abend höchstens zwei bis drei Konzerte mit seiner so oft erflehten Gegenwart beehrt. Mithin fallen für ihn ein bis zwei Konzerte mindestens aus. Die Künstler aber, die diese überzähligen Aufführungen veranstalten, sie können es dem geplagten Referenten nicht vergessen, daß er gerade ihr Konzert ignorirt hat.

Woher aber diese ungesunden Zustände, woher dieser embarras de richesse? Dem in das Musikleben unserer Hauptstadt Eingeweihten kann die Beantwortung der gestellten Frage nicht schwer fallen. Schon lange sah man diesen Zustand mit zwingender Nothwendigkeit voraus. Je mehr Konzert-Agenturen sich aufthaten, je mehr Säle ihre Pforten der sonst so edlen Musika öffneten, desto mehr mußte eine Ueberproduktion an Konzerten eintreten. Es ist hier nicht der Ort, Etwas für oder gegen die Konzertagenturen zu sagen. Sie sind bekanntlich ein viel umstrittener Punkt im Musikleben, wie Manche vermeinen, sogar ein sehr „wunder" Punkt.

Zweifellos läßt sich, wie gegen Alles, auch gegen die Konzert-Agenturen Manches einwenden; allein unter den gegenwärtigen Verhältnissen sind sie doch einmal eine Nothwendigkeit geworden, mit der man, insbesondere der junge Künstler, der eingeführt sein will, zu rechnen hat. Meist recht unerfahren im Geschäftsleben, lehnt er sich naturgemäß an die dargebotene Stütze an, die ihn dann auch meist nicht im Stiche läßt. Ob das Konzert ein negatives künstlerisches Ergebniß liefert oder nicht, ist dem Agenten gleichgültig; darüber hat er auch gar nicht zu urtheilen. Er führt sein Amt aus, d. h. er vermittelt die Aufführung gegen Zahlung von oft recht beträchtlichen Spesen, und damit ist seine Thätigkeit erschöpft. Es wäre daher thöricht, den Konzertagenten für ein schlechtes Konzert verantwortlich zu machen. Für Geld kann man eben Alles haben, also auch eine Aufführung Die Wurzel des Uebels liegt durchaus tiefer, nämlich erstens in der musikalischen Ueberproduktion überhaupt und zweitens in der Eitelkeit, die die Leute sich darauf kapriziren läßt, daß sie sich den vermeintlichen Lorbeer gerade in Berlin holen wollen.

Es gehört heutzutage zum guten gesellschaftlichen Ton, in der himmlischesten aller Künste, in der Musik, Bescheid zu wissen. Man muß „musikalisch" sein. So kommt es denn, daß verständige und unverständige Eltern ihre Kinder schon im zartesten Alter musikalisch drillen lassen, auf daß etwas „Großes" aus ihnen werde Daß hierzu aber Talent, eminentes Talent, gehört, das übersieht natürlich die kurzsichtige, eitle Mutter, und der Vater wagt der Gattin nicht zu widersprechen. So wächst dann ein solches erzwungenes Talent, von Allen verhätschelt, heran. Wehe dem, der den auf ihren Sproß eingebildeten Eltern etwa die Augen öffnen wollte. Mit Verbannung müßte er diese unverzeihliche Sünde büßen.

Nachdem „Trudchen" bei irgend einem gewissenlosen Lehrer, der des schnöden Mammons wegen natürlich die Wahrheit verschweigt, ihr „großes Gesangestalent" fortgebildet hat, kommt das junge Fräulein, um den letzten Schliff zur Patti zu erhalten, zu einem Gesangsprofessor oder zu einer Gesangesmeisterin, die sich die halbe Stunde mit dem bescheidenen Honorar von 20 bis 40 Mark und darüber bezahlen lassen. In Wahrheit aber soll der Name des Professors oder der großen Meisterin nur als Aushängeschild, als Zugmittel dienen. Es klingt doch zu schön: Erstes Auftreten von Gertrud N., Schülerin der N. Z. in Paris. Dieser Zusatz wird mit verblüffender Geschicklichkeit in die gelesensten Zeitungen lancirt, und nunmehr kann die Sache beginnen. Natürlich findet das „erste Auftreten" in Berlin statt.

In Berlin! Welche Hoffnungen der inzwischen zur „Konzertsängerin" aufgerückten Tochter, der Eltern, der ganzen Verwandtschaft knüpfen sich an diesen Namen. Die Eitelkeit erreicht hier ihre höchste Stufe. Anstatt zuerst ein bescheidenes Auftreten in irgend einer kleinen Provinzstadt zu versuchen, richtet man gleich seinen Flug nach Berlin. Und warum? Weil man dann, wenn man das Glück gehabt hat, einige günstige Rezensionen zu ergattern, mit desto größerer Sicherheit und Aussicht auf Erfolg die Provinzen bereisen kann; die wenigen Kritiken — natürlich nur die lobenden — werden

schleunigst vervielfältigt und in die Provinzblätter praktizirt. Wie erlangt man aber „gute“ Rezensionen? Sehr einfach! Ein getreuer Freund giebt der angehenden Künstlerin den „schlauen“ Rath, die Kritiker der größeren Zeitungen persönlich heimzusuchen, was trotz aller Vorsichtsmaßregeln auch gelingt, und wer könnte da so hartherzig sein, den Augen der so schön bittenden jungen Dame etwas abzuschlagen. „Es ist mein erstes Auftreten, Herr Doktor, machen Sie's gnädig; ein so bedeutender Kritiker wie Sie wird über eine junge Dame, die die Freude und der Trost ihrer alten Eltern ist, nicht den Stab brechen. Nicht wahr? Sie thun mir schon den Gefallen und kommen in mein Konzert. Seien Sie gnädig.“

Der „Herr Doktor“ geht ins Konzert. Doch welche Enttäuschung! Die junge Dame singt ohne jeden Funken von Geist ihre mühsam einstudirten, natürlich allbekannten Lieder von Schumann, Schubert, Franz u. s. w. Die dünne Stimme schwebt immer eine Idee über der wirklichen Tonhöhe. Man bewundert allgemein den Muth dieses „ersten“ Auftretens. Am anderen Tage liest man in einigen Zeitungen etwa Folgendes:

„Gestern fand im Saal X das erste Auftreten des Frl. Gertrud N., Schülerin der Frau Y. Z. in Paris, statt. Die junge Dame, welche über einen zwar nicht großen, aber höchst sympathischen Mezzosopran gebietet, weiß ihre Vorträge recht interessant zu gestalten und macht ihrer großen Lehrerin durchaus Ehre. In Liedern von Schumann, Schubert und Franz zeigte sie ein tüchtiges Können, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Nur sollte die noch sehr junge Künstlerin darauf bedacht sein, einige zu hohe Schwebungen abzuschleifen, was ihr nach weiterer Ausbildung ohne Zweifel gelingen dürfte. Wir sehen dem nächsten Auftreten des Frl. N. mit Spannung entgegen.“

Jawohl, mit Spannung! Insgeheim verwünscht der überaus wohlwollende Kritiker das Dilettantenkonzert. Weiß er doch ganz genau, daß aus „diesem Talente“ Nichts werden kann. Die wenigen Eingeweihten aber, die zwischen den Zeilen zu lesen vermögen, deuten die kritischen Worte richtig.

Wäre es nicht viel besser, fragen wir, trotz schöner Augen und noch schönerer Bitten die allzumenschliche Schwäche abzuschütteln und die gar nicht angebrachte Milde mit der allerdings bitteren, aber in diesem Falle wohlwollenden Wahrheit zu vertauschen? Ein so irregeleitetes Herz erkennt natürlich nur die lobenden Rezensionen an, die schlechten, wahrhaft wohlwollenden, sind nach seiner Ansicht nur einer musikalischen Ignoranz entsprungen. Wehe Dir, Kritiker, wenn Du die Kühnheit hattest, kein Blatt vor den Mund zu nehmen! Du ladest den Haß der ganzen Familiensippe, sämmtlicher Onkels, Nichten, Tanten und Neffen bis ins vierte Glied auf Dich. Ein geharnischter Brief belehrt Dich manchmal über Deinen Unverstand.

* * *

Die soeben geschilderten Konzertdilettanten veranstalten fast die Hälfte aller Konzerte; sie umschwärmen das hellleuchtende Licht des künstlerischen Erfolges, um sich die Flügel daran zu verbrennen. Möchten doch die un-

glücklichen Debutanten, die den dornenvollen Weg der Kunst beschreiten, ein Einsehen haben und Berlin zunächst verschonen. Nur dann können wir wieder gesunde Zustände erhoffen.

Und wie verhält sich das Publikum zu diesen Konzerten? Allmählich mit Recht mißtrauisch geworden, flieht es natürlich solche Debutanten und hält die Taschen zu. In Wahrheit giebt der Debutant auch gar kein Konzert in Berlin, um Geld damit zu verdienen — das weiß er schon — sondern nur, um die erwarteten günstigen Rezensionen zu erlangen. Damit er nun aber wenigstens nicht vor einem fast leeren Saale seine Kunst zum Besten giebt — das beeinträchtigt bekanntlich sehr das künstlerische Vermögen — müssen die meisten der sonst so theuren Billets verschenkt werden. Doch hat der arme, angehende Künstler wenigstens die eine Genugthuung, daß er vor der Berliner Kritik, wenn sie gerade kommt, und vor lauter wohlwollenden Zuhörern gespielt hat, die denn auch mit ihrem Beifall nicht geizen. Dieser Beifall aber ist der erste Schritt zur Hölle.

Gegen diese ungesunden Zustände muß Abhilfe geschaffen werden. Die Reaktion kann nicht ausbleiben. Oder sollen wir etwa in den nächsten Jahren 1000, 1500, 2000 Konzerte während des Winters über uns ergehen lassen? Die Theilnahmlosigkeit des Publikums und die Indifferenz der Kritik lassen erkennen, daß es höchste Zeit ist, der „Konzertnoth" ein Ende zu machen.

Paul Ertel.

Im Salon Gurlitt.

Der Salon Gurlitt hat einen Fehler: er iſt zu klein, große Bilder oder umfangreichere Sammelausſtellungen finden in ihm keinen Platz. Wenn man aber ſieht, wie Herr Schulte durch die Größe ſeiner Räume gezwungen iſt, weit über das Maß hinaus, das durch händleriſche Intereſſen bedingt iſt, minderwerthigen oder gar völlig werthloſen Machwerken den Eintritt zu verſtatten, ſo beginnt man dieſen Fehler als Vorzug zu empfinden. Wenige gute Bilder, und der Salon macht einen trefflichen Eindruck, während dieſelbe Anzahl bei Schulte ſich in der Maſſe verliert. Es iſt faſt daſſelbe Verhältniß, das in München zwiſchen den Ausſtellungen der Sezeſſion und denen der Genoſſenſchaft beſteht. Nur daß natürlich Herr Gurlitt dem Handwerk auch ſeinen Zoll entrichten muß: dieſes Mal durch die Aufnahme eines Frolli und eines Bedini, die zu den widerwärtigſten der italieniſchen Bilderfabrikanten und Bilderexporteure zählen.

Fritz v. Uhde iſt mit einem ſeiner beſten Bilder vertreten: „Kurze Raſt“. Er hat den ſchweren Gang nach Bethlehem ſchon öfter als Motiv verwerthet, niemals aber hat er zarter und poetiſcher das Motiv behandelt als hier. Ueber die winterliche Erde, die friſcher Schnee deckt, ſpielt mit röthlich violettem Schimmer das letzte Licht der ſchon niedergegangenen Sonne hin. Die Schatten der Nacht behaupten ſiegend das Feld. Joſeph geht auf ein Gehöft zu, das nahe der Landſtraße liegt, um eine Unterkunft zu erſpähen. Maria iſt zu kurzer Raſt auf der Straße zurückgeblieben, deren Bäume mit dem laubloſen dunkeln Geäſt melancholiſch in den ſchwärzlich trüben Himmel ragen. Sie ſtützt den müden Leib, der ſchon die heilige Laſt trägt, gegen einen Zaun, und bei der ſchweigenden Dämmerung ringsum verſinkt ſie in wachen Traum. An die ſchwere Stunde denkt ſie, die ihr bevorſteht, aber nicht in banger Verzweiflung, ſondern in demüthiger Ergebung. „Ich bin die Magd des Herrn, mir geſchehe, wie Du geſagt haſt.“ — Zunächſt iſt das Bild zeichneriſch und maleriſch hervorragend. Zeichneriſch durch die ungemein ausdrucksvolle Haltung der Maria, die in dieſer freien Schlichtheit überdies nicht beobachtet, ſondern nur empfunden ſein kann. Maleriſch durch die feine, trotz ihren grauen Kolorits farbig belebte Schilderung der Landſchaft. Das Weſentliche der Wirkung liegt aber doch in dem Ausdruck des Seelenzuſtandes und der ihm angepaßten Stimmung der Natur, in der Harmonie des Ganzen, in deren Dienſt jene Mittel geſtellt ſind. Die Empfindung, die wir vor dem Bilde haben, iſt ſo einheitlich, wie die beim Aufnehmen einer lyriſchen Strophe. Das Moderne, hier fühlt man es wieder einmal deutlich, iſt doch kein ſo leerer Wahn, keine ſo hohle Phraſe, wie ſeine Gegner wollen: ſo frei von jeder

Spur einer theatralischen Pose und so seelisch vertieft zugleich hat keine Epoche der Vergangenheit menschliches Empfinden geschildert. Soll man bei so starkem Eindruck mit dem Künstler wieder über eine so unwichtige Einzelheit rechten, wie es das moderne Kostüm ist? Ich glaube, man kann darauf verzichten.

Eine Porträtstudie eines jungen Mädchens zeigt eine Keckheit in Auffassung und Farbe, die bei den anderen Werken des Meisters ja durch die Motive, die er zu behandeln liebt, schon ausgeschlossen ist. Irre ich nicht, so ist es dieselbe Dame, deren Kopf in den Marieen Uhdes immer wiederkehrt. Der echt Münchnerische lachende Uebermuth in dieser Studie macht einen Vergleich sehr schwer. —

Zu meiner großen Freude fand ich in dem Kataloge den Namen Max Liebermanns, der seit einem Jahre nicht Neues ausgestellt hat und von dem ich deshalb irgend eine Ueberraschung erwartete. Leider wurde meine Erwartung getäuscht, auch die hier ausgestellten Sachen stammen nicht aus dieser letzten Zeit: die Ueberraschung steht also noch aus.

Inzwischen ist unter diesen älteren Bildern Mancherlei, an dem man seine Freude haben kann. Das „Alt-Männerhaus in Amsterdam" aus dem Jahre 1875 rechne ich zu dem Allerbesten, das dem Künstler gelungen ist. Die Energie, mit der er hier das helle, warme Sonnenlicht gemalt hat, läßt seine spätere ausschließliche Vorliebe für das zerstreute Tageslicht fast bedauern, so treffliche Werke wir ihr verdanken. In der Schilderung des Laubganges finden wir übrigens schon jene Einfachheit der Mittel, die wir an dem späteren Liebermann, besonders in seinen Pastellen, so sehr bewundern. Die „Kaiser-Friedrichs-Gedächtnißfeier in Kösen" zeigt uns eine Versammlung im Walde. In einer Lichtung zwischen den ragenden Stämmen sehen wir die Gemeinde den Worten des Predigers lauschen. Diese wundervolle Charakteristik der in feierlicher Trauerkleidung erschienenen Kleinstädter erinnert an Menzel, die Stimmung der Landschaft ist fein gegeben. Im Technischen fällt ein raffinirter Trik auf, der nicht so vornehm ist, wie es der Persönlichkeit des Meisters entspräche. Um das helle Grau des Himmels recht überzeugend herauszubringen, läßt er zwischen dem Grün der Baumkronen die nackte, blanke Leinwand stehn. Die Pastelle, die letzten unter den hier ausgestellten Arbeiten Liebermanns, sind farbiger gehalten, als es sonst seine Art war. Ich glaube, daß nach dieser Seite hin wir noch eine weitere Entwickelung seiner Kunst zu erwarten haben.

Lesser Ury hat ein Paar Pastellskizzen gesandt, von denen eine das Beste und Reifste ist, was uns die Kunst dieses eigenartigen, aber zuchtlosen Talentes bis jetzt beschcert hat. Zuchtlos nenne ich ihn, um keine Mißdeutung aufkommen zu lassen, weil er seine ganze tiefe und echt malerische Naturempfindung in Skizzen ausgiebt und nicht im Stande ist, den auf sein sensibles Künstlerauge einstürmenden Eindrücken Widerstand zu leisten, um einen früheren Eindruck in einem fertigen Werke auszusprechen. Er hat eine solche Fülle von Einfällen, daß eine ganze Anzahl der landesüblichen Landschafter ihren Motivbedarf bei ihm decken könnten. Seiner

Pastellstudie „Aus Hamburg", im höchsten Grade reizvoll durch Licht und Farben, fehlt das Bildartige nicht so sehr wie seinen sonstigen Skizzen.

Kurt Herrmann steuert ein Paar Studien von sicherer, flotter Mache und kecken koloristischen Effekten bei. Sein „Capriccio", in dem die Flottheit zur Brutalität geworden ist, hätte er schon des höchst geschmacklosen Motivs wegen lieber im Atelier behalten sollen.

Karl Marrs „In der Intendanz", auf dem sich die bezopften und rothbefrackten Rokokoherren in dem modernen freien Licht recht seltsam ausnehmen, ist eine gute Arbeit des bekannten Künstlers, der hier einmal dem Gelernten gar keine Konzessionen gemacht hat.

Von bekannten Werken sah ich Lenbachs Porträtstudien „Passini-Makart", Schönlebers „Ueberschwemmung" und zwei Bilder Thomas'. Auch Charles F. Ulrich verdient Erwähnung.

Unter den Ausländern nimmt Jef Leempoels, der Brüsseler, den ersten Platz ein. „Chacun veut en sagesse ériger sa folie". Auf zwei breiten und niedrigen Tafeln schildert er die menschlichen Schwächen, Thorheiten und Laster, hier der Männer, dort der Weiber. Ein modernes Narrenschiff. Er weiß jedem Charakter gerecht zu werden, dem religiösen Fanatiker eben so, wie dem putzsüchtigen Jungfräulein; er versteht es wohl, der jedesmaligen Aufgabe die Mittel anzupassen, hier hart bis zur Karikatur, dort weich bis zur Anmuth zu sein. Wenn trotzdem die Bewunderung eine kühle bleibt, so liegt das daran, daß durch die ganze Absicht der Bilder der Beschauer an Einzelheiten festgehalten wird und so beim Scheiden keinen Gesammteindruck mitnimmt. Die Bilder wirken wie ein Kuplet. Man amüsirt sich bei der einzelnen Pointe und hat sie vergessen, wenn die neue kommt.

Besonders dankenswerth ist die Ausstellung der französischen Radirungen, die in Berlin noch unbekannt waren.

Hellen schildert in seinen Blättern das Weib der Pariser Gesellschaft in allen Lebensaltern vom Kinde bis zur eleganten Mondaine. Das ist sein einziger Gegenstand. Aber er bietet ihm eine Unmasse von Motiven und die Gelegenheit, seiner Vorliebe für die elegante Linie in vollstem Maße zu fröhnen. Er verzichtet bewußt auf das Malerische, das der Radirung eigenthümlich ist, auf den Reichthum an Nuancen in Schwarz und Braun, den man mit der raffinirten Benutzung aller Hilfsmittel hier erreichen kann. Seine Radirungen wirken wie Handzeichnungen, da er nur die kalte Nadel benutzt, mit der man unmittelbar das Kupfer kratzt und nur feinere oder stärkere Linien hervorbringen kann. Diese Technik ist meines Wissens seit Watelet, der vor etwa hundert Jahren gestorben ist, nicht mehr angewendet worden, und es ist vielleicht kein Zufall, daß der Schilderer eleganter Frauen hier an die Rokokozeit anknüpft. Jedenfalls führt Hellen seine Nadel mit einer Sicherheit, die ans Fabelhafte grenzt, und weiß mit dem denkbar geringsten Aufwand von Linien die vollste Körperlichkeit zu erreichen. Man muß sagen, daß diese ganze Art vortrefflich geeignet ist, den Charme der modernen Pariserin mit ihrem durch den englischen snobism beeinflußten Chic wiederzugeben. Vielleicht hat

auch der Sieg der Hellmalerei den Künstler bewogen, zur Hellradirung zu greifen. Uebrigens sind diese Blätter, die fast wie improvisirt ausschauen, mit der allerpeinlichsten Sorgfalt gemacht und auf Grund intimster Studien. Darin besteht aber eben der Triumph des Künstlers, daß man von dem fertigen Werke den sauern Schweiß vergißt, den es gekostet.

Anders Zorn, der als Maler uns wohlbekannte französirte Schwede, radirt meist seine eigenen Bilder. Die Blätter bilden den geraden Gegensatz zu denen Hellens. Zorn vermeidet peinlich die Umrißlinien und geht auf rein malerische Wirkungen aus. Das geht manchmal so weit, daß es störend ist. Im Ganzen aber verdienen diese Radirungen unsere größte Bewunderung, besonders durch die erschöpfende und überzeugende Wiedergabe ganz komplizirter Lichtwirkungen in Schwarz und Weiß. In dieser Hinsicht ragen sein „Tanzsaal" und sein „Omnibus" hervor: hier ist das ungewisse Flackern der Beleuchtung in dem rumpelnden Wagen, dort der Kontrast zwischen dem strahlenden Festsaal und dem dunkleren Nebenraum erstaunlich getroffen. Dabei verzichtet der Künstler auf die Feinheit der alten Radirung, er spricht sich in kraftvollen, geradezu derben Strichen aus, zumal in den Porträts.

Auch hier wird manchmal der Eindruck der Federzeichnung erzielt. Da das auch bei Jeanniot, dem Dritten im Bunde, zutrifft und ich bei Deutschen in Lithographien dasselbe gefunden habe, bei Steinhausen z. B. und bei Greiner, so möchte ich glauben, daß hier eine bestimmte, wiederum wirklich „moderne" Absicht waltet, solchen Erzeugnissen der vervielfältigenden Kunst die Unmittelbarkeit der Handzeichnung zu wahren. Dem raffinirten Kenner bietet ja doch die unverstellte natürliche Handschrift des Künstlers den höchsten Kunstgenuß. Jeanniot, der sehr gerühmt wird, ist hier gerade nicht glänzend vertreten. Der Kopf des Bauern, der in seiner Mischung von Brutalität, Beschränktheit und Schlauheit eine würdige Illustration zu den Skizzen Maupassants aus dem Bauernleben giebt, ist das Beste unter den Blättern, die wir hier finden.

Die an sich braven deutschen Radirer v. Schennis und H. am Ende verlieren in dieser Nachbarschaft an Interesse. —

In dem Bildhauer Flaum tritt uns eine viel verheißende Begabung entgegen. Man fühlt in seinen kleinen Arbeiten „Verhängniß" und „Versuchung" etwas Eigenartiges, ohne doch jetzt schon recht zeigen zu können, worin es steckt. Das Psychische, die dumpfe Ergebung des Weibes dort, die lüsterne Sündengier hier, ist zu sprechendem Ausdruck gelangt. Auch die Formensprache ist eigen, wenn auch in Einzelheiten unbeholfen, wie das kein Wunder ist bei Einem, der nach treffendem Ausdruck für Eigenes sucht. Man muß abwarten, was der Künstler, der jetzt noch stammelt, uns zu sagen haben wird, wenn er sprechen gelernt hat.

Fritz Stahl.

Ruſſiſche Romanliteratur.

Die wenig ſyſtematiſche Behandlung der ruſſiſchen Literaturgeſchichte in Deutſchland und die flüchtigen Charakteriſtiken einzelner Schriftſteller haben bisher zu nichts Anderem geführt, als daß man hier über den Gang der ruſſiſchen Literatur im Allgemeinen und der Romanliteratur im Beſonderen abſolut keine Ueberſicht hat. Zudem leiden dieſe Charakteriſtiken an großer Subjektivität und haben daher keinerlei Anſpruch auf Zuverläſſigkeit. Auch iſt das deutſche Publikum vollſtändig außer Stande, ſie auf ihre Richtigkeit hin einer Nachprüfung zu unterziehen, da ihm ja meiſt nur wenige Arbeiten der in Betracht kommenden Autoren bekannt ſein können, d. h. nur ſolche, die ihm die Laune eines Ueberſetzers zugänglich gemacht hat.

In Nachſtehendem will ich verſuchen, eine kurze Ueberſicht über die ruſſiſche Romanliteratur dieſes Jahrhunderts zu geben und dabei ein Wenig näher auf die volksthümliche Richtung, die das Hauptmerkmal der zeitgenöſſiſchen ruſſiſchen Literatur bildet, eingehen.

Es iſt durchaus nicht das Kennzeichen der ruſſiſchen Romanliteratur, daß ſie, wie vielfach in Deutſchland behauptet worden iſt, von jeher den Typus der Elenden und Unterdrückten dargeſtellt habe, vielmehr begann ſie gleichzeitig mit allen übrigen europäiſchen Literaturen im Anfange dieſes Jahrhunderts dieſe Tendenz zu verfolgen, als die Romantik die Betonung des volksthümlichen Elementes auf ihre Fahne ſchrieb. Dieſe Richtung lenkte in Verbindung mit den gleichzeitig auftauchenden demokratiſchen Beſtrebungen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das Leben der kleinen Leute, aus denen ſich die Volksmaſſen zuſammenſetzen, und führte ſo ſpäter zum Naturalismus. Die ruſſiſchen Belletriſten der vierziger Jahre vereinigten Objektivität und eine künſtleriſche Beſchaulichkeit in der Schilderung Alles deſſen, was im ruſſiſchen Leben ſchön und poetiſch iſt, mit einer negirenden Satyre nach der Art Gogols. Als Schauplatz ihrer Erzählungen wählten die Schriftſteller dieſer Periode vorzugsweiſe die Kreiſe der Kleingrundbeſitzer, und ſie führen uns in erſter Reihe eine Menge von Frauentypen vor, die alle der beſſeren Geſellſchaft angehören.

Die Erzeugniſſe der Belletriſtik jener Zeit zeichnen ſich durch Lebensfreudigkeit und Geiſtesfriſche aus. Erſt vom Jahre 1848 an wird eine ſkeptiſche Auffaſſung des Lebens und des Menſchen allgemein und nimmt zuweilen einen vollſtändig peſſimiſtiſchen Charakter an. Die Schriftſteller beginnen durchweg, die Erſcheinungen des Lebens zu zerlegen, ihre hauptſächliche Aufmerkſamkeit auf ſeine Schattenſeiten zu richten, und verlieren dabei faſt die Fähigkeit, ideale Typen darzuſtellen. Das ſkeptiſche Element bürgerte ſich ſo ſehr ein, daß dieſe Schriftſteller auch nicht im Stande waren, ſich anders als ſkeptiſch zu der neuen Epoche und den neuen Leuten zu ſtellen, die die ſechziger Jahre mit ſich brachten. Die intelligente ruſſiſche Geſellſchaft erwartete die Aufſtellung neuer Ideale in der Literatur

und hoffte in ihr den Niederschlag der Befriedigung über das Verschwinden einer großen Anzahl von Uebelständen zu finden, die sich bis dahin den Leuten von feinerem Empfinden drückend fühlbar gemacht hatten. Sie wurde indeß arg enttäuscht, denn der negirende Skeptizismus herrschte fort und wurde von einer tiefen, demokratischen Auffassung der Dinge getragen.

Die meisten Erzählungen deckten die Laster und Schwächen der russischen Intelligenz auf, da die Letztere größten Theils Nichts that, sondern auf Kosten der unbezahlten Bauernarbeit ein träumerisches Genußleben führte. Die Schriftsteller dieser Periode zogen aber nicht nur gegen die barbarischen und gräßlichen Mißbräuche der Leibeigenschaft zu Felde, sondern sie verspotteten auch beständig die moralische Zersetzung der besitzenden und in erster Linie der Grund und Boden besitzenden Klasse. Zu den Vertretern dieser Richtung gehören vor allen Dingen der geniale Turgénjew, Gontscharów, Graf Leo Tolstoi und Dostojéwski, an welche sich mehr oder weniger bedeutende Schriftsteller anschließen.*) Die Romanschreiber dieser Periode entnahmen die Stoffe zu ihren Erzählungen selten nur dem Volksleben. Turgénjew that es in seinen „Memoiren eines Jägers", Dostojéwski in den „Memoiren aus dem Todtenhause", und Gontscharów führt uns außer einigen Diener- und Matrosentypen keinen einzigen Charakter aus dem Bauernstande vor. Am meisten von ihnen beschäftigt sich noch Tolstoi mit den Volkskreisen. Ihr hauptsächliches Augenmerk wenden die genannten Schriftsteller hierbei auf die Leiden und Uebelstände, die das Volk unter dem Drucke der Leibeigenschaft nicht nur von schlechten, sondern auch von guten Grundbesitzern zu ertragen hat. Zuweilen charakterisiren sie auch einen sympathischen Bauerntypus, um den Leser zu überzeugen, daß der Bauer durchaus nicht ein zweibeiniges Lastthier, sondern ein Mensch, wie wir, ist, daß er ebenso fühlt und denkt, und daß Beleidigungen ihm ebenso wehe thun, wie uns. Oder sie führen uns eine ideale Persönlichkeit aus dem Bauernstande vor, wie man sie in den intelligenten Kreisen vergebens suchen würde. In der russischen Literatur bezeichnet man diese Ansichten der betreffenden Schriftsteller als idealistisch-sentimentale. Gleich darauf aber machten diese Meinungen über das Volk einer anderen Richtung Platz, die man die skeptisch negirende nennt, und die zu ihren Vertretern Nikolai Uspénski und W. Sslepzów zählt. Uspénski charakterisirt in seinen „Briefen aus dem Dorf" folgendermaßen: „Armuth und Unwissenheit haben den russischen Bauern dahin gebracht, daß er sehr oft weder seine Arbeit, noch die eines Andern zu schätzen versteht. Der Begriff vom Eigenthumsrecht und vom Recht der Person geht ihm vollständig ab. Gesetze und Bedingungen des bürgerlichen Lebens existiren für ihn nicht." In den Erzählungen der letztgenannten Schriftsteller ist jeder Bauer als Trunkenbold oder fürchterlicher Narr, jede Bäuerin als Idiotin hingestellt.

Erst in den sechziger Jahren tritt eine Reihe von Schriftstellern auf, in deren Schriften, wie bei Reschétnikow, Lewitow und Na-úmow, wir weder einer Idealisirung des Volkes, noch einer Herabwürdigung desselben,

*) Nekrássow lasse ich ganz unerwähnt, da er lyrischer Dichter ist und hier nur die Romanliteratur in Betracht kommt.

noch einer trockenen Beurtheilung vom bureaukratischen Standpunkte aus begegnen, sondern der wirklichen Wahrheit. Aus ihren Schriften sieht man deutlich, daß sie die Familien- und allgemeinen Verhältnisse des Bauernstandes aus eigener Beobachtung genau kennen, und es drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß sie das Erzählte theilweise selbst miterlebt haben.

In den siebziger Jahren tritt die volksthümliche Belletristik in ein neues Stadium. Die Werke dieser Zeit beschäftigen sich nicht nur mit dem Volksleben, sondern auch mit einer gründlichen und feinfühligen Charakteristik der Volksseele. Ueberall thut sich das Bestreben kund, die Grundprinzipien und Grundeigenschaften des Volkes aufs Genaueste zu definiren, um alle Erscheinungen in seinem Leben und Treiben dadurch begreiflich zu machen. An der Spitze dieser Strömung stehen zwei außerordentlich populäre Belletristen: Gläb Uspénski und Nikolai Sslatowrátski. Uspénskis Schriften tragen eine pessimistische und negirende, Sslatowrátskis dagegen eine außerordentlich optimistische Färbung. Neben dieser volksthümlichen Belletristik brachte der starke Geistesaufschwung zur Zeit der Reformen und das Erwachen des allgemeinen Interesses für politische und soziale Fragen in der russischen Literatur eine Reihe von Arbeiten hervor mit einer ausgesprochenen Tendenz. Diese Tendenz betrifft fast nur gesellschaftliche Fragen und läßt für die Liebe und die psychologischen Analyse nur einen sehr bescheidenen Raum übrig. Naturbeschreibungen spielen dabei nur eine dekorative Rolle. Anfangs trugen diese Tendenzen einen demokratischen Charakter, wie bei den Schriftstellern Sslatüików und Pomjalówski, später machte sich eine idealistische Richtung geltend, zu deren Vertretern Michailow Scheller, Sassodünski, Bamin und auch der sehr talentvolle Stanjukówitsch zu rechnen sind. Allmählich artete diese tendenziöse Richtung in das Bestreben aus, die liberalen Ideeen zu propagiren. In der Art und Weise der Ausführung findet man eine Nachfolge der Schriftsteller aus dem Ende der vierziger Jahre, insbesondere Turgénjews. Da haben wir wieder die psychologische Analyse, anziehende Frauentypen, Naturschilderungen und interessante Verwickelungen, wobei diese Arbeiten jedoch völlig frei sind von dem zersetzenden Skeptizismus und der reaktionären Unduldsamkeit jener Belletristen. Die neue Richtung glaubt vielmehr an den Sieg ihrer Prinzipien, ihre Vertreter sind tolerant gegen andere Anschauungen und sehen lebensfroh in die Zukunft.

Gleichzeitig mit ihnen entstand auch eine reaktionäre Richtung mit konservativer Tendenz. Diese reaktionäre Bewegung blieb schließlich nicht ohne Einfluß auf die Vertreter der liberalen Richtung. Der politische und soziale Aufschwung hielt nämlich bei Weitem nicht Alles, was er versprochen hatte. Unter dem Einfluß der hieraus entspringenden Enttäuschungen standen hauptsächlich Járschin und Nowodwórski, mit welchen zugleich die belletristische Schule der jüngsten zeitgenössischen Literatur beginnt. Ein großer Theil ihrer Vertreter giebt sich ganz dem subjektiven Pessimismus hin, ein anderer folgt der Richtung des Grafen Leo Tolstoi, und nur Wenige haben selbstständige Wege eingeschlagen.

Charlottenburg. Adolph Garbell.

Geschäftliche Ausblicke.

Das Bild, welches die Berliner Börse seit Monaten bietet, ist sicherlich nicht von erfreulicher Art. Um einen Ueberblick über die Situation zu gewinnen, muß man sich in den Anfang der siebenziger Jahre zurückversetzen, als die Errichtung des Deutschen Reiches zu den weitestgehenden Hoffnungen auf finanziellem und dem allgemein wirthschaftlichen Gebiet führte. Damals galt es, der vergleichsweise nicht bedeutenden Berliner Börse eine den Pariser und Londoner Plätzen ebenbürtige Position zu schaffen. Diese Hoffnungen begegneten zwar schon damals gewissen Enttäuschungen, aber sie wurden trotzdem wieder aufgefrischt, als die Thätigkeit und das Wachsthum zunächst der Reichsbank, an ihrer Seite aber auch jenes der großen Banken und Bankiers-Firmen deutlicher in die Erscheinung traten. Frankfurt a. M. trat seine Bedeutung an Berlin ab; der Verkehr mit den auswärtigen Plätzen wuchs in großartigem Maßstabe. Der Mark-Wechsel gelangte im internationalen Verkehr zu dem Ansehen, das früher dem Sterling- und Frank-Wechsel vorbehalten blieb. Die Ausschreitungen der Gründerperiode lassen sich zum Theil auf den Umstand zurückführen, daß zu Beginn der siebenziger Jahre der Berliner Platz fast nur den einheimischen Werthen zugänglich war; die relative Abgeschlossenheit von dem großen internationalen Verkehr mußte nothwendigerweise zu einer ungesunden Spekulation in einheimischen Industrie- und Bank-Werthen verleiten. Es fehlte der erfrischende Luftzug von außen. Das wurde besser, als in den achtziger Jahren Berlin die untergängige Bewegung der Russen in London benutzte, um große Beträge derselben an sich zu nehmen. Das war der erste große Schritt auf der Bahn zur internationalen Entwickelung. Heute ist wohl Niemand mehr im Zweifel darüber, daß die künstlich angefachte und betriebene Austreibung der Russen ein Fehler war, welcher die gesunde Entwickelung des Berliner Marktes schwer geschädigt hat, denn das Vakuum, welches durch das Abströmen der Russen entstand, wurde ausgefüllt durch die Aufnahme der argentinischen, griechischen, mexikanischen und vor allem der italienischen Anleihen. Wer in der Lage wäre, die Intima der argentinischen Anleihe Operationen zu schildern, der würde trotz allem, was darüber schon bekannt ist, sicher sein, damit das größte Aufsehen zu erregen. Die griechischen Anleihen wären auch nicht so bereitwillig gekauft worden, wenn zu jener Zeit nicht fort und fort die dynastischen und politischen Beziehungen zu Griechenland gerühmt worden wären.

Ueber die mexikanischen Anleihen sind die Akten noch nicht geschlossen. Es steht fest, daß ihr heutiger Kursstand auf schwachem Boden ruht, und daß erst Klarheit entsteht, wenn der Präsident Porfirio Diaz einmal von der Bühne abtritt. Der massenhafte Vertrieb italienischer Papiere ist politischen Motiven entsprungen, das darin angelegte Kapital kann deßhalb als eine an Italien gezahlte Subvention aufgefaßt werden. Im Publikum hat man von alledem eine unbestimmte Ahnung, woraus denn auch die Nervosität des Marktes entsteht. Wenn die großen Banken und Firmen nicht jederzeit die Mittel bereit hielten, einer allzu kräftigen Baisse durch Interventionen zu begegnen, dann wäre das Kurs-Niveau der meisten ausländischen Papiere bedeutend niedriger, als es heute ist. Der spekulative Charakter, der hier vorherrscht, wird deutlicher noch gekennzeichnet durch die Beziehungen zwischen dem hiesigen und dem Wiener Platz. Wien unterhält in einer ganzen Reihe von Fonds und Effekten enorme Hausse-Engagements, von denen es sicher ist, daß der Zeitpunkt kommen wird, wann sie mit Verlust abgewickelt werden müssen. Wien ist nicht stark genug, die Kosten dieser Kampagne aus eigenen Mitteln zu bestreiten, es hat enorme Verpflichtungen an Berlin übernommen, welche allerdings, so lange Alles gut geht, sehr gewinnbringend für die hiesige Finanzwelt sind. Aber ein starker Windstoß kann dieses ganze Gebäude über den Haufen werfen. Wer unbefangener Meinung ist, der wird schon heute zugeben, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die nächste große Börsen-Katastrophe in Wien ihren Ursprung nehmen wird. Es genügen dazu politische und soziale Verwickelungen, mit deren Möglichkeit, wenn nicht die Börsianer, so doch tiefer blickende Staatsmänner in der That seit Langem rechnen. Der Ausbruch äußerer oder innerer Unruhen würde für den Berliner Platz in der That verhängnißvoll sein. In ersterer Hinsicht ist man geneigt, zunächst an die orientalischen Fragen zu denken. In der anderen Hinsicht rechnet man mit der Möglichkeit, daß die sozialdemokratische Bewegung, unterstützt durch andere Elemente, viel eher in Oesterreich als anderswo einen gewaltthätigen Charakter annehmen kann. Das Gros der Börsenbesucher freilich und selbst die Mehrzahl unserer Bankdirektoren und Bankiers gehen an solchen Erwägungen achtlos vorüber. Sie sind seit gerammer Zeit weitsichtiger Unternehmungen entwöhnt und rechnen bloß von Fall zu Fall. Sie treffen ohne Zweifel ihre Vorbereitungen, sich selbst gegen schmerzhafte Verluste zu schützen und das Schmerzensreiche derselben kann wie immer das Publikum treffen.

Die Wirkungen, welche die Krankheit des Kaisers von Rußland auf die Börse äußert, hängen mit ähnlichen instinktiven Befürchtungen zusammen. Jeder Vorgang in der russischen Regierung muß zu der Frage führen: Wie wird er auf Oesterreich und indirekt auf uns wirken?

Von der vielbesprochenen Börsen-Reform kann man sich, an der Hand der vorliegenden Berichte, noch immer keine klare Vorstellung machen. Jedoch haben Gerüchte über die Absicht, ein Börsen-Register einzuführen, und die Banken und Bankiers für ihre Anleihe-Emissionen haftbar zu machen, gewisse Besorgnisse verstärkt. Ein Börsen-Register liefe darauf

hinaus, daß nur solche Firmen Spekulations-Geschäfte machen dürfen, welche in dem Register verzeichnet stehen. Manche Firma wird sich scheuen, in solcher Weise sich das Schild des Spekulanten an die Stirn zu heften. Noch andere Bedenken treten hinzu. Jedenfalls wäre der Gesammt-Effekt die Verminderung des Börsenbesuches und die Konzentration der Kundschaft in den Händen einiger Banken und Bankiers, die solchergestalt ein gewisses Monopol erhalten würden. Merkwürdig: dieselben Leute, die ein solches Gesetz vorschlagen, behaupten, die Macht des Großkapitals einschränken zu wollen! Würden sie genauer zusehen, so könnte es ihnen nicht schwer fallen, zu erkennen, daß ihre seitherigen Gesetze, mit welchen sie angeblich das Groß-Kapital fesseln wollten, lediglich die Wirkung hatten, dasselbe noch mächtiger zu machen. Die große Zahl der sogenannten kleinen Bankiers, unter welchen noch Firmen mit mehreren Millionen Mark Kapital vorhanden sind, können gegen die Großen kaum noch ankämpfen. Viele ziehen sich von dem Geschäft zurück; Andere ziehen ins Ausland, vorzugsweise nach Paris. Der Goldstrom, der von der Börse, als dem Mittelpunkt des Verkehrs, ausgeht, kommt heute einer viel kleineren Anzahl von Menschen zu Gute, als vor fünf und gar vor zehn Jahren. Könnte man wenigstens sagen, daß unsere großen Banken — die Generalpächter, wie sie genannt wurden — im Punkte des Unternehmungsgeistes auf der Höhe ihrer Aufgabe ständen und dieselbe so auffaßten, wie es die großen Kredit-Institute beim Beginn der Entwickelung des Systems thaten. Trügen sie doch wenigstens Alles, was sie können, dazu bei, um die Geldzirkulation, den Blutumlauf des wirthschaftlichen Körpers, fortgesetzt im Gang zu halten. Statt dessen beobachtet man seit Jahren eine wachsende Zurückhaltung, die an sich schon lähmend wirkt. Sie hat aber außerdem noch die Wirkung, daß nach und nach alles Geld in den Banken — den Reservoirs — sich ansammelt und dem Verkehr entzogen wird. Diese Praxis ist nicht kaufmännischen Charakters, und man kann deshalb annehmen, daß sie mit der Zunahme des juristischen Elements in den Bankkreisen zusammenhängt. Der Jurist ist der geborene Sicherheits-Kommissarius.

Omega.

Bismarcks Nachfolger.

Vor einigen Wochen stellte der Verleger der „Deutschen Warte“ dem Publikum einen jungen Mann vor, bezüglich dessen er aus angeblich sicherer Quelle in Erfahrung gebracht haben wollte, daß er ein profunder Politiker sei, der ein eigenes Programm zur Lösung der sozialen Frage längst schon fix und fertig in der Tasche habe. Diesen vielversprechenden Jüngling hatte damals der Verlag als Chefredakteur engagirt und seither arbeitet Herr Richard Nordhausen in der „Deutschen Warte“, die der eigenen materiellen und geistigen Noth beim besten Willen nicht abzuhelfen vermag, mit treuer Hingabe an der Beseitigung der sozialen Noth.

Als Caprivi dieser Tage sein Amt niederlegte, würde Niemand aus dem engeren Freundes- und Familienkreise des Herrn Nordhausen es dem Kaiser als Fehlgriff angerechnet haben, wenn er nunmehr diesen talentvollen jungen Mann mit der Leitung der Geschäfte betraut hätte. Wiederholt hatte Herr Nordhausen in schwungvollen Leitartikeln durchblicken lassen, daß er gar nicht abgeneigt sei, wenn einmal Noth an den Mann ginge, für Geld und gute Worte die aus den Fugen gegangene Zeit wieder einzurenken und den tiefen Riß zwischen Arm und Reich mit breiigen Redensarten zu verkitten.

Aber Richard Nordhausen wartete vergeblich auf den Beamten des Geh. Zivil-Kabinetts, der ihn zur Audienz befehlen sollte; er mag schließlich nicht wenig erstaunt gewesen sein, daß ihm ein Fürst von Hohenlohe vorgezogen wurde, der doch sicher in seinem ganzen Leben weder einen Leitartikel, noch auch ein Feuilleton geschrieben hat. Aber Herr Richard Nordhausen ist kein Egoist. Er läßt das Vaterland den Fehler, den der Kaiser begangen, nicht entgelten, sondern er widmet nach wie vor in den Spalten der „D. W.“ dem Volke als uneigennütziger Berather unverdrossen seine Kräfte. Und das Mittel, welches er aus dem schier unerschöpflichen Schatz seiner Einsicht zur Ueberwindung momentaner politischer Schwierigkeiten anpreist, ist mehr als originell. Er empfiehlt uns nämlich die Lektüre eines Romanes.

„In diesen bewegten Tagen“ — so heißt es im Feuilleton der „Deutschen Warte“ — „wo vielleicht über Deutschlands Schicksal die Würfel fallen, wird ein eben erschienenes Buch, das den hochsensationellen Titel „Bismarcks Nachfolger“ führt und den bekannten Romancier Theophil Zolling zum Verfasser hat, doppeltes Aufsehen erregen. Das spannend aktuelle Werk muthet gerade jetzt wie eine künstlerische Bilanz des neuen Kurses an; in seinem Mittelpunkt steht der jüngste Reichstags-Abgeordnete, dessen kurze Thätigkeit einen Einblick in das Treiben der Fraktionen und Parteien gewährt. Seine Gestalt, seine Kämpfe erheben und erquicken, verschönern das sonst wenig erfreuliche Gemälde, das der offenbar genau unterrichtete Verfasser entrollt, denn Streberthum, Ränkesucht und Schachergeist scheinen da immer auf der Tagesordnung. Um so wohlthuender berührt die überall im Buche auf-

quellende Bewunderung und Verehrung des alten Riesen aus Varzin. An ihm werden Diejenigen gemessen, die seine definitive Erbschaft antreten wollen, Kaiser, Minister, Reichsboten, Sozialisten, aber der Verfasser sagt uns auch, wie Bismarcks wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß. Der ebenfalls geschilderte Sturz des Ministers von Zedlitz und der Krawall der Arbeitslosen von 1892 stellen die frei erfundene Handlung ganz auf den Boden der Wirklichkeit. Das amüsante und spannende Buch verdient aber nicht nur als unparteiische Streitschrift, sondern auch als literarisches Kunstwerk das Aufsehen, das es schon jetzt, drei Tage nach seinem Erscheinen, überall erregt."

Also Herr Theophil Zolling, der Verfasser des Romans „Bismarcks Nachfolger", weiß ganz genau, wie Bismarcks wahrer Nachfolger zum Heil des Vaterlandes beschaffen sein muß

Herr Richard Nordhausen und Herr Theophil Zolling sind eng mit einander liirt. Als Herr Harden seiner Zeit der „Gegenwart" den Rücken kehrte und der „Zukunft" sich zuwandte, gerieth Herr Zolling, der Herausgeber der „Gegenwart", für die Harden bis dahin seine stark paprizirten Artikel geschrieben hatte, in arge Bedrängniß. Er mußte um jeden Preis einen Ersatz für Harden haben. Man machte ihn auf Herrn Nordhausen aufmerksam, der ein vielgewandter Jüngling sei und den Auftrag gewiß gerne übernähme. Herr Theophil Zolling ließ Herrn Richard Nord hausen kommen. Auf seinem Bureau zeigte er ihm die Livree, welche Maximilianus Apostata zurückgelassen, und forderte ihn auf, hineinzuschlüpfen. Falls der Anzug ihm passe, erhalte er die Stelle. Und die Livree saß Herrn Nordhausen wie angegossen. Seither schreibt er unter dem Pseudonym „Caliban" kritische Feuilletons und Essays für die „Gegenwart", die Herr Zolling als Ersatz für Harden'sches Trüffelpüree seinen gaumenverwöhnten Lesern vorsetzt. Sie haben aber auch in der That nur Surrogatwerth.

Gleichwohl mag Herr Zolling von seinem Mitarbeiter Caliban eine sehr hohe Meinung haben. Und es ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in dem von ihm verfaßten Romane sich Andeutungen befinden, die auf Herrn Nordhausen als einzig denkbaren Nachfolger Bismarcks hinweisen. In diesem Falle hätte Herr Zolling seinen Roman aber auch sofort nach Erscheinen dem Kaiser übersenden müssen. Er hätte ja gleichzeitig ein Immediatgesuch beifügen können, in dem er seines Freundes Adresse, sowie die Bedingungen mittheilte, unter denen dieser bereit sein würde, in die Redaktion des Deutschen Reiches einzutreten.

Ein täglich erscheinendes Berliner Blatt ist eine sehr gute Vorschule für einen Staatsmann. Wenn das Glück ihm wohl will, kann er hier eine der allerwichtigsten staatlichen Einrichtungen, das Defizit, gründlich studiren. Herr Nordhausen aber hat Glück . . .

Mephisto.

Druck: E. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Dr. med. **Lütje's**

Hantel-Pessar

ist ein

Talisman

für jeden

Hæmorrhoidarier.

Die Schmerzen, das Jucken und Brennen, sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

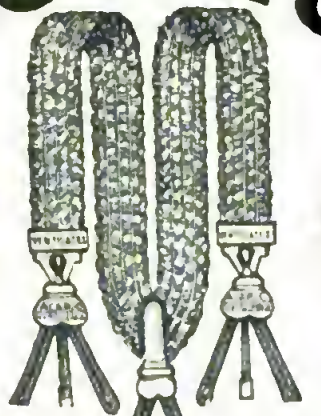
Von den bedeutendsten ärztlichen Fachzeitschriften des In- und Auslandes wird das patentirte **Hantel-Pessar** warm empfohlen. So schreibt z. B. „Der Frauenarzt" in Heft 12, Jahrg. 1893 Seite 560):

Die Firma **Evens & Pistor in Cassel** bringt unter dem Namen Hantel-Pessar einen neuen Apparat in den Handel, der bestimmt ist, der weiteren Entwicklung von Haemorrhoidalknoten entgegenzuwirken und auf schon bestehende verkleinernd einzuwirken. Da derselbe diese Aufgabe in rationeller Weise löst, so wird er fraglos allgemeine Anerkennung und Verbreitung finden, welch letztere durch den billigen Preis noch des Weiteren gefördert wird.

Der kleine Apparat hat die Form einer gedoppelten, durch einen Stiel verbundenen Olive. Die eine Olive wird in den Mastdarm eingeschoben so, daß der schmale Stiel von den Sphincteren umfaßt wird. Die äußere Olive bleibt außerhalb des Afters.

Einmal eingeführt, liegt es in der Form des Instruments begründet, daß dasselbe seine Stellung nicht verändern kann und nun unausgesetzt durch Kompression auf die Varikositäten der Mastdarmschleimhaut einzuwirken im Stande ist. Zugleich geht von dem kleinen Apparat eine Art instrumenteller Massage aus, kurz, die Haemorrhoidalknoten bilden sich im Laufe einiger Wochen zurück. Das Hantel-Pessar kann beliebig lange Zeit, täglich wenigstens einige Stunden, anhaltend gebraucht werden, doch soll es so wenig belästigen, daß die Träger desselben mehrfach vergessen haben, es Abends zu entfernen und damit eingeschlafen sind.

ACARIC



Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acaric**

Jedes Paar, welches diesen Stempel nicht trägt, ist kein **Acaric**

Ventilirter Hosenträger — **Mit Unterhosen-Halter**

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinabrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Zweckdienlichster Träger für alle Jahreszeiten. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.

Ueberall vorräthig. Paar ℳ 3.50

Hauptdepots:

Berlin: Moritz Mädler, Leipzigerstraße 101.
Hamburg: Moritz Mädler, Neuerwall 84.
„ Ivan M. Schlichter.
Husum: F. Svenningsen.
Kiel: Th. Thöl, Vorstadt 17.
Königsberg: H. Lachmanski.
Leipzig: Moritz Mädler, Petersstraße 8.
„ Th. Pfitzmann Nachfolger.
Lübeck: Justus Meyer.
München: Metzeler & Co.
Mühlhausen i. Th.: E. G. Hippius
Worms: Leop. Gallinger.

Viel Vergnügen

bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates**, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparate schon von 10 ℳ ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,
Hohenstein-E. 9. Sachsen.

Verlag C. Regenhardt, Berlin W. 35.

Ausgezeichnet durch den a. d. Sprachverein:

Gut Deutsch.

Eine Anleitung z. Vermeidung d. häufigst. Verstöße gegen d. guten Sprachgebrauch u. ein Ratgeber in Fällen schwankender Ausdrucksweise

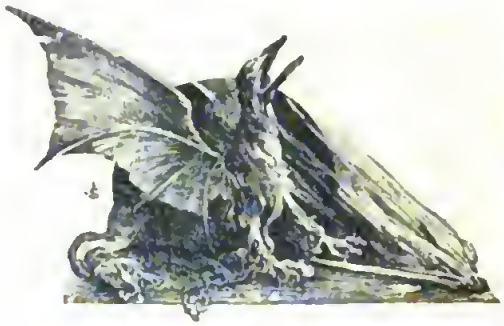
von

Prof. Albert Heintze.

Jedem zu empfehlen, der es mit d. richtigen Gebrauch s. Muttersprache Ernst ist. Geb. ℳ 1.50.

Anzeigen nur 40 Pfennig die zweispaltene Petitzeile.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:
Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myring

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Rael Bleibtreu

Pingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins, auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 6 | 10. November 1894

Ritter vom Geiste.
Die Misère des ärztlichen Standes. Von Dr. B. M.
Anarchistentödter und Staatsretter. Von Dr. E. Horn.
Das Wesen des Genies. Von E. Theinert-Wickley.
Die Frauenfrage und der Darwinismus. Von Eliza Ichenhäuser.
Das Musikerproletariat. Von P. R.
Die sozialdemokratische Mauserung. Von Dr. Stockmann.
Alice und Chlodwig.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 55
Fernsprecher: VI, 3707

Billigste und reichhaltigste Litteraturzeitung.

Am 1. Oktober a. c. begann das III. Quartal der

Internationalen Litteraturberichte

Wochenschrift für Gebildete aller Stände, Gelehrte, Litteraten, Bücherkäufer etc. etc.

Preis pro Quartal (13 Nrn.) 1 Mark.

In den bis jetzt erschienenen Nummern gelangten Beiträge von nachstehenden Herren zur Veröffentlichung: Hofrat Prof. Dr. E. Bener. — Ernst Braufewetter. — Prof. Dr. Brenner. — Red. W. Bruckmüller. — Prof. Dr. Bücher. — Prof. Dr. Buchholtz. — Carl Busse. — Dr. Julius Duboc. — Red. Theod. Ebner. — Hans Ellissen. — Paul Falck. — Fritz Fliedner. — Louis J. Garcia de Luna. — Ph. Gironcourt. — Dr. G. v. Hanck. — Dr. A. Hoeck. — Red. A. Höllerl. — Dr. Lud. Huberti. — Red. Toni Kellen. — W. von Knoblauch. — Dr. Küchler. — A. Lorenzen. — Prof. Dr. Machly. — J. C. Maurer. — Red. Hans Mottau. — Dr. Alb. Moeser. — Heinrich Nitschmann. — Dr. Paul Nacke. — Dr. st. Schaefer. — Dr. H. Schmidkunz. — Stanf v. d. March. — Dr. Alb. Stern. — Fr. Thieme. — E. Voß. — Dr. Otto Weddigen.

Zur Mitarbeiterschaft haben sich ferner bereit erklärt: Prof. Dr. Bauer. — Dr. Rud. Buddensieg. — Dr. Leo Burgerstein. — Dr. Wust. Dierks. — Dr. Fattson. — Dir. Prof. Dr. Freund. — Red. Hans Frey. — Geh. Hofrat Dr. R. v. Gottschall. — Prof. Dr. Haas. — Dr. Ewald Hauke. — Paul Lindenberg. — Dr. A. E. Simson. — Prof. Dr. Karl Vollmöller u. A.

Außer Artikeln über die Litteraturen aller Nationen bringt jede Nummer ständig folgende Rubriken:

Vom deutschen Buchermarkt. (Vollständiges Verzeichnis der erschienenen Neuigkeiten.) — Englische Litteratur. — Französische Litteratur. — Italienische Litteratur. — Spanische Litteratur [Erscheint monatlich.] (Nach den Bibliographien der betr. Länder bearbeitet.) — Erscheinende Bücher. — Deutsche Bücher in fremdsprachl. Uebersetzungen. — Litterarische Notizen. — Kunst und Theater. — Akademien. — Bücherverbote. — Im Preise herabgesetzte Bücher. — Bibliothekwesen. — Auktionen. — Katalogе. — Totenschau. — Vermischtes. — Manuskriptangebote.

Auflage 4000 Exemplare. Inserate pro 4gespaltene Petitzeile 25 Pfg.

Probenummern gratis und franko.

Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2. **C. F. Müller Verlag.**

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Billigste Stempelfabrik Berlins.

Kautschukstempel

für Behörden, Geschäftsleute, Private und Vereine

liefert in

guter Ausführung und bestem Material zu den solidesten Preisen

H. J. Conrad,

Berlin NW., Gotzkowskystr. 5.

5 zeilige Geschäftsstempel, selbstfärbend, von 1 Mark an.

Datumstempel von 2,50 Mk. an, Invaliditäts-Entwerthungsstempel mit Blechkasten 2,50 Mk.

Musterbogen gegen 10 Pf. Rückporto.

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei-, versf. in Postkollis von 8½ Pf. Inhalt franc. incl. Packung zu Tagespreisen.

Erste Referenzen.

H. Klopp. Marne (Holstein)

Mitarbeiter,

die im praktischen Leben stehen und über Berufs- und andere Fragen gemeinverständlich und anregend zu schreiben wissen, werden gesucht. Die Beiträge werden angemessen honorirt, auch erfolgt der Bescheid stets innerhalb vierzehn Tagen. Den Mitarbeitern wird eine möglichst weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugesichert. Keine Ansicht, soweit sie das Ergebniß eigenen Denkens ist und mit Talent vorgetragen wird, soll unterdrückt werden. Sendungen sind zu richten an

Karl Schneidt,

Herausgeber der „Kritik“,

Wochenschau des öffentlichen Lebens.

Berlin W. 30.

100 seltene Briefmarken!

von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Mexic., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei ꝛc. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisl. gratis.

Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.

E. Hayn. Naumburg (Saale).

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 10. November 1894

I. Jahrgang | Nr. 6 | Jahrgang I

Ritter vom Geiste.

Die Minister und andere hohe Staatswürdenträger haben jetzt wahrlich Nichts zu lachen. Wie Bleisoldaten in einer Schachtel werden sie durcheinander gerüttelt. Einige von ihnen sind bereits in kühnem Schwunge über den Rand der Schachtel hinausgeflogen, während Andere sich zwar drin behaupteten, aber nicht unerheblich verletzt wurden. Hier wurde einem des Gesichtsvorsprungs ragende Zier geknickt, und dort sind einem Andern die Beine verbogen worden, so daß sie nunmehr einen gar wehmüthigen Zug zur Schau tragen. Aber es ist nicht — wie seiner Zeit in Serbien — die Hand eines zornigen Knaben, die mit Ingrimm die Spielwaarenschachtel schüttelt, sondern die immanente Logik der Thatsachen, die natürliche Verknüpfung der Ereignisse und der Dinge hat die auffälligen Folgen nach sich gezogen, über deren tiefere Bedeutung sich merkwürdiger Weise gerade Diejenigen am meisten jetzt den Kopf zerbrechen, die bisher von diesem Körpertheil den allerdiskretesten Gebrauch zu machen pflegten.

Einen gar drolligen Anblick bietet jetzt ein Theil der reichshauptstädtischen Presse dar. Da stehen sie, die „Ritter vom Geiste", um die geschlossene Schachtel herum, legen die Hand an die Ohrmuschel und horchen, ob nicht irgend ein Geräusch von drinnen her zu ihnen dringt. Dr. Bullenbeißer, der bisher als Caprivi-Offiziöser mit Vorliebe sich gab, so oft es ihm gelungen war, aus den fünf

sicheren Gewährsmännern, die jeder dieser Herren stets an der Hand hat, sich ein paar „glaubwürdig verbürgte" Lügennachrichten herauszusaugen — Dr. Bullenbeißer möchte auch jetzt wieder der Welt und sich selbst einreden, es sei ihm abermals geglückt, mit dem einen oder andern der Schachtelinsassen Fühlung zu nehmen, obwohl jeder Kundige es wissen kann und wissen muß, daß er nicht einmal durch die engste Ritze in die Schachtel mit seinen blöden Augen hineinzuglotzen vermochte. Indeß was thut ein Redakteur nicht, wenn es gilt, als „gut informirt" zu erscheinen? Zu diesem Behufe blamirt man sich gerne ein klein wenig vor den Leuten vom Bau, die einen ja ohnehin für einen Farceur halten, für einen windigen Burschen und gerissenen Aufschneider, wie der Handlungsreisende Keßler einer ist in Sudermanns „Schmetterlingsschlacht". — Solcher Bullenbeißer und derartiger Keßlers giebt es in der Berliner Publizistik eine schwere Menge.

Interessant ist es und lehrreich zugleich, wenn die Bullenbeißer und Keßlers an einander gerathen und öffentlich verrathen, was sie heimlich von einander denken. Dann werden die sämmtlichen Geschäftsgeheimnisse schonungslos ausgeplaudert, nur giebt in der Regel Herr Bullenbeißer die Kniffe und Schiebungen seines Kollegen Keßler zum Besten, während dieser höchst entgegenkommend dem Dr. Bullenbeißer Gleiches mit Gleichem vergilt. Die innerpolitischen Vorgänge der letzten Zeit haben wiederholt zu derartigen erbaulichen Auftritten geführt. Jeder Bullenbeißer beinahe beschuldigte jeden einzelnen journalistischen Keßler, daß dessen Informationen über die Ministerkrisis, über ihren Ursprung und ihren wahrscheinlichen Verlauf in keiner Weise auf sichere Unterlagen sich gründeten, sondern daß sie von Jenem in gewissenlosester Weise erfunden worden seien, um damit billiges Aufsehen weithin zu erregen. Und was das Schlimmste war bei alle Dem: in der Regel hatten Beide Recht . . .

Auch die Vorgänge am Sterbebett des Zaren boten den Routiniers der Redaktionen einen willkommenen Anlaß, ihr Lesepublikum zu verblüffen durch die „wohlverbürgten" Meldungen, von denen die eine sensationeller noch klang, als die andere. Was da an Tratsch und Klatsch tagein, tagaus zusammengetragen und in den Zeitungsredaktionen auf einen hohen Haufen geschichtet worden ist,

auf daß mit klebrigen Fingern die Herren Politiker darin wühlen konnten und auswählen, was dem Geschmack ihres Abonnentenkreises am meisten behagt, davon hat nur eine Ahnung, wer den Augiasstall der großstädtischen Presse und die — Vierfüßer alle kennt, die ihn um mäßigen Zeilenlohn voll zu machen pflegen. Daß allen diesen Mittheilungen keinerlei besonderer Werth innewohnte, daß insbesondere alle Meldungen aus Livadia, selbst dann, wenn sie wirklich von dorther kamen, nach Lage der Sache mit äußerster Vorsicht aufzunehmen waren, da sie interessanter waren durch Das, was sie verheimlichten, als durch Das, was sie bekannt gaben — das Alles verschlug den Generalgewaltigen der Presse nicht das Mindeste. Ob eine Nachricht wahr oder unwahr ist, darauf kommt es in der zeitgenössischen Journalistik schon längst nicht mehr an, sondern lediglich darauf, ob sie überraschend, verblüffend, sensationell ist und ob man sicher sein kann, daß man ganz allein in der Lage ist, sie zu veröffentlichen. Letzteres ist sogar die Hauptsache. Gutverbürgte und allseitig beglaubigte Nachrichten aber sind in der Regel auch der Konkurrenz zugänglich; um Aufsehenerregendes zu haben, muß man daher schon zu minder gut verbürgten Meldungen greifen oder noch besser: zu Lügen. Die Fabrikation lügnerischer Depeschen steht in höchster Blüthe und wirft findigen Unternehmern gute Erträgnisse ab.

Gerade an russischen Nachrichten ist seit Jahren schon kein Mangel. Die wenigsten Zeitungsleser wissen, daß die wichtigeren russischen Meldungen niemals direkt aus Rußland den Zeitungen übermittelt werden. Die russischen Zensurverhältnisse machen das einfach unmöglich. Schlaue Spekulanten sind daher längst schon auf den Gedanken verfallen, diesseits der russischen Grenzpfähle Nachrichtenfabriken anzulegen. Früher gab es solch' ein Nachrichten-Etablissement in Eydtkuhnen. Dort ließ sich ein ziemlich unorthographischer Biedermann russisch-polnischer Herkunft nieder, las die russischen und polnischen Zeitungen, sobald sie ankamen, und konstruirte sich aus ihrem in der Regel ziemlich harmlosen und dürftigen Inhalt — unter Zuhülfenahme seiner etwas verwilderten zwar, aber immerhin ergiebigen Phantasie — allerhand tolle Dinge zurecht, die er alsdann als „russische Original-Depeschen" den Berliner und anderen großen deutschen Zeitungen übermittelte. Diesem biederen

Manne war es indeß nicht lange vergönnt, seines einträglichen Amtes als vorgeschobenster Posten preußisch-deutscher Zeitungszivilisation in Frieden zu walten. Da er Ausländer war und sich lästig gemacht hatte, wurde er eines Tages ausgewiesen. Vielleicht handelt er jetzt mit Hasenfellen oder alten Kleidern.

Das russische Nachrichtengeschäft aber ging nicht ein. Es fand sich in Posen ein unternehmender Geschäftsmann, der es an sich riß. Der Biedere konnte zwar noch weniger schreiben, als sein Vorgänger in Eydtkuhnen, und Russisch und Polnisch verstand er erst recht nicht. Doch er wußte sich zu helfen. Ein ehemaliger deutscher Rektor, der seines Amtes enthoben worden war, weil er stets ein Mann gewesen von altem Schrot und vielem alten Korn, wurde von ihm zum Lesen der Zeitungen und zum Abfassen der Depeschen engagirt. Der Herr Rektor verstand zwar auch kein Sterbenswörtchen Russisch, aber er las Polnisch, und das genügte. Unser Mann abonnirte auf einige in Russisch-Posen erscheinende Zeitungen und versah von da ab mit Hülfe seines Rektors den russischen Nachrichtendienst nach der bewährten Methode seines Eydtkuhner Vorläufers.

Dieser Mann ist noch heute der St. Petersburger, Odessaer, Charkower, Kiewer und Warschauer „Originalkorrespondent" einer großen Anzahl von Blättern. Wenn im Hochsommer die politische Kombination gänzlich versiegt, weiß der Treffliche sich auf eine originelle Weise zu helfen. Er nährt sich dann redlich von Brandstiftungen, indem er in irgend einem entlegenen Gouvernement große Waldungen oder ganze Dörfer anzündet. Auch von tollwuthkranken Hunden zehrt er dann manchmal, indem er zahlreiche Personen in Rußland durch sie gebissen werden läßt. Als humaner Mann schickt er dann allerdings die Gebissenen sofort telegraphisch in die Behandlung des Dr. Pasteur in Paris. Mit freudigem Stolze empfindet es in solchen Fällen der deutsche Zeitungsleser, daß bei uns die Behörden doch ganz anders auf dem Posten sind, und daß sie den Brandstiftern wie auch den tollen Hunden energisch auf den Dienst passen . . .

Dieser brave Posener Neuigkeitshändler hat in letzter Zeit sehr gute Geschäfte gemacht. Ich habe ihn hinter mancher sensationellen „Originalmeldung" aus Rußland hocken, ein spitzbubenschlaues Gesicht

machen und sich die Hände reiben sehen vor Vergnügen über die Dummheit der Leute, die über Wippchens Berichte lachten, als diese noch geistreich waren, die aber *seine* Originaldepeschen mit ernsten Mienen lesen und ihnen gläubiges Vertrauen entgegenbringen. Und er nickte mir schadenfroh zu und streckte die Zunge mir heraus und blinzelte verschmitzt mich an, als wollte er sagen: Du und Deinesgleichen werdet an der Thatsache Nichts zu ändern vermögen, daß das Geschäft der Zeitungs-Auguren recht lange noch in voller Blüthe stehen und seinen Entrepreneuren hohe Prämien abwerfen wird.

In Posen spielt der gute Mann eine geradezu lächerliche Rolle. Man erzählt sich von den zwischen ihm und seinem Adlatus, dem Rektor, obwaltenden Beziehungen allerhand lustige Einzelheiten. Es soll manchmal vorkommen, daß besagter Rektor, nachdem er, als eifriger Anhänger einer naturgemäßen Heilweise, eine ganze Nacht hindurch dem gebrannten *Wasser* eifrig zugesprochen, des Morgens in einem keineswegs vernehmungsfähigen Zustand bei seinem Arbeitgeber anlangt. Dann handelt es sich zunächst darum, ihn durch innere Anwendung von starkem Kaffee wieder halbwegs zu ernüchtern, damit er wenigstens nothdürftig seine Arbeit verrichten kann. Was würden denn die Zeitungen sagen, wenn der „russische Dienst" einmal einen ganzen Tag aussetzen wollte? Allerdings soll der Rektor nach solchen Gewaltkuren mitunter geistig sehr geschwächt sein und aus den polnischen Zeitungen, deren Buchstaben vor seinen fiebernden Augen Menuett tanzen, die tollsten Dinge herauslesen, die indeß niemals so toll und ungereimt sind, daß sich auf den Redaktionen der großen reichshauptstädtischen Blätter nicht Leute fänden, die sie mit Kußhand aufnehmen und gut honoriren. — Die Posener Bürger selbst machen sich manchmal ihren Spaß mit dem „Herrn Doktor", indem sie ihm Tartarenmärchen aufbinden, die er in der Regel ahnungslos seinen Blättern übermittelt. Einmal, als der Erzbischof Dinder gestorben war, soll ihm ein Witzbold die Nachricht anvertraut haben, Kaiser Wilhelm hätte der *Wittwe* des verblichenen Kirchenfürsten sein Beileid durch den Gouverneur von Posen ausdrücken lassen. Und auch diese Nachricht würde er drahtlich weiter gegeben haben, wenn man nicht Mitleid mit seiner — Harmlosigkeit gehabt und ihn noch im letzten Moment daran verhindert hätte . . . K. Sch.

Die Misère des ärztlichen Standes.

Nach dem, was in den Tageszeitungen meistens geschrieben steht, könnte man glauben, menschliche Noth und Elend wären allein in den Kreisen zu finden, wo schwere Handarbeit einen kärglichen Lohn den Betheiligten abwirft. Die Leute, die solche Ansichten vertreten, übersehen dabei und wollen übersehen, daß auch zahlreiche Mitglieder gelehrter Berufsarten, die in unaufhörlicher Geistesarbeit sich abmühen, nicht so viel besitzen und erwerben, als zur Fristung eines menschenwürdigen Daseins erforderlich ist. Auch diese Leute müssen sich wie Ausgestoßene ihres Geschlechts vorkommen, denn ihnen gehört ja Nichts als die Arbeit, die sie aufreibt, der Mangel und die Noth, aus der sie nicht herauskommen, und die Aussichtslosigkeit, daß noch unter den heutigen sozialen Zuständen ihr Loos ein besseres werden wird.

Wenn wir die gelehrten Berufsarten uns anschauen, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß im ärztlichen Stande die Noth verhältnißmäßig am größten ist. Geistliche, Justizbeamte, Lehrer, Universitätsangestellte u. dgl. haben wenigstens ein bestimmtes Einkommen, das selbst den am schlechtesten Besoldeten unter ihnen vor direkter Noth schützt. Der Arzt aber ist, wenn er nicht im Staats- oder Militärdienste steht, allen Zufälligkeiten eines unsicheren Erwerbes preisgegeben.

Durch die Gewerbefreiheit vom Jahre 1869 hat man den Stand der Aerzte unter die Zahl der freien Gewerbetreibenden eingereiht und dadurch Anlaß gegeben, daß die Aerzte mehr und mehr vergaßen, was sie eigentlich sind, und was sie allein sein sollen: Diener einer großen und hohen Wissenschaft, die ohne Ansehen der Person und ohne Rücksicht darauf, was ihnen an Lohn ihre Mühen einbringen, unverdrossen dem einen rühmlichen Ziel zustreben sollen: ihre kranken Mitmenschen in Wahrheit gesund zu machen. Es giebt ja auch noch heute Aerzte, die allein dieses Ziel verfolgen, denen die Wissenschaft die hohe, himmlische Göttin ist; aber die Zahl dieser ist gering. Der großen Mehrzahl der Aerzte ist die Wissenschaft der Heilkunde Nichts als die milchende Kuh, die sie mit Butter versorgt. Eine große Anzahl von gewitzten Leuten hat herausgefunden, daß es sich im ärztlichen Berufe ganz gut und wohl leben läßt, namentlich wenn man mit Kapital anfangen kann und genügend viele einflußreiche Bekanntschaften besitzt, und wenn man aus sich selber durch glänzende Repräsentation und durch ein keckes, sicheres Auftreten Etwas zu machen versteht.

Im Grunde genommen kann man solchen „Modeärzten" ihre Handlungsweise gar nicht verübeln, sie thun eben, was alle Gewerbetreibenden thun: sie wollen verdienen und nur verdienen; um die Hebung des Standesansehens, um die Vervollkommnung ihrer ärztlichen Wissenschaft kümmern sie sich nicht.

Warum stellt auch, sagen sie sich, der Staat den Grundsatz auf, daß die Heilkunde ein Gewerbe ist und Nichts mehr? Der Staat besoldet seine

Aerzte nicht gleich seinen Richtern, seinen Lehrern und seinen Geistlichen; ja, er schützt uns nicht einmal vor dem Wettbewerb der Kurpfuscher. Da muß es uns doch wenigstens gestattet sein, aus uns zu machen, was uns beliebt, nämlich Leute, die so theuer wie möglich ihre Dienste Anderen verkaufen und zwar um so theurer, je mehr sie aus sich zu machen verstehen. — So denken dergleichen Leute, und das ist auch eine Moral, aber welche?

Unter den verhängnißvollen Einwirkungen solcher Anschauungen haben in der Regel die tüchtigeren Elemente des ärztlichen Standes zu leiden, denn der Reklameheld ist gewöhnlich der Sieger; der schwächere Konkurrent, dem solche Reklame nicht zu Gebote steht, und der, auch wenn sie zu seiner Verfügung stände, zu anständig wäre, sich ihrer zu bedienen, muß schließlich unterliegen.

Es zeigt sich, daß der ärztliche Beruf immer mehr eine Domäne für die reichen Klassen wird. Anfangs wandten sich ihm oft genug Söhne unbemittelter Eltern zu, bereit, sich diesem schönen Berufe mit großer Begeisterung zu widmen. Wer viel Sinn für Naturbeobachtung hat, den konnte und kann allerdings ein Wissensgebiet reizen, welches die Erforschung der Natur des Menschen selber sich zur Aufgabe macht. Kommt noch die wohlthuende Empfindung dazu, daß man nach Ueberwindung der mühsamen ärztlichen Studien im Stande ist, seinen kranken Mitmenschen Gutes zu thun, so ist das für manchen jungen Mann, auch aus ärmeren Ständen, Anlaß genug, die Medizin zu seinem Lebensberuf zu erwählen. Die Mehrzahl dieser jungen Leute, ist aber später grausam enttäuscht worden, da sie meist all' das Gute nicht fanden, was sie in ihrem Berufe zu finden gehofft hatten. Von der großen Wirksamkeit der Therapie, auf die sie durch ihre Professoren aufmerksam gemacht worden waren, bekamen sie wenig zu sehen; mit vielfach eitlen Theorien kommt man eben für einen so furchtbar praktischen Beruf, wie den ärztlichen, nicht aus, und manche Professoren-Weisheit ist leere Theorie geblieben bis auf den heutigen Tag. Freilich, das will keiner von den hohen klinischen Herren Wort haben. Sie fühlen sich höchlichst beleidigt, wenn man auch nur anzudeuten wagt, daß irgend eine der vielen Theorien, die sie aufstellen, eitel für die übrige Menschheit sein könnte. Was sie sich ausdenken und nachher vor der Oeffentlichkeit als Lehrsatz aufstellen, sei streng wissenschaftlich erhärtet, weil durch das Feuer des naturwissenschaftlichen Experiments gegangen; an ihrer, der Herren Professoren und Geheimräthe strenger Wissenschaftlichkeit zweifeln könnten nur Thoren und gewissenlose Leute.

Meine Herren, Sie sind in Ihren Schlüssen zu voreilig; wir zweifeln nicht Alles an, was Sie an „Wahrheiten" finden wollen; wir zweifeln nur so Manches an, was thatsächlich Sie uns noch niemals als wahr bewiesen haben. Wir geben Ihnen die volle Richtigkeit der Theorie des Harveyschen Blutkreislaufes zu, da wir trotz gewisser Versuche, die angestellt wurden, die Sache anders zu erklären, bisher noch keine bessere Erklärung für den Blutkreislauf haben finden können. Wir zweifeln nicht daran, daß Sie bei vielen Infektionskrankheiten Mikroben, selbst spezifische Mikroben

gefunden haben, und geben zu, daß diese Mikroben eine gewisse Rolle bei dergleichen Krankheitsprozessen spielen. Aber wir sind noch nicht unbedingt sicher, daß diese Mikroben nun auch die einzigen Ursachen dieser krankhaften Prozesse sind, und sträuben uns Angesichts dessen vor den Schlußfolgerungen, die Sie vorschnell ziehen wollen, daß nämlich nun, um die sogenannten Infektionskrankheiten zu heilen, es das einzig Richtige wäre, auf die Mikroben selber Jagd zu machen oder wie neuerdings, durch die sogenannte Heilserumtherapie, auf die sogenannte künstliche Immunisirung der Individuen hinzuwirken, um der Gefährlichkeit solcher Krankheiten den Boden abzugraben. Wir können uns nicht denken, daß auch bei solcher Therapie, und sei sie auch das Resultat noch so glänzender wissenschaftlicher Experimente, die einen gewaltigen Apparat von den mannigfaltigsten Hilfsmitteln oft kostspieligster Art erforderten, der leidenden Menschheit wirklich mit Nutzen gedient wird. Wenn wir einen Menschen etwa nur zur Vorbeugung der Krankheit, die möglicherweise bei ihm sonst auftreten könnte, durch irgend einen dieser neuen wissenschaftlich zusammenkonstruirten Stoffe künstlich gegen die Diphtheritis oder die Hundetollwuth immun zu machen versuchen, und, gesetzt den Fall, es gelänge uns, auch die vollkommene Immunität gegen eine bestimmte Krankheit herbeizuführen, so bleibt doch immer noch die eine Erwähnung übrig, die die Freude am Erfolg uns trüben muß, daß wir nämlich unserem Patienten, der uns glaubt und vertraut, einen keineswegs harmlosen Stoff eingeimpft haben. Wir halten dafür, daß ein gefährlicher Pockenkrankheitsstoff, der so gewaltige Verwüstungen im menschlichen Körper anrichten kann, auch in abgeschwächter Form, wie er für eine Impfung gebraucht wird, kein harmloses, für den betreffenden Körper gleichgültiges Mittel ist.

Die neuesten therapeutischen Maßnahmen scheinen mir sehr zweischneidige Waffen gegenüber den damit zu bekämpfenden Krankheiten zu sein; es ist kaum möglich, daß sie nicht auch eine den Menschen dauernd schädigende Wirkung ausüben. Doch wird sich die Mehrzahl der Aerzte auf solche Skrupel einlassen und sich ihrer Bestimmung bewußt werden, daß die Aerzte die einzig berechtigten Organe sind, die das gesundheitliche Wohl der Menschheit mit Strenge und einer durch keinerlei Rücksichten behinderten Konsequenz dauernd im Auge zu behalten und zu behüten haben?

Die Angehörigen des ärztlichen Standes glauben heute vielfach etwas Besseres zu thun zu haben, als sich darüber die Köpfe zu zerbrechen, wie und durch welche strenge gesundheitliche Forderungen am besten dem gesundheitlichen Wohle der ganzen Menschheit bei Hoch und Niedrig gedient ist. Sie sind in erster Linie Geschäftsleute und wollen Geld verdienen. Nicht um der Anderen willen, sondern ihrer selbst wegen sind sie Aerzte geworden. Ihnen kann es gewissermaßen recht sein, daß die Heilkunst noch so sehr unvollkommen ist; was brauchen sie zu ihrer Vervollkommnung beizutragen? Jeder langsame Verlauf in der Genesung eines kranken Menschen bringt dem Arzte ja viel mehr ein, als wenn eine schnelle Heilung erfolgt, und der persönliche Vortheil bestimmt auch das sogenannte wissenschaftliche Thun der meisten Aerzte. Wenn man als Arzt die Krankheit eines Mit-

menschen auch nicht heilen kann, so giebt man sich wenigstens den Anschein, als könne man sie mit Sicherheit heilen; dadurch bleibt das Vertrauen des in Bezug auf den Werth der einzelnen ärztlichen Leistung meist völlig urtheilslosen Patienten erhalten, der womöglich bis an seinen Tod an die Tüchtigkeit seines Arztes glaubt. Ein großer Theil der ärztlichen Erfolge, trotz der Unzulänglichkeit der Therapie, die fast bei jeder ernsteren Erkrankung zum Ausdruck kommt, ist auf Nichts weiter als auf Suggestion zurückzuführen. Ohne die Suggestionserfolge würde mancher Modearzt den großen Zulauf von Patienten nicht haben, den er hat.

In keinem Stande der höheren Berufsarten in Deutschland giebt es heute so schroffe wirthschaftliche Gegensätze wie unter den Aerzten. Wir finden Mitglieder dieses Standes, die wohl 100 000 Mark und mehr an jährlichen Einnahmen ihr eigen nennen, und es giebt eine große Zahl von Aerzten, die nicht soviel verdienen, wie ein mittlerer Subalternbeamter an Gehalt gezieht. Ein sozialdemokratischer Schriftsteller, der einen Plan über die Verstaatlichung der Aerzte aufstellte, hatte ausgerechnet, daß allein von den Berliner Aerzten $^{10}/_{17}$ ein Jahreseinkommen von nur 3000 Mark und noch weit darunter zu verzeichnen haben. In andern Städten und Gegenden des Deutschen Reiches steht es mit den ärztlichen Erwerbsverhältnissen nicht besser. Sehr viel hat zur Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage im ärztlichen Stande die fortschreitende Spezialisirung der ärztlichen Kunst beigetragen. Der Spezialarzt drängt immer mehr den „Arzt für Alles" in den Hintergrund. Ganz ebenso schädigen diesen die klinischen Universitätslehrer und die Militärärzte höheren Ranges, die — trotz ausreichender Besoldung — den Einnahmezuwachs aus privatärztlicher Praxis nicht verschmähen.

Außer dem Umstand, daß die klinischen Universitätslehrer sammt den höheren Militärärzten, sowie die heute so sehr gewachsene Zahl der Spezialärzte in Allem, was gewohnheitsmäßige Krankheitsbehandlung betrifft, durch geschickte Ausnützung der Zeitumstände es dahin gebracht haben, daß den eigentlichen praktischen Aerzten immer mehr der Boden für eine ersprießliche Berufsthätigkeit entzogen wird, giebt es noch zwei Dinge, die gerade die Existenz der praktischen Aerzte schwer bedrohen und letztere an die Hamletfrage denken lassen von Sein oder Nichtsein. Einmal hat seit der Schaffung der öffentlichen Krankenkassen, die allerdings eine Wohlthat für die arbeitende Bevölkerung Deutschlands wurden, eine große Zahl schon wenig bemittelter Aerzte noch bedeutende Bruchtheile ihrer früheren Einnahmen eingebüßt, und dann haben in den letzten Jahrzehnten die Widersacher aller wissenschaftlich geschulten Aerzte, jene Laienpersonen, die man früher mit dem Namen Kurpfuscher, Medizinalpfuscher bezeichnete, derart an Zahl und Wirksamkeit zugenommen, daß sie direkt eine Gefahr für die Existenz großer Bestandtheile des ärztlichen Standes werden.

Am wenigsten haben unter dieser Konkurrenz noch die außer den Lehrfach sich auch ärztlicher Privatpraxis hingebenden Universitätsprofessoren, Krankenhausdirektoren und die hohen Militärärzte zu leiden. Die Kreise, welche die Klientel dieser Aerzte bilden, haben sich unerschüttert den Glauben

an die Unfehlbarkeit der Universitätsmedizin und der ganz in ihrem Rahmen handelnden gesellschaftlich bevorzugten Aerzte bewahrt.

Etwas schwieriger gestaltet sich schon die Lage der spezialistisch geschulten Privatärzte. Auch sie müssen anfangen, ganz ernsthaft mit einer Konkurrenz zu rechnen, die ihnen aus den Reihen Derjenigen entsteht, die sich als die Vertreter eines wirklichen Naturheilverfahrens ausgeben. Namentlich fast alle größeren und mittleren Städte sind der Sitz einer ganzen Anzahl dieser neuen Art von Heilkundigen; und daß diese Persönlichkeiten nicht ohne wirthschaftliche und soziale Bedeutung für die Allgemeinheit geblieben sind, dafür haben jene Vereine gesorgt, die unter dem Namen von Vereinen für naturgemäße Gesundheitspflege und arzneilose (resp. auch noch operationslose) Heilweise das Netz ihrer Wirksamkeit über das ganze Deutsche Reich ausgebreitet haben. Ihr Kampf geht gegen die Sucht der Aerzte, die Krankheiten hauptsächlich nur mit Arzneistoffen und vermittelst operativen Eingriffes zu behandeln; ihr Kampf richtet sich gegen die Annahme der Aerzte, daß man im Stande wäre, durch alleinige Behandlung eines körperlichen Spezialorgans irgend eine menschliche Krankheit zu heilen, denn fast jede einzelne Krankheitsform, mit Ausnahme von direkten Verletzungen einzelner Körperglieder, beruhe auf einer Erkrankung des körperlichen Gesammtorganismus; ihr Kampf richtet sich nicht in letzter Linie gegen den Stand der Aerzte selbst. Wozu brauchen wir noch einen eigenen Stand der Aerzte? fragen sie. Wenn wir die Menschen durch systematische Erziehung mittels Vorträgen, Erklärung und Demonstration von Krankheitsfällen und durch die vorzügliche Bewährung unserer Gesundheits und Heillehren an dem lebenden Beispiel richtig gesundheitlich denken lehren, dann kann jeder Mensch schließlich sein eigener Arzt sein und im Falle einer ihn doch befallenden Krankheit wird er selber am besten wissen, was zu seiner Wiederherstellung von dieser Krankheit ihm dienlich ist; dann braucht er dazu keinen Arzt, dem seine, des Kranken, Körperbeschaffenheit fremder sein muß als ihm, dem Kranken selber.

Mögen auch diese und ähnliche Lehren nicht ganz richtig sein, was thuts? Die Mehrzahl derjenigen, denen sie vorgetragen werden, glaubt an ihre Richtigkeit, und sie glaubt um so mehr daran, als sie an Tausenden von Fällen die Hinfälligkeit und völlige Unzulänglichkeit des praktischen therapeutischen Wirkens der an den Universitäten geschulten Aerzte zu beobachten Gelegenheit hatte. Nicht wenige Naturheilvereins-Mitglieder sagten sich erst von dem Glauben an die Universitätsmedizin los und huldigten diesem neuen Heilglauben, nachdem sie sich in schweren Krankheitsfällen selber von den Universitätsärzten vollkommen im Stiche gelassen sahen und nun die Wahl hatten, entweder rühmlich unter der Obhut dieser Aerzte zu sterben oder durch Beiseitesetzung der wissenschaftlichen ärztlichen Behandlungsweise durch ein bisher verpöntes und dem Fluche der Lächerlichkeit ausgesetztes Naturheilverfahren *gesund zu werden*. Vielleicht sind die vielerwähnten Fälle des Herrn Professor Ducken in Gießen, der an einer schweren Brustfellentzündung oder Lungenentzündung allem Anschein nach zu Grunde gegangen wäre, wenn er nicht noch bei Zeiten aus den Händen

renommirter Universitätsärzte in die Behandlung eines simpeln praktischen Naturheilkundigen sich begeben hätte, sowie der Fall, daß einem Prinzen von Württemberg, der als österreichischer Offizier verwundet wurde, sein zerschmettertes Bein amputirt werden sollte, der aber statt dessen sich höchst unwissenschaftlicher Weise in Schroth'sche Behandlung gab und gesund ward — vielleicht sind diese und ähnliche Fälle noch immer nicht beweiskräftig genug dafür, daß in dem neuen Naturheilverfahren ein tüchtiger, sehr brauchbarer Kern steckt. Wenn aber viele andere Leute, die krank waren, oft schwer krank, gesund werden; wenn immer wieder neue Patienten gesund werden, trotz des Nichtgebrauchs jeglicher, von der ärztlichen Schule als Heilmittel aufgestellten Medikamente und ohne alle operativen Maßnahmen, dann muß man schließlich doch stutzig werden bei dem Gedanken, daß allein von den Schulärzten im Falle der Krankheit das Heil zu erwarten sein soll.

Die vielen Mißerfolge, die ärztliche Krankheitsbehandlung leider aufzuweisen hat, ja, die völlige Ohnmachtserklärung selbst der berühmtesten wissenschaftlichen Aerzte in diesem oder jenem Krankheitsfall, wo doch der Kranke noch immer die Hoffnung auf seine Rettung nicht aufgeben will, haben neben der ärztlichen, bisher allgemein anerkannten Wissenschaft und Kunst, noch andere Heilsysteme erstehen lassen, die nun dadurch ihre Daseinsberechtigung glauben erweisen zu können, daß sie thatsächlich behaupten, Krankheitsheilungen vollbringen zu können und auch schon in genügender Anzahl vollbracht zu haben. Selbst der billig denkende Arzt wird nicht umhin können, mit der Möglichkeit der reellen Wirksamkeit solcher neuen Heilsysteme zu rechnen.

Die Unzulänglichkeit des ärztlichen Wissens, die Rechthaberei vieler Aerzte und der Hochmuth, mit dem sie auf alle gegnerischen Ansichten herabsehen, ohne diesen jemals näher zu treten oder ihnen gar Zugeständnisse zu machen, das Alles hat zur Folge, daß in der heutigen Zeit, in der die große Menge anfängt, Etwas mehr über die Krankheiten, ihre Entstehung und ihre möglichst schnelle, aber auch gründliche und möglichst gefahrlose Beseitigung nachzudenken, die Menschheit sich in Bezug auf die soziale Bedeutung und Würdigung des ärztlichen Standes in zwei Lager gespalten hat, die einander nun schroff und feindlich gegenüberstehen. Die Einen verlangen nach einer wirklich naturgemäßen Heilweise, und weil viele Aerzte, die in Schulvorurtheilen befangen sind, diesem Verlangen sich entgegenstemmen, erschallt bereits der Ruf: „Weg mit allen Aerzten!" Diesen revolutionären Heißspornen auf dem Boden der Reform des ganzen Heilwesens steht gegenüber die noch eben so große Zahl derjenigen Personen, die sich entweder lau und indifferent zu Allem verhalten, was das Heilwesen und die öffentliche Gesundheitspflege betrifft, oder die geradezu auf die strikteste Erhaltung der bisherigen Staatsheilkunde ihr ganzes Bemühen richten und unter Umständen verlangen, daß der Staat mit seiner ganzen Allgewalt die revolutionären Gesundheitsapostel niederhält. Diesen Leuten gilt die bisher maßgebend gewesene Staatsheilkunde in allen ihren Einrichtungen als der Inbegriff der Weisheit und Humanität und darum als der Ausdruck einer allein richtigen staatlichen Gesundheitswirthschaft; wer an dieser

Heilkunde rüttelt, ist ein Aufrührer, den man gewaltsam zur Ruhe bringen muß. Jede neue sogenannte wichtige Entdeckung, die die Staatsheilkunde macht, begrüßen darum diese in den Autoritätenglauben tief versunkenen Menschen mit lautem Jubel; alle Zeitungen, die Etwas gelten wollen, bemühen sich schon im Voraus, das neue Modeheilmittel der Staatsheilkunde dem Publikum mundgerecht zu machen, um die Ersten zu sein, die den kommenden Segen der leidenden Menschheit verkündet haben.

Daß bei diesen so sehr zerfahrenen Verhältnissen der ärztliche Stand selber nicht auf Rosen gebettet sein kann, ist von vornherein klar. Da die Parteien einander so schroff gegenüberstehen, sind naturgemäß auch die Aerzte in ihrem ganzen Thun und Lassen einer steten Kritik ausgesetzt. Sie stehen in ihrem unbesoldeten Amt, wenn man die ärztliche Berufsthätigkeit eben ein Amt nennen kann, nicht unantastbar und unangreifbar da, wie z. B die Geistlichen, die Richter, die Lehrer, denen ein bestimmtes Arbeitsgebiet vorgeschrieben ist, auf dem sie nun nach Belieben sich bewegen können, ohne sogleich von dem Publikum angegriffen zu werden oder jemals ohne ihr Verschulden ihre wirthschaftliche Existenz bedroht zu sehen. Die wirthschaftliche Existenz der Aerzte dagegen hängt von den Launen des Publikums ab, das sie zu ihrem Kundenkreis zählen. Der Arzt muß sich, da er, soweit er nicht beamtete Medizinalperson oder Militairarzt ist, sich seinen klingenden Lohn selber vom Publikum holen muß, ganz nach dem zeitlichen Geschmack dieses Publikums richten; er ist Sklave des Publikums, das ihm seinen Lohn zahlt. Freilich versteht die ärztliche Welt ihr Publikum genügend durch die Presse zu bearbeiten, es sich einigermaßen für ihre Zwecke heranzuschulen und gefügig zu machen. Aber das gilt doch nur von einem kleinen Theil der Aerzte und bezieht sich nur auf die Theile des Publikums, die konservativ auf den alten Heilideen beharren und mit den bisherigen gesundheitlichen Einrichtungen des Staates völlig zufrieden sind. Wer aber aus dem großen Publikum mit diesen Einrichtungen nicht zufrieden ist, und dergleichen Menschen giebt es sehr viele, der ist auch mit den Aerzten nicht zufrieden, die aus diesen Einrichtungen gleichsam heraus geboren wurden. So ist namentlich in allen größeren und mittleren Städten, wo meistens Naturheilvereine sich befinden, der mittlere gute Bürgerstand als Klientel für die wissenschaftlichen Schulärzte fast ganz verloren worden; in diesem Stande der Bürger zieht man es heute meistens vor, sich von Naturärzten oder gar bloßen Naturheilkundigen ärztlich behandeln und berathen zu lassen.

Die Einführung der öffentlichen Krankenkassen in Deutschland hat den deutschen Aerzten weitere schwere wirthschaftliche Verluste beigebracht. Als das Institut der Krankenkassen-Aerzte eingeführt wurde, begann erst so eigentlich der schwere Konkurrenzkampf unter den Aerzten selber. So und so viele Millionen selbstständige, arbeitende Personen, die bisher im Krankheitsfall auf die private ärztliche Hülfe angewiesen waren, wurden auf Grund des Krankenversicherungsgesetzes als Mitglieder den verschiedenartigen Krankenkassen einverleibt, und ob obligatorische Zwangskassen oder freie Hülfskassen diese gewaltig vielen Menschen gegen Krankheitsgefahr

versicherten, es konnte nicht ausbleiben, daß die Aerzte an ihren früheren Einnahmen jetzt, da sie dieselben Menschen, die sie früher in freier Privatpraxis behandelt hatten, im Rahmen ihrer Krankenkassenthätigkeit behandeln mußten, sehr viel Einbuße zu erleiden hatten. Mochten auch die Aerzte innerhalb der Krankenkassenschranken von diesen des Arztes bedürftigen Personen jetzt noch mehr in Anspruch genommen werden als früher, das Aequivalent für die einzelne ärztliche Leistung hatte sich doch nicht verbessert, sondern verschlechtert. Die Krankenkasseneinrichtungen zielen darauf hin, der Arbeiterbevölkerung, die schon an sich nur dürftigen Verdienst zu verzeichnen hat, die voraussichtlich weitere größere Noth zu ersparen, die im Gefolge von Krankheiten sich einzustellen pflegt. Der Gedanke an sich ist sehr gut und human. Es war schließlich auch ganz natürlich, daß die Verwaltungen der Krankenkassen, damit die Kassen gut bestehen, es sich zum Grundsatz machten, die Ausgabe für die Bedürfnisse der Krankenpflege möglichst einzuschränken, damit beim Jahresabschluß noch ein Ueberschuß zurückbliebe, der zu den Spaarfonds für die Kassen zurückgelegt werden könnte. Da ein für alle Mal das Gehalt für die Kassenbeamten und die Höhe der Krankenkassengelder für die kranken Kassenmitglieder fest bestimmt war, so konnten die Krankenkassen nur noch dadurch sparen, daß sie die Ausgaben für Arzt und Apotheke, so viel sie konnten, einschränkten. Der Arzt konnte nach den Statuten den kranken Mitgliedern, sofern sie ihn forderten, niemals vorenthalten werden, aber die ärztlichen Leistungen konnten sehr gering honorirt werden. Es hat wohl einzelne Krankenkassen gegeben, und es giebt deren auch heute noch, die ihren Aerzten ein angemessenes und anständiges Honorar gewähren; die Mehrzahl aller Krankenkassen aber gewährt den Aerzten bis auf den heutigen Tag so niedrige Honorare, daß sie eines wissenschaftlich geschulten Mannes unwürdig sind, ihn in den Augen des großen Publikums herabsetzen und die wirthschaftlichen Einnahmen vieler Aerzte unmittelbar oder mittelbar so sehr verringern, daß deren Existenz geradezu in Frage gestellt wird.

Dazu kommt noch der Umstand, daß die in den Krankenkassen versicherte Arbeiterbevölkerung ihre Aerzte viel in Anspruch nimmt, sie will manchmal ganz gerne ärztlich behandelt sein; denn während der Zeit dieser ärztlichen Behandlung kann sich der erschöpfte Körper von jeder schweren Arbeit gründlich ausruhen, und ein mitfühlender Mensch verargt dies dem Arbeiter gar nicht so sehr. Kann man zur Noth bei einem bestehenden lästigen Krankheitsgefühl seine Arbeit wohl auch noch weiter verrichten, besser ist es doch, man legt seinem Körper Schonung auf. Und das konnte der Arbeiter jetzt zum ersten Male thun, seit ihm durch das Krankenkassengesetz der Anspruch auf eine bestimmte Krankenunterstützung durch Kassengelder wurde, die ihm auch gezahlt werden, sobald der Arzt ihm seine Krankheit bescheinigte. Da von Mitgliedern der Krankenkassen die Kassenärzte so häufig in Anspruch genommen wurden, mußte die Kassenverwaltung den Lohn für die Aerzte beschneiden, so viel es nur ging. Manche Kassen ließen jeden Arzt zur Behandlung ihrer Kranken zu, gewährten aber jedem Einzelnen nur ein herzlich geringes Honorar. Dann kam das System des

Submissionswesens auf; man schrieb für Krankenkassen Arztstellen aus und machte den zum Kassenarzt oder zum bevorzugten Arzt für die Kassen, der am wenigsten für seine ärztlichen Dienste verlangte. Auch suchte man einzelne Aerzte sich dadurch zu verpflichten, daß man ihnen ein scheinbar hohes Jahreshonorar festsetzte; 1000 Mark, 2000, 3000 bis 4000 Mark jährliches festes Gehalt bot man ihnen an, und die Mehrzahl der Aerzte war mit solchen festen Einnahmen höchlichst zufrieden. Der Eine konnte davon zur Noth schon gerade standesgemäß, nach seiner Auffassung, leben, der Andere hatte wenigstens einen Theil seiner nothwendigen Jahreseinnahmen sicher in der Hand und sah sich nach neuen Einnahmequellen um, indem er noch andere Kassenarztstellen zu erlangen strebte.

In mancher Kassenarztstellung ist der Arzt sogar verpflichtet, nicht nur die kranken Mitglieder der Kasse, sondern auch deren Familienangehörige ohne besondere Entschädigung in ärztliche Behandlung zu nehmen. Die Familie eines Arbeiters kann man im Durchschnitt auf 3 bis 4 Personen veranschlagen, und alle diese vielen Personen soll nun der Arzt noch mit für dieselbe geringe Bezahlung behandeln. Das kann kein Arzt; unter solchen Verhältnissen müssen die Berufsfreudigkeit und die Gewissenhaftigkeit in der Behandlung leiden. Die Krankenkassen-Patienten werden stets bei derartiger Gestaltung der ärztlichen Berufsthätigkeit zu kurz kommen, der Kassenarzt hat nicht soviel Zeit und Arbeitskraft für Jeden von ihnen übrig, als eigentlich erforderlich wäre. Es ist nicht übertrieben, wenn gesagt wird, daß an manchen Krankenkassen, die dem Arzte ein Pauschquantum gewähren, auf eine ärztliche Einzelleistung, z. B. eine Konsultation oder einen Besuch nicht mehr als etwa 50 Pf. kommen — ein „Honorar", das mit dem Dienstmannstarif ungefähr auf einer Stufe steht.

Unter solchen Verhältnissen kann es auch nicht Wunder nehmen, wenn das Ansehen des ärztlichen Standes immer mehr herabsinkt. Es ist ferner auch nur natürlich, daß Aerzte in ungünstiger sozialer Stellung, die noch dazu durch eine kaum lohnende Praxis allzu sehr in Anspruch genommen werden, weder über die erforderliche Zeit, noch auch über die nothwendigen Mittel verfügen, um in ihrer Wissenschaft sich durch Lesen der einschlägigen Bücher und Zeitschriften auf dem Laufenden zu erhalten und daß sie in Folge dessen schließlich alles Interesse an der Wissenschaft selbst verlieren und in ödester Handwerkerei aufgehen. Ihr Hauptziel ist es dann, das Publikum zufrieden zu stellen, indem sie sich sogar wider bessere Einsicht seinen vorurtheilsvollen Auffassungen vom Wesen der Krankheiten fügen und bei der Behandlung zu Kniffen ihre Zuflucht nehmen, die den Arzt zum Charlatan degradiren. Unter den vielen chemischen Arzneimitteln giebt es Stoffe genug, die gerade die eigenthümliche Wirkung auf den menschlichen Körper haben, daß sie gewisse Hauptsymptome von Krankheiten, die das große Publikum für die eigentliche Krankheit selber hält, zu beseitigen vermögen. Wenn also ein Arzt dem Patienten diese quälenden Hauptsymptome, seien sie Schmerz, Fieber, Geschwulst und ähnliche, durch seine geheimnißvollen Arzneien vom Leibe wegschaffen kann, ist Jener in der Regel mit ihm zufrieden und wird ihn gelegentlich weiter empfehlen.

Es ist das große Verdienst des sogenannten Naturheilverfahrens und der Naturheilvereine, daß sie eine große Zahl von Menschen gelehrt haben, über die eigentliche Natur der „Krankheiten" vernünftiger zu denken und sich nicht ganz von den „wissenschaftlichen Schulärzten" am Gängelbande führen zu lassen. Es soll damit nicht gesagt sein, daß nun auch alle Behauptungen der Naturärzte über das Wesen der Krankheiten und der zu dem Zwecke ihrer Vermeidung und ihrer Bewältigung benöthigten Heilmethode durchaus richtig seien; man giebt sich auf dieser Seite doch zu großer Selbsttäuschung über den Werth eigener Beobachtungen hin.

Das Anwachsen des Krankenkassenwesens im Deutschen Reiche hat noch in anderer Weise ungünstig auf die Entwickelung der im ärztlichen Beruf obwaltenden Verhältnisse eingewirkt. Es hat das Solidaritätsgefühl der Standesgenossen, wenn jemals ein solches bestanden hat, vernichtet. Heut zu Tage nimmt kein Arzt mehr Rücksicht auf das Wohl seiner Standesgenossen; es ist der Kampf Aller gegen Alle auf der ganzen Linie entbrannt. Jeder will als Sieger ans Ziel gelangen. Durch Unterbietung bei der Ausschreibung von Krankenkassen-Arztstellen, durch direkte Herabsetzung des Kollegen im persönlichen Renommeé, durch eine übermäßige Reklame für die eigenen Leistungen sucht man seinem lieben Nächsten wirthschaftlich den Rang abzulaufen. Die Macht des Kapitals ist vielleicht in keinem andern Stand zu solcher Bedeutung für den Einzelnen herangewachsen, wie unter den Aerzten. Menschliches Gefühl für den armen Mitbewerber darf man unter den Aerzten am allerwenigsten erwarten. Es haben sich begüterte Aerzte nicht gescheut, sich um Krankenkassen-Arztstellen zu bewerben und womöglich ihre armen Kollegen noch zu unterbieten, um diese Arztstellen auch noch für sich einzuheimsen.

Durch alle die im Vorhergehenden erwähnten und noch durch andere Ursachen ist es dahin gekommen, daß die wirthschaftliche Nothlage einer großen Zahl von wissenschaftlichen Aerzten leider akut geworden ist. Aber sie schreibt sich nicht ganz allein daher. Bis zu einem gewissen Grade haben auch der mangelnde Idealismus vieler Mitglieder des ärztlichen Standes und ihre berechnende Selbstsucht, die schweren, nicht mehr wegzuleugnenden Berufsschäden schaffen helfen. Unsere wissenschaftlichen Aerzte werden an denselben Universitäten gebildet und für das Leben herangeschult, aus denen auch die Geistlichen, die höheren Lehrer und die Richter hervorgehen. Es wird aber doch von Vielen schon behauptet, daß unsere Universitäten in ihren gesammten Einrichtungen sich überlebt haben, wie sich Vieles überlebt hat, was auf frühere Jahrhunderte seinen Ursprung zurückführt. Unsere Hochschulen sind nicht mehr ausschließlich die Pflanzstätten reiner Gesittung, sie sind zum Theil schon zu Brutstätten geistiger Ueberhebung, sowie eines sich bedenklich brüstenden Kastengeistes geworden.

Es gab Zeiten, da die Herrscher des Volkes Gesetzgeber waren, Priester und Aerzte in einer Person. Etwas von diesem geistigen Hochmuthsdünkel ist auch an unseren heutigen wissenschaftlichen Aerzten noch haften geblieben; sie wollen in ihrem Fache ohne Widerspruch herrschen über das übrige Volk, sich selber wollen sie in ihrem beruflichen Thun und Lassen niemals

durch Andere beeinflussen lassen. Ein Ausfluß und eine direkte Folge dieser ärztlichen Maxime ist das Ueberhandnehmen des Spezialitätenthums im ärztlichen Fache. Durch die vielen in Betrieb gesetzten medizinischen Spezialfächer haben sich diese Aerzte neue Waffen geschmiedet, mit denen sie das Volk, trotzdem in diesem naturwissenschaftliche Erkenntniß allmählich zu erwachen beginnt, von jeder Mitarbeit bei der Vervollkommnung der Heilkunde auszuschließen gedenken. Es ist für die meisten Menschen zu schwer verständlich, wie die Aerzte auf den oft sehr verschlungenen Wegen der wissenschaftlichen Untersuchung, der Beobachtung und des Experiments zu diesem und jenem Schluß gelangen; das Publikum kann im Allgemeinen gar nicht recht beurtheilen, ob diese Schlußfolgerungen der Aerzte richtig sind oder nicht. Das wünschen die autoritären Mediziner auch gar nicht; sie verlangen vielmehr, daß ihre Mitmenschen Alles, was hier die Aerzte an sogenannten Wahrheiten gefunden zu haben glauben, auch auf Treu und Glauben als Wahrheiten annehmen. Darum ist ein so künstlicher, oft geradezu ganz verkünstelter Apparat wie die rein spezialistische Behandlungsweise der Krankheiten, die bevorzugte ärztliche Therapie. Mag man ärztlicherseits auch gewisse Bedenken haben, ob Alles, was man erdacht, was man auf wissenschaftlichem Wege gefunden hat, nun auch gerade das brauchbarste Rüstzeug ist, für die Praxis kommen solche Gewissensskrupel nicht in Betracht. Mit einer Sicherheit, die nicht ganz durch die Natur der Sache berechtigt ist, sucht man seine wissenschaftliche Ueberzeugung in die That umzusetzen, und benutzt zu dem Zweck die leidenden Mitmenschen gewissermaßen zu Versuchen „in corpore vili“.

Alle diese Schäden und Mißstände erklären sich zum großen Theil aus der kapitalistischen Richtung und der daraus sich ergebenden kapitalistischen Anschauungsweise, die innerhalb des ärztlichen Standes sich herausgebildet haben. Das Diplom des Arztes ist zum Patent geworden, das man ausbeuten muß. Dazu ist in erster Linie Anlagekapital erforderlich. Ist dieses vorhanden, dann ist der Erfolg gesichert. Als Badearzt, als Besitzer großer Heilanstalten, in denen man den Kranken Gesundung garantirt, in einem großen luxuriösen ärztlichen Betrieb erwirbt man größere und bessere Kundschaft, als wenn man in stiller, bescheidener ärztlicher Thätigkeit das thut, was man für seine Pflicht hält. Seitdem das Kapital, die Protektionswirthschaft und der bestehende äußere Prunk auch unter den Aerzten zu Hause sind und für sie arbeiten, giebt es wohl manche glänzende Existenz unter den wissenschaftlichen Aerzten, aber die Armuth hat innerhalb dieses Standes bei vielen Mitgliedern desselben sehr zugenommen. Möge die Gesellschaft, wenn sie ein Verständniß hierfür besitzt, sehen, wie sie mit diesen nicht mehr wegzuleugnenden großen Mißständen fertig wird. Es kommt die Zeit heran, da sich auch eine Mißwirthschaft auf dem Gebiete der gesundheitlichen Faktoren schwer rächen kann und muß.

Dr. B. M.

Anarchiſtentödter und Staatsretter.

III.

Von den modernen Richtungen des kommuniſtiſchen und individualiſtiſchen Anarchismus handelt Herr Stammler im dritten Artikel. Er will ſie nicht gerade von Proudhon und Stirner herleiten; denn „weder Proudhon noch Stirner haben im Anarchismus unmittelbare Nachfolge und gleichgeſinnte Schule gehabt“. Nun, wenn einmal die genannten beiden Richtungen gelten ſollen, ſo wird man doch nicht umhin können, die kommuniſtiſchen „Anarchiſten“ mit Proudhon, die individualiſtiſchen aber mit Stirner in Verbindung zu bringen. Tucker und Mackay wenigſtens, die Herr Stammler als die Hauptvertreter der zweiten Richtung nennt, ſind durchaus Stirnerianer. Indeſſen will ich hier wiederholt betonen, daß Stirner ſich weder Anarchiſt nennt, noch den Anarchismus als das zu erſtrebende Ideal eines geſellſchaftlichen Zuſtandes dem Sinne nach empfiehlt. Stirner iſt Egoiſt, das iſt viel mehr als Anarchiſt. Der nackte Anarchismus iſt aus unklarem, überſpanntem Freiheitsdrange hervorgegangen. Was liegt denn aber dieſem blinden Freiheitsſtreben eigentlich zu Grunde? Doch Nichts weiter als Selbſtliebe, der Trieb des Individuums zur Daſeinsbehauptung und Seinsbethätigung. Der Anarchismus iſt eine einſeitige politiſche Verranntheit kräftiger Naturen, um die es ſchade iſt. Der Egoismus dagegen iſt ein philoſophiſches Prinzip, in dem eine ganze Weltanſchauung wurzelt, er iſt auch das praktiſche Prinzip, das im Leben der Völker wie der Einzelnen ſich immerfort durchgeſetzt hat und durchſetzt. An dem Anarchismus iſt gar Nichts gelegen, weil Alles am Egoismus liegt. Weſſen Eigenheit einen Herren braucht, der wird ihn immer finden und ſich wohl dabei fühlen. Und wer keinen braucht, nun — der hat auch keinen.

Aber ich muß etwas weiter ausholen, um die Sache des Egoismus ins rechte Licht zu ſetzen, und Herrn Stammler, weil er danach verlangt, „eine vertiefende Weiterführung der Theorie des Anarchismus“ darzubieten.

So lange die Menſchen ſpekulieren, hat es immer zwei, im Weſentlichen nur zwei, entgegengeſetzte Weltanſchauungen gegeben. Sie haben ihren Grund in der ſcheinbar doppelten Natur des Menſchen, ſeiner geiſtigen und leiblichen. Der Dualismus von Geiſt und Materie durchzieht die ganze Geſchichte der Philoſophie. Statt Geiſt und Materie kann ich auch ſagen: das Allgemeine und das Beſondere. Die Einen nun glauben an die Exiſtenz der Geiſter, der Ideen, des Allgemeinen, das ſich in den Erſcheinungen realiſirt, das ſind die Religiöſen, die Realiſten des Mittelalters, die Altruiſten und Sozialen der Neuzeit. Die Andern halten ſich an das Beſondere; das

Allgemeine. Die Ideen sind ihnen bloße Namen, bloße Abstraktionen vom Besonderen, nichts Für-sich-Seiendes und Aprioristisches. Das sind die Freien, die Nominalisten des Mittelalters, die Individualisten von heute, die Egoisten der — Zukunft.

Plato war Sozialist, Aristoteles Egoist. Plato will den kommunistischen Staat, Güter- und Weibergemeinschaft. Aristoteles hält an Privateigenthum und Familie fest; er sagt: Einen kommunistischen Staat hats nicht gegeben und wirds nicht geben, weil ihn das Ich nicht duldet. Plato hingegen: Es hat ihn allerdings bisher nicht gegeben, aber er entspricht der Idee, und darum ist er möglich und nothwendig. Plato hat Ideen und läßt sich von ihnen haben, Aristoteles hat Ideen und läßt sich von ihnen nicht haben; das ist der Unterschied zwischen den Besessenen und den Eigenen.

Die Alten gingen von der gegebenen Wirklichkeit aus und fanden am Ende darin den Geist als das Wahre, und als sie den gefunden hatten, machten sie sich Nichts mehr aus der Welt und wurden Christen. Die Christen führten den Geist wieder in die Welt ein, die Welt wurde ihnen eine Gottesoffenbarung, der Geist Gottes steckt in Allem, auch mein Geist ist Gottes Geist. Und da Gott die Wahrheit ist, so sind die Dinge der Welt nicht mehr das Wahre, sondern was hinter ihnen ist, das Ding an sich, das Geistige. Nun wimmelt die Welt von Geistern. Diese in ihrer Leibhaftigkeit zu begreifen — alle Erscheinungen sind nichts weiter als Leibhaftigkeit des Geistes — und an ihnen das Dasein Gottes zu beweisen, dahin ergeht das heiße Bemühen der Gläubigen von Plato an bis zu Karl du Prel. „Gott ist ein Geist", sagt das Christenthum, und „ich denke, also bin ich" Cartesius. Das heißt: Die sichtbare Welt, der Leib ist nicht das Wahre, sondern was dahinter, darüber ist, der Himmel, die Geisterwelt, der Geist. Jenes ist das Vergängliche, dieses das Ewige. Und was das Ich anlangt, so bin Ich wesentlich Geist. Daß Ich aber unwesentlich auch nichts weiter als Ich bin, wird von den Geistgläubigen merkwürdiger Weise übersehen; sie nehmen den Theil fürs Ganze.

Den Geist interessirt nur Geistiges, und da Alle Geist sind, so ist das Geistige das Allgemeine und das Band, das Alle verbindet. So entsteht die Sorge um das Gemeinwohl und um alle Gespenster, die darin ihr „Wesen" treiben, wie Freiheit, Ehre, Vaterland, Wahrheit, Recht und Ordnung, Fortschritt, Kultur, Menschheit u. s. w.

Gegenüber diesen Religiösen und Sozialen, die die Realität der Ideen verfechten, die in der Materie nur eine Manifestation des Geistes erblicken, hat es immer auch Solche gegeben, die umgekehrt das Geistige als eine Funktion der Materie betrachteten. Ihnen ist wie den Griechen, bevor sie den Geist entdeckten, die Erscheinungswelt das Reale, sie nehmen die Dinge, wie sie sind, nicht wie sie „an sich" sind, auch nicht, wie sie sein „sollen".

Nun ist zwar die „Materie" so wenig wie der „Geist" ein wirklich Existierendes, sondern nur ein abgezogener Begriff, und die Gefahr liegt vor, daß sich das Ich wieder an ein Allgemeines verliert. Dem zeit-

genössischen Philosophen, den Herr St. in seinem vierten Artikel anführt, schwebt so Etwas vor, wenn er sagt: „Das Individuum ist eine Fiktion, so gut wie das Atom." Es kommt auf den Standpunkt an, von dem aus Ich die Welt betrachte. Gehe ich vom Allgemeinen, vom Begriffe der Materie aus, so kann es nicht fehlen, daß meine Konstruktion der Wirklichkeit nicht entspricht; denn von Gespenstern werden Gespenster geboren. Gehe ich aber vom Ich aus, dem Unsagbaren, Undefinirbaren, d. h. von Mir, dem Einzigen, und der zeitgenössische Philosoph sagt mir: „Du bist eine Fiktion, so gut wie das Atom", so lache ich ihm ins Gesicht und lasse ihn empfinden, daß sein geistvolles Paradoxon — eine kolossale Dummheit ist. Ich bin jedenfalls keine Fiktion, schon aus dem Grunde, weil Ich Mich gar nicht fingiren kann; denn Ich gehe nicht in meine Gedanken ein, sie haben nicht Mich, sondern Ich habe sie.

Aber auch das Individuum ist nur dann eine „Fiktion" im Sinne jenes Philosophen zu nennen, wenn es absolut gedacht, d. h. eigentlich gar nicht gedacht wird. Denn Individualität und Relation sind Begriffe, die sich gegenseitig bedingen. Individuell ist nur, was sich vom Andern unterscheidet und darum in Beziehung zu ihm steht. Alles Sein ist individuell und deshalb ein Dasein, ein Zusammensein, ein Werden oder Geschehen. Hierin finde ich auch den tiefen Sinn desjenigen „Sozialismus", der auf den Egoismus gegründet ist.

Das Ich ist aber auch der Ruhepunkt, wo der Streit des Dualismus sein Ende findet. Ich genieße die Welt und Ich habe über sie meine Gedanken, das ist Alles.

Das ist die große Erlösung, zu der mir Stirners glänzende Darstellung verholfen hat. „An Mir, dem Unnennbaren, zersplittert das Reich der Gedanken, des Denkens und des Geistes". „Nicht das Denken, sondern meine Gedankenlosigkeit oder Ich, der Undenkbare, Unbegreifliche, befreie mich aus der Besessenheit. Ein Ruck thut mir die Dienste des sorglichsten Denkens, ein Recken der Glieder schüttelt die Qual der Gedanken ab, ein Aufspringen schleudert den Alp der religiösen Welt von der Brust, ein aufjauchzendes Juchhe wirft jahrelange Lasten ab. Aber die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens konnte in der langen Nacht des Denkens und Glaubens nicht erkannt werden." (Stirner S. 153.)

Herr Stammler behauptet: „Eine vertiefende Weiterführung des Anarchismus ist in seiner neueren Periode der Entwickelung nicht zum Vorschein getreten. Wo man aber eine haltbare theoretische Basis erstrebte, sind in einer verirrten und verwirrenden Art die grundsätzlich auseinander gehenden Deduktionen der seither behandelten Schriftsteller verschmolzen worden."

Die „seither behandelten Schriftsteller" sind bloß Proudhon und Stirner. Wenn die nun grundsätzlich auseinandergehen, so weiß ich nicht, wie sie Herr Stammler beide als Anarchisten ansprechen kann. Wonach benennt er sie denn, wenn nicht nach ihren Grundsätzen? Es will mir allerdings auch scheinen, als ob Proudhon und Stirner in ihren Grundsätzen nicht völlig übereinstimmten, und daß sie nur die Kritik des Rechtsstaates

gemein haben. Aber gerade um dieser Kritik willen schilt sie ja Herr Stammler Anarchisten. Indeß das mag nun Herr Stammler mit sich selbst ausmachen.

Aus der Ideenkonfusion der beiden genannten Schriftsteller läßt er die beiden modernen Richtungen des Anarchismus, den kommunistischen und den individualistischen, hervorgehen.

Zur Charakteristik des Ersteren weiß Herr Stammler Nichts weiter vorzubringen, als die drei Ladenhüter des — Liberalismus: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sind die denn Kennzeichen des Anarchismus? „Sein Fundament ist das Postulat der Brüderlichkeit; sein Ziel die schrankenlose Freiheit eines Jeden und dabei die volle Gleichheit Aller im Genusse."

Das Postulat der Brüderlichkeit ist eine sittliche Forderung, die auch auf der Fahne des Christenthums steht. Und für das Christenthum ist die Sache von Bedeutung. Weil die Christen Kinder des himmlischen Vaters sind, der sie Alle gleichermaßen liebt, so sollen sie sich unter einander wie Brüder lieben. Aber woher hat denn der Liberalismus diese Forderung? Sind die Anarchisten — Christen? Wenn nicht, was wollen sie dann mit ihrem Postulat? Mit der Brüderlichkeit hat es doch eben auch nicht gerade viel auf sich, da auch sie durch den Egoismus begrenzt wird. Wenn Ich Dich liebe, so thue Ich es jedenfalls um Meinetwillen, weil Du Mir angenehm bist, weil Ich Dich genießen will. Welchen Anspruch habe Ich aber darauf, daß Du Dich von Mir genießen läßt? Wie kann Ich von Dir Brüderlichkeit verlangen? Du wirst Mir den Genuß nur dann gestatten, wenn Du auch Mich schmackhaft findest. Das kann Ich wünschen; wenn es aber der Anarchist fordert, so ist es aus mit seinem Anarchismus.

Und doch soll das Postulat der Brüderlichkeit das Fundament des kommunistischen Anarchismus sein? So versteht man dann unter Brüderlichkeit bloß ein praktisches Sichineinanderschicken, und demnach wäre der etablirte kommunistische Anarchismus die realisirte Liebe, das Füreinandersein und Füreinanderleben Aller. Aber ist das nicht auch der — Staat?

„Was man Staat nennt, ist ein Gewebe und Geflecht von Abhängigkeit und Anhänglichkeit, es ist eine Zusammengehörigkeit, ein Zusammenhalten, wobei die Zusammengeordneten sich in einander schicken, kurz, gegenseitig von einander abhangen: er ist die Ordnung dieser Abhängigkeit" (Stirner S. 227).

Somit ist klar, daß das kein Anarchismus ist, der ein Postulat zu seiner Grundlage macht und ganz und gar nicht, wenn dies Postulat auf die Brüderlichkeit gerichtet ist. Mit Postulaten lockt man keinen Hund vom Ofen, sondern mit dem Butterbrod, sonst aber treibt man ihn mit dem Stock hervor.

Der kommunistische Anarchismus ist allerdings eine großartige Konfusion, ein Konvolut unverdauter Ideen, nicht zu Ende gedachter Gedanken, und die Propaganda der That heftet sich daran mit psychologischer Nothwendigkeit. Denn die innere Unklarheit erzeugt Gefühlsspannungen, die schließlich nach außen hin explodiren und sich in Gewaltthaten Luft machen. Unsere heutige

soziale „Ordnung", die sogenannte menschliche Gesellschaft ist krank, und sie speit in den Anarchisten à la Ravachol und Caserio nur ihre eigenen Unverdaulichkeiten aus. Schwangere leiden an Erbrechen. Daß wir aber vor der Geburtsstunde einer neuen Zeit stehen, wer wollte das leugnen? Das Kind wird das Leben der Mutter fortsetzen, aber zuvor bedarf es noch der Mutter; denn leicht könnte es geschehen, daß das Kind stirbt, wenn es um den Preis des Lebens der Mutter den ersten Schrei gethan hat.

War nach Herrn Stammler das Fundament des kommunistischen Anarchismus das Postulat der Brüderlichkeit, so ist „sein Ziel die schrankenlose Freiheit eines Jeden und dabei die volle Gleichheit Aller im Genusse".

Mit der schrankenlosen Freiheit ist es eine eigne Sache. Nehmt mir die Schranken, gegen die ich anstürmen kann, und ich bin zur Ohnmacht verurtheilt. Denn der Allmächtige ist der Ohnmächtige. Frei machen kann ich mich von Vielem, aber nicht von Allem. Von Allem frei sein will ich auch gar nicht. Selbst dem verranntesten Anarchisten wird der Blick seiner Geliebten ein Befehl sein. Und wenn sich am Ende sein Prinzip überschlägt, dann muß er auch noch von sich selbst frei zu werden suchen. Wohin gelangt er dann aber? Falls er noch lebt, zum — Egoismus. Der Egoist ist wirklich frei von Allem, weil er sein Eigner ist, der sich selbst hat und sich genießt. Selbstgenuß ist meine Freiheit, und indem Ich Mich auslebe, verzehre ich mich. Habe Ich mein Sein bethätigt, herausgebracht, was in Mir steckte, Mich entwickelt, so trage ich fürder keine Sorge um meine Daseinsbehauptung. Ich habe Mich ausgegeben und Nichts mehr bleibt zurück von Mir. „Stell' Ich auf Mich, den Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und Ich darf sagen: „Ich hab' mein Sach' auf Nichts gestellt." (Stirner.)

„Die volle Gleichheit Aller im Genusse," soll das zweite Ziel des kommunistischen Anarchismus sein neben der „schrankenlosen Freiheit eines Jeden". Ein paar Zeilen später sagt dann Herr Stammler dafür wieder, „die Genußfreiheit, d. h. das Recht eines Jeden, seine Bedürfnisse frei und ungehindert zu befriedigen". Ich sollte nun meinen, daß diese „Genußfreiheit" in der „schrankenlosen Freiheit" mitenthalten sei, also kein Ziel neben ihr darstellen könne. Aber ein Mann wie Herr Stammler macht sich Nichts daraus, er schreibt das so in seiner stolzen Logik.

Babeuf sagt, weil Ich „von Natur" ein Mensch bin, habe Ich ein gleiches Recht auf den Genuß aller Güter. Aber was fange Ich mit diesem theoretischen Recht an, wenn Ich nicht die Möglichkeit habe, wenn Ich des Genießens nicht mächtig bin? Die Natur berechtigt mich zu Nichts. „Daß das Königskind sich über andere Kinder stellt, das ist schon seine That, die ihm den Vorzug sichert, und daß die anderen Kinder diese That billigen und anerkennen, das ist ihre That, die sie würdig macht, — Unterthanen zu sein." (Stirner S. 194.)

Die Kommunisten sagen: Die gleiche Arbeit berechtige die Menschen zu gleichem Genusse. Derselbe Unsinn wie bei Babeuf und noch ein anderer.

Die gleiche Arbeit müßte erst einmal gleiche Bedürfnisse erzeugen, wenn sie gleiche Genüsse im Gefolge haben wollte. Aber meine Bedürfnisse hangen von Mir ab, so gut wie die Wahl meiner Genüsse, nicht von meiner Arbeit. Meine Bedürfnisse bestimmen das Maß meiner Arbeit, seien es leibliche oder geistige. Ich will weder gleiche Arbeit, noch gleichen Genuß. Genieße Ich aber, so berechtigt mich der Genuß selbst zum Genuß; denn das Recht liegt in der That.

Die Schilderung, die Herr Stammler weiterhin noch vom kommunistischen Anarchismus entwirft, zeigt diesen als baaren Unsinn, und ich könnte jeden Satz anfechten, wenn es hier nöthig wäre. Wie Herr Stammler in diesem Unsinn „eine eigenthümliche Verschmelzung des Kommunismus und Anarchismus" finden will, das ist sein besonderes Geheimniß.

Sehen wir uns jetzt den individualistischen Anarchismus Herrn Stammlers an! Das Material liefert ihm zu seinem Bilde John Henry Mackays — von Herrn Stammler übrigens nicht namhaft gemachtes — Buch: „Die Anarchisten. Kulturgemälde aus dem Ende des 19. Jahrhunderts". Er erwähnt zwar noch Tuckers „Liberty", ich zweifle jedoch, ob Herr Stammler eine Nummer dieser Zeitschrift zu Gesicht bekommen hat. — Nach Herrn Stammler behauptet der individualistische Anarchismus „eine Möglichkeit eines völlig freien harmonischen gesellschaftlichen Daseins". Das dürfte ihn nun meiner Meinung nach nicht von dem sogenannten kommunistischen unterscheiden, da eben mit dieser Voraussetzung jeglicher Anarchismus steht und fällt. Herr Stammler hat ganz vergessen, daß er die Ordnung durch Konventionalregeln überhaupt zum Kriterium des Anarchismus erhoben hat, er durfte sie also nun dem individualistischen Anarchismus allein nicht zuschreiben.

Der Hauptunterschied beider Richtungen liegt wohl in ihrer Auffassung von der Arbeit und dem Eigenthum. Die Kommunisten arbeiten im Auftrage der Gesellschaft und für die Gesellschaft, substantiiren also wieder ein Allgemeines, an das sich das Individuum verliert oder hingiebt, und doch soll dies Allgemeine keine Gewalt über das Individuum haben. Das Letztere ist nur möglich, wenn das Allgemeine eben bloß Sache der individuellen Anschauung bleibt, im Uebrigen aber ein Jeder nach seinem Gutdünken verfährt. Denn nimmt das Allgemeine konkrete Formen an, so regiert es die — eingebildeten Anarchisten. — Aber diese Anschauungsweise ist verderblich. Für das Allgemeine arbeiten, heißt nicht für mich arbeiten, und die kommunistischen Anarchisten werden bald zu einer Bettlergesellschaft herabsinken, die ihre Noth haben wird, um nur das zum Leben Nothwendigste zu produzieren. Es kommt hinzu, daß sie nicht bloß den Arbeitsertrag, sondern auch alles Eigenthum an Grund und Boden, wie die Sozialisten, der Gesellschaft zusprechen. Ihnen sagt Mackay ganz richtig: „Keine Macht der Erde hat ein anderes Recht als das der Gewalt, mich von meinem Besitzthum zu vertreiben, mir den Ertrag meiner Arbeit auch nur um einen Pfennig zu schmälern."

So lange nun Jene bei ihrem Sparren von einer imaginirten Gesellschaft verharren, können sie das ruhig zugeben. Wofern Ich nur behalte,

was Ich habe, und kriege, was Ich brauche, mag immer diese Gesellschaft Eigenthümerin und Geschenkgeberin sein.

Indessen das Gefährliche dieser Anschauung liegt wieder darin, daß Niemand sich ein Gewissen daraus machen wird, die Gesellschaft zu bestehlen, da sie ja keine reale Potenz ist, die ihr Eigenthum vertheidigen und wiedernehmen kann. Nicht genug also, daß die kommunistischen Anarchisten Bettler werden, es wird auch eine Diebesgesellschaft sein.

Der Kommunismus verlangt Zwang, er ist mit dem Anarchismus gar nicht zu vereinigen, weil das einzige konstitutive Prinzip des kommunistischen Anarchismus, die Brüderlichkeit nämlich, mangels jeglicher sittlich bindenden Autorität durch den niederen Egoismus paralysirt wird. Herr Stammler hat also ganz Recht, wenn er vom individualistischen Anarchismus sagt, daß er die Unklarheit und Widersprüche des kommunistischen vermeidet. Dies Lob kontrastirt nun freilich wieder mit der früher gemeldeten Behauptung Stammlers von „der verwirrten und verwirrenden Art" des modernen Anarchismus. Indeß, das hat Herr Stammler mit sich abzumachen. Was will denn nun aber eigentlich der individualistische Anarchismus?

Herr Stammler sagt: er bedeutet keinen theoretischen Fortschritt über Stirners Doktrin hinaus Also ist er — trotz der früher behaupteten Verschmelzung der grundsätzlich auseinander gehenden Deduktionen Proudhons und Stirners — Nichts weiter als die Stirner'sche Lehre des — Egoismus.

Schön. Aber was hat denn nun Mackay daran gesündigt?

Herr Stammler schreibt: Mackay wolle einen theoretischen Fortschritt über Stirners Doktrin dadurch erreichen, daß er mit Proudhon'schen Gedanken das Moment ökonomischer Erwägung hineinnimmt; er meine, daß bei freien Gesellschaften im Sinne Stirners eben die harmonische naturgemäße Wirthschaft Proudhons erreicht werden würde. Ich bemerke dazu: ein theoretischer Fortschritt *über* Stirners Doktrin hinaus ist nicht wohl möglich, ohne sofort wieder ins Geisterreich zu schreiten. Stirner ist beim Ich angekommen, wo alle Diskussion aufhört. Darüber hinaus stehen mir und sicher auch dem Stirnerkenner Mackay die Gedanken still.

Nicht eine theoretische Erweiterung der Stirner'schen Doktrin, sondern höchstens eine praktische Nutzanwendung derselben beabsichtigt, denke ich, Mackay, wenn er den Praktiker Proudhon zu Rathe zieht. Meint Herr Stammler, daß der Stirner'sche „Verein der Egoisten" die bloße *formale* Möglichkeit bedeute, konventionell sich mit anderen Egoisten zu vereinen und daß der Inhalt ihrer Konventionalregeln eine ganz offene Frage sei, so erwidere ich: der Stirner'sche Verein ist nichts Stabiles, sondern ein stetiges Sichvereinigen ad hoc. Die Regeln, nach denen das geschieht, hängen immer von dem Ziel ab, auf welches hin sich Egoisten vereinigen. Ueber ihren Inhalt läßt sich also allgemein quoad rem gar Nichts sagen. Aber von dem Ziel *allein* hangen nun jene Konventionalregeln doch nicht ab, sie haben etwas Grundsätzliches an sich, das eben durch den Egoismus gegeben ist. Quoad personas also läßt sich über den Inhalt jener Regeln Etwas sagen. Der offen bekannte und erkannte Egoismus entbehrt keine der Tugenden, die als christliche gepriesen werden, er ist die Erfüllung aller

Moral und oberstes Sittengesetz. Unsere schönen Sittenregeln, die nie erfüllt werden, weil sie „der Mensch" erfüllen soll, den es nicht giebt, werden erst verwirklicht werden, wenn der Egoist sich ihrer zu seinem Nutzen, zu seiner Freude bedient, d. h., wenn er sie aus der Fülle seines freien, freudigen Seins ausströmen lassen kann, eine Sache, die weder im heutigen, noch im zukünftigen Rechtsstaat möglich ist.

Mackay hat nun meiner Auffassung nach für jene Konventionalregeln, von denen Herr Stammler spricht, gar nicht nach einem Inhalt gesucht. Er hat vielmehr in richtiger Erkenntniß dessen, daß die ökonomische Unabhängigkeit die unerläßliche Voraussetzung für die Angelegenheit der Freien ist, auf ein Mittel gesonnen, wie die versklavenden Privilegien der Kapitalwirthschaft zu brechen und zu vermeiden seien, und er ist dabei auf Proudhon zurückgekommen. Das ist aber, wie gesagt, nur ein Ausblick von der Zinne der egoistischen Freiheit oder — weniger poetisch geredet — ein Vorschlag zur Güte, keineswegs aber eine Erweiterung oder „Verstärkung der Stirner'schen Deduktion".

Mackay hat ferner nicht bewiesen, daß Gesetze des wirthschaftlichen Lebens ohne Rücksicht auf zu Grunde liegende Regulirung des menschlichen Nebeneinanderbestehens möglich seien, und daß sich die Interessen der Menschheit nicht feindlich gegenüberstehen, sondern daß sie sich harmonisch vereinen, wenn ihnen nur der freie Spielraum zu ihrer Entfaltung nicht genommen oder geschmälert wird. Der Jurist ruft nach Beweisen, aber hier kann nur die Praxis bestätigen, was die Theorie plausibel macht.

Herr Stammler meint ferner, daß der individualistische Anarchismus in der Betonung der wirthschaftlichen Freiheit den Gedankengang des allbekannten reinen Manchesterthums fortsetze u. s. w. Mag sein, aber was ihn davon unterscheidet, ist die Beseitigung des Kapitalwuchers, d. h. der gesetzlich geschützten Privilegien des aus dem Arbeitsertrag entsprungenen Kapitals, die hinfällig werden eben mit dem Schutze, d. h. mit dem Rechtsstaat. Er ist der auf sich selbst gestellte Egoismus ohne die Klinke der Gesetzgebung und ohne Gerichtsvollzieher. Immer Mann gegen Mann, das giebt eine klare Position. Die wirthschaftlich Schwachen sind nur, weil die wirthschaftlich Starken den Staat bilden und mittelst dieses zu verehrenden Gespenstes mächtiger sind. Wäre der Staat ein neutrales Drittes und als solches mehr als ein Gespenst, d. h. eine reale Potenz, so könnte er Ordnung schaffen und die soziale Frage lösen. Aber die Christen und Staatsgläubigen „warten eines anderen Himmels und einer anderen Erde, wo Gerechtigkeit wohnt". Sie wissen wohl, warum.

Steglitz. Dr. E. Horn.

Das Weſen des Genies.

Nicht nur im praktiſchen Leben macht der Mehrzahl der Menſchen ein unter ihnen vorkommendes Genie in den meiſten Fällen zu ſchaffen, auch den Männern der Wiſſenſchaft ſetzt es beſonders zu. Seitdem durch Herbart, Steinthal und Wundt, deutſche Forſcher, denen die Engländer Spencer und Bain durch hervorragende Werke ſich anſchließen, die Anfänge zu einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Lehre vom Leben der Seele gemacht wurden, iſt naturgemäß auch die Frage nach dem Weſen des Genies, dieſer für uns Menſchen höchſten und gewaltigſten ſeeliſchen Erſcheinung, in einem ganz neuen Sinn aufgeworfen worden. Früher begnügte man ſich mit Erklärungen mehr metaphyſiſcher Natur; wurde doch die Pſychologie als ein beſonderer Theil der Philoſophie angeſehen. Die Folge davon war eine Vielheit und Verſchiedenheit auf dem Gebiete der Pſychologie, die mit der Vielheit und Verſchiedenheit der einzelnen philoſophiſchen Syſteme durchaus gleichen Schritt hielt. Heute, da die Forſchung nach den Geſetzen unſeres Seelenleben glücklich von den Umſchlingungen der Metaphyſik befreit iſt, drängt ſich zu dieſer intereſſanteſten aller Wiſſenſchaften eine andere, ihr allerdings nahe verwandte Wiſſenſchaft, die Phyſiologie, in einer durch die beobachteten Thatſachen oft nicht gerechtfertigten Weiſe. Der Umſtand, daß die Erſcheinungen unſeres Seelenlebens unzweifelhaft in hohem Grade von der Beſchaffenheit unſeres Hirns und unſerer Nerven abhängig ſind, hat eine Reihe ſelbſt bedeutender Forſcher zu der Anwendung rein phyſiologiſcher Sätze und pſychiatriſchen Erfahrungen auch auf ſolche ſeeliſche Erſcheinungen geführt, deren Weſen einzig und allein durch die Pſychologie erklärt und begriffen werden kann. Vor allem hat die noch immer räthſelhafte Natur des Genies zu den verſchiedenartigſten und entgegengeſetzteſten Auffaſſungen Veranlaſſung gegeben. Während man bis vor Kurzem geneigt war, das Genie als Zeichen und Kraftäußerung höchſter ſeeliſcher Geſundheit aufzufaſſen, haben neuere und neueſte Forſcher, ihnen allen voran der Italiener Ceſare Lombroſo, die Behauptung aufgeſtellt, das Genie ſei nicht ſowohl eine Aeußerung höchſter geiſtiger Geſundheit, als eine beſondere Form ſeeliſch-leiblicher Entartung.*) An anderer Stelle iſt von mir in eingehenderer Darſtellung der Nachweis verſucht worden, daß Lombroſo die für das Genie größere Wahrſcheinlichkeit einer geiſtigen Erkrankung in Folge des ihm meiſtentheils allſeitig entgegengeſetzten Widerſtandes der Außenwelt ohne Berechtigung als ein dem Weſen des Genies unter allen Umſtänden anhaftendes Krankheitsſymptom auffaſſe; eine weitere Beſtätigung dieſes früher von mir vertretenen Standpunktes findet ſich in einer ſoeben erſchienenen größeren pſychologiſchen Studie von William Hirſch: „Genie und Entartung.“ Das Buch verdient um ſo größere Beachtung, als es

*) Siehe: Lombroſo: „Genie und Wahnſinn“.

durch das seinen Inhalt billigende Vorwort eines unserer ersten Psychiatriker, des Professors Dr. Mendel, eingeführt wird.*) Aber obgleich Hirsch eine Reihe sehr werthvoller Thatsachen zur Unterstützung der Ansicht beibringt, daß das echte Genie nur als Ausfluß höchster und gesündester geistiger Kraft angesehen werden dürfe, gelingt es ihm doch ebenso wenig, wie seinem Gegner Lombroso eine völlig ausreichende Erklärung vom Wesen des Genies zu geben. Hirschs Ausführungen in dem „Die Psychologie des Genies" überschriebenen Abschnitte bieten nicht viel mehr als recht unbestimmte Unterscheidungen zwischen Genie und Talent. Es möge deßhalb gestattet sein, hier einige Bemerkungen über das Wesen des Genies zu machen; sie werden vielleicht Einiges dazu beitragen, auch die Berechtigung der entgegengesetzten Anschauungen von der Natur des Genies in ein besseres Licht zu setzen.

Das Wesen des Genies muß nach zwei ganz verschiedenen Richtungen hin untersucht werden: die eine wird durch die Leistungen, die andere durch den Ursprung oder die Ursache des Genies bestimmt. Beide Fragen sind vollkommen unabhängig von einander. Man kann das Wesentliche einer genialen Leistung, das, was eben dieser Leistung den Stempel des Genies aufdrückt, durchaus erkennen, ohne die Ursachen der Erscheinung begriffen zu haben. Ueber das Wesen einer genialen Leistung sind nun die einzelnen Forscher und Schriftsteller bis dahin außerordentlich verschiedener Ansicht gewesen. So sagt Sulzer, der bekannte Aesthetiker und Zeitgenosse Lessings: „Der Mensch hat überhaupt Genie, der in den Geschäften und Verrichtungen, wozu er eine natürliche Neigung zu haben scheint, eine vorzügliche Geschicklichkeit und mehr Fruchtbarkeit des Geistes zeigt, als andere Menschen. Das Genie scheint nichts Anderes zu sein, als eine vorzügliche Größe des Geistes überhaupt, und die Benennungen: ein großer Geist, ein großer Kopf, ein Mann von Genie, können für gleichbedeutend gehalten werden." Man wird zugestehen, daß hier der Begriff des Genies etwas sehr weit gefaßt ist; denn nach dieser Sulzer'schen Erklärung, müßte man schon einem schnell und geschickt arbeitenden Handwerker Genie zuschreiben. Viel näher kommt wohl Kant dem Kern der Frage, wenn er das Genie eines Menschen als die „musterhafte Originalität seines Talentes" erklärt. Freilich bleibt bei dieser Erklärung des großen Königsberger Philosophen wieder die weitere Frage offen, was eigentlich unter „Originalität des Talentes" zu verstehen sei. Sehr merkwürdig ist der Gegensatz der Vorstellungen über das Wesen des Genies bei Lessing und Goethe. „Dem Genie ist es vergönnt" — so erklärt Lessing — „tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was er aus sich selbst, aus seinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus." Auf Grund dieser Anschauung glaubte der große Bahnbrecher der neueren deutschen Literatur, sich selbst „das Genie" absprechen zu müssen; allein Goethe hatte volles Recht zu erklären: „Lessing hat sich zwar selbst das Genie abgesprochen, aber seine ganzen Werke strafen

*) „Genie und Entartung", eine psychologische Studie von Dr. William Hirsch, mit einem Vorwort von Professor Dr. Mendel, Berlin 1894.

ihn Lügen." Goethe selbst war der Meinung, daß das Genie nicht nur nicht unwissend bleiben dürfe, sondern daß ein großer Theil des Wesens des Genies gerade darin bestehe, Alles wissen, Alles erfahren und Alles lernen zu wollen; „das größte Genie", so sagt der Dichter des „Faust", „wird niemals etwas werth sein, wenn es sich auf seine eigenen Hülfsmittel beschränken will. Was ist denn Genie anders, als die Fähigkeit, Alles, was uns berührt, zu ergreifen und zu verwenden; allen Stoff, der sich darbietet, zu ordnen und zu beleben; hier Marmor und dort Erz zu nehmen, und daraus ein dauerndes Monument zu bauen? Was wäre ich, was würde von mir übrig bleiben, wenn diese Art der Aneignung die Genialität gefährden sollte? Was habe ich gethan? Ich habe Alles, was ich gesehen, gehört, beobachtet habe, gesammelt und verwandt; ich habe die Werke der Natur und der Menschen in Anspruch genommen. Jede meiner Schriften ist mir von tausend Personen, von tausend verschiedenen Dingen zugeführt worden. Der Gelehrte und der Unwissende, der Weise und der Thor, Kindheit und Alter haben dazu beigetragen Größtentheils, ohne es zu ahnen, brachten sie mir die Gabe ihrer Gedanken, ihrer Fähigkeiten, ihrer Erfahrungen; oft haben sie das Korn gesäet, das ich erntete. Mein Werk ist die Vereinigung von Wesen, die aus dem Gange der Natur entnommen sind; dies führt den Namen „Goethe" . . . . Abgeschmackte Menschen! Ihr macht es, wie gewisse Philosophen unter meinen Landsleuten, die sich einbilden, wenn sie sich dreißig Jahre in ihr Studierzimmer einschlössen oder sich lediglich damit beschäftigten, die Ideen, welche sie aus ihrem eigenen, armen Gehirn herausziehen, zu sieben und zu beuteln, so würden sie einen unerschöpflichen Quell von Originalität erlangen! Wißt Ihr, was dabei herauskommt? Wolken, Nichts als Wolken!" *) Mit diesen Aeußerungen unseres größten Dichters stimmt die Erfahrung durchaus überein. Alle wahrhaften Genies ersten Ranges haben die Geschichte ihres besonderen Faches, sowie seine technischen Hülfsmittel von Grund aus gekannt. Dennoch hat auch der Ausspruch Lessings, obgleich er, wie bereits hervorgehoben wurde, mit den Anschauungen Goethes im vollkommensten Widerspruch steht, eine gewisse Berechtigung; denn das Genie ergänzt aus sich selbst und aus seinen eigenen Mitteln, in Folge der ihm eigenen besonderen Größe und Macht der Anschauungskraft tausend kleinliche Kenntnisse, die der gewöhnliche Mensch sich erst durch besonderen Fleiß erwerben muß. Dafür kann uns Goethe selbst das beste Beispiel liefern. Ungezählte Naturforscher hatten vor ihm allerlei Thatsachen über die Anatomie des menschlichen Schädels gesammelt; aber allen war der Zwischenknochen beim Menschen entgangen, bis Goethe diesen Zwischenknochen entdeckte, und dadurch zu einer Reihe von für ihn, den Entdecker, selbstverständlichen wissenschaftlichen Schlüsse geführt wurde, die ihm eine Reihe von Einzelthatsachen an die Hand gaben, ohne daß er noch vorher nöthig gehabt hätte, diese Einzelthatsachen durch besondere Studien festzustellen. Aehnlich konnte Charles Darwin, nachdem einmal die Lehre vom Kampf ums Dasein und der

*) Siehe William Hirsch, a. a. O. Entgegnungen Goethes auf Aeußerungen französischer Journalisten.

Auslese durch natürliche Zuchtwahl in seinem Geiste feststand, eine Reihe von Erscheinungen in der organischen Welt erklären, die trotz aller Anhäufung wissenschaftlicher Thatsachen bis zum Auftreten des großen Reformators der organischen Naturwissenschaften durchaus unerklärlich zu sein schienen. Ja, er durfte auf ihm selbst fremden Gebieten der Naturwissenschaften den Sonderforschern den weiteren Ausbau seiner Lehre mit der Gewißheit überlassen, daß die von ihm geltend gemachte neue Grundanschauung durch von ihm selbst nicht untersuchte Thatsachen nur bestätigt werden könnte.

Hier, wie auf allen anderen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens wird man deßhalb eines der Hauptmerkmale des Genies in der Fähigkeit erblicken müssen, die Erscheinungen der Außenwelt in einer Weise anzusehen, wie sie weder vorher noch nachher ein anderer Mensch anzusehen im Stande ist. In dieser besonderen Gabe der eigenartigen, von den Anschauungen aller anderen Menschen verschiedenen Anschauung der Dinge besteht ein Hauptmerkmal, ein Wesentliches des Genies; zugleich ist diese vollkommene Originalität der Anschauung dasjenige Element im Wesen des Genies, welches allen wahren Genies, ohne Unterschied des ihnen besonders eigenen Bethätigungsgebietes, durchaus *gemeinsam* ist. Freilich muß zu diesem Merkmal originaler Anschauung noch ein Anderes hinzutreten, damit Werke des Genies entstehen. Bei Künstlern und Schriftstellern besteht dieses geforderte zweite Merkmal in einer stets regen Phantasie und noch mehr in einem Reichthum menschlicher Empfindung, die ihren Eigener nicht nur befähigt, sondern geradezu zwingt, sich ihrer zu entäußern; möge das nun in Form der sprachlichen, der malerischen, der bildnerischen oder der musikalischen Darstellung geschehen. Wo diese Empfindungsgewalt fehlt, wird niemals ein echtes Kunstwerk entstehen können; aber auch dort, wo zwar die Empfindungsgewalt, nicht aber die oben geforderte Originalität der Anschauung vorhanden, wird ein Kunstwerk ersten Ranges, ein Werk des Genies niemals erscheinen. Die Originalität der Anschauung, wie wir so eben näher bestimmt, ist das Ureigene des Genies und seiner besonderen Gesammtindividualität. Damit sie zu Stande komme, ist nicht nur eine außerordentliche geistige Kraft nöthig; sie setzt auch alle mit der genialen Einzelindividualität verflochtenen Lebensumstände und Lebensbedingungen voraus. Dasselbe Genie mit demselben Naturell, nur etwa in einem anderen Zeitalter geboren, würde sicherlich eine ganz andere geistige Physiognomie zeigen; es würde gewiß nicht weniger original, nicht weniger eigenartig erscheinen; aber diese Eigenart würde sich in einer ganz anderen Gestalt offenbaren. Man denke sich einen Bismarck als Bürger der amerikanischen Republik, einen Raphael, in unseren Tagen geboren; wie ganz anders als jetzt würden da nicht die Thaten und Werke dieser beiden Männer ausgefallen sein? Aus diesem Grunde ist auch die viel gebrauchte Redensart, daß kein Mensch für die Gesammtheit unersetzlich sei, durchaus widersinnig. Männer ersten Ranges, wahre Genies sind *niemals* und in keiner Weise zu ersetzen, weil sie eben in ihrer Originalität einzig sind, weil sie niemals wiederkommen können. Um sie und noch mehr, um ihre für die Menschheit unschätzbaren Werke nochmals hervorzubringen, müßten nicht nur gleich

große geistige Begabungen erscheinen; nein, es müßten auch ganz dieselben besonderen und allgemeinen Lebensbedingungen nochmals zusammentreffen, die nöthig waren, um gerade solche Persönlichkeiten und solche Werke hervorzurufen. Mit Recht hat schon Goethe darauf hingewiesen, daß derselbe Mensch, je nachdem er zehn Jahre früher oder später geboren würde, ein ganz und gar Anderer werden müßte. Aus diesem Grunde ist auch die Meinung, daß es keine untergegangenen Genies gäbe, eine vollkommen irrige. In seiner anregenden und lesenswerthen Arbeit über das Genie, führt Paul Radenstock zutreffend aus, daß es von wahrhaft echten und dabei doch untergegangenen Genies geradezu wimmele. Wie in der unvergänglichen Natur nach dem Gesetze vom Kampfe ums Dasein nur ein ganz kleiner Theil der ausgestreuten Keime sich zu voller Blüthe und Frucht entfaltet, so kommt auch in der Menschenwelt nur ein ganz geringer Bruchtheil genialer Begabung zur vollen Entwickelung und zu jener vollen geistigen Wirksamkeit, die dem Genie kraft seiner besonderen Anlagen, bei glücklichen äußeren Verhältnissen, man möchte fast sagen, von der Natur selbst gewährleistet zu sein scheint.

Die hier vorgetragene Ansicht vom Wesen des Genies steht allerdings mit der Vorstellung hervorragender Schriftsteller über das Genie in Widerspruch. Einzelne wollen nur großen Künstlern und Denkern ersten Ranges Genie im wahren Sinne des Wortes zusprechen. So beispielsweise Arthur Schopenhauer. Er sieht eines der Hauptmerkmale des Genies in der Ertödtung oder vollen Verneinung dessen, was er den Willen zum Leben nennt, und was man allgemein verständlicher, wenigstens für unsere Zwecke, persönliche Selbstsucht nennen könnte. Nur der Künstler und der Denker — so behauptet Schopenhauer — gelangt zur vollen Verneinung des Wollens zum Leben, das heißt also, zur Ertödtung jeder Selbstsucht, dadurch, daß er ganz in ein Anderes, seinem Selbsterhaltungstrieb vollkommen Fremdes aufgeht und so zu einer reinen, durch keine persönlichen Begierden oder Leidenschaften getrübten Anschauung der Dinge sich erhebt. Bei aller Hochachtung vor der geistvollen und stellenweise tiefgründigen Philosophie Schopenhauers möchten wir uns doch erlauben, dieser seiner Anschauung vom Wesen des Genies zu widersprechen. Wir möchten glauben, auch große Gelehrte, Staatsmänner und Feldherren dürfen den vollen Anspruch auf den Namen eines Genies erheben. Sie tragen durch die Größe ihrer Thaten und die dauernden, tiefgehenden Folgen, welche sich an ihre Thaten knüpfen, nicht weniger zur Erhebung und dem Fortschritte der Menschheit bei, als große Dichter, Künstler und Philosophen, wenn auch die Werke der Letzteren den Vorzug ihrer Unveränderlichkeit und fast unbegrenzter Dauer besitzen. Eines der wesentlichen Merkmale des Genies ist, wie wir bereits oben ausgeführt, auch ihnen eigen: die Originalität der Anschauung. Als Newton das Gesetz der Schwere, Galilei das Gesetz des Falles natürlicher Körper entdeckten, da sahen sie nicht etwa neue Thatsachen, die vor ihnen noch kein anderer Mensch gesehen hatte; sie schauten nur die vor ihnen schon unzählige Male beobachteten Thatsachen unter einem ganz neuen, von allen bisherigen verschiedenen Gesichtspunkte an und wurden so zu

Entdeckern zweier der wichtigsten Naturgesetze. Ebenso mochte vor dem Geiste Friedrichs des Großen ein ganz klares, bis dahin kaum für möglich gehaltenes Bild preußischer Macht stehen, als er zur Eroberung Schlesiens auszog. Daß Bismarck, lange bevor er Minister wurde, Anschauungen über die politische Neugestaltung Deutschlands verfocht, die allen anderen Staatsmännern absonderlich, ja lächerlich erschienen, ist bekannt; „Il n'est pas un homme sérieux" sagte Napoleon III. von ihm, als er dem Franzosenkaiser bald nach Berufung auf den französischen Gesandtschaftsposten seine politischen Ziele auseinandersetzte. Noch überraschender ist eine uns gewordene Mittheilung des Grafen Keller, früheren Adjutanten Friedrich Wilhelms IV., späteren Intendanten der königl. Hofgärten zu Potsdam, nach welcher der spätere deutsche Reichskanzler bereits Ende der vierziger Jahre seinem Monarchen gegenüber Pläne entwickelte, die die Richtung seines späteren politischen Wirkens sehr wohl voraussehen ließen. Bei großen Staatsmännern, wie bei großen Feldherren, läßt man sich leicht über die volle Originalität ihrer Auffassung und Anschauung dadurch täuschen, daß solche Genies durch die Umstände und die Macht bestehender Verhältnisse gezwungen sind, ihren ursprünglichen Plänen und Anschauungen Gewalt anzuthun, wenn sie nicht über das Unerreichbare auch das Erreichbare verlieren wollen. Das Intuitive, Ursprüngliche, das so recht das Wesen des Genies ausmacht, ist auch ihnen, wie den großen Künstlern, Denkern und Dichtern eigen. Napoleon I., gewiß ein klarer und kalter Beobachter, hat es zu wiederholten Malen ausgesprochen, daß selbst dem Feldherrn seine besten Gedanken ganz plötzlich im Gewühle der Schlacht, aus einer Art visionärer Gesammtanschauung der militärischen Lage hervorwachsen. Und wir meinen: auch bei Moltke muß man sich nicht etwa vorstellen, daß er nur als Rechner über seinen Karten gesessen; auch ihm, wenn man nach seinen Schriften urtheilen darf, hat sich aus seinen Studien plötzlich eine ganz neue, originale Gesammtanschauung der militärischen Lage offenbart, die eben die Folge seiner besonderen, nur ihm eigenthümlichen Auffassung der Verhältnisse war. Das Unterscheidende des theoretischen von dem praktischen Genie liegt eben darin, daß das theoretische Genie, also das Genie der Kunst, der Philosophie und der Wissenschaft, mit seiner besonderen Auffassung und Anschauung gewisse andere, mehr theoretische Gaben, wie Reichthum der Empfindung und der Phantasie, verbindet, während das praktische Genie die eigenartige Größe seiner Auffassung durch eine gleich große Fähigkeit praktischen Handelns ergänzt. Sehr bezeichnend in dieser Hinsicht ist das Wort Napoleons I.: seine Hand sei ihm unmittelbar an seinen Kopf gewachsen, womit er sagen wollte, daß er das, was ihm sein Genie zu thun eingab, auch sofort, ohne irgend welches Zögern, zu thun pflegte.

Eine ganz andere, von der bisher behandelten, weit verschiedene Frage ist die nach dem Ursprung des Genies. Sie schließt in gewissem Sinne eine Untersuchung für die leiblichen Vorbedingungen des Genies in sich. Hat man sich das Genie als eine plötzlich einem Einzelnen zu Theil werdende Gottesgabe zu denken, oder ist auch das Genie, innerhalb gewisser

Grenzen, ein Ergebniß der Lebensführung vorhergegangener Geschlechter? Unzweifelhaft ist eine bestimmte leibliche Entwickelung des Gehirns, der Nervenbahnen, ja, des gesammten Organismus zur Hervorbringung des Genies nöthig. Geister ersten Ranges zeigen meistentheils ein seltenes Ebenmaß körperlicher Bildung; so Raphael und Michel Angelo; so Goethe und Bismarck. Auch stammen sie häufig aus bevorzugten Geschlechtern und aus Familien, welche ein stetiges Wachsthum geistigen Vermögens von Geschlecht zu Geschlecht aufweisen oder auch eine Aufspeicherung ungenutzter geistiger Kraft vermuthen lassen. Beispielsweise führte Ernst Renan seine geistige Kraft auf seine dem Seewesen ergebenen Vorfahren zurück, die ihm, nach seiner eigenen Auffassung, ein wohl erworbenes und wohl aufgespartes Kapital in körperlicher und geistiger Fähigkeit vererbt hätten. Raphaels Vater war bekanntlich selbst Maler, gerade so wie unseres Mozarts Vater ein nicht unbedeutender Tonkünstler war.

Michel Angelo stammte nach seinen eigenen Angaben aus altfürstlichem Geschlecht; Goethe aus einer Familie, die als fränkische nicht nur dem begabtesten und vielleicht reinsten deutschen Volksstamme angehörte, sondern auch ein stetiges, schnelles, geistiges und gesellschaftliches Aufsteigen von Geschlecht zu Geschlecht erkennen ließ. Oftmals kann man auch die Bemerkung machen, daß das Hervortreten besonderer geistiger Anlagen mit einem Wechsel des bisherigen Arbeitsgebietes verbunden ist. Eine Reihe künstlerischer und wissenschaftlicher Genies stammen aus reichen Kaufmannsfamilien; so Michel Angelo, vielleicht das größte künstlerische Genie aller Zeiten; so der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy; der Physiker Magnus und Arthur Schopenhauer. Eine andere, oft erwähnte Besonderheit besteht darin, daß Männer ersten Ranges geistig hervorragende Frauen zu Müttern, dagegen mäßig begabte Männer zu Vätern haben. Das hängt vielleicht mit dem anderen Umstande zusammen, daß die Vererbung geistiger Eigenschaften in sehr vielen Familien während ganzer Geschlechter eine wechselseitige ist, das heißt: es vererben sich die Eigenschaften der Mütter auf die Söhne, die Eigenschaften der Väter dagegen auf die Töchter. Jedenfalls ist damit eine für das Auftreten eines Genies besonders günstige Vorbedingung gegeben. Denn da die Frau bei unseren gesellschaftlichen Verhältnissen gegen einen übermäßigen Verbrauch von geistiger Kraft viel mehr geschützt erscheint, als der Mann, so ist sie auch eher im Stande, ungenutzte, vermehrte geistige Kraft auf die Kinder zu übertragen, als der im Kampfe ums Dasein Kraft verbrauchende Vater. Goethe, Bismarck, der Dichter Gottfried Bürger und der Philosoph Schopenhauer bestätigen diese Theorie; denn sie Alle haben bedeutende Frauen zu Müttern gehabt. Auch vom theoretisch wissenschaftlichen Standpunkt hat die hier vorgetragene Auffassung viel für sich.

Daß das Genie von der Beschaffenheit des Nervensystems im hohen Grade abhängig ist, haben wir bereits oben erwähnt. Ja, man kann ruhig behaupten: die unabweisbare Bedingung eines *gesunden* Genies ist eine große Menge aufgespeicherter Nervenkraft. Letztere hat wieder zur Voraussetzung erstens eine günstige Zusammensetzung des Blutes und zweitens eine

entſprechende Menge von Blut. Die Zuſammenſetzung des Blutes liefert dem Nervenleben und beſonders dem Gehirn den für ſeine Arbeit nöthigen Sauerſtoff, woraus ſich erklärt, daß Menſchen, deren geiſtige Anſtrengung eine übergroße iſt, ſehr häufig zur Nervoſität neigen, theilweiſe, weil in Folge des Mangels an Bewegung in freier Luft das Blut nicht genug Sauerſtoff in ſich aufzunehmen vermag, theilweiſe auch, weil der durch geiſtige Arbeit verbrauchte Vorrath an Sauerſtoff nicht ſchnell genug in gleicher Menge erſetzt werden kann. Freilich iſt die Anſhäufung von Neroenkraft allein zur Hervorbringung des Genies noch nicht ausreichend; es gehört vielmehr außerdem dazu eine beſonders feine Ausgeſtaltung der Nervenbahnen und vor Allem zahlreicher Windungen im Gehirn. Die Phyſiologie hat feſtgeſtellt, daß die Zahl der inneren Windungen des Gehirns faſt immer der geiſtigen Begabung entſpricht. Ein ſolcher bevorzugt ausgebildeter menſchliche Organismus kann zweifellos nur durch eine entſprechende Lebensarbeit und Lebensführung einer ganzen Anzahl von Geſchlechtern erworben werden. Große geiſtige, ja geniale Begabungen, ſind wohl oft genug in einzelnen Familien ſchon lange vorhanden, ehe die Welt eine Ahnung oder die Menſchheit einen entſprechenden Nutzen davon hat. Denn zur individuellen Begabung müſſen entſprechende äußere Verhältniſſe hinzutreten, damit ſich das Genie voll zu bethätigen vermag.

Ernſt Theinert-Wickley.

Die Frauenfrage und der Darwinismus.

In der Zeitschrift „Nord und Süd“ stellte vor einiger Zeit R. Koßmann über die Frauenfrage und den Darwinismus eine Untersuchung an, deren Schlußfolgerungen der Eigenartigkeit nicht entbehrten.

Durch die Umgestaltung des Wettbewerbes in der menschlichen Gesellschaft, die die Zulassung der Frauen zu sämmtlichen Berufsarten herbeiführen würde, müßte nach der Darwin'schen Theorie die Organisation der Menschen wesentliche Umwandlungen erfahren. Diese Ueberzeugung spricht Herr Koßmann in seiner Untersuchung aus, aber er folgert aus ihr keine günstigen Resultate, sondern, wie er sich ausdrückt, eine Entartung unserer Rasse und dies aus dem Grunde, weil er aus der Darwin'schen Theorie deduziren zu können glaubt, daß durch die gleiche Arbeit auf den gleichen Gebieten die Verschiedenheit der Geschlechter sich verringern würde, die Frau, die auf männlichen Gebieten arbeitet, männlich, der Mann, der auf weiblichen Gebieten arbeitet, weiblich werden würde und hierdurch eine vollständige Verwischung des sexuellen Dimorphismus herbeigeführt werden müßte. Dieser aber sei eine der wichtigsten Einrichtungen, durch welche die Natur die Entartung unserer Rasse verhindere.

Diese Verwischung des Dimorphismus nun soll die Wirksamkeit der natürlichen Auslese vernichten, weil die Voraussetzung einer solchen das Vorhandensein einer gewissen Ungleichheit ist, diese Ungleichheit der Individuen sich aber auch hinsichtlich der Qualifikation für verschiedene Berufszweige zeige. Da nun die Beanlagung für die Berufsarbeit vererblich ist, so habe der Mann, der seine Gattenwahl auf ein männlich beanlagtes Mädchen lenkt, besonders große Chancen, auch Töchter mit auffällig männlicher Begabung zu erzeugen. Vorläufig sei eine Wahl in diesem Sinne selten, ganz anders stünde es jedoch, sobald die Bevorzugung männlich beanlagter Weiber, anstatt, wie bisher, eine Ausnahme zu bilden, häufiger oder ganz allgemeine Regel würde.

Die männlich beanlagten Mädchen würden voraussichtlich auch die in ihren Berufen erfolgreichsten Mädchen sein, und „auf diese Weise würden die dem männlichen Typus entsprechenderen Frauen eine größere Wahrscheinlichkeit erlangen, sich zu verehelichen; in Folge dessen und wegen der Vererblichkeit des angeborenen Typus würde in der nächsten Generation der Prozentsatz derartiger, für männliche Berufsarten besonders begabter, weiblicher Individuen steigen; und so müßte sich von Generation zu Generation der Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichem Typus vermindern.“

Dadurch aber würde, nach des Verfassers Ansicht, der Instinkt, der die Geschlechter veranlaßt, bei der Auswahl des Gatten eine möglichst vollständig kompensirende, ergänzende Organisation zu bevorzugen, vernichtet,

denn der Instinkt müsse in der Weise fungiren, daß in dem einen Individuum durch die ihm selbst abgehenden Eigenschaften eines anderen Individuums nicht nur Wohlgefallen, sondern ein mit geschlechtlicher Neigung verbundenes Wohlgefallen erregt wird, und das sei nicht möglich, wenn jene Eigenschaften sich in annähernd gleicher Häufigkeit bei beiden Geschlechtern fänden!

Aus allen diesen Betrachtungen folgert Herr Koßmann die Nothwendigkeit, Alles für die Erhaltung des geschlechtlichen Kompensations-Instinktes und des ihm zu Grunde liegenden sexuellen Dimorphismus zu thun. Eigenthümlich sind die Vorschläge, die er zu diesem Zwecke macht. Er schlägt nämlich eine vollständige und rationell durchgeführte Arbeitstheilung zwischen beiden Geschlechtern vor, und zwar in dem Sinne der völligen Abtretung gewisser Arbeitsgebiete an die Frauenwelt, bei deren Auswahl der Gedanke, der gegenwärtigen typisch weiblichen Organisation möglichst gerecht zu werden, leitend sein müßte. So sollte z. B. alle schwere Muskelarbeit dem Manne vorbehalten werden, während die feinere Muskelarbeit der Finger mehr als weibliche Spezialität angesehen würde.

Auf dem Gebiete des Geistigen verlangt der Verfasser, daß alle Berufsarten, welche Muth, Willenskraft, Entschlossenheit und Geistesgegenwart erfordern, dem Manne vorzubehalten seien und zwar „auch dann, wenn sich einzelne Weiber mit den erforderlichen Eigenschaften finden"; das sind nach Herrn Koßmanns Ansicht „mißlungene Weiber". Dagegen reklamirt er für das weibliche Geschlecht den priesterlichen Beruf, die Kunst, letztere allerdings nur in jenem großen Theil, „der sich damit begnügt, auf die Sinne wirken zu wollen, und darauf verzichtet, Gedanken zu übermitteln", die Tanzkunst, die dramatische Darstellung und die Malerei und Skulptur. „Diejenige Kunstgattung, die uns echtes menschliches Leben, wie es sich, kleinlicher Umstände entkleidet, einem weitschauenden und welterfahrenen Geist zeigt, darstellen will, das Drama und Epos müssen wir dem Manne vorbehalten; wir glauben, daß nur ein ganzer und echter Mann auf diesen Gebieten das Höchste leisten kann."

Wie man aus alle Dem ersieht, ist Herr Koßmann, wie er zum Schlusse selbst sagt, kein Verächter oder Unterdrücker des weiblichen Geschlechtes, wir wollen hinzufügen, wenigstens kein gewöhnlicher, und seine Vorschläge wären so übel nicht, wenn sie durchführbar wären, und wenn seine Schlußfolgerungen, auf die ja die Vorschläge aufgebaut sind, richtig wären.

Wir wollen Herrn Koßmann nicht auf das Gebiet der naturwissenschaftlichen Spekulation folgen, das überlassen wir Fachleuten, aber wir können nicht umhin, auf die irrthümliche Annahme von Thatsachen hinzuweisen, auf die der Verfasser seine Schlußfolgerungen aufgebaut hat, die eben durch die irrthümliche Annahme derselben hinfällig werden.

Gleich zu Beginn seiner Abhandlung bemerkt der Verfasser: „Bisher ist jedem der beiden Geschlechter im Wesentlichen ein eigenes Gebiet für den Wettbewerb vorbehalten geblieben; mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen haben auf gleichem Gebiet nur Männer mit Männern, Weiber mit Weibern konkurrirt."

Das ist entschieden ein Irrthum. Die Berufe, in denen keine Frauen beschäftigt sind, sind im Gegentheil zu zählen und beschränken sich ausschließlich auf die höheren Berufsarten. Bebel giebt in seinem Buch: „Die Frau und der Sozialismus" ein ziemlich umfassendes Bild über die Thätigkeit der Frau im Erwerbsleben; lassen wir ihn selbst sprechen: „Die Thatsachen lehren uns, daß wir heute unter Anderem die Frauen beschäftigt finden in den Baumwollen-, Leinen- und Zeugdruckereien, in den Tuchfabriken; den mechanischen Spinnereien, Zeugdruckereien, Färbereien, in den Stahlfeder- und Stecknadelfabriken; den Zucker-, Chokolade-, Papier- und Bronzefabriken; der Glas- und Porzellanindustrie und Glasmalerei; in den Seidenspinnereien, Band- und Seidenwebereien; in der Seifen und Lichterfabrikation, der Kautschuk- und Gummiwaarenfabrikation; in den Watten- und Mattenfabriken; der Teppichwirkerei, den Portefeuille- und Kartonnagefabriken; in der Spitzen- und Posamentenfabrikation; der Bijouterie, den galvanoplastischen Anstalten; in Oel und Schmalzraffinerien und chemischen Fabriken aller Art; in der Lumpen- und Hadern-Verarbeitung; in den Bastfabriken, der Holzschnitzerei, Xylographie, Steingutmalerei; der Strohhutfabrikation und Strohhutwäscherei; in der Geschirr-, Tabak- und Zigarrenfabrikation; den Leim- und Gelatinefabriken; in der Handschuhmacherei, Kürschnerei, Hutfabrikation; bei der Herstellung von Spielwaaren; in den Flachsmühlen, am Shoddywolfe und in der Haarindustrie; in der Uhrmacherei und Zimmermalerei; in der Bettfedernreinigung, Pinsel- und Oblatenfabrikation; der Spiegelfabrikation; in den Zündwaaren und Phosphorfabriken; den Phosphorzündholz- und Arsenikfabriken; bei dem Verzinnen des Eisenblechs; in der Appretur, im Buchdruck- und Setzersache; bei der Edelsteinschleiferei; in der Lithographie, Photographie, Chromolithographie und Metachromatypie; in den Ziegeleien, Eisengießereien und in der Metallmanufaktur; bei dem Häuser- und Eisenbahnbau; in den Elektrizitätswerken; in der Buchbinderei, Drechslerei, Tischlerei; in den Stärkefabriken, Cichorien- und Briquettfabriken, den Kraut-, Konserven- und Fleischwaarenfabriken; in der Porzellanknopffabrikation, den Pelzfabriken; im Bergbau, bei dem Transport der Fluß- und Kanalboote u. s. w. Ferner auf dem weiten Gebiete des Garten- und Feldbaues und der Viehzucht und der damit zusammenhängenden Industrieen; endlich in den verschiedenen Erwerbszweigen, in denen sie schon seit Langem, gewissermaßen als Privilegirte, ausschließlich zu thun hatten: bei dem Herstellen der Wäsche und Frauenkleider, den verschiedenen Zweigen des Modefaches in der Stellung als Verkäuferinnen, als Komptoiristinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen aller Art u. s. w.

Mit Ausnahme des militärischen und der auf akademische Bildung beruhenden Berufe sehen wir also die Frauen auf allen Gebieten mit dem Manne konkurriren und zwar in den meisten Fächern bereits in dritter und vierter Generation. Die schädlichen Veränderungen in der Organisation der Frauen, die Herr Roßmann bei einer Konkurrenz der Frauen auf den gleichen Gebieten mit den Männern befürchtet, müßten daher bereits eingetreten sein, und zwar auch in der Form der Vererbung, da, wie eben

bemerkt, die meisten dieser Erwerbsthätigkeiten seit Generationen bereits von Frauen ausgeübt werden. Daß von einer Veränderung in diesem Sinne bis jetzt durchaus Nichts zu bemerken war, dafür liefert Herr K. selbst den besten Beweis, indem er diese Thatsachen ignorirte resp. sie ihm offenbar nicht bekannt waren. Und doch erfordern viele dieser Thätigkeiten die schwerste Muskelkraft, viele erfordern Muth, Willenskraft, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, aber die Weiblichkeit hat durchaus nicht darunter gelitten, die arbeitenden Frauen sind nicht männlicher geworden als ihre nichtsthuenden Mitschwestern, und das Schädliche lag in einer ganz anderen Richtung: in der giftigen Atmosphäre einer Anzahl der oben angeführten Beschäftigungen, die auf die Gesundheit schädlich wirkte und in der nothwendigen Vernachlässigung der Mutterpflichten.

Diese Schäden zu heilen ist Aufgabe der Sozialpolitik, die wohl auch geeignete Mittel dagegen finden wird. Bei denjenigen Berufsarten, deren Erschließung die moderne Frau fordert, sind die eben erwähnten Schäden durchaus ausgeschlossen, denn hier handelt es sich einzig und allein um die höheren Berufsarten, die geistige Atmosphäre dürfte wohl schwerlich so schädlich wirken, als Herr Koßmann anzunehmen scheint. Haben wir gesehen, daß die Konkurrenz von Mann und Frau auf den Gebieten der Industrie, des Gewerbes, der Landwirthschaft, der freien Berufsarten u. a. m. nicht schädlich war, so dürfen wir wohl auch voraussetzen, daß die wenigen höheren Berufsarten, die den Frauen noch verschlossen sind, ihnen ebenfalls nicht schaden werden.

Eine vollständige Arbeitstheilung zwischen Mann und Frau ist eine Unmöglichkeit, weil die Frauenarbeit in den meisten Erwerbszweigen ein so mächtiger Faktor geworden ist, daß man ohne sie nicht mehr rechnen könnte, weil sie eine Nothwendigkeit geworden ist. Sie ist ferner eine Unmöglichkeit, weil es dem Fortschritt ins Gesicht schlagen hieße, ein derartiges Gebot oder Verbot zu erlassen, und schließlich, weil die Männer- und Frauenarbeit so tief ineinander greift, daß eine Grenze zu finden, positiv unmöglich ist.

Herr Koßmann dekretirt z. B., daß den Frauen die lyrische Dichtung, den Männern die epische und dramatische Dichtung überlassen werde; er dekretirt, daß die Frau sich desjenigen Theiles der Kunst, der sich damit begnügt, auf die Sinne wirken zu wollen und darauf verzichtet, Gedanken zu übermitteln, bemächtige. Herr Koßmann will also den Frauen jeden Geist, jedes selbstständige Denken „abzüchten". Da glaube ich denn doch, daß diejenigen Denker, die das Darwin'sche Gesetz des Kampfes ums Dasein in der Weise auffassen, daß die Menschen als denkende, erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, also ihre sozialen Zustände und Alles, was damit zusammenhängt, zielbewußt beständig ändern, verbessern und vervollkommnen und sich allmählich Zustände schaffen werden, die jedem Einzelnen ermöglichen, seine Anlagen und Fähigkeiten zu seinem eigenen, wie zum Wohle der Gesammtheit zu entwickeln, daß jene Denker eine logischere und richtigere Auffassung haben.

Was Herr Koßmann verlangt, ist unmöglich und unlogisch, warum

soll eine Malerin z. B. sich damit begnügen, auf die Sinne zu wirken und darauf verzichten, Gedanken zu übermitteln?

Sie kann dann ebenso gut vollständig auf die Kunst verzichten, denn eine Kunst, die sich damit begnügt, auf die Sinne zu wirken, ist eben keine Kunst mehr. Ebenso wenig kann die Schauspielerin, die Opernsängerin aufs Denken verzichten, denn: die Gedanken der größten Dichter und Komponisten zu verstehen und wiederzugeben, dazu gehört eine unendlich große und angestrengte Denkthätigkeit. Kurzum, auf welchem Gebiete man Umschau hält, sieht man, daß die Forderungen des Herrn Koßmann undurchführbar und daß seine Befürchtungen vollständig ungerechtfertigt sind, denn gerade auf den Gebieten, die er namhaft macht, haben sich Frauen seit Generationen hervorgethan und sind die in Frage kommenden Berufe für die Frauen ganz allgemein geworden, ohne den geringsten Schaden im Koßmann'schen Sinne zu zeitigen. In jeder anderen Richtung hätte man eine Befürchtung für die Zukunft erwarten können, aber gerade in Bezug auf die Denkthätigkeit und geistige Selbstständigkeit der Frau ist seine Befürchtung ebenso überraschend als unverständlich.

Der Dimorphismus, den Herr Koßmann durch die vollständige Abzüchtung des Denkens beim weiblichen Geschlechte zwischen beiden Geschlechtern hervorrufen will, wäre ein künstlicher Dimorphismus, der wohl weder auf die Ehe, noch auf die Nachkommenschaft günstig wirken würde.

Wissenschaftliche Spekulationen sind entschieden interessant, aber wissenschaftlich festgestellte Thatsachen sind werthvoller und maßgebender, und die wissenschaftlich festgestellten Thatsachen beweisen, daß bei den Naturvölkern die geistigen Fähigkeiten bei beiden Geschlechtern die gleichen sind. Auch leisten bei den Naturvölkern die Frauen die schwersten Muskelarbeiten, trotzdem scheinen die Letzteren an ihrer Weiblichkeit Nichts eingebüßt zu haben, und es braucht der geschlechtliche Dimorphismus durchaus nicht künstlich hervorgerufen zu werden, denn das weibliche Geschlecht scheint einen so großen Reiz zu besitzen, daß bei den meisten Naturvölkern Polyandrie herrscht.

Bei den Kulturvölkern dagegen hat allein die Verschiedenheit der Erziehung der beiden Geschlechter die große Differenzirung zwischen denselben herbeigeführt, und da die Gegenwart die Frauen mit in den Kampf ums Dasein gerissen hat und diese ebenfalls denkende und erkennende Wesen sind, werden sie nach dem Darwin'schen Gesetz ihre Lebensbedingungen und Alles, was damit zusammenhängt, planmäßig ändern, verbessern und vervollkommnen und sich allmählich Zustände schaffen, die ihnen ermöglichen werden, ihre Anlagen und Fähigkeiten zum eigenen, wie zum Wohle der Gesammtheit zu entwickeln.

Villenkolonie Grunewald. Eliza Ichenhaeuser.

Das Musiker-Proletariat.*)

Also 800 Konzert- und Lieder-Abende, Klavier- und Kammermusik-Abende, Konzerte mit großem Orchester, Konzerte mit Chor und großem Orchester sind den Berlinern für die Wintersaison angedroht worden. Also 800 Künstler beiderlei- und seit dem kleinen Hofmann und Koczalski auch sächlichen Geschlechts. Zum Allermindesten achthundert! Denn das musikalische Menu der Singakademie-Abende wird — einige Ausnahmen der Arroganz abgerechnet — durchschnittlich von Zweien, einem Herrn im Frack und einer Dame mit dem üblichen Blumenstrauß — bestritten. Hätte man Zeit und wäre es der Mühe werth, die musikalische Proskriptionsliste für 94/95 aufzustellen, so würden gewiß 1500 verschiedene Künstlernamen herauskommen.

Die Namen der hervorragenden Künstler sind uns geläufig: mehr als dreißig erste Kräfte werden wir aber nicht herzählen können; und in diese Rubrik müssen wir dann noch die Modegrößen der Fingerfertigkeit, die Klavierzigeuner und musikalischen Drahtseilkünstler von der Qualität Rosenthal, denen Berlin W zuzujubeln übereingekommen ist, mit einrechnen, um überhaupt jene Zahl zu erreichen. Die übrigen 1470 sind Künstler, die die höchste Sprosse noch nicht erreicht haben — oder sie nie erreichen werden.

Ein wohlgezähltes Tausend ist goldene Mittelmäßigkeit. Woher leiten diese 650 Damen und 350 Herren die Berechtigung, ihre qualvolle Kunst den unglücklichen Berlinern vorzuführen? Appelliren sie ans Mitleid? Oder glauben sie der Entwicklung der Kunst zu nützen — oder gar ihre lieben Mitmenschen zu ergötzen?

Nein, sie berufen sich darauf, daß sie, meistens unter Entbehrungen — ihrer Eltern, sich und ihren Lehrern 3 bis 5 Jahre hindurch eine Unsumme von Zeit gestohlen haben, die sie nun nachträglich in Geld umsetzen zu können glauben. Die Verantwortung für das Elend des Musiker-Proletariats tragen in erster Reihe die gewissenlosen Lehrer und Lehrerinnen, die, im Kampf ums Honorar sich gegenseitig unterbietend, die unbegabtesten Schüler in die Dressur nehmen.

Ein Klavierlehrer braucht „zu seiner Ernährung" bei den jetzigen Marktpreisen ungefähr 30 Schüler. Das ergiebt 90 Stunden im Monat. Hunderte von Berliner Klavierlehrern müssen unter 3 Mark pro Stunde unterrichten, viele — sogar auf ersten Konservatorien ausgebildete, besonders weibliche — sogar unter einer deutschen Reichsmark Und es ist wie bei der Kaninchenzucht. Aus den 30 Schülern dieses einen Lehrers

*) Vgl. den Artikel: „Die Berliner Konzertnoth" in Heft 5 der „Kritik", der durch die vorliegenden Ausführungen eines Eingeweihten eine drastische und lehrreiche Ergänzung findet. D. Red.

gehen wieder 8 Lehrer und Lehrerinnen hervor, die nach Beendigung ihrer Studien — und schon während derselben — sich etabliren und eine „Klavierklappe aufthun", wie der technische Ausdruck lautet.

Zur Eröffnung eines Konservatoriums gehören ein Klavier, ein kleines Zimmer, ein großes Aushängeschild, Annoncen oder Zirkulare — — und ein Konzert!

„Wenn ich erst mein Konzert gebe! — Das werde ich in meinem Konzert spielen (das Stück nämlich, das ich seit zwei Jahren täglich stundenlang übe). — Es wird gespart, gedarbt, gekocht, geschustert, um endlich das Konzert ankündigen zu können. Und wenn noch wirklich Ehrgeiz und Ruhmesdurst vorhanden wäre; wenn man vielleicht doch einen Joachim, einen d'Albert, eine Sembrich in sich witterte. Doch nichts von Alledem. Das Konzert ist Existenzfrage geworden. Man muß sich den Reisebrief in die Provinz erkaufen, erkämpfen oder erschwindeln: man braucht Rezensionen!

Die Freibillets an die gefürchteten Gewaltigen der Presse sind verschickt. Ob Tappert kommt, Koß, Engel, Taubert ꝛc.? Vielleicht. Wer aber nicht kommt — das ist sicher das Publikum.

Der Konzertgeber muß daher bei Zeiten seine Manager in Thätigkeit setzen — die Verwandten seiner Schüler, die Zimmervermietherin, den Barbier, der dem Geigenhelden die melancholische Stirnlocke brennt, die Schneiderin, die der jungen flurbenachbarten Sängerin das „Ausgeschnittene" gebaut hat u. s. w.

Auf der Straße begegnet Euch ein ganz entfernter Bekannter. Warum verwickelt er Euch, trotzdem Eure Pferdebahn schon dicht herangekommen ist, in ein höchst überflüssiges Gespräch über Euer Wohlergehen, das Wetter, seinen Schnupfen und Herrn August Schultz-Meyer-Küstrin? Weil er inzwischen — noch ehe Ihr Zeit gehabt habt, ihm an Eidesstatt zu versichern, daß Ihr dringender Geschäfte halber morgen Abend nicht in den Saal Bechstein gehen könnt — zwei, vier oder gar sechs Billets aus einem fünfzig Stück Einlaßkarten enthaltenden Packet herausgelangt hat, die er Euch, trotzdem Ihr Euch bereits auf den Vorderperron der Pferdebahn aufgeschwungen habt, mit eigner Lebensgefahr noch in die Hand drücken wird.

In dem Konzert des Herrn August Schultz-Meyer-Küstrin sitzt dann ein Auditorium von höchst seltsamer Mischung. Das Einzige, was allen Anwesenden gemeinsam ist, ist der Umstand, daß sie stolz an der Kasse vorübergegangen sind. Es soll aber doch schon einmal vorgekommen sein, daß der Kassenerfolg eines solchen Konzerts die gigantische Summe von 50 Mark erreichte.

Die Preßgrößen sind an den verschränkten Armen und der finsteren Miene zu erkennen. In jedem ihrer Berichte ereifern sich diese berufenen und unberufenen Richter über die musikalische Ueberschwemmung Berlins. Aber gerade sie mit der geringsten Berechtigung. Denn neben den gewissenlosen Lehrern sind auch die Herren Rezensenten an der Sintfluth schuld.

Für wen werden überhaupt Musik-Rezensionen geschrieben? Das

Interesse für die Dinge „unter dem Strich" ist künstlich aufgebauscht worden. Leute, die ein Urtheil in Kunstdingen besitzen, brauchen die gedruckte Privatäußerung irgend eines Anderen, den sie selbst oft eines Besseren belehren könnten, nicht — die aber, die die Besprechung lesen, um „zu erfahren, wie ihnen das Konzert des verflossenen Abends gefallen hat", sind wirklich selten . . . Denn die Mehrzahl der Abonnenten liest sie überhaupt nicht. Man halte Umfrage.

Wenn die Herren von der Kritik etwas Nützliches thun wollen, so mögen sie zunächst alle ihnen vorkommende musikalische Mittelwaare grundsätzlich von der Erwähnung ausschließen. Finden die Leutchen hier seitens der Presse keine Beachtung mehr, so werden sie bald ganz wegbleiben. Um aber zu entscheiden, was Mittelwaare ist — dazu gehören freilich Männer von künstlerischem Feingefühl und absoluter Selbstständigkeit! — Besitzen wir die? Einige gewiß. Leßmann z. B. und Reimann, Koß u. A.

Sonst finden wir aber gerade in dieser Gilde besonders neidische, verschrobene, oft recht seltsame Geister, sogar Dilettanten, die für ihre Musikschriftstellerei keinen anderen Entschuldigungsgrund anzuführen wissen, als daß sie leidlich Klavier spielen.

Der Redakteur einer neuen Berliner Musikzeitung, der sich s. Z. für fähig gehalten hat, eine Fortsetzung zu Schuberts unvollendeter H-moll-Sinfonie zu schreiben, klagte da z. B. jüngst über die „Langweiligkeit" der letzten Sonaten Beethovens, die, „wie namentlich die E-moll-Sonate, denn doch endlich vom Spielplan verschwinden könnten; er ärgerte sich ferner auch darüber, daß die Beethoven'schen Sinfonien noch immer, sehr zu Ungunsten der zeitgenössischen Produktion, das Repertoir beherrschen. Amüsant ist im Vergleich hierzu die Beweihräucherung, die sich selbst und seinen Machwerken in seinem eigenen Organ zu spenden dieser Herr sich nicht entblödet. Das gemahnt fast an die soeben bekannt gewordene pompöse Reklame des Verlegers Zolling für seinen Klienten Zolling und dessen hervorragendes Kunstwerk von epochemachender Bedeutung: „Der Nachfolger Bismarcks".

Die Selbstbeweihräucherung verschmähen auch Andere nicht. Einer z. B., ein früherer Hauptmann, der dadurch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, daß er das Brahms'sche A-dur-Klavierquartett, das seit zwanzig Jahren Gemeingut aller musikalisch Gebildeten ist, für — eine d'Albert'sche Novität hielt, wagte seinen Lesern vorzuphantasiren — oder vorphantasiren zu lassen, sein Orchesterstück „Die Waldkapelle" sei mit großem Erfolg aufgeführt worden . . . in Wahrheit hatten es die Orchestermitglieder unter Lachen unter die Pulte fallen lassen . . .

Nun, das sind kleine Schwächen. Auch einem vielfach geschätzten Musikprofessor ist es ja jüngst passirt, daß er die Stimmen Rotmühls und Sylvas mit einander verwechselt hat, weil — — „er ein schlechtes Opernglas mit sich führte", wie Tags darauf in der Berichtigung zu lesen stund.

Die eine Forderung: künftig nicht mehr gefällige Geleitsbriefe für Hunderte von Stümpern und Dressur-Produkten zu schreiben, dürfen wir an Alle richten, denen wegen der Bedeutung ihrer Stimme oder auch nur wegen der Thorheit ihrer Verleger eine Anzahl Zeilen unter dem Strich

zur Verfügung stehen. Es wird viel zu viel musizirt, konzertirt und rezensirt.

Doch packen wir lieber den Haupt-Sündenbock bei den Hörnern. Der Wolf im Schafspelz, der aus dem Musikleben Berlins eine Aktien-Treib-Jagd gemacht, den Tummelplatz der Musen in eine Börsenhalle umgewandelt hat.

Daß wir auch noch Musikagenturen bekommen mußten! . . . Lieber Himmel, die Theateragenturen waren doch schon Schandfleck genug!

Die ersten ausübenden Tonmeister hatten sich in früheren Jahren ein schreibgewandtes Faktotum gehalten, das die Geschäfte für sie erledigte, Kontrakte abschloß u. dergl. Sie haben ihm gekündigt. Jetzt gehen sie zum Konzertagenten, einer Abart des Roßtäuschers, der sie katzbuckelnd empfängt und ihnen 10% ihrer Gesammteinnahmen abnimmt. Zehn Prozent der Gesammteinnahmen der bedeutendsten Künstler, das ist eine hübsche Rente! Und dafür nur Briefe schreiben lassen, Saal miethen lassen, Affichen und Programme drucken lassen . . . und dann schließlich Abends mit Gönnermiene und schmutzigen Fingernägeln den Konzertsaal betreten!

Nun, die Herren und Damen mit großen Einnahmen können sich ja den Luxus eines Konzertagenten ebenso gestatten, wie solche mit bescheidenem Einkommen immer noch den eines Schuhputzers. Aber es durfte nicht dahin kommen, das irgend ein pfiffiger Spekulant das Heft so völlig in die fette Hand bekam! Da hätten die Leute mit tönenden Namen, der übrigen Künstlerschaft und der Kunst zulieb, ihr Bißchen Bequemlichkeit opfern sollen!

Das Konzertgeben ist ein Aktiengeschäft geworden, hauptsächlich durch die Agenten, die sich an die Frackschöße der Musikheroen ersten Grades gehängt haben, einen Tritt oder Aehnliches gelegentlich von diesen willig in den Kauf nehmen — — aber den Göttern geringeren Grades als Herren, als Allmächtige zu imponiren wissen — und hübschen jungen, hülflosen Damen gegenüber auch wohl den — Gönner spielen.

Man zahlt seine Taxe und bekommt sein Konzert 1., 2. oder 3. Klasse — wie bei den Begräbnissen.

Und so hat es denn die geschäftsmäßige Lärmtrommel, die prozentchenlüsterne Arrangirwuth glücklich dahin gebracht, daß den armen Berlinern für den bevorstehenden Winter mehr denn achthundert Konzerte angedroht worden sind.

Rette sich, wer kann! P. M.

Die sozialdemokratische Mauserung.

(Nachklänge vom Frankfurter Parteitag.)

„Sechs Jahre Sozialdemokrat" könnte ich nach berühmten Mustern meine Ausführungen betiteln, wenn ich nicht einerseits jede Sensation scheuen würde und wenn ich nicht anderseits befürchten müßte, durch den Titel den Verdacht zu erwecken, als ob ich mich nicht mehr zur Sozialdemokratie rechne. Letzteres ist vielmehr nach wie vor der Fall. Kein „Renegat" will an dieser, der freien Kritik geöffneten Stelle der Partei, der er den Rücken gekehrt hat, einen Hieb versetzen; als „voll, ganz und unentwegt" — trotz des Einleitungsartikels der „Kritik" — mich zur Grundanschauung der Sozialdemokratie bekennende Persönlichkeit benutze ich nur die Gelegenheit, an einer Freistatt offener Aussprache*), anknüpfend an die letzte Heeresrevue der Sozialdemokratie, Einiges zum Ausdruck zu bringen, was so manchem überzeugungstreuen Sozialdemokraten am Herzen liegt. Allerdings nur solchen Sozialdemokraten, die sich nicht zu dem allein seligmachenden Dogma und der allein seligmachenden sozialdemokratischen Staatsreligion à la Bebel, Liebknecht, Auer, Singer und Konsorten bekennen.

„Religion ist Privatsache" — lautet der bekannte, auf dem Erfurter Parteitag behufs „Bauernfangs", wie Herr Bebel zugeben müßte, wenn er aufrichtig wäre, angenommene Programmpunkt. Das Haupt der Sozialdemokratie, August Bebel, der vor knapp 10 Jahren in einer Reichstagssitzung offen und ehrlich erklärte: „Auf wirthschaftlichem Gebiete erstreben wir den Sozialismus, auf politischem die Republik, in religiöser Beziehung den Atheismus" — Herr Bebel hat sich eben in dieser Frage gemausert. Und nach ihm und anderen erlauchten Vorbildern mauserten sich

*) Diese Ausführungen, die aus der Feder eines sehr bekannten Vertreters sozialdemokratischer und freireligiöser Anschauungen stammen, der indessen im Hinblick auf die in seiner Partei übliche Ketzerverfolgung seinen Namen nicht zu nennen wünscht, veröffentlicht die Redaktion lediglich deßhalb, weil sie in mehr als einer Hinsicht bezeichnend sind für die Gedanken und Empfindungen, welche die in der Sozialdemokratie vorhandene radikale Unterströmung beherrschen. Die Redaktion, für welche die Meinungskämpfe innerhalb der Sozialdemokratie nur ein historisches Interesse haben, ist ebenso gerne bereit, einem Gegner der hier niedergelegten Anschauungen zum Zwecke sachlicher Erwiderung die Zeitschrift zur Verfügung zu stellen.

Alle die dii minorum gentium, darunter auch der vielverwendbare Dr. Lüttgenau, der früher freireligiöser Wanderredner war, trotzdem aber auf dem letzten Parteitage das große Wort von den „freireligiösen Thümmels“ gelassen in die Debatte warf und damit ein schönes Schlagwort schuf, das der Liebknecht'schen abgehetzten Redensart von den „Antipfaffen“ ebenbürtig an die Seite tritt.

Je unbefangener der Herausgeber der „Kritik“ in einem selbstständigen Artikel seine persönliche Stellung zur Religion dargelegt hat, je weniger also Gefahr vorhanden ist, daß die hier von mir entwickelten Anschauungen mit denen der „Kritik“ identifizirt werden, desto leichter ist es für mich, auf die mannigfaltigen Inkonsequenzen hinzuweisen, die sich die offizielle Sozialdemokratie hinsichtlich des Programmpunktes: „Religion ist Privatsache“ zu Schulden kommen läßt. — Wenn dieser Satz immer damit begründet wird, daß das religiöse Bewußtsein in den breiten Volksmassen im Absterben begriffen sei, also gar nicht erst direkt bekämpft zu werden brauche, so hat das allerdings eine gewisse Berechtigung für evangelische, leider aber nicht im Geringsten für katholische Gegenden, wo die Masse fast noch ebenso bigott ist und beinahe noch ebenso sehr unter dem Einflusse der Geistlichen steht, wie vor hundert und mehr Jahren. Wie wenig sie von der Sozialdemokratie daran gehindert wird, hat das Beispiel der in einer sozialdemokratischen Volksversammlung betenden baierischen Bauern gezeigt, eine erfreuliche Erscheinung, von welcher der „Vorwärts“, das Centralorgan der Sozialdemokratie, mit Genugthuung Notiz nahm. Und warum sollten auch die lieben, von Herrn v. Vollmar zu Sozialdemokraten gedrillten Landbewohner nicht beten, wenn noch Vorstandsmitglieder der Partei, wie Herr Singer an die Synagoge, Herr Auer an die katholische Kirche Steuern entrichten und Herr Pfannkuch, der neue Parteisekretär, zu Ostern seine Kinder kirchlich einsegnen läßt; wenn überhaupt noch zwei Drittel der Reichstagsfraktion zu der Glaubens-Gemeinschaft sich bekennen, deren Mitglieder ihre Eltern gewesen sind? Allerdings, die Herren Reichstagsabgeordneten Dr. Schönlank, Redakteur der „Leipziger Volks-Zeitung“, und Dr. Gradnauer, Redakteur der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ und Reichstagskandidat für Dresden, sind vom Judenthum ausgetreten, aber nur um — lutherisch zu werden. Sie thaten dies zu einer Zeit, wo Ersterer, der Sohn eines jüdischen Kultusbeamten in Sondershausen, als Dozent, Letzterer als Gymnasiallehrer noch im christlichen Staat Karrière zu machen hofften.

Diese Herren schwärmen natürlich für den Programmpunkt: Religion ist Privatsache, zu dessen Vertheidigung dieses Mal auf dem Frankfurter

Parteitag die holde Weiblichkeit in Gestalt der Frau Klara Zetkin-Eisner vorgeschickt wurde, damit man mit einfacher Tagesordnung alle auf die Beseitigung dieses ominösen Programmpunktes hinzielenden Anträge von Ohligs, Düsseldorf, Remscheid u. s. w. begraben konnte. Und keiner der anwesenden freireligiösen Reichstagsabgeordneten — Klees-Magdeburg, Herbert-Stettin z. B. — wagte es auch nur, den Mund aufzuthun, aus Furcht, er könnte sich bei der Parteileitung mißliebig machen. Am gescheidtesten von Allen handelte aber entschieden der bekannte freireligiöse Sprecher, zugleich Vertreter des dritten Berliner Reichstagswahlkreises, Herr Vogtherr, der es vorzog, bei der entscheidenden Abstimmung durch seine Abwesenheit zu glänzen. Es giebt, wie man sieht, auch sozialdemokratische Diplomaten, und so lange diese in der Partei die Oberhand behalten, wird zwar der Programmpunkt: „Religion ist Privatsache" seine Geltung behalten, die Partei aber trotz ihrer ziffernmäßigen Zunahme immer mehr verflachen und — wenn dieser neue Ausdruck hier statthaft ist — „vervollmarn".

Das war der erhebende Eindruck, den der Unbefangene vom Frankfurter Parteitag gewonnen hat. Das Scheingefecht Bebel-Auer wider Vollmar-Grillenberger und die, wie das Hornberger Schützenschießen ausgegangene, Abstimmung in der baierischen Angelegenheit, die in Wirklichkeit auf ein Vertrauensvotum für die baierischen Budgetbewilliger hinauslief, haben zur Genüge bewiesen, daß der Lackstiefel in der Sozialdemokratie immer mehr Mode wird, und daß die Wasserstiefel, die man ehedem geflissentlich zur Schau trug, nicht mehr zeitgemäß sind. Bedenklich aber muß eine derartige Mauserung doch erscheinen — besonders jetzt, wo die Möglichkeit eines neuen Ausnahmegesetzes keineswegs ausgeschlossen ist. Das kann recht nett werden, wenn schärfere Bestimmungen gegen den „Umsturz" in Kraft treten. Dann wird mehr als ein Wadenstrümpfler sofort Reißaus nehmen, um sich an einem sicheren Orte für die zukünftige Volkssache zu erhalten.

Dr. Stockmann.

Alice und Chlodwig.

Der Zar iſt todt. Erleichtert athmete der Zeitungsleſer auf, als er endlich dieſe längſt erwartete Nachricht vernahm. Ein Genuß war es ſicher nicht, täglich in der Zeitung die Berichte aus dem Sterbezimmer in Livadia zu leſen, und wer feinfühliger Natur war, dem konnte es das Behagen an den realen Freuden der Tafel ſchmälern, wenn er im Reſtaurant, vor einem Teller gedämpfter Nieren ſitzend, mit anhören mußte, wie am Nebentiſch politiſirende Philiſter über die Schrumpfnieren des Zaren und über das Oedem an allerhöchſt deſſen Füßen in ſachverſtändigen Auseinanderſetzungen ſich ergingen. Und die Wehleidigkeit erſt der Zeitungen, die da thaten, als ob der Zar Deutſchlands beſter Freund ſtets geweſen, als ob Europa in ihm den edelſten der Monarchen verlöre; die Sentimentalität, die ſich allenthalben in widerlichſter Weiſe breit machte — das Alles und noch vieles Andere war manchmal geradezu empörend. Wenn — wie die lächerliche Redensart eines Pariſer Preß-Chauviniſten lautete — ganz Frankreich mit Rußland um die Wette weinte, ſo mochte das allenfalls noch angehen. Die Franzoſen hatten vielleicht Grund, den Zaren zu lieben und ihn zu verehren. Er hat ſie aus der Iſolirung herausgeriſſen, in der ſie ſich inmitten des übrigen Europa befanden, und wenn er, der Selbſtherrſcher von des griechiſch-unirten Gottes Gnaden, den Marſeiller Sang ſtehend in Kronſtadt mit anhörte, ſo war das ein Uebermaß von Entgegenkommen, das ſelbſt einer übertriebenen Höflichkeit und Dankbarkeit zur Entſchuldigung gereichen mochte. Das deutſche Volk aber und die deutſche Preſſe, die doch der Dolmetſch volksthümlichen Fühlens ſein will, ſie hatten Beide wahrlich keinen Grund, allzu erregt zu ſein ob der Meldungen, die aus Livadia zu uns herüberkamen. Ob der Zar in ſeines Herzens tiefſtem Innern ein Franzoſenfreund geweſen, mag dahingeſtellt bleiben — ein Feind der Deutſchen, ein Verächter deutſchen Weſens und ein Haſſer weſtlicher Bildung war er ſtets. Und er hat aus ſeiner Abneigung nie ein Hehl gemacht. Eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ihn, in dieſer Hinſicht wenigſtens, allzeit auszeichnete, mag ihm gerne zum Lobe gereichen. Das iſt aber auch ziemlich Alles, wofür wir jemals Grund hatten, ihm dankbar zu ſein.

Wenn Alexander III. in der That ein guter Familienvater gewesen, so geht uns das herzlich wenig an. Die menschlichen Eigenschaften eines Monarchen, besonders wenn er davon im öffentlichen Leben einen sehr beschränkten Gebrauch gemacht hat, kommen bei der Würdigung seines politischen Charakters und seiner öffentlichen Bedeutung nicht in Betracht. Die protestantischen Deutschen in den baltischen Provinzen haben von allzu großer Herzensgüte des Mannes, der auf seinem Krankenlager gliedweise dahinstarb, herzlich wenig zu verspüren bekommen. Und die Katholiken in Russisch-Polen, die unter der eisernen Faust der vom Zaren eingesetzten Satrapen in Schmerzen und Qualen sich wanden; die junge Blüthe des russischen Volkes, die Gebildeten alle, die freiere, menschenwürdigere Zustände für ihr unglückliches Land anstrebten und deßhalb behandelt wurden, wie der Abschaum der Menschheit nicht einmal behandelt zu werden verdient, sie Alle wissen von der Herzensgüte des russischen Autokraten auch nicht gerade Rühmliches zu melden. — Indeß der Zar ist todt, und was er in menschlicher Schwäche fehlte und sündigte, möge ihm verziehen sein — deßhalb liegt aber für den, der gerecht zu urtheilen bemüht ist, noch immer kein Grund vor, sich in jene weichmüthige Stimmung hineinzureden und hineinzuschreiben, durch die unsere Presse sich wieder einmal so gründlich blamirt hat . . .

Als der Zar seiner Auflösung entgegensah, wußten dieselben Blätter, die trauernd und wehklagend das Sterbebett umstanden, allerhand interessante Details zu melden über die Erlebnisse der Prinzessin Alice von Hessen, die als künftige Zarewna in Aussicht genommen war. Prinzessin Alice mußte, um dem russischen Thronfolger in allen Stücken ebenbürtig zu werden, ihren Glauben abschwören und zur orthodoxen Religion übertreten. Dabei soll, einem alten Zeremoniell zufolge, auf dessen Innehaltung angeblich der bildungsfeindliche Mucker Pobädonoszew starrköpfig bestand, an sie das Ansinnen gestellt worden sein, daß sie ihren bisherigen Glauben *verfluche*. Dessen soll sich aber die Prinzessin beharrlich geweigert haben. Wenn dies wirklich der Fall war, so kann einem das muthige und charaktervolle Mädchen imponiren. Aber wenn die deutsche Prinzessin in der That frommen Gemüthes ist und mit inniger Anhänglichkeit ihrer Religion zugethan war, so hätte man sie auch nicht in die Zwangslage versetzen sollen, ihr untreu werden zu müssen. Religion ist, wo sie mehr ist als Lippenwerk und Formensache, eine Herzens- und Gemüthsangelegenheit, in die die Erwägungen nüchterner Staatsklugheit Nichts sollten hineinzureden haben. Auf das Volk, dem die Religion erhalten werden soll, muß es unter allen Umständen einen ganz merkwürdigen Eindruck machen, wenn

für die Mitglieder der regierenden Häuser Situationen denkbar sind, in denen von ihnen verlangt wird, daß sie um weltlicher Interessen willen — denn dynastische Vortheile sind schließlich doch auch nichts Anderes, als rein weltliche Interessen — ihre Religion leichten Herzens aufgeben. Die protestantischen Synodalen, welche dieser Tage in Berlin eine ihrer Versammlungen abhielten, haben sich diese Gelegenheit, ihre Glaubenstreue und ihren Religionseifer in eine glänzende Beleuchtung zu rücken, merkwürdiger Weise ganz entgehen lassen. Dagegen war in ihren Diskussionen viel davon die Rede, daß die Wiedereinführung einer straffen Kirchenzucht ein dringendes Gebot der Zeit sei.

Wie mit der Religion, so verhält es sich auch mit dem Patriotismus. Von dem gemeinen Manne verlangt man, daß er seinem Vaterland auch dann noch in inniger Liebe zugethan bleibe, wenn es ihm darin nicht besonders wohl ergeht. Man macht ihm sogar den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit und Reichsfeindschaft, wenn er die ketzerische Ansicht verlautbaren läßt, daß alle Volksgenossen im Vaterlande sich wohl und glücklich fühlen müßten wie in einem Vaterhause, und wenn er daraus Schlüsse zieht, die ihn veranlassen, zu dieser oder jener Partei sich zu bekennen. Dieselben Leute aber, die so strenge Anforderungen an die Vaterlandsliebe der gewöhnlichen Menschenkinder stellen, haben gar Nichts daran auszusetzen, wenn Diejenigen, welche auf der Höhe des Daseins stehen, wo die gemeine Noth des Lebens ihnen nichts anhaben kann, ebenso wie sie vor einem Religionswechsel nicht zurückschrecken, gelegentlich auch ihre Nationalität aufzugeben bereit sind, wenn namhafte Interessen, und seien es auch nur Interessen materieller Natur, dies von ihnen fordern.

Als vor einigen Jahren der Gemahlin des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe, der jetzt Kanzler des Deutschen Reiches ist und dem doch gewiß Niemand den Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe machen wird, in Rußland eine Erbschaft zufiel, die in ausgedehnten Liegenschaften bestand, deren Werth sich auf viele Millionen bezifferte, hieß es mit einem Male, daß diese Erbschaft nicht angetreten werden könne, weil nach einem neuerlich erlassenen Gesetze Ausländer in Rußland nicht Grundbesitzer werden dürften. Des Weiteren wurde dann gemeldet, daß Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, um den werthvollen Besitz der Familie zu erhalten, die Aufnahme seines Sohnes in den russischen Unterthanenverband nachgesucht habe. Welchen Verlauf dann die Angelegenheit nahm, ist nicht recht klar. Es verlautete aber, daß der Zar die Aufnahme verweigert habe, und daß in Folge dessen die gewaltigen zur Wittgenstein'schen Erbschaftsmasse gehörigen Güterkomplexe in den Gouvernements Wilna und Minsk veräußert werden

müßten. Und thatsächlich wurde dann auch dem Fürsten ein Termin bewilligt, bis zu dem er sich nach einem Verkäufer umsehen konnte. Dieser Termin lief am 1. Januar d. J. ab und soll dann, da sich eine zur Uebernahme des Besitzes geeignete Persönlichkeit bis dahin nicht gefunden hatte, wieder verlängert worden sein.

Ob diese Behauptungen in allen Einzelheiten zutreffen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls hat seiner Zeit Niemand dem kaiserlichen Statthalter in Elsaß-Lothringen es verargt, daß er, wie es hieß, seinen Sohn zur Verzichtleistung auf die deutsche Reichsangehörigkeit veranlassen wollte, damit er im Interesse der Familie die Erbgüter in Rußland übernehmen könnte. Man scheint also auch in dieser Hinsicht an hochstehende Personen nicht ganz dieselben Anforderungen zu stellen, wie an das gemeine Volk . . .

Die Lehren, die sich aus dem Allen ergeben, liegen so nahe, daß sie mit Händen zu greifen sind. Gerade deßhalb aber werden sie von Vielen gar nicht verstanden werden. Das Zunächstliegende wird ja meistens übersehen. K. Sch.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidl in Berlin.

Dr. med. Lütje's

Hantel-Pessar

ist ein

Talisman

— für jeden —

Hæmor- ◆ ◆ rhoidarier.

Die Schmerzen, das Jucken u. Brennen, sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

Aerztliche Anerkenn. u. wissensch. Abhandl. **grat.** und **franco**. Zu beziehen durch

Evens & Pistor, Vereinigte Verbandstoff- Gummiwaaren- u. Instrumentenfabriken, Cassel (Hessen).

Verlag C. Regenhardt, Berlin W. 35.

Ausgezeichnet durch den a. d. Sprachverein.

Gut Deutsch.

Eine Anleitung z. Vermeidung d. häufigst. Verstöße gegen d. guten Sprachgebrauch u. ein Ratgeber in Fällen schwankender Ausdrucksweise

von

Prof. Albert Heintze.

Jedem zu empfehlen, dem es mit d. richtigen Gebrauch d. Muttersprache Ernst ist. Geb. *M* 1.50.

Gediegenste Sprachwerke f. d. Selbstunterricht.

Dr. H. Tosnes

Unterrichtsbriefe

z. schnellen u. leichten Erlernung fremder Sprachen nach neuer natürlicher Methode

Englisch	10 Lief. je 50 Pf., geb.	*M* 6.
Französisch	10 Lief. je 50 Pf., geb.	*M* 6.
Italienisch	10 Lief. je 50 Pf., geb.	*M* 6.
Spanisch	10 Lief. je 50 Pf., geb.	*M* 6.

Die 13. Aufl. eines vortreffl. Buches:

Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit.

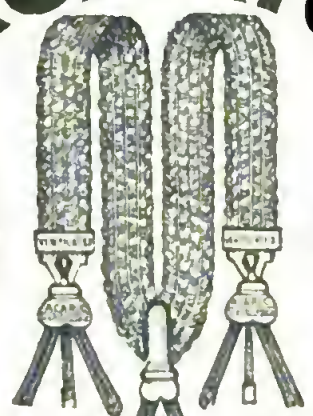
von **F. H. Schlössing.**

Ein Lehrbuch in 4 Abschnitten:

1. Kontorwissenschaft, 2. Kaufm. Rechnen, 3. Handelskorrespond., 4. Buchführung.

10 Lief. je 50 Pf., gebunden *M* 6.

ACARIC



Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acaric**

Jedes Paar, welches diesen Stempel nicht trägt, ist kein **Acaric**

Ventilirter Hosenträger — **Mit Unterhosen-Halter**

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinabrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Zweckdienlichster Träger für alle Jahreszeiten. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.

Ueberall vorräthig. Paar *M* 3.50

Hauptdepots:

Berlin: Moritz Mädler, Leipzigerstraße 101.
Hamburg: Moritz Mädler, Neuerwall 84.
„ Ivan M. Schlichter.
Husum: F. Svenningsen.
Kiel: Th. Thöl, Vorstadt 17.
Königsberg: H. Lachmanski.
Leipzig: Moritz Mädler, Petersstraße 8.
„ Th. Pfitzmann Nachfolger.
Lübeck: Justus Meyer.
München: Metzeler & Co.
Mühlhausen i. Th.: E. G. Hippius
Worms: Leop. Gallinger.

Viel Vergnügen

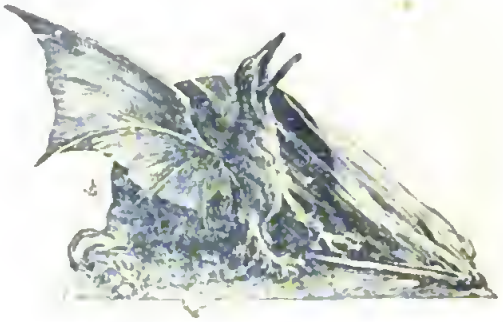
bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates**, für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir lief. vorzügl. Apparate schon von 10 *M* ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,
Hohenstein-E. 9. Sachsen.

Die unübertroffenen Vorzüge von **Kemmerich's** Fleischextrakt und flüssiger Bouillon sind der reine, angenehme und nicht brenzliche Geschmack, der hohe Gehalt an Nährsalzen und Würzestoffen des reinen Muskelfleisches, die Ausgiebigkeit in der praktischen Verwendung und der niedere Preis. Ein einziger Versuch wird jede Hausfrau mit Kemmerich's Fleischextrakt befreunden.

Annoncen kosten nur 40 Pfennig die zweispaltene Nonpareillezeile.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:
Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 500 Seiten)

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der ästhetischen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myring

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins, auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Berlin W. 30

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 7 | 17. November 1894

Fürstenliebhabereien.
Schutzzoll und Freihandel. Von Karl Marx.
Die Naturheilkunde und die Aerzte. Von Dr. Witthauer.
Die Lebensfrage der Berliner Kunst. Von Fritz Stahl.
Bauern-Revolte. Von Figaro.
Unheimliche Liebe. Von M. Brandenburg.
Hieb und Stich.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 55
Fernsprecher: VI, 3707

Billigste und reichhaltigste Litteraturzeitung.

Am 1. Oktober a. c. begann das III. Quartal der

Internationalen Litteraturberichte

Wochenschrift für Gebildete aller Stände, Gelehrte, Litteraten, Bücherkäufer etc. etc.

Preis pro Quartal (13 Nrn.) 1 Mark.

In den bis jetzt erschienenen Nummern gelangten Beiträge von nachstehenden Herren zur Veröffentlichung: Hofrat Prof. Dr. C. Beyer. — Ernst Brausewetter. — Prof. Dr. Brenner. — Red. W. Buchmüller. — Prof. Dr. Bucher. — Prof. Dr. Buchholz. — Carl Busse. — Dr. Julius Dubois. — Red. Theod. Ebner. — Hans Ellissen. — Paul Falck. — Fritz Fliedner. — Louis J. Garcia de Luna. — Ph. Gironcourt. — Dr. G. v. Hanck. — Dr. A. Hoeck. — Red. A. Höllerl. — Dr. Lud. Huberti. — Red. Tony Kellen. — W. von Knoblauch. — Dr. Küchler. — A. Lorentzen. — Prof. Dr. Maehly. — J. C. Maurer. — Red. Hans Mollan. — Dr. Alb. Moeser. — Heinrich Nitschmann. — Dr. Paul Nacke. — Dr. R. Schaefer. — Dr. H. Schmidkunz. — Stanf v. d. March. — Dr. Alb. Stern. — Fr. Thieme. — C. Voß. — Dr. Otto Weddigen.

Zur Mitarbeiterschaft haben sich ferner bereit erklärt: Prof. Dr. Bauer. — Dr. Rud. Buddensieg. — Dr. Leo Burgerstein. — Dr. Gust. Diercks. — Dr. Fallion. — Dir. Prof. Dr. Freund. — Red. Hans Frey. — Geh. Hofrat Dr. R. v. Gottschall. — Prof. Dr. Haas. — Dr. Ewald Hauke. — Paul Lindenberg. — Dr. A. F. Simson. — Prof. Dr. Karl Vollmoller u. A.

Außer Artikeln über die Litteraturen aller Nationen bringt jede Nummer ständig folgende Rubriken:

Vom deutschen Büchermarkt. (Vollständiges Verzeichnis der erschienenen Neuigkeiten.) — Englische Litteratur. — Französische Litteratur. — Italienische Litteratur. — Spanische Litteratur. [Erscheint monatlich.] (Nach den Bibliographien der betr. Länder bearbeitet.) — Erscheinende Bücher. — Deutsche Bücher in fremdsprachl. Uebersetzungen. — Litterarische Notizen. — Kunst und Theater. — Zeitschriften. — Bücherverbote. — Im Preise herabgesetzte Bücher. — Bibliothekwesen. — Auktionen. — Kataloge. — Totenschau. — Vermischtes. — Manuskriptangebote.

Auflage 4000 Exemplare. Inserate pro 4gespaltene Petitzeile 25 Pfg.

Probenummern gratis und franko.

Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2. **C. F. Müller Verlag.**

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

100 seltene Briefmarken! von Argent., Austral., Brasil., Bulg., Cuba, Ecuad., Guatem., Jamaica, Java, Lomb., Luxemb., Mexic., Monaco, Natal, Persien, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei 2c. — alle verschieden — garant. echt — **nur 2 Mk.!!** Porto extra. Preisl. gratis.
Grosser ausführlicher Katalog mit über 10000 Preisen nur 50 Pf.
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Mitarbeiter,
die im praktischen Leben stehen und über Berufs- und andere Fragen gemeinverständlich und anregend zu schreiben wissen, werden gesucht. Die Beiträge werden angemessen honorirt, auch erfolgt der Bescheid stets innerhalb vierzehn Tagen. Den Mitarbeitern wird eine möglichst weitgehende Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugesichert. Meine Ansicht, soweit sie das Ergebniß eigenen Denkens ist und mit Talent vorgetragen wird, soll unterdrückt werden. Sendungen sind zu richten an
Karl Schneidt,
Herausgeber der „Kritik“,
Wochenschau des öffentlichen Lebens.
Berlin W. 30.

Billigste Stempelfabrik Berlins.
Kautschukstempel
für Behörden, Geschäftsleute, Private und Vereine
liefert in
guter Ausführung und bestem Material zu den solidesten Preisen
H. J. Conrad,
Berlin NW., Gotzkowskystr. 5.
5 zeilige Geschäftsstempel, selbstfärbend, von 1 Mark an.
Datumstempel von 2,50 Mk. an, Invaliditäts-Entwerthungsstempel mit Blechkasten 2,50 Mk.
Musterbogen gegen 10 Pf. Rückporto.

Butter, feinste holst. Centrif.-Meierei, vers. in Postkollis von 5½ Pf. Inhalt franc. incl. Packung zu Tagespreisen.
Erste Referenzen.
H. Klopp, Marne (Holstein)

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 17. November 1894

I. Jahrgang | Nr. 7 | Jahrgang I

Fürstenliebhabereien.

Wenn die Könige bauen, haben die Kärrner Arbeit. Auch für die Zeitungskärrner fällt dann mitunter eine kleine Nebenbeschäftigung ab. Allerhöchste Bau- und Umbau-Projekte üben erfahrungsgemäß eine unheimliche Anziehungskraft auf sie aus. Der neue Dombau, sowie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniß-Kirche haben wiederholt zu mißgünstigen publizistischen Betrachtungen Anlaß geboten. Dabei hat sich herausgestellt, daß besonders die liberale Presse die Geschmacksrichtung, der in architektonischen Dingen Kaiser Wilhelm huldigt, in keiner Weise zu billigen vermag. Für die Gothik der Kirchenbauten vermag sich ein echter Liberaler mäßig nur zu erwärmen, und Ententeich- und Schloßplatz-Verschönerungs-Projekte sind ihm ein Greuel, falls er nicht zufällig zur Fraktion Kyllmann gehört und in leichten Escarpins zierlich durchs Leben tänzelt.

Natürlich wollte es den mißvergnügten Zeitungsnörglern auch gar nicht behagen, als vor nunmehr drei Jahren der Kaiser einen Erweiterungsbau am königlichen Schlosse vornehmen ließ. Sie wagten allerdings nicht, sich absprechend darüber zu äußern, weil Keiner von ihnen irgendwelche Lust verspürte, wegen seiner Einmischung in allerhöchste Privatangelegenheiten in das große Loch gesteckt zu werden, das die deutsche Preßfreiheit aufzuweisen hat. — Zwischen den Zeilen aber konnte man doch manchmal Dinge in den Blättern lesen, die erkennen ließen, daß die „Bauluſt" des Monarchen ihnen auch in diesem Falle herzlich wenig Freude bereitete.

Schon das Wort „Bauluſt" war bezeichnend. Als ob der Kaiser um jeden Preis bauen wollte; als ob er — wie König Ludwig von

Baiern — in überschwänglichen architektonischen Phantasieen schwelgte und ein Dichter wäre, der zur Verkörperung grandioser Stimmungen und gigantischer Gedanken des monumentalen Ausdrucks bedürfte! . . .

Diese Annahme ist durchaus irrig. Kaiser Wilhelm schwärmt keineswegs für die Meisterwerke der Architektonik. Sachverständige des Bauwesens deuteten vor einiger Zeit sogar in einer vielbeachteten öffentlichen Erklärung an, daß sein herbes Urtheil über Meister Wallots Reichstagsbau zum Theil auf ein bloß laienhaftes Kunstverständniß zurückzuführen sei. Die Zeiten des Byzantinismus, der in dem Herrscher den Allesköner, Allesvollbringer sklavisch verehrte, sind eben unwiederbringlich dahin.

Schwärmerei für Prachtbauten bei wenig ausgebildetem Kunstverständniß ist nicht gut denkbar. Sie ist auch in der That keine der Eigenschaften, die als hervorstechende Züge im Charakterbild Wilhelms II. sich bemerklich machen.

Wenn der Kaiser für Bauten und Neubauten überhaupt sich interessirt, so sind es allem Anscheine nach entweder rein praktische Erwägungen oder aber Gründe der Pietät, die ihm sein Verhalten vorschreiben. Beim Umbau des weißen Saales haben lediglich die praktischen Erwägungen den Ausschlag gegeben. Hieran ist ein Zweifel nicht mehr möglich, nachdem der Kaiser selbst dies dokumentarisch verbürgt hat. Das „Berliner Tageblatt", höchst unzuverlässig zwar, wenn es als Leitungsdraht für politische Mittheilungen möchte gelten, aber stets gut informirt in Bezug auf allerlei Klatsch und Tratsch, hat nachträglich den Wortlaut der Urkunde erschnüffelt, die der Monarch am 13. Oktober d. J., am Tage der Fahnenweihe, in die Krone des neuen Kuppelbaues auf dem Schlosse seiner Ahnen zum ewigen Gedenken eingelassen hat. In dieser Urkunde heißt es ausdrücklich: „Die wachsenden Bedürfnisse der großen Hoffeste machten uns den Erweiterungsbau zur Pflicht." — In Zukunft ist also jeder Streit über die Motive, die in diesem Falle den Kaiser zum Bauen veranlaßten, gänzlich ausgeschlossen. Beim Dombau aber und bei der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniß-Kirche liegt die Erklärung für die kaiserlichen Bemühungen und für das Interesse des Kaisers so nahe, daß es längeren Suchens danach nicht bedarf . . .

Weit mehr als für die Baukunst ist Kaiser Wilhelm für die Dichtkunst und deren Schwesterkünste, die Musik und die dramatische Kunst, eingenommen. Er ist bekanntlich ein leidenschaftlicher Verehrer Georges Ohnets, und nicht nur Ernst Wicherts Schauspiel: „Aus eignem Recht", sondern auch die Posse: „Charleys Tante" hat seinen vollen Beifall gefunden. Neuerdings hat er sich sogar im „Sang an Aegir" als

ausübender Künstler dem deutschen Volke vorgestellt. Der Sang an Aegir, dem Nix und Neck sich — etwas ungrammatikalisch zwar, aber, wie man hoffen darf, doch sehr unterthänig — „beugt", ist allerdings kein Meisterwerk der Kompositionskunde, aber er ist im Königlichen Opernhause von dem Publikum mit liebenswürdigem Applaus aufgenommen worden und hat seither auch auswärts als gelungene Dilettantenleistung einigen Beifall gefunden. Aus Wien wird sogar berichtet, daß ein dortiger Männer-Gesang-Verein, der ebenfalls die Komposition zum Vortrag brachte, mit dem Gedanken umgehe, dem hohen Komponisten als Ehrengabe einen silbernen Pokal und als wohlverdiente Tantième einen blanken Dukaten zu übermitteln. Ob Graf Philipp von Eulenburg, der den etwas holperigen Text auf seinem sprachlichen Gewissen haben soll, gänzlich leer ausgehen wird, darüber wissen die sonst so gut unterrichteten Zeitungen Näheres nicht mitzutheilen.

Selbst beim Komponiren des „Sanges an Aegir", wozu er sich wohl in erster Linie durch seine musikalischen Neigungen bewegen ließ, hatte der Kaiser einen praktischen Nebenzweck im Auge. Die Komposition ist nämlich im Druck erschienen und findet reißenden Absatz, so daß dem Baufonds für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche, für den des Kaisers Antheil bestimmt ist, eine ziemlich namhafte Summe hieraus zufließen wird. Ohne diesen praktischen Nebengedanken wäre der Kaiser vielleicht niemals als Komponist an die Oeffentlichkeit getreten; es liegt also kein Grund vor, dem musikalischen Niederschlag einer frohgelaunten Stunde eine ernstere Bedeutung beizumessen oder ihn gar in pessimistischem Sinne auszubeuten.

Ich betone dies ausdrücklich aus dem Grunde, weil es an sogenannten ernsthaften Politikern nicht fehlt, die nun am liebsten den Finger an die Nase legen und unter Anziehung historischer Parallelen — im Stile des Herrn Quidde in München — diese musikalische Augenblicks-Eingebung zum Vorwand nehmen möchten für pythische Orakelsprüche, die den deutschen Landen schlimmstes Unheil künden.

Sogar in der „Vossischen Zeitung", deren Loyalität doch sicher Niemand anzweifeln wird, wurde vor Kurzem erst eine mahnende Stimme laut, die aus Anlaß der harmlosen Aegir-Angelegenheit vor der Nachahmung römischer Cäsaren und ihres Treibens den Kaiser glaubte warnen zu müssen. Und die Mittheilung, daß durch ministerielle Verfügung die Lehrer angewiesen worden seien, den „Sang an Aegir" in der Schule mit den Kindern durchzugehen, stammt ebenfalls aus der arg beunruhigten „Vossischen". Dieser Nachricht ist dann allerdings widersprochen worden, immerhin aber läßt sie erkennen, daß gerade die kompositorische Thätigkeit

des Monarchen dem Organ der guten Berliner Weißbier-Revolutionäre höchst bedenklich erscheint. Diese Abneigung gegen eine an und für sich belanglose Privatbeschäftigung, die doch Keinem schadet, sondern lediglich dem Baufonds der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche, sowie allenfalls noch dem Verleger des Opus, einen nennenswerthen Gewinn bringt — diese nicht nur in der Tante Voß, sondern in den weitesten Kreisen unseres Philisterthums offen zur Schau getragene Abneigung ist umso befremdlicher, als doch verfassungsmäßig dem Kaiser das Komponiren nicht untersagt ist. Man darf schließlich einen Monarchen nicht schlechter stellen, als den gewöhnlichen Staatsbürger — das ist eine Forderung, deren Berechtigung ohne Weiteres anerkannt werden sollte.

Die Vorliebe für Musik und Dichtkunst ist — selbst wenn sie mit einem ziemlich naiven Geschmack in Bezug auf diese Künste gepaart ist — eine der harmlosesten Fürstenliebhabereien, die man sich denken kann. Man braucht nicht allzuweit in dem Buche der Geschichte zurückzublättern, um auf jeder Seite den Spuren anderer fürstlichen Liebhabereien zu begegnen, die minder unverfänglich und weniger unbedenklich waren. Selbst die Neigung für Prachtbauten, wenn er sie wirklich besäße, dürfte man von Rechtswegen dem Kaiser nicht einmal zum Vorwurf machen. Bei Bauten, die auf die kaiserliche Initiative zurückzuführen sind, ist nämlich hinsichtlich des Kostenpunktes nur zweierlei möglich: entweder bestreitet der Kaiser die Baukosten aus der eigenen Kasse, oder aber sie werden aus öffentlichen Mitteln bezahlt. Im ersteren Falle wird Wilhelm II. als gewissenhafter Hausvater doch wohl nur dasjenige verausgaben, was er nach Lage seiner Privatfinanzen auf solche Zwecke glaubt verwenden zu dürfen, während er im andern Falle verfassungsmäßig ja gar nicht in der Lage ist, über die öffentlichen Mittel nach persönlichem Gutdünken zu verfügen. Eine Vergeudung öffentlicher Gelder ist ganz unmöglich, wenn die staatlichen und kommunalen Parlamente voll ihre Schuldigkeit thun. Hier hapert's aber manchmal ganz bedenklich . . .

* * *

Die Liebhabereien **absoluter** Machthaber arten leicht ins Ungeheuerliche aus und nehmen dann einen gemeingefährlichen Charakter an. Schrankenlos und rücksichtslos können Autokraten sich ausleben — Nichts ist ihnen verboten, über Alles und über jeden Einzelnen steht souveräne Gewalt ihnen zu. Der Absolutismus birgt daher stets hohe Gefahren in sich, während der Konstitutionalismus zum Mindesten als heilsame Schranke sich erweist, selbst da, wo Leute von ungeberdigem Temperament und leidenschaftlicher Artung zur Herrschaft gelangen. In Rußland können jetzt die privaten

Liebhabereien des Zaren, können seine persönlichen Neigungen und Abneigungen von ausschlaggebender Bedeutung werden für die Geschicke des ganzen Landes. Auch in China und in anderen von europäischer Kultur wenig noch berührten Ländern, hängt von der Person des Herrschers, von seinem Temperament, seinen Neigungen, Liebhabereien und Launen unendlich Vieles ab. Wenn man bedenkt, mit welcher Rücksichtslosigkeit der junge Kaiser von China unlängst erst dem Vizekönig Li-Hung-Tschang ob seiner mangelnden kriegerischen Erfolge die gelbe Jacke auszog und wie grausam er ihm dieser Tage die zweiäugige Pfauenpfeder ausriß, so wird man zugeben müssen, daß in dem ziviliſirten Europa eine derartige rücksichtslose Behandlung eines verdienstvollen und treu der Dynastie ergebenen Staatsmannes nicht gut denkbar wäre. In den Ländern westeuropäischer Kultur unterstehen alle Handlungen des Fürsten, wenn auch nicht verfassungsmäßig, so doch de facto der Kontrolle durch das Volk, als dessen Wortführerin sich allerdings häufig genug eine Presse aufspielt, die dazu jeglicher Aktiolegitimation ermangelt. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, erscheint selbst die an sich klägliche Thatsache, daß im Publikum und in der Presse mitunter ganz harmlose Prioatangelegenheiten fürstlicher Persönlichkeiten einer Beurtheilung unterzogen werden, die schon wegen ihrer Bedeutungslosigkeit gänzlich ausgeschlossen sein müßte — in diesem Lichte gesehen, erscheint sogar dieses Alles weniger thöricht und minder bedenklich.

In China giebt es eben keine öffentliche Meinung. Dort konnte der Kaiser sogar seiner Gemahlin öffentlich eine Maulschelle geben, ohne daß man irgendwie darin etwas Ungehöriges zu erblicken wagte. Was in China der Kaiser thut, ist wohlgethan. Nur die mißhandelte Kaiserin war in diesem Falle illoyal genug, die Sache im höchsten Grade taktlos zu finden, und diese hochverrätherische Erkenntniß kostete ihr das Leben. Sie hat eigenhändig das Urtheil an sich vollstreckt . . . .

* * *

Sogar die Launen und Liebhabereien eines Leist und anderer jungen Leute, die in etwas eigenartiger Kulturmission nach Afrika entsandt werden und dort unumschränkter Machtvollkommenheit sich erfreuen, können weit verhängnißvollere Folgen zeitigen, als diejenigen eines konstitutionellen Monarchen, der noch dazu in der vollen Beleuchtung der Oeffentlichkeit steht. Herr Leist hat einem Interwiewer Dinge erzählt, die man ihm einfach nicht glauben würde, wenn er nicht mit der vollen Autorität des Sachverständigen uns gegenüberträte. Ein Kolonialbeamter hat — unter dem Einfluß des tropischen Klimas natürlich — sich in einer Hängematte

umhertragen lassen und dabei mit einem Karabiner zu seinem Privatvergnügen auf die Eingeborenen geschossen. Und die französischen Zivilisatoren sollen im westlichen Afrika als wirksamstes Kolonisationsmittel die Weiber- und Kinderschändung systematisch zur Anwendung bringen. Die Missionare, die sich dagegen auflehnen, werden in der Regel schleunigst abberufen.

Von den Engländern ist es bekannt, daß, sobald ein Kolonialkrieg in Sicht ist, sich freiwillige Gesellschaften bilden, die einen eigenartigen Sport kultiviren, den sie man-hunting (Menschenjagd) nennen. Im Inseratentheil irgend eines fashionablen Londoner Blattes erscheint dann die Aufforderung zur Betheiligung an einer solchen Menschenjagd, die neben Fußball und Lawn-Tennis-Spiel zu den gesunden Leibesübungen gerechnet wird. Die Theilnehmer an derartigen sportlichen Expeditionen müssen in der Regel einen hohen Beitrag zahlen — gewöhnliche Leute können da nicht mitmachen . . . .

Das Alles sind Liebhabereien weit bedenklicherer Art, als Fürstenliebhabereien es bei uns jemals zu sein vermögen. Aber wir brauchen nicht einmal nach fernen Ländern zu gehen, wo inmitten der Unkultur der Mensch zur Bestie wird, auch im Herzen Deutschlands spielen sich fast täglich Akte himmelschreiender Willkür ab, die eine ernste Rüge wohl verdienen. In einer öffentlichen Versammlung der Berliner Kartonnage-Arbeiter und -Arbeiterinnen sind erst kürzlich Dinge zur Sprache gebracht worden, die eine herbe Kritik seitens der Presse geradezu herausfordern sollten. Aber unsere bürgerlichen Blätter sind zu zartfühlend und zu sittsam, als daß sie sich entschließen könnten, zu schildern, wie ein Fabrikant seine Arbeiterinnen, um sie seinen Lüsten dienstbar zu machen, mit der Hungerpeitsche bedroht, deren Schläge mindestens ebenso empfindlich schmerzen, als die der Flußpferdpeitsche. Von solchen Vorkommnissen nimmt die deutsche Presse nur dann Notiz, wenn sie in parteipolitischem Interesse sich ausmünzen lassen. In diesem Falle müssen alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Liegt aber kein direktes Parteiinteresse vor, dann existiren solche Vorkommnisse nicht für die bürgerliche Presse; dann befaßt sie sich, statt mit verwerflichen Fabrikanten-Praktiken, lieber mit mehr oder minder harmlosen — Fürstenliebhabereien.

K. Sch.

Schutzzoll und Freihandel.*)

Meine Herren! Die Aufhebung der Kornzölle in England ist der größte Triumph, den der Freihandel im 19. Jahrhundert zu verzeichnen hatte. In allen den Ländern, in denen die Fabrikanten das Schlagwort vom Freihandel im Munde führen, wollen sie darunter hauptsächlich den freien Handel in Getreide und Rohstoffen verstanden wissen. Schutzzölle auf das Getreide legen, heißt nach ihnen auf die Hungersnoth spekuliren.

Billiges Brod und hohe Löhne — so lautet anscheinend die Forderung, für deren Verwirklichung die englischen Freihändler viele Millionen ausgegeben haben. Und ihr Enthusiasmus hat ansteckend gewirkt, er hat sich ihren Brüdern auf dem Kontinent bereits mitgetheilt. Im Großen und Ganzen strebt man den Freihandel nur an, um die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern.

Merkwürdiger Weise ist aber das Volk, dem man mit aller Gewalt billiges Brod verschaffen will, hierfür gar nicht dankbar. Das billige Brod ist in England ganz ebenso berüchtigt, wie in Frankreich die „billige Regierung". Das Volk erblickt in jenen Männern voll Aufopferung, in einem Bowring, Bright und Genossen, seine schlimmsten Feinde und hält sie für schamlose Heuchler.

Jedermann weiß übrigens, daß in England der Kampf zwischen den Liberalen und den Demokraten sich in die äußeren Formen eines Kampfes zwischen Freihändlern und Chartisten kleidet. Sehen wir einmal zu, wie die Freihändler es angefangen haben, um dem Volke zu beweisen, daß lediglich selbstlose, gemeinnützige Beweggründe ihnen ihre Handlungsweise vorschreiben.

Zu den Fabrikarbeitern sagten sie: „Die Zölle, die auf Cerealien gelegt werden, sind Abgaben, welche vom Arbeitslohne erhoben werden. Diese Abgaben entrichtet Ihr indirekt zu Händen der Großgrundbesitzer, der Feudaladeligen des Mittelalters. Und wenn Ihr Euch in einer elenden Lage befindet, so trägt einzig und allein die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel hieran die Schuld."

---

*) Dieser Vortrag wurde von Karl Marx am 9. Januar 1848 in einer öffentlichen Sitzung der Association démocratique zu Brüssel gehalten und später auf Kosten der Gesellschaft gedruckt. Das französische Original ist äußerst selten geworden und längst nicht mehr käuflich zu haben. Dies veranlaßte die französische sozialistische Monatsschrift L'Ere Nouvelle in Paris, die Rede nach einem im Besitz von Friedrich Engels sich befindenden Exemplar wieder abzudrucken. Die vorliegende freie Uebersetzung ins Deutsche erfolgte auszugsweise nach dem Wortlaut dieses Abdrucks. D. H.

Die Arbeiter gaben hierauf den Fabrikanten zur Antwort: „Aber woher kommt es denn, daß während der letzten dreißig Jahre, in denen unsere Industrie einen so gewaltigen Aufschwung nahm, die Arbeitslöhne in einem Verhältniß gesunken sind, das durch die gleichzeitige Vertheuerung der Lebensmittel in keiner Weise gerechtfertigt war? Der Tribut, den wir nach Eurer Ansicht an die Grundherren entrichten, beträgt pro Arbeiter etwa 3 Pence (24 Pfennig) die Woche. Dabei ist aber von 1815 bis 1843 der Lohn des Handwebers von 28 Schilling die Woche auf 5 Schilling heruntergegangen, und der Lohn des Webers am mechanischen Webstuhl ist von 1825 bis 1843 von 20 Schilling auf 5 Schilling die Woche heruntergedrückt worden. Und während der ganzen hier in Betracht kommenden Zeit haben wir doch thatsächlich niemals dem Grundherrn mehr als 3 Pence die Woche an Abgaben entrichtet. Und wißt Ihr denn auch noch, was Ihr im Jahre 1834, als das Brod sehr billig war, zu uns sagtet? Damals hieß es: Euch Arbeitern geht es schlecht, weil Ihr so viele Kinder habt; Eure Ehen sind ergiebiger, als die nationale Industrie. — Das sagtet Ihr uns damals, und gleichzeitig habt Ihr neue Armen-Gesetze zu Stande gebracht und die Werkhäuser gebaut, diese Bastillen der Proletarier."

Hierauf gaben die Fabrikanten wieder zur Antwort: „Ihr habt Recht, Ihr Herren Arbeiter: der Preis des Getreides bestimmt nicht allein die Höhe des Lohnes, sondern es spielt bei der Preisfestsetzung auch das Angebot von Händen und die dadurch entstehende Konkurrenz unter den Arbeitern eine wesentliche Rolle. Eins aber müßt Ihr dennoch bedenken: daß nämlich unser heimischer Grund und Boden hauptsächlich aus Felsen und Sandbänken besteht. In Blumentöpfen aber kann man kein Getreide ziehen. Wenn wir daher, anstatt unser Kapital und unsere Arbeitskraft in einem ganz und gar unfruchtbaren Boden anzulegen — wenn wir statt dessen den Ackerbau aufgeben und uns ausschließlich auf die Industrie werfen wollten, würde ganz Europa seine Thätigkeit in der Manufaktur an den Nagel hängen, und ganz England würde alsdann eine einzige große Fabrikstadt darstellen, der als Ackerland der übrige Theil Europas zur Verfügung stände."

Während der Fabrikant in dieser Weise zu seinen Arbeitern sprach, wurde er von dem kleinen Geschäftsmann interpellirt, der ihm sagte: „Wenn wir nun in der That die Kornzölle aufheben, so werden wir zwar unleugbar unsere Landwirthschaft zu Grunde richten, ohne indeß eine Gewähr dafür zu haben, daß dann auch wirklich die anderen Länder ihren Bedarf an Industrieerzeugnissen in unseren Fabriken decken und ihre eigene Industrie

eingehen lassen werden. Und was wird die Folge davon sein? Ich werde die Kunden verlieren, die ich jetzt auf dem Lande habe, und der Binnenhandel wird sein natürliches Absatzgebiet einbüßen."

Der Fabrikant wendet sich nun vom Arbeiter ab und spricht zum Krämer: „Was das betrifft, mein Lieber, lassen Sie nur uns Fabrikanten gewähren. Sobald die Getreidezölle beseitigt sind, werden wir vom Auslande billigeres Getreide erhalten; wir werden alsdann die Arbeitslöhne herabsetzen, die gleichzeitig in den anderen Ländern, von denen wir das Getreide beziehen, in die Höhe gehen werden. Wir werden somit außer allen übrigen Vortheilen auch noch den der niedrigeren Arbeitslöhne haben, und also ausgerüstet, werden wir leicht den Kontinent zwingen, seinen Bedarf bei uns zu decken."

Nun aber mischen sich auch der Landpächter und der ländliche Arbeiter in die Unterhaltung. „Und wir — was soll denn dann aus uns werden?" — fragen sie. „Sollen wir am Ende die Landwirthschaft zu Grunde richten helfen, von der wir leben? Und können wir denn dulden, daß man uns den Boden unter den Füßen wegnimmt?" . . . .

Statt auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu geben, hat sich die Anti-Kornzoll-Liga damit begnügt, Preise auszuschreiben für die drei besten Arbeiten über den wohlthätigen Einfluß der Abschaffung der Getreidezölle auf die Lage der englischen Landwirthschaft. Diese Preise gewannen die Herren Hope, Morse und Gregg, deren preisgekrönte Schriften nun in vielen tausend Exemplaren auf dem Lande verbreitet wurden.

Einer der drei Preisgekrönten hatte sich vorgenommen, zu beweisen, daß weder der Landpächter, noch der ländliche Arbeiter, sondern ganz allein der Grundbesitzer durch die freie Einfuhr fremdländischen Getreides einen Verlust zu erleiden haben würde. Der englische Pächter — führte er aus — habe die Abschaffung der Getreidezölle schon deshalb nicht zu befürchten, weil kein Land der Erde ein Getreide hervorzubringen vermöge, das dem englischen gleichwerthig und ebenso billig sei wie dieses. — Ja, selbst wenn der Getreidepreis an sich sinken würde, so könne daraus den englischen Pächtern ein Schaden nicht erwachsen, weil dann der Rückgang des Getreidepreises auf die Bodenrente abgewälzt würde, die nothgedrungen sinken müßte, ohne daß der ländliche Unternehmergewinn und der Arbeitslohn dadurch in Mitleidenschaft gezogen würden.

Der zweite „Preisgekrönte", Herr Morse, behauptet dagegen und sucht des Näheren zu beweisen, daß in Folge der Aufhebung der Kornzölle der Preis für Getreide *steigen* würde. Er läßt sich den „Nachweis", daß die Schutzzölle niemals im Stande waren, dem Getreide einen lohnenden

Verkaufspreis zu gewährleisten, unendlich viele Mühe kosten. Um diese seine Behauptung zu stützen, führt er die Thatsache ins Treffen, daß jedes Mal, so oft man viel ausländisches Getreide in England einführte, der Preis für das Getreide hier ganz bedeutend gestiegen sei, sowie daß stets ein Preisrückgang eintrat, wenn die Einfuhr sich in bescheidenen Grenzen hielt. Der gute Preisgekrönte übersah hierbei nur, daß in allen diesen Fällen die Getreideeinfuhr nicht die Ursache der Preissteigerung war, sondern daß umgekehrt die Preissteigerung den Anlaß zur Einfuhr ausländischen Getreides gegeben hatte. Trotzdem behauptete er des Weiteren, daß jede Steigerung des Getreidepreises dem Pächter und dem ländlichen Arbeiter, keineswegs aber dem Grundbesitzer zu Statten komme.

Der dritte Preisträger, Herr Gregg, der ein Großindustrieller ist und in seiner Schrift sich an die Großpächter wendet, blieb bei derartigen Albernheiten nicht stehen. Er redet in seinem Buche eine mehr wissenschaftliche Sprache. Er räumt ein, daß die Kornzölle die Rente nur dadurch zum Steigen bringen, daß sie gleichzeitig den Getreidepreis erhöhen und daß die Erhöhung des Getreidepreises nur dadurch herbeigeführt wird, daß die Kornzölle das Kapital veranlassen, sich auch der Bearbeitung minderwerthigen Bodens zuzuwenden. — Das Alles findet wieder seine ganz natürliche Erklärung. In demselben Umfange, in dem die Bevölkerung zunimmt, muß die Landwirthschaft, sobald dem ausländischen Getreide durch Zölle der Zutritt verlegt ist, minder fruchtbare Ländereien in Betrieb nehmen, deren Bearbeitung kostspieliger und deren Erträgnisse daher theuerer sind. Da das Getreide nothwendiger Weise abgesetzt wird, richtet sich der Getreidepreis im Allgemeinen nach dem Preis des unter den kostspieligsten Produktionsbedingungen erzeugten Getreides. Die Differenz zwischen diesem Verkaufspreis und den Produktionskosten stellt die Rente dar. — Wenn daher in Folge der Abschaffung der Getreidezölle der Getreidepreis und mithin auch die Rente sinkt, so geschieht dies nur deshalb, weil nunmehr die minder ergiebigen Ländereien nicht mehr unter Kultur gestellt werden. Folglich muß der Niedergang der Rente mit Naturnothwendigkeit den Untergang eines Theiles der Pächter nach sich ziehen. —

Diese Betrachtungen waren zum Verständniß der weiteren Ausführungen des Herrn Gregg unerläßlich.

Die kleineren Pächter — meint er — welche sich im landwirthschaftlichen Betrieb nicht behaupten können, werden eine Rückzugslinie auf die Industrie finden. Die großen Pächter aber können bei der Aufhebung der Kornzölle nur gewinnen. Entweder werden die Grundbesitzer ihnen ihre Ländereien billig ablassen oder aber die Pachtverträge werden auf lange

Dauer abgeschlossen. Dadurch wird es den Pächtern ermöglicht, große Kapitalien im Wirthschaftsbetrieb festzulegen, die Maschinenarbeit in größerem Umfange einzuführen und auf diese Weise Ersparnisse an der Handarbeit zu machen, die übrigens in Folge des durch die Aufhebung der Zölle verursachten allgemeinen Lohnrückganges billiger zu haben sein wird. — —

Der Dr. Bowring hat dann sogar diesen und ähnlichen Argumenten die religiöse Weihe ertheilt, indem er in öffentlicher Volksversammlung ausrief: „Jesus Christus ist der Freihandel — der Freihandel ist Jesus Christus!“ — Man wird es aber begreiflich finden, daß dieses heuchlerische Gebahren der Herren Freihändler wenig geeignet war, den Arbeitern Geschmack an dem billigen Brod beizubringen.

Wie hätten übrigens auch die Arbeiter ein Verständniß haben können für die jähe Menschenfreundlichkeit der Fabrikanten, die zu derselben Zeit sich die Bekämpfung der Zehnstundenbill, durch die der Arbeitstag des Fabrikarbeiters von zwölf auf zehn Stunden herabgesetzt werden sollte, so eifrig angelegen sein ließen? Um Ihnen, meine Herren, einen Begriff beizubringen von der Menschenfreundlichkeit der englischen Fabrikanten, brauche ich Sie nur an die Fabrikordnungen zu erinnern, die diese Herrschaften eingeführt haben. — Jeder Fabrikant hat für seinen privaten Gebrauch ein förmliches Strafgesetzbuch, in dem Geldstrafen vorgesehen sind für alle vorsätzlichen und unvorsätzlichen Vergehen. Der Arbeiter muß z. B. so und so viel Strafe zahlen, wenn er sich während der Arbeit auf einen Stuhl setzt, wenn er mit seinem Nebenmanne flüstert oder spricht, wenn er lacht, wenn er einige Minuten zu spät kommt, wenn irgend ein Maschinentheil entzwei geht, wenn das von ihm gelieferte Arbeitsprodukt nicht von vorschriftsmäßiger Beschaffenheit ist ꝛc. ꝛc. Diese Geldstrafen sind immer höher, als der in Wirklichkeit durch die Schuld des Arbeiters verursachte Schaden; und um es dem Arbeiter recht leicht zu machen, sich Bestrafungen zuzuziehen, läßt man humaner Weise die Fabrikuhr vorgehen oder liefert man ihm schlechtes Rohmaterial, aus dem er eine gute Waare herstellen soll. Ein Werkmeister, der zu ungeschickt ist, um eine möglichst große Anzahl von Vergehen gegen die Fabrikordnung zur Strecke zu bringen, wird selten lange auf seinem Posten bleiben . . .

Und diese Fabrikanten nun, die Solches über sich gewinnen, das sind jene Menschenfreunde, die den Arbeitern einreden wollten, daß sie im Stande wären, ungeheure Summen einzig und allein deshalb auszugeben, um ihr, der Arbeiter, Loos zu verbessern!

Ja, solche Gemüthsmenschen sind nun einmal die Fabrikanten. Sie, die sonst dem Arbeiter am Lohne abzwacken, wo immer sich dazu eine Gelegenheit

bietet, bauen mit großen Kosten Paläste, in denen die Anti-Kornzoll-Liga ihren offiziellen Sitz hat; sie schicken ein ganzes Heer von Wanderrednern im Lande umher, die allenthalben die Religion des Freihandels verkünden; sie geben ungeheure Summen aus, um die Presse für ihre Sache zu interessiren, sie stellen einen umfassenden Verwaltungsapparat auf die Beine, welcher alle Bewegungen der Freihändler zu dirigiren hat, und sie bieten in öffentlichen Volksversammlungen die reichen Hilfsmittel ihrer Beredtsamkeit auf — und das Alles thun sie lediglich aus Liebe zu den Arbeitern. Und dennoch rief in einer ihrer Versammlungen ein Arbeiter ihnen zu: „Wenn die Besitzer von Grund und Boden unsere Knochen verkaufen würden, so würdet Ihr Fabrikanten zuerst zur Stelle sein, um sie zu kaufen und in der Dampfmühle zu Mehl zu verarbeiten."

Die englischen Arbeiter haben die eigentliche Bedeutung des Kampfes zwischen den Grundbesitzern und den industriellen Kapitalisten wohl begriffen. Sie wissen sehr wohl, daß man den Brodpreis ermäßigen wollte, um die Arbeitslöhne herabsetzen zu können, und daß der geschäftliche Nutzen der Industrie um denjenigen Betrag steigt, um den die Bodenrente sich verringert.

Rikardo, der Apostel der englischen Freihändler, der ausgezeichnetste Nationalökonom unseres Jahrhunderts, ist hierüber mit den Arbeitern ganz einer Meinung. In seinem berühmten Werke über die politische Oekonomie läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Wenn wir, anstatt Getreide in unserem Lande zu bauen, irgendwo einen Markt entdecken würden, auf dem wir uns diese Bedarfsgegenstände billiger verschaffen könnten, so müßten nothgedrungen die Löhne sinken und der Unternehmergewinn steigen. Ein Preisrückgang der Landwirthschaftsprodukte verringert nicht nur die Löhne der im landwirthschaftlichen Betrieb beschäftigten Arbeiter, sondern auch diejenigen der in der Industrie und im Handel beschäftigten Arbeitskräfte." — —

Und glauben Sie ja nicht, meine Herren, daß es dem Arbeiter ganz gleich sein könne, wenn er statt wie früher 5 Franks, sobald das Getreide billiger geworden ist, nur mehr 4 Franks pro Tag erhält. Solange der Getreidepreis noch höher war und der Arbeiter in Folge dessen einen höheren Lohn empfing, genügte eine kleine Ersparniß an Brot, um ihm die Möglichkeit zu bieten, sich andere Genüsse zu verschaffen; in dem Augenblick aber, da das Brot billig und in Folge dessen der Lohn niedrig ist, ist es ihm fast gänzlich unmöglich, an dem für Brot ausgeworfenen Budgetposten Ersparnisse zu machen, um dadurch die Mittel zum Ankauf anderer Bedarfsartikel frei zu bekommen.

Die englischen Arbeiter haben denn auch in der That den Freihändlern klar gemacht, daß sie ihren Spiegelfechtereien und ihren Lügen keinen Werth beimessen, und wenn sie trotzdem sich mit ihnen gegen die Grundbesitzer verbündeten, so thaten sie es einzig und allein, um die letzten Reste des Feudalwesens zu vertilgen, und damit sie in Zukunft nur noch einen Gegner zu bekämpfen haben. Und diese ihre Berechnung hat die Arbeiter nicht im Stiche gelassen. Denn die Grundbesitzer haben nunmehr, um sich an den Fabrikanten zu rächen, ihrerseits gemeinsame Sache mit den Arbeitern gemacht, um die Zehnstundenbill durchzubringen, die die Arbeiter seit dreißig Jahren vergebens angestrebt hatten, und die unmittelbar nach der Aufhebung der Getreidezölle durchging. — —

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Preise aller Waaren fallen — und das ist die unausbleibliche Folge des Freihandels — ich mir für einen Frank mehr Gebrauchsgegenstände werde verschaffen können als vorher. Der Frank des Arbeiters aber gilt ebensoviel wie der eines Anderen. Der Freihandel würde also sehr vortheilhaft für den Arbeiter sein, wenn die Sache nicht doch einen Haken hätte. Der Arbeiter muß nämlich, bevor er seinen Frank gegen irgendwelche Waaren umtauschen kann, zunächst seine Arbeitskraft gegen Kapital umtauschen. Wenn er nun bei diesem Tausche für das nämliche Arbeitsquantum wie früher immer noch den nämlichen Frank empfinge, und wenn im Uebrigen alle Waaren billiger geworden wären, so könnte er bei dem Tausch nur gewinnen. Die Volkswirthschaftler beschäftigen sich mit dem Arbeitsertrag stets nur in dem Moment, wo er gegen Waare umgetauscht wird; sie berücksichtigen aber ganz und gar nicht, welches der Verlauf der Dinge in dem Momente ist, wenn sich der Austausch der Arbeitskraft gegen Kapital vollzieht. Wenn alle Waaren billiger werden, so wird naturgemäß auch die Arbeit, die im gegenwärtigen Wirthschaftsgetriebe Nichts ist als eine Waare, billiger. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß die Arbeitskraft dann unverhältnißmäßig billiger wird, daß also der Lohnrückgang bedeutender ist, als der Preisrückgang auf dem Waarenmarkt.

Die Nationalökonomen freilich sind um eine Ausrede auch hierbei nicht verlegen. Sie geben zu, daß ein allgemeiner Preisrückgang auf dem Waarenmarkt auch die Arbeitslöhne zum Sinken bringt, behaupten aber gleichzeitig, daß in Folge der Waarenverbilligung der Konsum dennoch zunehme, daß mithin die Produktion und folglich auch die Nachfrage nach „Händen" wachsen werde, was nothgedrungen wieder eine Lohnerhöhung nach sich ziehe. Im Wesentlichen läuft diese Beweisführung auf Folgendes

hinaus: Der Freihandel vermehrt die produktiven Kräfte. Wenn die Industrie Fortschritte macht, wenn der Reichthum, die Produktionskraft, kurz, das in der Gütererzeugung angelegte Kapital zunimmt, ist größere Nachfrage nach Arbeitskräften vorhanden und die Lebenshaltung des Arbeiters verbessert sich. Die besten Existenzbedingungen bieten sich daher dem Arbeiter dar, wenn das Kapital in stetiger Zunahme begriffen ist. — Und man muß in der That zugeben, daß, wenn das Kapital stationär bleibt, die Industrie keineswegs an derselben Stelle stehen bleibt, sondern daß sie dann zurück geht. In diesem Falle fällt der Arbeiter immer zuerst der natürlichen Entwickelung zum Opfer. Er geht an dem Kapitalisten zu Grunde. In dem Falle aber, daß das Kapital fortwährenden Zuwachs erfährt, ist das Schicksal des Arbeiters keineswegs um ebenso Vieles günstiger: er geht auch dann zu Grunde. Das Anwachsen des Kapitals führt zur Akkumulation und Konzentration der Kapitalien. Die Zentralisation der Kapitalien hat eine ausgedehntere Arbeitstheilung und gleichzeitig einen vermehrten Gebrauch der Maschine zur Folge. Die größere Arbeitstheilung aber vernichtet die Spezialität des Arbeiters, und indem sie an ihre Stelle eine mehr mechanische Arbeitsleistung setzt, die der erste Beste ohne Weiteres verrichten kann, verschärft sie den wirthschaftlichen Konkurrenzkampf der Arbeiter unter sich. Dieser Konkurrenzkampf spitzt sich um so schroffer zu, je mehr die Arbeitstheilung und die Mechanisirung der Arbeit den Arbeiter in den Stand setzt, das Vielfache seines früheren Arbeitspensums zu leisten.

Schließlich ist auch das in der Produktion angelegte Kapital, je größer es wird, immer mehr darauf angewiesen, für einen Konsum zu arbeiten, dessen Ausdehnungsfähigkeit und Grenzen es nicht überblicken kann. Je mehr dann die Produktion den Konsum überflügelt, desto unausbleiblicher sind die Krisen, desto rascher aufeinander folgen sie, und desto intensiver sind sie. Und jede Krise beschleunigt wiederum den Konzentrationsprozeß des Kapitals und vermehrt das Proletariat. — — —

Nach alledem ist es kaum noch nöthig, die Frage aufzuwerfen, welchen Einfluß die Verwirklichung der Freihandelsidee auf die Lage der arbeitenden Klasse ausüben wird. Alle volkswirthschaftlichen Gesetze, welche die Nationalökonomen von Quesnay bis auf Rikardo nachgewiesen und begründet haben, beruhen auf der Voraussetzung, daß die Fesseln, die zur Zeit die Bewegungsfreiheit von Industrie und Handel noch einengen, in Wegfall gerathen sind. Das erste und hauptsächlichste dieser Gesetze hat zum Inhalt, daß die Konkurrenz den Preis einer jeden einzelnen Waare auf das Minimum ihrer Herstellungskosten herabdrückt. Folglich ist das

Lohnminimum der natürliche Preis der Arbeitskraft. Das Lohnminimum aber besteht just in dem, was unbedingt erforderlich ist zur Herstellung derjenigen Bedarfsartikel, die unerläßlich sind zum Lebensunterhalt des Arbeiters und zur natürlichen Fortpflanzung der Rasse.

Allerdings giebt es Zeiten, in denen der Arbeiter mehr empfängt für seine Arbeit, als das zum Existenzminimum strikte Erforderliche. Der Ueberschuß aber, der sich über dieses Minimum jeweils ergiebt, ist doch schließlich Nichts weiter, als ein Ersatz für das, was dem Arbeiter in Zeiten der Produktionsstockung an dem Existenzminimum fehlt. Mit anderen Worten: In einem gewissen Zeitraum, der seine eigene Periodizität hat, fällt in dem Interessenkreis der Industrie, deren natürliche Entwickelung durch alle Wechselfälle des geschäftlichen Aufschwungs, der Ueberproduktion der Absatzstockung und der Krise führt, der Arbeiterklasse, Alles in Allem gerechnet, doch nur das als Antheil zu, daß sie sich als Klasse erhalten hat. Ihre Erhaltung war allerdings nur um den Preis großen Elends, ungeheurer Entbehrungen und vieler Leichen möglich, die auf dem Schlachtfeld der wirthschaftlichen Entwickelung geblieben sind.

Aber das ist noch immer nicht Alles. Der industrielle Fortschritt führt zur Produktion immer billigerer Existenzmittel. So hat z. B. der Schnaps das Bier, die Baumwolle die Wolle und das Linnen, die Kartoffel das Brod ersetzt. In Folge dessen geht das Lohnminimum immer tiefer herunter. Dieses Gesetz, welches von der Waare Arbeitskraft und dem Lohnminimum handelt, tritt immer deutlicher in die Erscheinung, je mehr die Voraussetzung, von der die Nationalökonomen ausgehen, der Freihandel, sich verwirklicht.

Im gegenwärtigen Gesellschaftszustand ist der Freihandel nichts Anderes als die Freiheit des Kapitals. Sobald erst die paar nationalen Schranken weggeräumt sein werden, die dem Siegesmarsche des Kapitals noch im Wege stehen, wird dieses erst seine volle Thätigkeit entfalten können. Dem Arbeiter wird dadurch aber in keiner Weise geholfen. So lange man die Beziehungen zwischen Lohnarbeit und Kapital bestehen läßt, wird es auf der einen Seite immer nur Ausgebeutete und auf der andern Seite stets nur Ausbeuter geben, möge auch im Uebrigen der Waarenaustausch zwischen diesen beiden Faktoren unter den günstigsten Bedingungen vor sich gehen. Schwer begreiflich ist daher die Anmaßung der Freihändler, die uns einreden möchten, daß die zunehmende Möglichkeit, das Kapital immer vortheilhafter anzulegen, allmählich den Widerstreit der Interessen zwischen industriellen Kapitalisten und Lohnarbeitern beseitigen würde. — Durch das Wort „Freiheit" dürfen wir uns bei Beurtheilung

dieſer Frage auch nicht irreführen laſſen. Die Freiheit, welche die Freihändler meinen, iſt die Freiheit des Kapitals, den Arbeiter zu Grunde zu richten . . . .

Zur Rechtfertigung des Freihandels macht man häufig geltend, daß derſelbe eine internationale Arbeitstheilung zu Wege bringen würde, die jedem Lande eine Produktion ſichern würde, die in vollſtem Einklang ſtände mit ſeinen natürlichen Hülfsmitteln und Vortheilen. Man glaubt am Ende gar, daß die Erzeugung von Kaffee und Zucker die natürliche Beſtimmung Weſtindiens iſt. Aber vor etwa zwei Jahrhunderten hatte die Natur, die auf den Handel nicht die mindeſten Rückſichten nimmt, dort weder Kaffeebäume, noch Zuckerrohr wachſen laſſen. Und nach kaum einem halben Jahrhundert wird dort vielleicht kein Kaffeebaum und kein Zuckerrohr mehr wachſen. Oſtindien hat bereits durch ſeine billigere Produktion mächtig Breſche geſchoſſen in die Wahnvorſtellung von der natürlichen Beſtimmung Weſtindiens. . . .

Glauben Sie übrigens nicht, meine Herren, daß ich, indem ich das Freihandels-Syſtem einer eingehenden kritiſchen Betrachtung unterziehe, beabſichtige, für das Schutzzoll-Syſtem einzutreten. Man kann ja auch in der Politik ein Gegner des konſtitutionellen Regimes ſein, ohne darum ein Anhänger des patriarchaliſchen oder abſoluten Regimes zu ſein. Das Schutzzoll-Syſtem iſt lediglich ein Mittel zur Einführung der Großinduſtrie in einem Lande. Ein ſolches Land hängt von da ab von dem Weltmarkt ab, und ſobald dies der Fall iſt, wird es auch ſchon mehr oder weniger auf den Freihandel hingewieſen. Außerdem trägt das Schutzzoll-Syſtem weſentlich zur Entfeſſelung der freien Konkurrenz im Inneren bei. Daher denn auch die eigenartige Erſcheinung, daß die Bourgeoiſie in den Ländern, in denen ſie ſich als Klaſſe zu fühlen und durchzuſetzen beginnt, wie z. B. gegenwärtig in Deutſchland, große Anſtrengungen macht, um Schutzzölle zu erlangen. In dieſem Falle ſind das für ſie Waffen im Kampfe gegen den Feudalismus und das abſolute Regiment; und ſie erblickt dann in den Schutzzöllen auch ein Mittel, ihre Kräfte zu ſammeln und den Freihandel im Innern ihres Landes durchzuſetzen.

Im Allgemeinen wohnt aber heut zu Tage dem Freihandels-Syſtem eine zerſtörende Kraft inne. Es löſt die alten Nationalitäten auf und führt zum äußerſten Antagonismus zwiſchen Bourgeoiſie und Proletariat. *Kurz: Das Syſtem der Handelsfreiheit beſchleunigt die ſoziale Revolution. Und nur in dieſem revolutionären Sinne, meine Herren, ſpreche ich mich zu Gunſten des Freihandels aus.*

Die Naturheilkunde und die Aerzte.*)

Angesichts der Ausdehnung, welche die sogenannte Naturheilkunde in allen Kreisen unserer Bevölkerung gewonnen hat, scheint es angebracht, in einem von gebildeten Laien gelesenen Blatte an derselben etwas Kritik zu üben und die vielfach irrthümlich verbreiteten Ansichten über den Nutzen der Naturheilmethode und ihren Gegensatz zur Medizin aufzuklären. Was hilft es, wenn in den ärztlichen Fachblättern fortwährend über diesen Gegenstand gezetert wird, aber Nichts davon ins große Publikum dringt? Wir Aerzte wissen Alle ganz genau den Werth oder Unwerth dieses Naturheilverfahrens zu beurtheilen; es scheint mir aber im Interesse der leidenden Menschheit zu liegen, die Ansicht aller gebildeten Aerzte und damit, wie ich glaube, die Wahrheit über diesen Punkt kund zu geben. Es ist doch schon weit gekommen, wenn ein so viel gelesenes Blatt, wie die „Tägliche Rundschau", im Anfang dieses Jahres bei Gelegenheit einer Bemerkung über die Ziele des neugegründeten „Nationalvereins zur Hebung der Volksgesundheit" sich zu den Worten herbeiläßt, „daß die Medizin niemals volksthümlich gewesen sei, am allerwenigsten in unseren Tagen, da die Naturheilkunde einen von Tag zu Tag stärker werdenden Widerstand gegen die offizielle Medizin schafft", wobei man aus den weiteren Zusätzen herauslesen kann, daß sie die Naturheilkunde für die Heilkunde der Zukunft hält. Es scheint bedenklich, diese Behauptung unwidersprochen zu lassen, und der Zeitpunkt ist gerade jetzt für eine Abwehr geeignet, da die wissenschaftliche Medizin durch die Entdeckung des Behring'schen Heilserums einen so großen und, wie wir glauben und hoffen, dauernden Triumph errungen hat.

Was ist denn Naturheilkunde? Das Bestreben ohne Arzneimittel, nur mit Wasseranwendung und Diät, die Krankheiten zu beeinflussen! Dieses Streben ist so alt, wie die Menschheit selbst, aber daß man seit Menschengedenken damit nicht ausgekommen ist, daß man immer wieder nach anderen Heilmitteln gesucht hat, das eben hat zur Folge gehabt, daß wir eine medizinische Wissenschaft haben, die in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Die Leute, die jetzt Vertreter der Naturheilmethode sind, sollten doch wahrlich nicht geeignet sein, uns mit besonderer Hochachtung vor dieser Heilweise zu erfüllen. Frühere Schuster, Tischler, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, im besten Falle

*) Diese Abhandlung kann gewissermaßen als Entgegnung auf einige Ausführungen des im vorigen Heft enthaltenen Artikels: „Die Misère des ärztlichen Standes" dienen.

ehemalige Krankenwärter und Lazarethgehülfen, waren in unseren Tagen die Ersten, die auf solche Methoden verfielen, welche sie vielleicht aus alten Büchern kennen gelernt hatten. Meist ist ihre Bildung und Intelligenz eine höchst mittelmäßige, und es giebt gewiß nicht Viele, die mit solchem Instinkt und unleugbar praktischem Blick, wie ihr verstorbener Kollege, der Schäfer Prießnitz, das Wasser zu verwenden verstehen. Wie können solche Leute Diagnosen stellen? Es fehlen ihnen ja die einfachsten medizinischen Begriffe, und wenn man ihre Schriften liest oder ihre volksaufklärenden Vorträge hört, glaubt man Witzblätter zu lesen oder Leute zu hören, die sich den Zuhörern gegenüber anmuthige Späßchen erlauben. Leider haben sich in letzter Zeit auch wissenschaftlich gebildete Aerzte dazu hergegeben, zu solchen Leuten in die Lehre zu gehen, um hernach auf Grund dieser „Ausbildung" nach Kneipp'scher oder anderer Methode Anstalten zu gründen und, wie ich gar nicht leugnen will, viel Geld herauszuschlagen. Einige spielen sogar die traurige Rolle, daß sie sich mit ihren ungebildeten Lehrmeistern zusammenthun und bei deren Patienten die Diagnosen stellen, während jene die anzuwendenden Heilmaßregeln angeben.

Die von den Naturheilkundigen geübte Heilweise ist keineswegs eine neue, jetzt von ihnen entdeckte; Prießnitz war ihnen darin bei Weitem über, und kein Arzt wird dessen Verdienste leugnen, weil er ein Laie war. Was von ihnen, besonders von Kneipp, neu erfunden worden ist, kann wissenschaftlicher Kritik nicht standhalten. Das Barfußlaufen im Morgenthau hat einen stark komischen Beigeschmack, und Viele haben es mit einem unangenehmen Schnupfen büßen müssen. Auch die zweite Entdeckung des Pfarrers Kneipp, daß man sich nach dem Bade nicht abtrocknen soll, dürfte schon Manchem schlecht bekommen sein, und was der heilkundige Herr damit erreichen will, läßt sich auf andere Weise viel leichter und unschädlicher erzielen. Daß der geehrte Herr einen praktischen Blick besitzt, ist nicht zu leugnen; in der Diagnosenstellung läßt aber auch er sich von seinen ärztlichen Schülern unterstützen. Es ist interessant, die Schilderungen des Lebens in Wörishofen, der berühmten Residenz des weltbekannten Heilpfarrers, zu lesen. Hunderte passiren täglich an ihm vorbei, die Aerzte theilen ihre vorher gestellte Diagnose mit, und der ehrfurchtsvoll angestaunte Wundermann ertheilt nach einer kurzen Besichtigung des Kranken seine Befehle für Bäder, Güsse, Douchen u. a. m. Kneipp ist die echte Suggestivpersönlichkeit, d. h. er bewirkt durch seinen Nimbus, durch sein bestimmtes Auftreten bei den meist nervösen Patienten Wunder. Sehr zutreffend scheint mir das Urtheil eines französischen Arztes, der sich den Zauber in Wörishofen angesehen hat. Er sagt: „Kneipp wirkt besonders durch seine Persönlichkeit, und deßhalb

werden seine Schüler und Nachfolger niemals mit seiner Methode die gleichen Erfolge erzielen, wie ihr Herr und Meister selbst." Unterstützend für die Kur wirkt außerdem die Nothwendigkeit, an Ort und Stelle vernünftig und diät zu leben, denn die kurstörenden, geräuschvollen und ungesunden Vergnügungen der modernen Bäder giebt es in dem kleinen Städtchen nicht, und daß der Pfarrer die Entstehung großer Hotels u. s. w. verhindert, ist ein weiteres Zeichen seiner Klugheit. Wenn der Arzt dem Patienten Enthaltsamkeit von den nervenerschütternden Lebensgenüssen, strenge Diät und Schonung vorschreibt, predigt er meist tauben Ohren; daß die „naturgemäße Lebensweise" gesund und für die Heilung nothwendig ist, weiß auch der Arzt ganz genau. Ihm wird aber meist nicht gehorcht, während dem Pfuscher aufs Wort gefolgt wird.

Eine besonders unsinnige Forderung der Naturheilkunde ist die Abschaffung der Schutzpockenimpfung. Ueber deren Nutzen ein Wort zu verlieren, ist unnöthig. Woher kommt es denn, daß die früher so grauenhaft auftretende Pockenseuche heutzutage fast sagenhaft geworden ist? Woher kommt es, daß z. B. in Afrika unsere europäischen, geimpften Mannschaften nie Pocken bekommen, während die Eingeborenen davon entsetzlich heimgesucht werden? Die Impfung war ja früher nicht unbedenklich; als noch von Kind zu Kind geimpft wurde, sind zuweilen auch Krankheiten übertragen worden. Jetzt kann, da nur mit Kuhlymphe geimpft wird, Nichts passiren, wenn nur der Arzt und die Eltern die nothwendigen Reinlichkeitsmaßregeln nicht außer Acht lassen.

Was Nützliches und Heilbringendes in der Naturheilkunde angewandt wird, ist nicht dieser allein eigen, sondern jeder vernünftige Arzt wendet es bei gegebener Gelegenheit und in zielbewußter Weise an. Es dürfte wohl kaum einen wissenschaftlich gebildeten Mediziner geben, der nicht Douchen, Abreibungen, Prießnitz'sche Umschläge, Bäder u. s. w. verordnete; wir können sie gar nicht mehr entbehren. Wir Aerzte gründen unsere Vorschriften eben auf eine vorhergegangene genaue Untersuchung nach wissenschaftlichen Prinzipien; der Pfuscher verläßt sich auf seinen Blick und richtet unter Umständen das größte Unheil an. Ob die Wasseranwendung in den Naturheilanstalten den rationellen Grundsätzen der Medizin entspricht, kann hier nicht erörtert werden. Auch über den moralischen Werth oder Unwerth einiger dort geübten Maßnahmen, z. B. der Reibesitzbäder, sich auszulassen, ist diese Stelle nicht geeignet.

Die Naturheilkunde würde den einen großen Nutzen haben, daß sie das Volk mehr auf den Gebrauch des Wassers, der Bäder und Douchen hinweist, die in Deutschland viel weniger, als in anderen Ländern volks-

thümlich geworden sind, und deren hygienische Bedeutung am wenigsten ein Arzt bestreiten wird. Würde sie eine gesunde Lebensweise der Menschen veranlassen, dem Mißbrauch des Alkohols und des Tabaks und der immer zunehmenden Genußsucht auch der unteren Volksschichten steuern, dann würde sie anzuerkennen sein. Das wird ihr aber ebensowenig gelingen, wie den Aerzten, die sich damit schon viele Mühe gegeben haben.

Ist es denn nun wirklich mit der Medizin so schlecht bestellt, daß die Naturheilkunde sie ersetzen könnte? Es dürfte doch kaum ein vernünftiger Mensch leugnen, daß auf dem Gebiete der Chirurgie, der Augen- und Ohren-Krankheiten u. A. großartige Erfolge erzielt werden, daß jetzt Operationen zum Heil der Kranken ausgeführt werden, die man noch vor 50 Jahren für fabelhaft und unmöglich gehalten hätte. Die Bauchhöhle, die Brusthöhle, ja, selbst die Schädelhöhle wird eröffnet, um Geschwulste zu entfernen, Eiteransammlungen unschädlich zu machen. Glaubt denn Jemand wirklich, daß nach Wasseranwendung und Diät eine große Geschwulst verschwindet, eine staargetrübte Linse im Auge durchsichtig, ein Brustkrebs geheilt wird? Wir operiren doch wirklich nicht zu unserem Vergnügen; wir wären doch Thoren, wenn wir die einfacheren Mittel nicht anwenden wollten, falls sie helfen würden. Die Naturheilkunde *schadet* sogar unendlich oft! Nur zu häufig kommt es vor, daß wir eine Operation für nöthig erklären, daß die Patienten aus Angst vor dem Messer ihr Heil bei den Wassermännern versuchen und nach erfolgloser Kur erst dann wieder kommen, wenn es für eine radikale Operation zu spät ist. Dann kommt die Reue zu spät, das Schelten auf die „Pfuscher und Schwindler" macht die Sache nicht wieder gut.

Und nun die innere Medizin! Sie wird von Laien und auch von Aerzten zuweilen mißachtet. Freilich, wirklich spezifische Mittel außer dem Salizyl, dem Quecksilber und der Digitalis haben wir nicht; aber sind denn die anderen Mittel deshalb über Bord zu werfen? Gott sei Dank, können wir mit ihnen wenigstens symptomatisch wirken, wir können die Heilbestrebungen der Natur wirksam unterstützen, unendlich viel Segen stiften. Es würde zu weit führen, Einzelheiten aufzuzählen; wer die schmerzlindernden, krampfstillenden, nervenberuhigenden, schlafbringenden Mittel und viele andere, die wir täglich gebrauchen, verordnet oder ihre Wirkung an sich erprobt hat, wird kaum zu den Anhängern der arzneilosen Heilweise übertreten. Daß hier und da einmal ein Patient, der erfolglos von einem Arzt behandelt wurde, von einem Naturarzt geheilt worden ist, liegt nicht an der Untüchtigkeit der Medizin an sich, sondern an der des Arztes.

So kommen wir zum Schluß zu der Frage, wie es möglich geworden

iſt, daß die Naturheilkunde in den letzten Jahren einen derartigen Aufſchwung nehmen konnte. Hier ſprechen zunächſt allgemein menſchliche Gründe mit. Immer iſt das ſogenante Neue, beſonders wenn es mit dem nöthigen Humbug verſehen war, mit Freuden begrüßt worden. Dazu kommt, daß die Naturärzte natürlich weidlich auf die wiſſenſchaftlich gebildeten Aerzte ſchimpfen, und das fällt bei den Patienten meiſt auf ſehr fruchtbaren Boden. Der Grundſatz „Mundus vult decipi“ beſteht noch heute zu Recht, und nicht bloß die unteren Volksſchichten, nein, mindeſtens ebenſo oft fallen die oberen Zehntauſend auf den Schwindel hinein. Das erſieht man ſchon aus den Reichstagsverhandlungen über die neue Krankenkaſſengeſetzgebung, bei denen das Pfuſcherthum nicht bloß von vielen Abgeordneten, ſondern ſogar vom Miniſtertiſch aus in Schutz genommen wurde. Die Sozialdemokraten begünſtigen die Naturheilkunde natürlich auch ſchon deßhalb, weil ſie es hier mit einer oppoſitionellen Richtung zu thun haben, und weil hier ebenſoviel unverſtandene und unverdaute Phraſen ins Publikum geworfen werden, wie bei ihnen ſelbſt. „Gleich und Gleich geſellt ſich gern.“ Alte Jungfern, beſonders der gebildeten Stände, ſchwelgen in all dieſem Blödſinn, und die Naturheilkunde hat für ſie denſelben Reiz, wie das ſchwindelhafte Geheimmittelweſen. Was der Arzt an Waſſer und Diät verordnet, das zählt nicht; nur das äußerſte Extrem kann dem Publikum imponiren.

Ein Hauptgrund für das Gedeihen des Naturheilverfahrens liegt an den ſtaatlichen Einrichtungen und den Aerzten ſelbſt, und in dieſer Hinſicht ſollte möglichſt raſch zur Beſſerung geſchritten werden. Einmal ſind eine nicht geringe Anzahl von Aerzten in Folge mangelhafter Univerſitätsausbildung und Praxis nicht im Stande, den Anforderungen des Standes und des Publikums Genüge zu leiſten. Sie machen Fehler, die auch der Laie merkt, und die dann von dem Naturarzt für ſeine Zwecke ausgebeutet werden, und von denen dieſer Rückſchlüſſe auf die Allgemeinheit des ärztlichen Standes zieht. Trifft er wirklich das Richtige, ſtellt er den vom Arzt ungeheilten Patienten her, dann geht ſein Ruhm in alle Welt, und der Wunderdoktor wird bei Bekannten und Verwandten auf das Dringendſte empfohlen. Wir Aerzte merken ſehr wenig von dieſer Dankbarkeit und beſonders, wenn wir einem mit innerer Krankheit behafteten Patienten, bei dem der Erfolg dem Laien nicht ſo augenſcheinlich iſt, wie nach einer Operation, auf die Beine geholfen haben, dann gilt das eben für ſelbſtverſtändlich, „dazu ſind wir ja da“.

Dem Pfuſcher giebt man mit Freuden ſchon im Voraus ein großes Honorar, dem Arzt wird an ſeinem ſauer verdienten Lohn noch Etwas

abgezwackt, denn der hat es ja nicht nöthig, „er wird ja so wie so bald ein reicher Mann".

Den zweiten Grund für die Herabsetzung des ärztlichen Standes bildet das Krankenkassenwesen. Der Arzt wird von den Kassen jammervoll bezahlt, und danach richtet sich ganz unwillkürlich seine Behandlung; das ist nicht schön, aber menschlich. Oft sind mehrere Kassen in der Hand eines Arztes, der dann so viele Patienten in der Sprechstunde hat, daß er, um fertig zu werden, nur die Wenigsten genau untersuchen kann, wie es sich im Interesse der Patienten gehörte. Diese Dutzendbehandlung ist oft danach; die Leute merken das, werden mit dem Kassenarzt unzufrieden und seiner Behandlung überdrüssig und fallen nun in die Hände des Naturarztes, der, die Lage sehr bald erfassend, den Leuten mit genauem Eingehen auf ihre Leiden und scheinbar hohem Interesse an ihrem Zustand kolossal imponirt. Man führe freie Arztwahl ein, dann ist Kranken, wie Aerzten geholfen! Der Kranke geht mit Vertrauen zu dem Arzt, den er schätzt, der Arzt wird nicht überlaufen und kann sorgfältig untersuchen und behandeln.

Wenn die wissenschaftliche Medizin, die Alles, was an der Naturheilkunde vernünftig und brauchbar ist, kennt und verwendet und zwar auf Grund ihrer Forschungen, Erfahrungen und Kenntnisse richtig und am rechten Platz verwendet, von der Naturheilkunde überwuchert werden sollte, so wäre das ungeheuerlich, aber für unmöglich halte ich es nicht. Der Staat schützt seine in dieser Beziehung unmündigen Kinder nicht gegen dieses Pfuscherthum, Gesetze dagegen, gegen das Geheimmittelwesen und anderen ärztlichen Schwindel, giebt es keine oder nur sehr unvollkommene. Das Publikum läuft, ebenso wie es lieber beim unreellen Geschäftsmann minderwerthigen, aber reklamenhaft angepriesenen Kram nimmt, statt etwas theuerer, aber gut zu kaufen, lieber zu dem Naturarzt, der ihm in Zeitungen und Traktätchen die unglaublichsten Dinge vorerzählt, als zum tüchtigen, wissenschaftlichen Arzt, nur noch mit dem Unterschied, daß es beim Pfuscher Minderwerthiges gewöhnlich auch noch theurer bezahlen muß.

Vielleicht führt die Naturheilbewegung dazu, eine naturgemäßere Lebensweise und häufigeren Gebrauch des Wassers zu Reinlichkeitszwecken herbeizuführen; daß sie weiteren Nutzen bringt, ist sehr zu bezweifeln, und daß sie die Heilmethode der Zukunft bilden soll, davor möge uns der Himmel bewahren.

Dr. Witthauer.

Die Lebensfrage der Berliner Kunst.

To be or not to be . . .

Die Berliner Kunstausstellung dieses Jahres, die man wohl aus alter Gewohnheit nur und sicher ohne Bewußtsein von der furchtbaren Ironie, die in dem Beiwort lag, als „Große" stolz uns angepriesen hat, hat unleugbar ein Verdienst: sie hat klipp und klar den Beweis erbracht, daß es so nicht weiter gehen kann, und das ist immerhin ein Fortschritt. Erkenntniß ist zwar nicht der erste Schritt, aber sie ist die Vorbedingung zur Besserung.

Die einzelnen Krankheitserscheinungen aufzuzählen und etwa gar sie einzeln auch kuriren zu wollen, ist schlimmste Pfuscherei. Für den wohlmeinenden Arzt kommt es darauf an, die Wurzel des Uebels zu finden. Und wenn dann das Leiden als unheilbar sich herausstellt? Da scheiden sich die Wege für die Behandlung einer nicht mehr lebensfähigen Einrichtung und eines nicht mehr lebensfähigen Menschen. Diesem wird der Arzt die Schmerzen zu lindern suchen. Einrichtungen aber, die tödtlich krank sind, müssen neuen Platz machen: die Nackers brauchen nicht ewig zu leben.

All die bösen Dinge, die in der Chronik der heurigen Ausstellung verzeichnet stehen, lassen sich am letzten Ende darauf zurückführen, daß die Kunst in der Reichshauptstadt kein eignes Heim hat, und daß die Obdachlose gezwungen ist, in der riesigen Glasbaracke, die man Landes-Ausstellungspalast nennt und die dem Staate gehört, ein unwürdiges Asyl anzunehmen.

Daß diese Baracke zum Ausstellungspalast schlechterdings sich nicht gestalten läßt, das wurde gerade dieses Mal auch dem, der etwa noch gezweifelt hatte, besonders bewiesen. Herr Hoffacker hatte sich wirklich doch redliche Mühe gegeben. Man hatte überdies mit den Künstlern auch die Kunsthandwerker, sogar marktschreierische Krämer mit ihren sogenannten Kunstarbeiten, eingelassen, nur um die trostlos öden Ränme ein wenig zu beleben. Und am Ende war es doch nichts Rechtes geworden, und wer nicht gerade mußte, verweilte nicht gern in den ungastlichen Sälen.

Dazu kommt, daß der Park, der mit dem „Palast" ein untrennbares Ganzes bildet, als Konzert- und Biergarten in Pacht gegeben ist. Jedes Kind weiß, daß dabei für den Berliner der Park die Hauptsache ist und daß es den Besuchern im Grunde ziemlich gleichgiltig ist, ob in dem Hause Möbel, Bilder, Maschinen oder Kaiserdenkmäler zu sehen sind. Jeder Kunstfreund muß diesen Zustand, daß der Berliner Salon so als eine Art Anhängsel eines Vergnügungsetablissements mitgeschleppt wird, für unwürdig und schmachvoll halten. Das sind Dinge, die nicht neu sind, die aber immer nur Wenige ernsthaft beschäftigten. Kommt da heuer das

Komitee daher und verkündet in einem Waschzettel, der für die Verlängerung der Ausstellung Stimmung machen soll, der staunenden Welt, daß der geldliche Erfolg leider bei dem schlechten, regnerischen Augustwetter sehr viel zu wünschen übrig lasse. Nun muß doch wohl auch das blödeste Auge klar sehen, wie unmöglich der bisherige Zustand ist. Er ist aber vielleicht nothwendig, sonst würde der Besuch der Kunstausstellung viel geringer sein, die Einnahmen gar die Kosten nicht mehr decken. Nun — dann verdient diese Stadt keinen Salon zu haben. Die Kunst aber steht zu hoch, um von den spärlichen Brocken zu leben, die Gambrinus und gar die Venus vulgivaga von den ihnen reichlich gebrachten Spenden ihr als Almosen hinwerfen. Wie soll, wie kann das Volk nur die Kunst achten, wenn es sieht, welche Stellung ihr die anweisen, die ihre berufensten Vertreter sein sollten, die Künstler?!

Und dann — — in diesem unwürdigen Asyl ist die Kunst noch nicht einmal Herrin. Sie muß sich, will sie nicht von hier auch vertrieben werden, daß sie gar nicht mehr weiß, wo sie ihr Haupt niederlegen soll, allerlei Einrede gefallen lassen von Staat und Hof. Es heißt für die Leiter der Ausstellungen, allen Winken und Wünschen von hoch, höchst und allerhöchst oben gehorsam sich fügen.

Da spielen zunächst die Herren von der Akademie eine große Rolle. Sie stehen nach preußisch bureaukratischer Schätzung natürlich im Rang über allen anderen Künstlern. Mit wenigen glänzenden Ausnahmen aber vertreten sie eine Richtung, die noch Anton von Werner für einen furchtbaren Neuerer hält und von allen Späteren natürlich noch weniger wissen will, als dieser absolute Herrscher der Hochschule. Dann kommen die um Werner, der beim Minister und bei Hofe — man sollte eigentlich sagen: bei Hofe und beim Minister — sehr wohl gelitten ist, und der dadurch einen großen Anhang hat. Da ist ferner der Regierungskommissar Max Jordan, der als vortragender Rath und Leiter der Nationalgalerie nächst dem Minister der höchste Kunstbeamte in Preußen ist, und der bleibt, während die Minister wechseln — ein einflußreichster Mann, dem ein streb — — samer Künstler nicht gerne widerspricht. Alle diese Leute sind oder machen sich zu Anwälten höherer Einflüsse oder dienen Interessen, die mit denen der Kunst nicht nur Nichts gemein haben, sondern ihnen oft stracks zuwiderlaufen.

Damit noch nicht genug! Der Verlauf der Medaillenvertheilung in diesem Jahre hat bewiesen, daß die an sich schon nicht freie Jury nicht einmal ihre innersten und eigensten Angelegenheiten selbst ordnen kann. Der Kaiser hat der Frau Vilma Parlaghy gegen den Beschluß der Jury die große goldene Medaille verliehen und hat dem Reichsbaumeister Paul Wallot gegen den Beschluß der Jury diese Auszeichnung versagt. Man hat noch nicht gehört, was die Jury nun zu thun gedenkt. Bei dem starken Rückgrat, da sie bei den Vorverhandlungen über diese Dinge gezeigt hat, darf man erwarten, daß sie die Konsequenzen zu ziehen sich nicht scheuen wird. Wie dem aber auch sei, die ganze Affaire zeigt deutlich die Situation. Früher hat die Jury sich gefügt: sie hat die Medaille Karl

Saltzmanns anerkannt, der im Jahre 1888 an Stelle eines Anderen vom Kaiser auf die Liste geschrieben war, sie hat ein zurückgewiesenes Bild der Frau Parlaghy nachträglich sich in den Ehrensaal stellen lassen, sie hat die dem Kaiser unangenehme moderne Richtung mehr und mehr zurückgedrängt. Jetzt wird die Fügsamkeit ihr schon als hartes Muß auferlegt. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?

Wie steht es aber, wird man fragen, mit dem Verein Berliner Künstler, in dem doch alle Richtungen vertreten sind, und der naturgemäß die Kontrolle ausüben sollte? Da hebt ein neues Klagelied an. Im Verein hat Herr von Werner, mit aus den angeführten Gründen, die erste Stelle und das entscheidende Wort. Dazu kommt, daß in diesem Verein eine sehr große Anzahl von Leuten sich befinden, die der Kunst Valet gesagt und irgend einen ehrbaren bürgerlichen Beruf sich erkiest haben, „Künstler", die längst nicht mehr bilden, aber immer noch reden und — — stimmen. Die sind natürlich den älteren Herren von früher her befreundet oder gar verspppt und helfen gerne, wenn Noth am Mann ist, die schlimmen jugendlichen Nörgler niederstimmen und Herrn von Werner wieder und wieder wählen. So kommt der ungeheuerliche Zustand heraus, daß rein künstlerische Prinzipienfragen im Verein Berliner Künstler in letzter Instanz von Photographen und ähnlichen guten Leuten entschieden werden, die mit der Kunst gar Nichts zu thun haben. Gegen diesen Heerbann ist jeder Angriff von vornherein aussichtslos: die Jungen, und das sind nicht nur die „Modernen", gehen oder schweigen.

In München stand bis vor zwei Jahren die Sache ziemlich genau so. Das Beispiel aber, das dort die Jungen gegeben haben, ist um so lehrreicher: wir brauchen das Heilmittel nicht tastend nun zu suchen, wir können mit sicherer Hand es zeigen. Was der Berliner Kunst Noth thut, was für sie eine, nein, die Lebensfrage ist, ist ein „Verein bildender Künstler" und ein eignes Haus für seine Ausstellungen, ein Tempel der Kunst, in dem die Heilige allein herrscht, und an dessen Schwelle jede weltliche Gewalt, auch das Wort des Monarchen, seine Macht verliert.

Giebt man nicht viel auf? fragen die Aengstlichen. Was denn? Die Eröffnung mit militärischem Prunk oder die gewöhnlichere durch den freudlos und amtlich dreinschauenden Minister kommt wohl nicht in Betracht. Die Ankäufe des Staats, verdammt spärlich übrigens, können doch unmöglich fortfallen. Bleiben nur die Medaillen. Und das wäre doch wirklich ein Segen, wenn dieser Unfug aufhörte, der dem ganzen Leben der Kunst und vieler Künstler eine unglückliche Richtung giebt, der falschen Ehrgeiz weckt und kriechende Demüthigung lehrt, und dessen Entbehrlichkeit nach dem glänzenden Vorgange der Jungen in Paris, Brüssel und München gar nicht mehr bezweifelt werden kann.

Ueberdies sollte das Unternehmen durchaus nicht etwa eine Spitze gegen die staatlichen Behörden oder gar gegen die Person des Kaisers haben. Es sollte nur den rein künstlerischen Interessen ihr Recht geben, und Alle, die für diese Interessen etwas übrig haben, würden als Mitarbeiter und Förderer sehr willkommen sein. Und solche Förderung

darf man doch wohl mit am ersten von Denen erwarten, denen ihre hohe Stellung sie geradezu als Pflicht auferlegt. Aber betteln und bitten wird man Niemanden darum: wer der Kunst ihr Recht nicht willig geben will, dessen Gnade muß sie entbehren können.

Die zweite Frage ist, woher die Mittel kommen sollen für das Haus, da doch der Verein sie schwerlich aufbringen könnte. Auf Mäzene, die sich bereit finden ließen, würde man am besten verzichten, damit nicht etwa neue Einflüsse anderer Art an die Stelle der eben beseitigten träten, oder auch nur freiwillige Rücksichten an Stelle der geforderten. Es kann doch auch unmöglich schwer sein, in einer Stadt, in der für die gewagtesten Geschäfte leichtlich die größten Summen aufgebracht werden, in der, um ein Beispiel zu nennen, einem Ronacher Millionen für einen glänzenden Tingeltangel zur Verfügung gestellt wurden, für ein verhältnißmäßig sicheres Unternehmen die verhältnißmäßig geringen Mittel zu erhalten. Es wäre in Berlin mit seinem auch im Winter, aber besonders im Frühling und Herbst, riesigen Fremdenverkehr vielleicht sogar möglich, mehrere Serien von Kunstwerken im Jahre auszustellen: die bisherigen Ausstellungen fallen in die gerade für Berlin ungünstigste Zeit. Ich habe keine große Meinung von der Kunstfreundlichkeit des Publikums, aber daß eine Millionenstadt mit dem Millionenverkehr keine Kunstausstellung sollte erhalten können, wenn diese frisch und umsichtig geleitet wird, das glaube ich nun und nimmermehr.

Doch das ist erst der zweite Schritt. Der erste ist die Sezession. Sie ist eine traurige Nothwendigkeit, daß sie aber eben unter den obwaltenden Verhältnissen eine Nothwendigkeit ist, daran kann billig nicht gezweifelt werden. Mit Photographen und Zeichenlehrern kann der Künstler wohl gesellig verkehren, aber der Verein, in dem das geschieht, ist nicht die rechte Vertretung der Kunstbestrebungen der Zeit. Es müßte denn möglich sein, sie zu Mitgliedern zweiter Klasse zu machen, die nicht mitzurathen haben, außer bei Festen und harmlosen Liebesmahlen. Das wird aber schwer halten.

Wenn dieser neue Verein besteht, dann erst ist die Möglichkeit gegeben, der freien Kunst das eigne Heim zu schaffen. Eine kleine Schaar energischer und zielbewußter Männer schafft mehr als ein großer Haufen von Gleichgiltigen.

Der Augenblick ist gekommen, da das längst Ersehnte zur Nothwendigkeit geworden ist. „Matthäi am Letzten!" sagte mir neulich ein junger Maler, als wir von den Berliner Ausstellungen sprachen. Möge an das traurige Ende der alten der fröhliche Anfang der neuen sich knüpfen. Am Anfang aber steht die That!

Fritz Stahl.

Bauern-Revolte.

Die Mehrzahl der Tagesblätter huſcht mit einer nichtsſagenden, ſogenannten ſachlichen Berichterſtattung über das Schickſal der baieriſchen Bauern in der Gemeinde Fuchsmühl hinweg, obgleich der Vorfall in großem Maße jenes dramatiſche Element beſitzt, welches gleich ergreifend auf Kopf und Herz einwirkt. Weßhalb? Wer darauf erſchöpfend zu antworten vermöchte, der müßte zum mindeſten eine Pſychologie unſeres Zeitungsweſens ſchreiben. Auf der ganzen Linie iſt ſeit Jahren von ſozialem Elend die Rede und von den Mitteln, mit welchen demſelben zu ſteuern ſei. Insbeſondere die Rettung des Bauernſtandes bildet ein Loſungswort, das allgemach von allen Parteien, liberal und konſervativ, angenommen worden iſt. Und doch bleibt es in dieſem Fall bei kurzen Worten. Höchſtens findet ſich ein Verſuch, das Ereigniß im Partei-Intereſſe zu verwerthen. Von der liberaliſirenden Preſſe braucht man im Grunde nicht viel mehr zu erwarten, denn dieſe iſt vorzugsweiſe auf die Wahrung der ſogenannten bürgerlichen Intereſſen geſchult. Aber die konſervativen Blätter, die doch ſeit 1878 auf die Pflege des Bauernſtandes eingeſchworen ſind! Auch ſie wiſſen nicht viel darüber zu ſagen. Edelmann und Bauer — Arm in Arm! So hat es all' die Zeit geheißen, und ſo heißt es noch. Man muß es den Herren laſſen, daß ſie mit Geſchick operirt und eine gute Strecke Weges hinter ſich gelaſſen haben. Der, deſſen Blick an der Oberfläche der Erſcheinungen haften bleibt, wird gern glauben, daß der Zwiſt zwiſchen Bauer und Edelmann, der Jahrhunderte deutſcher Geſchichte wie mit einem blutrothen Faden durchzieht, für immer beſeitigt ſei; daß ſich fortan Bauer und Edelmann in allen Gefahren eins wiſſen. Tritt nicht der Bund der Landwirthe für den Bauernſtand ein? Hat nicht die Tivoli-Verſammlung die Nothwendigkeit, die Exiſtenz des Bauernſtandes zu retten und zu ſichern in den Vordergrund der inneren Politik geſtellt? Daß es ein guter Schachzug war, — Niemand könnte es leugnen. Denn wenn auch der Bauer den Edelmann verließe, wer würde dann noch zu ihm halten?

Die Macht der Traditionen iſt gebrochen, und auch die Kirche kann

das Band zwiſchen den beiden nicht zuſammenhalten. In unſerem Zeitalter der Intereſſenpolitik war den konſervativen Politikern der Boden vorgezeichnet, auf dem allein ſie den Bauer treffen konnten. Die Reden, mit denen ſie den Bauer bewillkommnet haben, waren in der That von großer Wärme. Es ſchien, als ob die Herren den Tag gar nicht heiß genug erſehnen könnten, an dem ſich Gelegenheit bieten würde, die Worte in Thaten umzuprägen. Man nehme nur einmal an, irgend ein Fabrikant oder Kommerzienrath — es braucht ja nicht einmal ein Jude zu ſein — wäre Eigenthümer des Zollern-Waldes geweſen und hätte den Bauern ſo heimzahlen laſſen. Die Mauern Jerichos ſind ſicherlich von geringerem Getöſe eingeſtürzt, als das Wuthgeheul darſtellte, das ſich in dieſem Fall in dem agrariſchen Heerlager erhoben hätte. Unglücklicherweiſe aber gehört der Wald keinem bürgerlichen Kommerzienrath, ſondern dem altadeligen Geſchlecht derer von Zollern. Da freilich muß der Junker Alexander zu Wort kommen: „Ja, Bauer, das iſt ganz was Anderes.“

Laſſen wir einmal, um den Fall klar zu ſtellen, den Zeitungs-Berichterſtatter zu Wort kommen. Er erzählt uns:

„Die Gemeinde Fuchsmühl bei Wieſau in Baiern bezog von jeher von der dortigen Gutsherrſchaft alljährlich eine beſtimmte Menge Brennholz unentgeltlich. Der neue Gutsherr, Baron v. Zoller, verweigerte die Holzabgabe, wollte aber eine Abfindungsſumme geben. Da das Angebot der armen Gemeinde zu gering ſchien, wurde vor ungefähr ſechs Jahren ein Rechtsſtreit anhängig gemacht. Frhr. v. Zoller verklagte 200 ſolcher Rechtler beim Landgerichte Weiden auf Anerkennung ihrer Ablöſungspflicht. Dieſe wurden auch verurtheilt, ergriffen aber Berufung gegen das Urtheil beim Oberlandgerichte Nürnberg; das Oberlandgericht Nürnberg wies die Klage des Barons v. Zoller ab und erklärte deſſen Lehenswald für einen Staatswald, bei dem eine Ablöſung gegen den Willen der Rechtler nicht ſtattfindet. Der oberſte Gerichtshof in München hob aber in der Reviſionsinſtanz dieſes Urtheil am 15. v. M. auf und ſtellte das Weidener Urtheil wieder her. Als die Kunde eintraf, daß der Streit zu Gunſten des Gutsherrn entſchieden wäre, entſtand eine allgemeine Aufregung unter der geſammten Bevölkerung. Alle Ortsbewohner, ſelbſt die Frauen und Kinder, verließen den Ort, zogen mit Sägen, Hämmern, Aexten, Schaufeln in den Wald und drohten, alle Bäume zu fällen. Es ſollen auch Drohungen ausgeſtoßen worden ſein, daß man das Schloßgut in Brand ſtecken wolle. Der Bezirksamtmann von Tirſchenreuth, durch den Draht um Hilfe zur Beſchwichtigung der aufgeregten Volksmenge angerufen, begab ſich ſofort mit zwölf Gensdarmen nach Fuchsmühl und ſuchte in längerer Rede die Bevölkerung zu beruhigen. Doch wie das Einſchreiten der Gendarmerie, ſo war auch ſeine Mühe umſonſt. Deshalb wurde Militär aus Amberg herbeigerufen. Mit dem Militär kam es richtig zu einem Zuſammenſtoße, bei welchem zwei ältere Bauern durch Bajonettſtiche getödtet und einige verwundet wurden.“

Wieviel Tragik liegt nicht in diesen Zeilen! Sie deuten den Ruin von — wie nach genaueren Berichten angenommen wird — mindestens 50 Bauernfamilien an, die von Haus und Hof müssen. Denn wenn die Holz-Ablösung kommt, dann sind die Hypotheken-Gläubiger die ersten, die sich melden. Was wird aus den Vertriebenen? Vor dreißig Jahren hätte ihnen Amerika oder Australien eine Zuflucht geboten, aber damit ist es aus, seit der wirthschaftliche Niedergang den Weg dorthin versperrt. Nichts bleibt den Armen übrig, als die Zuflucht zur Wohlthätigkeit der Menschen oder die Wanderung in die Städte, wo sie das Proletariat, und was damit zusammenhängt, vermehren helfen. Das ist wenigstens der wahrscheinliche Verlauf in der Mehrzahl aller Fälle.

Die Rechtsprechung steht für weitere Kreise nicht zur Diskussion. Ob die baierischen Richter, nach juristischen Begriffen, gerecht und weise entschieden haben, das ist eine Frage, die, angesichts des vorwiegenden allgemeinen Gesichtspunktes, auszuscheiden ist. Der Zollern-Wald ist Kronlehen. Wie das entstanden ist, weiß Jeder, der die Geschichte Deutschlands kennt. Die Kronlehen wurden ursprünglich Denen übertragen, welche die Verpflichtung übernahmen, für das Wohl der Landschaft in patriarchalischem Sinn zu sorgen. Gerade heute sollte wieder daran erinnert werden, denn die konservative Partei mit ihrer agrarischen Agitation behauptet, das Verhältniß zwischen Edelmann und Bauer in diesem Sinne aufzufassen. Sollte man demzufolge nicht erwarten können, daß sie jetzt eine ihrer zahlreichen Deputationen an den Freiherrn von Zoller schicken würden; zum wenigsten, um von ihm eine Klarstellung des Falles zu verlangen? Daran ist aber nicht zu denken, und wer die Geschichte und die Menschen kennt, der wird sich darüber auch nicht wundern. Die agrarische Agitation hat lediglich die Interessen der Großgrundbesitzer zum Ziel. Die Hilfe des Bauernstandes ist ihr nur Mittel zum Zweck. Ist einmal das agrarische Programm ganz durchgeführt, dann steht auch die Macht des Großgrundbesitzers so gewaltig da, daß dieser ganz von selbst dem Kleinbesitz Luft und Licht entzieht.

Wenn die Phrase von der Solidarität der Interessen des Edelmanns und des Bauers sich auch nur in einen Schimmer von Wahrheit hüllen könnte, so müßte sich doch in der Geschichte beider auf deutschem Boden eine Spur von Solidarität finden. Nun finden wir dort wohl Berichte über den Kampf des Adels gegen städtische, Landes- und Reichs-Gewalten, wobei der Bauer gelegentlich auf Seiten des Adels stand. Das sind aber Ausnahmefälle. Es ist geschichtliche Thatsache, daß der Adel erst mächtig geworden ist, nachdem er den Bauer wehr- und waffenlos gemacht und sehr

häufig auch unterdrückt hatte. In keinem deutschen Gau fehlt es an Beispielen dafür. Daß nicht allzuviel über die einzelnen Vorgänge auf die Nachwelt überkommen ist, dafür haben der Adel und seine Freunde Sorge getragen, indem sie frühzeitig alle Quellen mit Beschlag belegten, aus denen die Geschichte gespeist wird.

Daß aber jener stolzen mittelalterlichen Machtstellung des Adels die Unterdrückung des Bauers voraufgegangen ist, dafür sprechen die Bauernrevolten und Bauernkriege, über welche wir genaue Berichte besitzen. Der große süddeutsche Bauernkrieg ist aus einer Seelenstimmung und aus Verhältnissen hervorgegangen, welchen wir heute bei den Fuchsmühler Bauern wieder begegnen.

Noch deutlicher ist die Analogie mit dem Bauernkrieg in Ober-Oesterreich. Zwar hieß es damals, dem Geist der Zeit entsprechend, es handle sich um die Religion; allein man weiß auch, daß der Kern jeder religiösen Bewegung politisch und sozial ist. Die Bauern in Ober-Oesterreich mögen damals empfunden haben, wie heute die Bauern in Fuchsmühl. Der baierische Statthalter Herbersdorff berichtete am 15. April 1626:

> „Der Bürger und vorzüglich der Bauer muß neben den gewöhnlichen Steuern seit mehreren Jahren für Kriegsrüstung, Musterplätze und Durchzüge aushalten. Er ist also an Vermögen zu Grunde gerichtet, daß man augenscheinlich verspürt, daß er es nicht mehr erdauern und aushalten kann.“ —

Im Mai 1626 wurde zu Lembach im Mühlviertel ein Streit zwischen Bauern und Soldaten der Anlaß zum Ausbruch eines Aufstandes, der im Hause eines Hofbesitzers Stephan Fadinger längst vorbereitet war. In wenigen Tagen standen Tausende von Bauern unter Waffen. Wo sie mit den kaiserlichen Truppen zusammenstießen, blieben die Bauern Sieger. Auf ihren Fahnen stand;

„Von Baierns Joch und Tyrannei
Und seiner großen Schinderei
Mach uns, o lieber Herrgott, frei!“

Der Vers spricht deutlich aus, daß die Noth der Bauern die Ursache ihres Aufstandes war.

Als die kaiserlichen Feldherren nach einander geschlagen wurden, nahm der Kurfürst Maximilian von Baiern die Sache in die Hand und ernannte den Grafen Gottfried Heinrich v. Pappenheim zum Anführer seiner Truppen, denselben, der später im Kampf gegen Gustav Adolf auf dem Feld bei Lützen gefallen ist. Er warf den Aufstand nieder. Aber man lese nur seine

Berichte, die er nach München schickte. Am 3. November kam es bei Efferding zum Gefecht. Pappenheim berichtet darüber:

„Da sollten Eure Kurfürstliche Durchlaucht das wunderbarste Fechten, welches vielleicht in langen Jahren geschehen ist, von beiden Theilen gesehen haben. Kein Bauer hat seine Waffe weggeworfen, viel weniger sind sie davongelaufen, sondern, obwohl sie weichen mußten, ist es doch nur Fuß für Fuß geschehen. Hier haben sie Einem sein Pferd niedergestochen, dort Einen vor dem Kopf geschlagen und sich selbst ohne Ach und Wehklagen niederhauen lassen wie Hunde. Und ob sie gleich oft versucht haben, die Pikenire zu trennen, so ist es ihnen doch unmöglich gewesen und haben sie stets dabei eingebüßt. Das hat so anderthalb Stunden und mehr bis an die Stadt Efferding hin gewährt, und ist das Feld überall mit Todten belegt gewesen."

Auch bei Gmunden, am 15. November, unterlagen die Bauern. Pappenheim berichtet darüber: „Ich bin in etlichen Schlachten gewesen, habe aber nie ein hartnäckigeres, mehr den Erfolg bestreitendes und grausameres Fechten gesehen." Noch zwei Mal hielten die Bauern Stand. Am 18. November bei Vöcklabruch und am 20. November bei Wolfsegg. Dann war der Aufstand erstickt. Wer nach Zusammentreffen von Umständen sucht, der wird sich hier erinnern, daß Wolfsegg, wo die letzten Bauern in diesem Krieg erschlagen wurden, im Besitz der Nachkommen jenes Truchseß von Waldburg ist, der sich im süddeutschen Bauernkrieg von den Stiefeln bis zum Helmbusch über und über mit Blut bespritzt hat, und der sich insbesondere durch das Niederbrennen des Städtchens Weinsberg einen Namen gemacht hat. Zu seiner Entlastung führen seine Anwälte an, er hätte den Tod des Grafen von Helfenstein an den Bauern rächen wollen. Sie hatten bekanntlich die Burg des Helfensteiners erstürmt, ihn nackt zwischen den Lanzen Spießruthen laufen lassen, bis er todt war, und über seine Frau und Töchter die Würfel fallen lassen. Das sind Unthaten schrecklichster Art; aber sind sie nicht dem Elend und seiner unmittelbaren Folge, der Verwilderung der Bauern entsprossen?

Je schlechter es dem Bauer ging, desto besser fuhr der Edelmann, wenn er es nur verstand, es mit der Macht zu halten. Das thaten Alle, mit wenigen Ausnahmen. Im schlimmsten Falle ergriffen sie das damals einträglichste Gewerbe: das Waffenhandwerk. Es wurde eine Truppe ausgerüstet und dem Heer zugeführt, dann stand sichere, reiche Beute in Aussicht. Während Bauer und Bürger zu Grunde gingen, hielt sich der Edelmann über Wasser, und in vielen Fällen gelang es ihm, sein Gut beträchtlich zu vermehren. In den Mitteln war man nicht wählerisch. Beweis dessen

die Münzfälschung, an der sich Leute betheiligt haben, deren Nachkommen noch heute einen glänzenden Namen in der Welt haben. In erster Reihe werden genannt der Fürst Karl v. Lichtenstein und Albrecht v. Wallenstein. Die großen Güter, die damals in Oesterreich und Böhmen konfiszirt und zum Verkauf gestellt wurden, sind mit gefälschtem Geld gekauft und bezahlt worden. Das bezieht sich namentlich auf die Erwerbungen der Fürsten Wallenstein und Eggenberg. Von Wallenstein sind die Preise von 40 Gütern bekannt, die er mit „langem Gelde" und selbstverständlich zu Spottpreisen bezahlt hat. Er nahm eine Summe harter Thaler, ließ sie einschmelzen und alsdann zum Vielfachen des ursprünglichen Werthes neu prägen. In diesem „langen Geld" zahlte er dann. Der Fürst Eggenberg erwarb drei Güter, die, schon viel zu billig, auf 384 524 Gulden taxirt waren. Dafür zahlte er in „langem Geld" 352 255 Gulden. In Wirklichkeit zahlte er nur 71 377 Gulden, also nicht den fünften Theil der niedrigen Taxe. Der Fürst Lichtenstein verfuhr in derselben Weise, so daß später die kaiserliche Hofkammer einen Anspruch auf Ersatz von $10^1/_2$ Millionen Gulden stellte Auch dieser Anspruch war, neben dem Gewinn des Fürsten, noch sehr bescheiden berechnet; allein auch diese Summe von $10^1/_2$ Millionen Gulden ist ihm schließlich erlassen worden.

Diese Fälle betreffen den Süden der deutschen Gaue. Es ist aber auch im Norden und Osten nicht viel anders gewesen.

Figaro.

Unheimliche Liebe.

Mollo: Oh, wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß man jetzt natürlich ist,
Unsre ganz modernen Bübchen
Wühlen nur noch in dem Mist.

Frei nach Goethe.

Der stud. phil. Pahlen hätte nicht nöthig gehabt, zu studiren, denn er hatte Geld die Hülle und Fülle; aber er studirte nun mal. Schon auf der Schulbank fühlte er einen unwiderstehlichen Thatendrang in sich. Er fühlte sich berufen, die Welt zu verbessern, eine das ganze Erdenrund erschütternde That zu thun, mit etwas noch nie Dagewesenem Alle in Erstaunen zu setzen.

Daß dies eine Imagination war, welche die meisten Menschen wie eine Kinderkrankheit durchmachen, die sich bei Einigen in Weltschmerz, bei den Meisten in — Nichts auflöst, glaubte Heinz Pahlen natürlich nicht. Er war eine Ausnahme. Selbstverständlich: Weltverbesserer sind eben immer Ausnahmen.

Er lebte seit dem frühen Tode der Eltern bei einem Oheim. Seine beiden Kousinen waren anmuthige, vornehme, junge Damen, und im Verkehr mit ihnen hatte er gelernt, das Weib zu achten.

Mit einem Mal hatte er sein Talent entdeckt. Als „Dichter" wirkt man am besten auf die Menge. Ja, da sollten sie mal sämmtlich staunen, die biederen Provinzler, wenn er erst so von der Bühne herunterdonnerte!!

Das heißt, so weit war er noch nicht. Fürs Erste schrieb er kleine Skizzen, Szenen aus dem vornehmen Gesellschaftskreise, in dem er bisher hatte verkehren dürfen. Sie waren in flottem Stil und gutem Deutsch geschrieben, sie gefielen — doch nur in kleinem Kreise. Die Verleger lachten über seine naive Anschauung von Welt und Menschen.

Aber er hatte ja doch die Menschen geschildert, die er kannte. Man zuckte mitleidig die Achseln — ja — dann kannte er eben keine Menschen, dann waren das keine!

Tugendhafte Frauen sind eben keine Menschen, das sind langweilige Pagoden, mit denen man Nichts anfangen kann, weil sie eine ganz anormale Vorstellung von der Welt haben. Solche Frauen sind gar noch im Stande, Schiller und Goethe zu lesen und an die Tugend einer Iphigenia zu glauben.

Eine moderne Iphigenie schlägt eine so gute Partie, wie König Thoas, sicher nicht aus. Ja, wenn sie sich seine Küsse verbäte — — aber einen echten, rechten Heirathsantrag! — Tugendhafte Frauen, die wollen

eben geheirathet, nicht geküßt sein; also mit Denen Vorsicht — denn die modernen Männer wünschen das Gegentheil, die wollen geliebt und geküßt sein — aber beileibe nicht heirathen. Heut zu Tage bindet man sich aber nicht für die Ewigkeit, man muß sich ja doch sonst wieder scheiden lassen, das macht Mühe, Wege und Kosten. Dafür kann man schon ein anderes Vergnügen haben!

Also, um's kurz zu machen, sein Talent ward auf andere Bahnen gelenkt. Seine Schlagwörter wurden: Realismus — Wahrheit. Er las die modernen Schriftsteller und beschloß, ebenso ein Wahrheitsapostel und Realist zu werden. Die Augen waren ihm aufgegangen. War er denn blind gewesen? Was kannten die andern Männer für interessante Frauen, und vor allen Dingen, wie wurden die Bücher, in denen solche Frauen geschildert waren, gedruckt, gelesen und bezahlt! Und gedruckt, gelesen und bezahlt wollte er auch sein, trotz seines Reichthums. Es kam also darauf an, es zu machen, wie die Andern es machten. Fort also, weit fort von den Kousinen, die, laut Spiegelbild der Welt, unwahre, gespreizte Geschöpfe waren, welche Mutter Natur so total verzeichnet hatte! In deren Nähe wird er nie korrekte Frauen schildern lernen. Wie geziert ihm plötzlich ihre Sprechweise erscheint — oh, welche Wonne, Natur aus dem Munde von Mädchen wie Lore, Bertha oder Jette zu hören, wenn sie im unverfälschten Volkston plaudern! — Sein Entschluß steht fest: er muß dorthin, wo man Natur lernt, also nach Berlin . . .

Der Herr Studiosus stieg in einem eleganten Hotel garni ab, mitten in dem hastenden, treibenden Lärm der Friedrichstraße. Er dachte, in der Friedrichstraße würde er Menschen finden. —

Seine Schritte richteten sich jeden Tag vom Bellealliance-platz bis zur Chausseestraße. Seine Blicke durchsuchten die Menge, obgleich es nie so aussah, aber er sah deutlich, wie sich aus dem schwarzen Ameisenhaufen der Menschenmasse einzelne verfrühte Sommertoiletten wie lichte Punkte abhoben. Dazwischen das Klingeln der kreuzenden Pferdebahnen, zappelnde Kinder, schöne Weiber. Und er fragte sich: „Sind das nun auch wirklich Menschen, echte, wahre Menschen, wie ich sie suche?"

Manchmal warf ihm ein Mädchen einen werbenden Blick zu, aber dann wußte er wieder nicht recht, ob er auch wirklich gemeint sei, ihm fehlte noch bis jetzt der unverschämte Muth, welcher erst den Eroberer macht. Er hatte irgendwo gelesen, man lerne die Menschen am besten im eigenen Heim kennen.

Natürlich, das konnte ja nicht anders sein. Wenn er als „möblirter Herr" irgendwo eine Wohnung bezöge. Da hätte er gleich einen Einblick in das Familienleben der Reichshauptstädter. Der Gedanke war so verlockend, daß er ihn alsbald in die That umsetzte.

Da hing ein Zettel. „Ein möblirtes Zimmer mit Kabinet!" Das war gerade, was er suchte! Er trat ein. In der Stube saß der Wirth, ein Schuster, die derben, schmutzigen Arme breit über den Arbeitstisch gelegt.

„Guten Tag, Meister!" —

„Guten Tag. Sie kommen von wegen des Zimmers?" —

Der Schuster hatte sich erhoben und die Thür zu einem Nebenraum geöffnet. „Da is ein Herr, Mutter, ein Miether!“ — Man hörte schlurfende Schritte, dann trat eine dicke, behäbige Frau über die Schwelle. Heinz Pahlen mußte unwillkürlich denken, ob sie bei dem enormen Vorsprung ihrer Büste jemals auf die Erde blicken könnte. Hinter ihr erschienen drei Töchter . . .

Pahlen war sofort geneigt, das Zimmer zu miethen. Der ehrsame Schuster gewährte ihm die nicht zu unterschätzende Aussicht, daß er immer gut geputzte Stiefel haben würde; die Mutter, welche mit Redegewandtheit die Vorzüge des Zimmers dem „Herrn Doktor“ anpries, war mit dem richtigen Berliner Mundwerk ausgestattet — — welche Fülle von „Stoff“ that sich dem „Wahrheitsapostel“ damit auf. Und dann diese Töchter, diese hübschen Mädchen mit den schlanken, elastischen Leibern, und dabei so chic gekleidet, so prachtvoll parfümirt, daß es den Pechgeruch der Schusterstube sogar durchdrang. — Ja, das war es! — — —

Die dunstige, jetzt von verschiedenen Gerüchen durchschwängerte Atmosphäre — es mischte sich mit dem billigen Parfüm und dem Wichsduft, der Geruch von in Fett gebratenen Zwiebeln, der aus der Küche zu Pahlen drang — hemmte allerdings etwas den Athem des jungen Mannes, aber ein Blick auf die drei Töchter, und — es zieht durch sein Herz eine bis dahin fremde Begierde nach Lebensfreude, wie das erste Schauern erwachender Frühlingssehnsucht.

Er stammelte Etwas. Es sollte heißen: Zeigen Sie mir das Zimmer, aber Niemand verstand es. Die Mädchen kicherten leise. Sie sahen mit kritischem Blick den jungen Mann an. Er schien Geld zu haben, viel Geld. Für diese Eigenschaft sprach die dicke, goldene Uhrkette, dafür sprachen die Brillantknöpfe in dem weißen Chemisett und der elegante Sommerrock! Ja, er hatte Geld. Sie besaßen einen Blick dafür. Endlich ermannte er sich und wiederholte den Wunsch, das Zimmer zu sehen. Frau Frantz schloß sofort eine Thür auf, die in eine zweifenstrige, tiefe Stube führte.

Heinz trat ein, nachdem er noch einmal einen Blick auf die Schwestern geworfen hatte. Eine erschien ihm immer schöner, wie die Andere. Diese wundervoll geformten Büsten, diese rothen Lippen, die ihn so unsagbar reizten! — Warum hatte er bei dem Anblick seiner Kousinen und ihrer Freundinnen niemals solchen Wonneschauer empfunden? War es die instinktive Angst, daß Damen gleich festhalten, daß sie bei jeder Kourmacherei den Hintergedanken an die Weihe des Altars, an segnende Priesterhände und den Myrthenkranz hegen! Oder, weil das Wesen der bisher von ihm gekannten weiblichen Mitglieder der Gesellschaft nicht Wahrheit war, weil er, wie er wähnte, jetzt zum ersten Male der ungekünstelten, längst gesuchten Natur, dem sorglosen Sichgeben reiner, unverdorbener Mädchenseelen gegenüberstand, weil er hier erst Wahrheit — Realismus fand?

„Gefällt Ihnen das Zimmer! Scheen is es, sehr scheen, un nich theuer, — Kaffee woll'n Se doch auch, nich wahr, und Milchbrode bringt der Bäcker!“ — Die Stimme der dicken Frau Frantz riß ihn aus seiner Trunkenheit. Er sah sich in dem Zimmer um. Wie gemüthlich es ein-

gerichtet war. Das Sopha stand so vernünftig gerade in der Stube; rechts und links Sekretär und Kleiderschrank, nicht so ostentativ schräg und quer gestellt, wie in den modernen Einrichtungen jungverheiratheter Pärchen. Sie schlug den Vorhang zum Kabinet zurück. In dem Bett schien Jemand gelegen zu haben.

„Sie haben wohl noch einen Miether?"

Die Frau schüttelte energisch den Kopf. „Miether, — nee, Sie können jleich bleiben, wenn Se wollen."

Er mußte wieder auf das Bett sehen, dessen Kissen einen tiefen Eindruck zeigte, als habe soeben noch Jemand dort geruht. Na, das schadete Nichts, es mußte ja doch überzogen werden.

„Un die Aussicht," fuhr die Frau fort, an das Fenster tretend, „was da jejenüber is, das is det jroße Miethsbureau, da kennen Se wat erleben. Seh'n Se den dicken Schutzmann da, der is zu spaßig, wenn Das, was de Herrschaften sin, draußen stehen bleiben un de Mächens abfangen wollen, um de Jebühren zu sparen, denn schreit er immer: „Nich stehen bleiben! Weiter jehen, weiter jehen, meine Herrschaften," un denn rennen se, wat se können. Seh'n Se, Herr Doktor, da, da is 'n Ferd gestürzt, er notirt sich de Nummer — na, is das nich amüsant? Un so'nen Auflauf haben Se hier alle Dage. Denn jeräth een Jöhr mitten mang die Ferdebahnen, denn wird Eener wejen Taschendieberei mitjenommen, un Nachts manchmal eene Frauensperson arretirt, Amüsemang und Abwechslung haben Se an unse Ecke immer, da brauchen Se jar nich wechjeh'n!"

Pahlen nickte überzeugt mit dem Kopfe, versprach am Nachmittag seine Sachen zu schicken und Abends zuzuziehen, wie der Berliner sagt. Die ziemlich hohe Anzahlung, welche er unaufgefordert leistete, verklärte das Gesicht der Frau zu einem wohlgefälligen Grinsen, so daß sich der einzige, schadhafte, schiefgewachsene Zahn, welcher in ihrem sonst zahnlosen Munde rechts an der Ecke saß, in seiner ganzen Hohlheit präsentirte. Nachdem Pahlen diesen naturwahren Anblick genossen und einen kleinen aufsteigenden Ekel siegreich niedergekämpft hatte, verabschiedete er sich von der interessanten Familie und wandte sich westwärts.

Er ging Schritt für Schritt die Friedrichstraße entlang bis zu den Linden. Ein behagliches Gefühl hatte sich seiner bemächtigt: heute brauchte er Nichts mehr zu suchen. Er hatte Viel gefunden, Alles: Menschen! — Natur! Ein Zimmer und — Stoff! Zu welchen Skizzen der Kleinmalerei würde ihn sein zukünftiges vis-à-vis, „Berlins größtes und ältestes Gesinde-Vermiethungs-Komptoir, gegründet 1816" begeistern! Welche pikanten Szenen aus dem Straßenleben der Reichshauptstadt hatte die biedere Schusterfrau so treuherzig in Aussicht gestellt! Die hastenden Menschen überholten ihn, er bemerkte es kaum. Vor ihm, in der staubigen Sommerluft schien eine wahre Sehnsucht zu schweben, ein berückender Zukunftstraum, der Heinz auf seinen Schwingen in ungeahnte Fernen trug.

Er ließ sich beinahe willenlos vom Strome treiben. Trotz der häufigen Gefahr, an den Straßenübergängen von den verschiedenen Wagen überfahren zu werden, kam er glücklich die Südseite der Linden entlang, durch

das Brandenburger Thor bis zur Siegesallee und bummelte nun einsam durch die Wege des Thiergartens.

Gegen den Lärm der Stadt war es hier draußen himmlisch still. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder, nachdem er seinen Obolus, in Gestalt eines Fünfpfennigstückes, geopfert hatte, und ließ sich die Zukunftsbilder vorgaukeln, die seine Phantasie heraufbeschwor. Sie waren sämmtlich noch etwas ungewiß, haltlos, verschwommen, aber sie waren wenigstens schon da, und hinterließen in seiner Seele zum Mindesten den Eindruck, den der unbekannte Jemand auf dem Bette in seinem soeben gemietheten Kabinet hinterlassen hatte. —

Sonderbar, dieser verfluchte Eindruck! —

Er sah ihn jetzt deutlich wieder vor sich. Das Kissen hatte dort eine etwas dunklere Färbung gehabt. Er hätte die Schattirung zeichnen können. — Er ertappte sich immer und immer wieder auf dem Gedanken, wer wohl den Eindruck gemacht habe, und es umfing ihn bei der Frage, ob es eine der Fräulein Frantz vielleicht gewesen, ein so eigenartiges Gefühl, als ob schmeichelnd eine zarte, kühle Frauenhand sich auf seine heiße Stirn legte. Es hatte zwar bis jetzt noch nie eine solche Hand auf seiner Stirn gelegen, aber — er dachte es sich so.

Im Laufe des Nachmittags bezog er sein neues Heim. Fräulein Lulu, sie hieß eigentlich Jule, die älteste Frantz, empfing ihn, die Schwestern waren im Geschäft, die Mutter bei einer Nachbarin. Der Vater schusterte an dickfohligen Männerstiefeln herum. Pahlen erlaubte sich, als Mitbewohner, dem jungen Mädchen die Hand zu drücken, und war dann selbst starr über seine Kühnheit. Diese weiche, weiße Hand schien geschaffen zu sein, Brillanten zu tragen; man merkte ihr nicht an, daß sie draußen bei Hildebrand in der Pankstraße Konfekt einwickelte.

Lulu war nicht böse über die Kühnheit des Studenten, den sie beharrlich „Herr Doktor" anredete. — Oh, dieser süße Tonfall, in dem sie das „Doktor" flötete! Und wie reizend sie aussah! Sie trug einen glatt an ihrer Gestalt herunterfließenden lichtgrauen Rock, der die plastischen Formen ihrer Schenkel mehr andeutete, als verhüllte. Die rothe Seidenblouse, so ein modernes, loses Ding, mit Aermeln, die einen überreichen Faltenwurf aufwiesen, stand ihr zum Entzücken. Sie mochte etwa zweiundzwanzig Jahre zählen und reichte ihm gerade bis an die Schultern. Das dunkle Haar, auf dem Hinterkopfe zum Henkel gedreht, umrahmte ein etwas jungenhaftes, freches — er nannte es natürlich offenes — Gesicht, dessen Augen begehrend aufleuchteten.

Die Prüderie der sogenannten guten Gesellschaft, welche Heinz in Gedanken albern und unwahr nannte, war ihr glücklicher Weise fremd. Ein echtes Naturkind, nahm sie gleich gemüthlich bei ihm Platz und schaute, scheinbar aufs Höchste amüsirt, seinem Auspacken zu.

„Ich störe doch nicht?" fragte sie naiv mit allerliebstem Schelmenaufblick, „aber ich sehe so gerne zu, nur selber thun mag ich Nichts." Sie lachte. Er fand dies Lachen reizend. Er hörte auf zu packen und setzte sich neben sie.

„Was ist das?“ fragte sie, auf Journale deutend, welche er auf den Tisch gelegt hatte.

„Dichtungen von mir.“ — Er sprach es etwas stolz. — Sie sah ihn begeistert an: „Sie sind ein Dichter, oh, bitte, bitte, Sie müssen mich besingen.“ — Wie harmlos kindlich, wie echt naturwüchsig das klang! Gabriele und Ingeborg, seine Kousinen, hatten das nie gesagt — gewiß hatten sie es für selbstverständlich erachtet, daß er ein Sonett auf die Eine, eine Ode auf die Andere dichtete. Lulu war in der That ein reines Naturkind.

Es entstand eine Pause; er beobachtete das junge Mädchen, das seinen kleinen Fuß weit vorgestreckt hielt und ihn unablässig auf und nieder wippte, und plötzlich hatte er die Gedankenverbindung, daß sie vor ihm dies Zimmer bewohnt hatte. Hatte dieser Spiegel vielleicht ihre zarte Gestalt wiedergegeben, wenn . . . . Er seufzte tief auf. Eine unerklärliche Scheu ergriff ihn. Er suchte nach einem Gesprächsthema.

„Lesen Sie gern?“ fragte er.

„Na ob, — die Geschichte von Petermann, dem Zigeunerhauptmann, die habe ich mir erst neulich gekauft, und die Geheimnisse des Jagdschlosses Meyerling, die sind doch auch zu schön!“

Heinz freute sich über die Offenheit seiner Nachbarin. So Etwas hätten die Damen, die er bis dahin kannte, nicht zugestanden; die liebten vor der Welt ihren Schiller und lasen bei verschlossenen Thüren Zola . . . .

So plauderten sie vergnügt, und dem jungen Mann wurde beängstigend warm um das Herz, und er blickte auf ihre vollen, weißen, molligen Arme, die aus dem leuchtenden Roth ihrer Blouse sich hoben, und auf die ganze anmuthige Erscheinung mit den strahlenden Augen, und ihm ward so eigen in der Nähe des verführerischen Weibes, besonders wenn er versehentlich ihre Hand streifte, daß er beinahe die Herrschaft über seine Sinne verlor.

Er sprang auf, es war ihm so beklommen, — war es so schwül im Zimmer? Ihr feiner Parfümduft hatte ihn überwältigt, eine Wolke schien ihn zu umnebeln. Er eilte zum Fenster hin und riß es auf. — Draußen rasten die Omnibusse, zeterten die Kinder, lärmten die Menschen — — er erwachte wie aus dumpfem Traume.

„Wollen wir etwas spazieren gehen?“ fragte er Lulu. Sie nickte vergnügt. Das hatte er nicht erwartet. Er hatte die Frage beinahe mechanisch an sie gerichtet. Ihre Bereitwilligkeit versetzte ihn wieder in einen Taumel von Entzücken. Es war gut, daß sie fortging, um ihren Hut zu holen — sonst wäre es wohl jetzt schon zum ersten Kusse gekommen. So bezwang er sich noch einmal; dann, als sie wieder kam, gingen sie die Treppe hinunter, wie zwei Menschen, die sich schon lange kennen.

Als sie eine halbe Stunde im Löwenbräu saßen, waren sie schon sehr gute Freunde geworden. Die unverschämten Blicke der anderen Herren, welche Lulu streiften, und die ihn zuerst ordentlich in Wuth versetzt hatten, ignorirte er schließlich ganz. Er konnte ja auch nicht verlangen, daß andere Menschen sie nicht hübsch finden sollten. Es schmeichelte ihm sehr, daß Lulus Blick mit offenherziger Bewunderung an ihm hing, als er von

seinem Streben erzählte. Endlich ein Wesen, das ihn ganz verstand und noch dazu ein Naturkind, ledig jeder albernen Prüderie und nicht unterworfen dem lästigen Zwange. Die Situation ward immer vertraulicher.

„Haben Sie schon einmal geliebt, Fräulein Lulu?" fragte er. Er war ihr so nahe gerückt, daß ihre Arme nicht mehr nebeneinander Platz hatten, und er genöthigt war, seinen Arm um die Lehne ihres Stuhles zu schlingen. Sie lachte nur dazu in ihrer Unschuld. Die Damen, die er bis jetzt gekannt, hätten sich diese Freiheit verbeten! Natürlich nur aus Koketterie, nicht weil sie tugendhafter waren, als dieses unverfälschte Naturkind.

„Geliebt, das weiß ich eigentlich nicht so recht. Wie das in den Büchern steht, das ist anders. Der Schlossermeister von da drüben hat mich heirathen wollen, aber den mochte ich nicht. — Nein, heirathen . . ." Sie warf die Lippen auf, schüttelte verächtlich mit dem Kopf und brachte den Satz nicht zu Ende.

Aus Heinz Pahlens Augen schoß ein strahlendes Leuchten: „Gefunden, gefunden!" jubelte seine berauschte Seele, „endlich ein Wesen, das nicht, wie ein Tiger nach Blut, nach dem Trauringe lechzt!" . . .

Gegen 11 Uhr kamen sie nach Haus.

„Es ist doch hübsch, daß wir zusammen wohnen, sonst müßten Sie nun allein weiter gehen," lachte sie, als er die Hausthür öffnete. Lulus Angehörige schliefen schon. In der Wohnstube verabschiedete er sich mit warmem Händedruck von seiner Begleiterin.

„Gute Nacht, gute Nacht!"

Heinz trat in seine Stube und hörte, wie Lulu nebenan hineinschlüpfte. Ein leises Gekicher empfing sie. Durch die nur dünne Wand vernahm er deutlich, daß die Schwestern auf sie gewartet hatten, um zu hören, was sie erlebt habe. Verschiedene Geräusche deuteten ihm den Fortgang der Toilette an, das Knarren eines Bettes verrieth, daß sie ihre Lagerstätte aufgesucht hatte. Ein verführerisches Bild tauchte auf vor den leidenschaftlich erregten Sinnen des jungen Mannes. Eine geraume Weile vernahm er noch ein leises Flüstern von nebenan. Dann ward es still. Drüben schliefen Alle. Nur er konnte noch lange keinen Schlaf finden. Das Kissen, auf dem er lag, erinnerte ihn an den Eindruck, der vordem darauf gewesen war. Er sah Lulu ordentlich vor sich, wie sie hier so schön lag — und nun nahm er diese Stelle ein. Eigenthümlich wohlig berührte ihn dieser Gedanke. Es war ihm, als stände sie neben ihm. Er vermeinte, den Hauch ihres Mundes zu verspüren. Er verfiel endlich in eine Art Halbschlaf. Es war ihm, als neigte sich eine zarte Mädchengestalt über ihn, und wieder glaubte er den Druck einer kühlen, weichen Frauenhand zu empfinden, die sich beruhigend auf seine heiße Stirn legte. . . . .

Wie lange er geschlafen, ahnte er nicht. Aus fieberhaften Träumen erwachte er, als die Sonne bereits hell am Himmel stand.

Er fuhr schleunigst in seine Kleider und blickte sich nach einer Klingel um. Dieser Kunstgegenstand war in dem urwüchsigen Paradies, in das ein glücklicher Zufall ihn verschlagen, nicht zu finden. Pahlen öffnete die

Thür und trat in den Arbeitsraum des Meisters, der aber leer war; von dort ging er über den kleinen dunklen Korridor in die Küche, ohne Jemand zu finden.

Da sein Magen nachdrücklich den Kaffee verlangte, erlaubte er sich, eine Umschau zu halten. Er entdeckte auf der Maschine eine Pfanne, mit den Resten der gestrigen Mahlzeit: in glibbschig gewordenem Fett Zwiebelstückchen und Speckwürfel. Auf dem Tische unabgewaschenes Geschirr und eine Schüssel voll Kartoffelpellen und Heringsgräten; — von Kaffee keine Spur.

Heinz ging nun zurück und trat, nachdem er vorher angeklopft, in das Zimmer der Schwestern. Frau Frantz, die außer durch ihr struppiges Haar, durch eine rothgewürfelte Nachtjacke sich auszeichnete, war damit beschäftigt, die Betten zu machen. „Ach, Jotte doch, Herr Doktor, schon uf?“ fragte sie erstaunt. „Nu warten Se man, ick were Ihnen auch jleich Ihren Kaffee machen, de Semmeln sin schon da!“

Sein Blick hatte das Zimmer überflogen. Da standen die jungfräulichen Betten, deren Kissen allerdings eine schmutziggraue Färbung aufwiesen, von der sich um so leuchtender ein steifgestärkter, mit Stickereien reich garnierter Unterrock abhob, der auf einem der Betten lag. Die zierlichen Pantoffeln waren über den Fußboden zerstreut. Auf dem Vertikow lagen drei weiße Federhüte. Auf einem Schemel lag ein Haufen Kleidungsgegenstände, verführerische, mit Spitzen besetzte Röcke, ein rothes Atlaskorsett und dazwischen heraushängend ein gelbseidener Strumpf. Er lächelte, als er dieses „Stillleben“ sah, und konnte nicht umhin, sich des Strumpfes zu bemächtigen. Ein eigenthümlicher Drang trieb ihn, die Hand in den Strumpf zu stecken; zu seinem Erstaunen fuhr er gleich mit den Fingern wieder heraus. Es war wirklich ein faustgroßes Loch darin. Der Begeisterung Pahlens that das aber keinen Abbruch. Er war nicht kleinlich.

Der Wachstuchtisch, welcher die Mitte der Stube einnahm, war ebenfalls das reine Genrebild. In echt naturwahrer Gemeinschaft lagen angebissene Schrippen neben den theilweise henkellosen, halbgeleerten Kaffeebechern; ein Kamm, in dem noch dunkle Haare saßen, machte sich dazwischen breit, neben zwei hocheleganten, vernickelten Brennmaschinen. Echt realistisch war auch der Schwamm, welcher harmlos neben dem braunen Milchtopfe lag und Pahlen zu einem Feuilleton inspirirte. Heinz hatte, in trunkenem Anschauen dieser intimen Gegenstände, das Fortgehen der Frau nicht beachtet und wandte sich fast erschreckt um, als sie ihm meldete, daß auf seinem Zimmer der Kaffee servirt sei.

Nach dem Kaffee machte Heinz sich an die Arbeit; er schrieb einfach die naive Plauderei, mit der Lulu ihn gestern entzückt, nieder. Wenige Tage darauf war diese köstliche Szene der Naturmalerei, nebst einigen anderen Artikeln: „Erlebnisse vor Berlins größtem Miethskomptoir“, „Traurige Niederlage eines Droschkenpferdes“ und dergl. reale Skizzen mehr, angenommen und — gedruckt. Pahlens Name war in Aller Munde. Sein Stern war im Aufgehen; seine Dankbarkeit für Lulu, seine Muse, war unbegrenzt. Diese Vormittage voll Arbeit, diese Abende voll Liebe!

Digitized by Google

Nach einigen Wochen schon rieth ihm ein Arzt zum Besuch eines Seebades, damit er dort seine Nerven stärke. Lulu tröstete sich bei seiner Abreise mit einem Granatschmuck, der in ihrem dunklen Haar sich entzückend ausnahm. — — —

Neugestärkt kehrte Pahlen nach einigen Wochen zurück. Mit klopfendem Herzen betrat er sein „Heim". Vater Frantz saß auf seinem Schusterschemel und begrüßte den freigebigen Miether aufs Freundlichste.

„Se finden Niemand zu Hause, se sin Alle, als se aus dem Jeschäft kamen, nach 'n Thiergarten jegangen," fügte er hinzu. — Pahlen hielt es nicht länger, er mußte Lulu wiedersehen. Er steckte den Bernsteinschmuck, den sie sich bestellt, zu sich und hoffte, daß er ihr begegnen würde. Vielleicht war sie nach den Zelten gegangen. Da hatten sie oft mit einander geweilt. Er jagte in einer Droschke also dorthin. Als er sich durch die dichten Menschenreihen in Zelt 1 hindurchwindet, sieht er plötzlich — Lulu neben einem dicken, ältlichen Mann, mit kurzen fleischigen Fingern, an denen Brillantringe en masse funkeln! — Es muß ein Traum sein! — Seine, seine Muse — seine Lulu!!

Das Geräusch der lachenden, plaudernden Menschen tönt wie unheimliches Surren an sein Ohr! Gleich Schemen ziehen die Gestalten an ihm vorüber. Es ist ihm, als habe er in die Sonne geblickt und sei dadurch geblendet worden. Nur das eine Paar dort tritt plastisch aus den Schatten, die ihn umgeben, hervor. Der Dicke hat den Arm um ihre Schultern gelegt, und sie lehnt ihren dunkelhaarigen Kopf vertrauensvoll an seine Brust. Zuerst hat Pahlen das Gefühl, als müsse er aufspringen und Beide erdrosseln; aber dann hält ein Bann ihn fest auf dem Stuhl, auf den er gesunken.

„Ein Seidel?" — Die Frage des Kellners schreckt ihn auf. Zu gleicher Zeit legt sich eine Hand auf seinen Arm.

„Nu, Sie haben die Lulu nun schon gesehen, Herr Doktor! Sie hatte eigentlich etwas Angst vor Ihnen, aber das ist mal so ihre Natur. Der dicke Herr ist Kommissionsrath und sehr reich, und Sie, na Sie waren eben nicht hier. Man ist nur einmal jung."

Alma Frantz, die zweite Tochter seines Wirthes, ist zu ihm getreten. Er sieht sie zum ersten Male genauer an. Sie sieht der Schwester ähnlich in den geschmeidigen Biegungen des elastischen Körpers, in dem verlogenen, hingebenden Ausdrucke ihrer Augen.

Er fing an nachzugrübeln. Eigentlich war Alma die Hübschere von Beiden und paßte im Alter, sie war erst zwanzig Jahre, doch ungleich besser zu ihm. Er hatte Lulu sehr gern gehabt, aber darum vermochte er doch nicht, sich dem Zauber, der Almas Wesen auf ihn ausübte, zu entziehen. Das Neue reizte ihn ungemein.

„Kommen Sie her, Fräulein Alma, erzählen Sie, wie das Alles kam," forderte er das junge Mädchen auf, welches ohne jede Ziererei neben ihm Platz nahm und mit augenscheinlicher Wollust den Kuchen knabberte, den er ihr kommen ließ. Lulu und der Dicke bemerkten scheinbar das zweite Paar nicht.

Alma verstand es, nachdem sie die nothwendigsten Aufschlüsse gegeben, mit unglaublicher Geschicklichkeit das Gesprächsthema auf ihre eigene Persönlichkeit zu lenken. Sie erzählte nach zwei Minuten, daß sie ihre Stellung gekündigt habe. Für die lumpigen paar Mark einen weiten Weg täglich zu machen, sich von jedem Kommis und kaufenden Herren frech anblicken zu lassen, das passe ihr nicht länger. Pahlen fand das Alles entzückend. Lulu war glücklich darüber, daß der Doktor sich getröstet hatte. Ihr „neues Verhältniß" war ihr angenehmer, denn der Kommissionsrath richtete ihr eine nette Wohnung ein und versprach, sie zu heirathen, wenn irgend ein Onkel mal gestorben sein würde. Und Alma „ging" jetzt mit Heinz. Sie war launenhafter, als die Schwester, und dadurch hielt sie ihn beständig in Athem. Sie veranlaßte ihn, zuweilen einen Dritten mitzubringen, wenn sie nach Wannsee oder Treptow fuhren. Sie urtheilte so sehr pikant über Welt und Menschen. Sie hatte eine Freundin, die Kammerjungfer bei der Gattin eines Gesandten war, und die versorgte sie reichlich mit pikanten Histörchen aus der Gesellschaft. —

Jetzt erst erfuhr Heinz, wie innerlich hohl und angekränkelt die gebildete Klasse sei. Alma hatte ja die Beweise dafür in Händen. Er schrieb einen Roman, der die Ehre der einfachen Mädchen hervorhob und die geheime Schuld vornehmer Kreise bloßlegte. Der Roman erregte Aufsehen. Er enthielt aber auch ein gar zu getreues Abbild der feinen Gesellschaft. Ja, so sind die Damen dieser Kreise. Lächelnd betrügen sie die armen arglosen Gatten. Scheue Geheimnisse im arglistigen Herzen, verstehen sie es dennoch, den Schein der Unschuld zu wahren! — Nun ist der große Augenblick gekommen, da Heinz der Welt ihr verzerrtes Bild zeigt. Der Erfolg ist unbestreitbar. Das Buch wird nicht gelesen, es wird verschlungen. Man ergeht sich in allerhand Vermuthungen über die Personen aus der Gesellschaft, die darin gekennzeichnet sein sollen. — Zittert, Ihr Frauen Alle, die Ihr ein süßes Geheimniß zu verbergen habt! Ein Wahrheitsapostel ist auferstanden, der den Schleier von Euern Handlungen zieht! — —

Die Universität besucht Pahlen nicht mehr. Jeder nennt ihn ja ohnehin „Herr Doktor", und das genügt ihm.

Wenn er nun ein Drama schriebe! — Der Gedanke übermannt ihn. Die Szenen sind in seinem Kopfe schon fertig. Alma ist die Heldin. Er stellt ihr eine hochgestellte Frau gegenüber, die ihren Gatten betrügt. Tagelang sitzt er und arbeitet. Alma schmollt mit ihm, daß er sie so viel allein läßt, er kann nicht anders. Das dämmerige Bewußtsein, daß er nur jetzt den Trieb zur Arbeit hat, läßt ihn selbst ihren Bitten widerstehen.

Es war im März. Die Lampe surrte auf dem Schreibtische. Sie saß neben ihm im Lehnstuhle. Ab und zu warf er ihr einen langen Blick zu, und als sie so verlangend ihn ansah, war es mit seinen Vorsätzen zu Ende. Er beugte sich über sie und küßte sie im sinnlosen Taumel. Sie wehrte ihm nicht, plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, heute ins Opernhaus zu gehen. Pahlen hatte es ihr

abgeschlagen, da er keine Zeit habe, nun würde sie den Augenblick benutzen. Sie sprang plötzlich auf und stieß ihn von sich.

„Geh'," sagte sie, „Du hast ja keine Zeit."

Er hörte nicht darauf.

Sie entwand sich einer erneuten Umarmung und trat zur Thür. „Du liebst mich gar nicht, Du liebst Deinen Beruf mehr, Du bist ein Egoist, wie alle Männer." —

„Alma."

„Ach, laß mich," keuchte sie wüthend. „Ich bin so unglücklich, so unglücklich." Sie brach in Thränen aus. Weinende Frauenzimmer waren ihm ein Greuel; dennoch wagte er noch einen Versuch, sich ihr zu nähern.

„Du läßt mich zufrieden, hörst Du!"

Er wußte nicht, was er thun sollte. Es war ihm ordentlich unheimlich. Sie ging in das Nebenzimmer. Er stand rathlos da. Dann setzte er sich hin und schrieb eine Liebesszene voller Gluth und Leidenschaft, wie er es soeben empfunden.

Alma wartete nebenan auf ihn. Eine wonnevolle Aufregung beseligte sie, sie kauerte sich auf ihr Bett und glaubte, jede Minute ihn eintreten zu sehen. Aber er kam nicht. Er hatte ja eine große Szene zu schreiben.

Almas bemächtigte sich eine furchtbare Wuth! Das wollte ein Herr der Schöpfung sein, der sich zurückstoßen ließ! Sie machte Licht, trat vor den Spiegel und lächelte sich selbst zu. — Solchen Augen konnte er widerstehen! Na, denn nicht! Es gab ja mehr Männer und schließlich hatte sie ja doch die Auswahl. Sie würde allein nach dem Opernhaus gehen, auf dem Wege dorthin konnte sie bereits Gesellschaft finden, wenn sie nur wollte. — Sie zog mit einem Ruck ihr Kleid aus und warf sich in ihren Sonntagsstaat, dann ging sie, ohne ihn noch einmal aufgesucht zu haben, fort . . .

In jener Nacht kam Alma nicht mehr nach Hause. Am andern Morgen theilte sie ihren Eltern mit, daß sie mit ihrer Freundin, der berühmten Kammerjungfer, nach Magdeburg fahren wolle, „um sich einer Baronin als Reisebegleiterin nach Italien anzubieten".

Pahlen wüthete, aber ganz im Geheimen. Er wollte sich revanchiren und näherte sich der Jüngsten von den drei Schwestern, traf aber diesmal auf energische Abweisung.

Herma hatte bereits seit ihrer Einsegnung ein „ganz festes Verhältniß mit einem Herrn von", der ihr gewaltig imponirte. Außerdem wußte sie genau, daß Alma in der nächsten Nähe weilte und die Sache nur in Szene gesetzt hatte, um — wie sie romantisch hoffte — die Stärke von Pahlens Liebe zu ermessen. Sie wollte abwarten, ob er ihr nach Magdeburg nachreisen würde. Aber Heinz verfiel gar nicht auf diese nächstliegende Idee. Statt dessen quälte er sich mit Sehnsuchtsgedanken ab. Ordentlich unheimlich wurde diese Liebessehnsucht. — Er träumte wachend, daß Alma zur Thür hereinkäme und mit brünstiger Liebe ihn umschlänge. Mehrere Abende ging das so weiter; immer erst gegen Morgen legte sich seine Erregung.

Eines Tages zog er Knall und Fall aus. Vielleicht, daß er dann eher vergaß. Alma hatte vergebens auf ihn gewartet; dann hatte sie die Geschichte satt. Wenn er nicht mal mit ihr in die Oper fuhr . . . Sie hatte doch wenig genug von ihm verlangt. Aufs Tiefste verstimmt ging sie an einem der nächsten Abende mit der Freundin in die Reichshallen, die sie in Begleitung eines „richtigen Lieutenants" — natürlich in Zivil — wieder verließ. Als sie Tags darauf durch Herma erfahren, daß Pahlen ausgezogen sei, kehrte sie zu den Eltern zurück. Der Lieutenant, der über einen großmächtigen Zuschuß verfügte, gab ihr mehr, als sie wünschte, — und sie war jetzt ebenso zufrieden, wie sie es mit Pahlen gewesen.

Pahlen zog nun in die Dorotheenstraße. Er bedurfte seines anregenden vis-à-vis nicht länger. Er war ein berühmter Schriftsteller und konnte nun schreiben, was er wollte. Sein Drama wurde mit durchschlagendem Erfolg aufgeführt. Es war ein „Sittengemälde" modernster Art. — — Was Ehrungen und Anerkennung vermögen, wurde ihm zu Theil, aber innerlich fühlte er sich unbefriedigt.

Sein neuer Wirth, ein Klempner, hatte eine häßliche, junge Frau und einen Haufen kleiner Kinder. Der Lärm war nicht auszuhalten, er kündigte nach drei Wochen. Von dort zog er zu einem Schneider, dessen Frau ihm so unsympathisch in ihrer Hausbackenheit war, daß es ihm förmlich auf die Nerven fiel. Eine Lulu, Alma und Herma suchte er bei den neuen Wirthen vergebens. Nachdem er wegen dieser und jener Mängel das Logis sehr häufig gewechselt hatte, kam er auf den Gedanken, zu heirathen. Seine Mittel erlaubten ihm diesen Luxus. Natürlich mußte die Gattin das Ihrige mitbringen; aber ein berühmter Mann bekommt alle Tage eine Frau mit Geld . . .

Seine Gedanken durcheilen die Damen seiner Bekanntschaft. In Berlin giebt es deren keine. Hier lernte er, als echter Naturalist, nur die Volksschichten kennen . . . Aber seine Kousinen? . . . Natürlich! . . . Ingeborg oder Gabriele! — Ganz gleich, welche. Er wollte es dem Zufall überlassen. Er würde nach Breslau reisen, und welche von Beiden ihm zuerst entgegenträte, die sei die Auserkorene.

Er ist seit anderthalb Jahren zum ersten Male wieder in seiner Heimathstadt. Jetzt steht er vor dem Hause seines Oheims. Sein behandschuhter Mittelfinger drückt auf den Knopf der elektrischen Klingel. Hell schlägt die Glocke an. Der Diener erscheint.

„Melden Sie mich, Heinz Pahlen."

Der Onkel öffnet die Thür zu seinem Arbeitszimmer.

„Heinz, alter Junge, Du kommst gerade zur Zeit! Hattest Du denn eine Ahnung? Du schriebst so selten."

Heinz versteht den Onkel nicht. Welche Ahnung sollte er haben! — Er hat das unklare Gefühl, ein sehr dummes Gesicht zu machen.

„Ingeborg und Gabriele haben sich beide verlobt, mit den beiden Schönfelder Rantzaus. Du weißt doch noch, der Aelteste übernimmt das Gut, der Zweite steht bei den Kasseler Husaren. Sie sind sehr glücklich, die beiden Paare."

Digitized by Google

Heinz nickt etwas sauersüß. Natürlich sind Verlobte glücklich. Sie bilden es sich wenigstens immer ein.

„Ich gehe die Mädel benachrichtigen. Du warst doch immer wie ihr Bruder, aber nun setze Dich doch . . .“ Der Onkel verläßt das Zimmer. Heinz ist wie im Traume. Also mit den Kousinen ist das Nichts. Wie konnte er auch an solche Zierpuppen denken? Diese „wohlerzogenen“ Mädchenherzen wagten natürlich nur einen Landwirth oder Lieutenant und zwar auch ihn nur nach vorhergängiger Erlaubniß des Herrn Papas zu lieben. Und die beiden Zukünftigen haben sich bei dieser Affaire auch ganz „korrekt“ benommen, unheimlich korrekt und „wohlanständig“. Himmel, und das nennt man Liebe, das findet man natürlich! — Heinz bumst mit der Hand auf den Tisch . . . Nein, das sind auch keine Menschen, das sind Maschinen, die sich willenlos dirigiren lassen. Oh, über diese erbärmliche Welt, die das Herz nicht in trunkener Leidenschaft handeln läßt, die einem schönen Weibe gegenüber noch nach den Formen der Etikette fragen kann! Diese Menschen können doch einfach kein Gefühl im Leibe haben! . . . Zurück also wieder zu den himmlischen, sich ohne Traualtar und sonstigen Klimbim hingebenden Naturmädchen, wie sie seine Flammen Lulu und Alma gewesen. Hier, inmitten der prüden Pedanterie, der er einst entflohen, kam ein Angstgefühl über ihn, das ihn zu ersticken drohte. Die heimliche Liebe der Naturalistinnen, die er kennen gelernt, war zwar unheimlich aufregend, aber dafür um so beglückender. Er war schon auf dem Sprunge, sich zu entfernen, als seine Kousinen eintraten. Sie waren natürlich sehr würdevoll und zurückhaltend in ihrer Liebenswürdigkeit und nahmen seinen Glückwunsch wie selbstverständlich in Empfang.

Pah! — Die sollten nur nicht so zimperlich thun. — Wer weiß, was sie erlebt hatten . . . Verlogen sind doch die meisten Frauen. Und diese da werden auch wohl nicht gerade auf die Gebrüder Rantzau mit dem ersten Kusse gewartet haben. Es verursachte ihm eine wilde Freude, sich das auszumalen.

„Du hast Dir ordentlich einen Namen gemacht!“ sagt der Onkel und klopft Heinz auf die Schulter.

„Wie findet Ihr meine Sachen?“ fragt Pahlen und blickt die beiden Bräute herausfordernd an.

Gabriele erwidert unbefangen den Blick des Vetters. „Ich habe nur den Aufsatz: „Realistische Betrachtungen über unwahren Idealismus“ gelesen, das gefiel mir nicht. Deine Skizzen, die Du hier geschrieben hast, gefielen mir besser.“ —

„Schnurrige Ansicht!“ — Er stößt die Worte ordentlich ärgerlich heraus. „Heut zu Tage liest man nicht mehr Zuckerwasser-Novellen. Man verlangt nach derberer Kost, nach pikanten Gerichten. Zuckerwerk verdirbt auf die Dauer den Magen.“

„Pikante Gerichte ebenfalls,“ — meint Ingeborg ruhig.

„Ihr seid nicht die Welt,“ fährt Heinz fort; „jeder kluge, denkende Mensch will das Leben kennen, wie es ist, und darum schildern wir Schriftsteller es so.“

Gabriele zuckte gelassen die Achseln. „Dann danke ich Gott, daß ich das Leben nicht kenne, wenn es so sein soll, wie Ihr es schildert.“

Heinz ist nun in seinem Fahrwasser. Er spricht, wie er als Wahrheitsapostel sich berufen fühlt zu sprechen. Seine Kousinen lächeln darüber Natürlich, sie sind ja viel zu dumm, als daß sie ihn auch nur annähernd verstehen könnten. Die Männer, die so weltfremde Geschöpfe heirathen, sind zu bedauern. — — —

Heinz reiste bald nach Berlin zurück. Hier lebte er, wie reiche junge Leute, die keinen eigentlichen Beruf haben, leben. Ab und zu schrieb er eine pikante Novelle oder Plauderei. Man riß sich um seine Sachen. — Lulu und Alma kauften sie sich sogar im elegantesten Einband, er war ja „ihr Doktor" gewesen . . .

Im Westen hatte er sich eine Villa eingerichtet. Dort versammelte er Gesinnungsgenossen um sich. Seine „Freundinnen" zählten nach Dutzenden, ein Meer von Liebe umgab ihn. Zu seinen „Arbeiten" bedurfte er keiner besonderen Vorbereitungen mehr. Er schrieb einfach die Gespräche nieder, die er mit Konfektioneusen, Balleteusen und Tingeltangeleusen hatte, und begeisterte durch diese echt naturalistischen Plaudereien sein von Tag zu Tag sich mehrendes Publikum. Man sprach bereits von einer „Pahlen-Gemeinde".

Vornehme Damen schilderte er nie. Es gab ja keine solchen in seinen Augen. Die wenigen, die er von früher her kannte, erschienen ihm falsch und langweilig, und Andere lernte er nicht mehr kennen. Ihn verlangte auch gar nicht darnach. Er glaubte nicht mehr an die Tugend des Weibes. Er hielt es von vornherein für sehr viel richtiger, offen und ohne jegliche Scheu zu lieben, wie es seine Flammen thaten, als in unnatürlicher Weise dem Herzen Vorschriften zu machen, wie es in der „guten Gesellschaft" Mode war.

Er war ein durchaus moderner „Dekadent". Wenn er den Thiergarten durchschritt und die armen Frauen das welke, faulende Laub auflesen sah, dann hätte er dazwischenfahren und ihnen verbieten mögen, so die Natur zu verunstalten. Ihn konnte Nichts mehr entzücken, als ein versumpfter Tümpel, der war doch so viel naturgetreuer, als ein klarer Bach, der doch schließlich auch Nichts weiter war als ein Stück natürlicher — Konvention.

Die alte Schusterfrau besuchte er noch zuweilen, Frantz war sein Hoflieferant in Stiefeln geworden. Längst schon hatte er sich an den einsamen, ausgehöhlten schwarzbraunen Zahn gewöhnt — der war doch wenigstens Natur. Gewiß waren die Perlenzähne seiner Kousinen schon seit der Kindheit falsche gewesen!

In Gesellschaften — denn natürlich wurde er als Berühmtheit in eine gewisse Berliner „Gesellschaft", die aber nicht die beste war, eingeladen — führte er das große Wort. Wenn vereinzelte Damen zurückhaltend gegen ihn waren, gewann dennoch niemals der Gedanke bei ihm Raum, man möge ihn nicht — bewahre! Er nahm selbstverständlich an, daß sie ihm, dem geistreichen, berühmten Schriftsteller gegenüber nur befangen waren.

Die interessanteste Sorte Frauen waren und blieben für ihn solche vom Schlage der Schwestern Frantz. Hier fand er volles Verständniß. In diesen Kreisen widmete man ihm — gegen angemessene Entschädigung manchmal, oft aber auch aus reiner Anhänglichkeit — eine unheimliche Liebe.

M. Brandenburg.

Hieb und Stich.

Der Abwechslung halber wissen die Zeitungen wieder einmal eine kleine Depotunterschlagung zu melden. Es handelt sich um zwei Kaufleute, Namens Gustav und Louis Frank, deren Vater ein Bankgeschäft in Berlin betrieb, das nach seinem Tode aber einging. Nichtsdestoweniger kamen noch öfter Geldsendungen an die Firma an, welche die Gebrüder Frank mit großer Eleganz unterschlagen haben sollen. Gustav Frank ist in Haft genommen worden. Natürlich wird ihn ein „berühmter Rechtsanwalt" vertheidigen. Depoträuber werden in der Regel von den allerberühmtesten Rechtsanwälten vertheidigt. Sie zahlen eben Liebhaberpreise von dem gestohlenen Gelde. Und die Standesehre verbietet es den Rechtsanwälten nicht, in solcher Wiese indirekt von dem Raube zu profitiren.

* * *

In den Wucherprozeß gegen Treuherz und Genossen ist auch ein Kommissionär Namens Simon Aufrichtig verwickelt. Treuherz und Aufrichtig! — Was für verlockende und vertrauenerweckende Namen das doch sind! Ein Mann, der Treuherz heißt oder gar Aufrichtig, muß ein biederer Mann sein, denkt Mancher und geht den Herrschaften blindlings ins Garn. — Wie verlautet, soll Simon Aufrichtig ein entfernter Verwandter des Herrn Paulus von Aufrichtig sein, der neuerdings für das „Kleine Journal" sogenannte Sensationsartikel schreibt.

* * *

Die Polizeibehörde eines westpreußischen Städtchens bestätigte auf einer gedruckten Vorlage der unverehelichten Josephine R., die kürzlich in der Keibelstraße zu Berlin bei einem Kaufmann als Dienstmädchen „anzog", daß sie sich stets zur allgemeinen Zufriedenheit geführt und — von sozialdemokratischen Umtrieben fern gehalten habe. — Sollte Josephinchen wirklich nie einen Soldaten zum Liebsten gehabt und ihn mit Wurst und Braten gefüttert haben, die sie — nach der Marx'schen Lehre von der Expropiation der Expropiateure — den Beständen irgend eines scheußlichen Bourgeois entnahm?

* * *

Heinrich Pudor-Scham, der Dresdener Reklameliterat, hat wieder eine Anzahl kraftmeierischer Ergüsse unter dem Titel „Jungbrunnen" veröffentlicht. Es genügt, nur eine dieser „Offenbarungen" hier abzudrucken

— der zahmſten eine: „Ach, Ihr Kleingläubigen: So kann auch ich ſagen: Ihr glaubt nicht an mich. Und doch bin ich die Natur. Selbſt ſogenannte Freunde, ſelbſt Jünger, die mich zuvor den neuen Chriſtus nannten — ſie fielen ab — — vielleicht, weil ich mir im Winter einmal einen Bären ſchlachtete! Ha, ha, ha — krgrchrkgr . . . —; treulos unehrliches Menſchengezücht: immer ſterben muß Euch erſt Einer, ehe Ihr an ihn glaubt; — oder ſoll ich Euch den Mond herunterholen oder mit dem Jupiter Kegel ſchieben — das wäre ſelbſt mir doch ein wenig zu luſtig — lieber noch wollte ich dem Mondgeſicht einen Bart wachſen laſſen — aber genug mit dem Lachen: Ich gab Euch ſchon ſo viel, machte ſo viele Menſchen aus Euch, geſundete Euch, ſtärkte Euch, ließ Euch finden — — ach ja, ich vergaß, daß ich den Dank ja ſelbſt verachte, aber die Einſicht will ich, die Einſicht, die den Glauben ſchafft. Seid Ihr zu dumm oder zu furchtſam oder zu phlegmatiſch oder zu verſotten oder zu verſeucht — ach, Ihr Maulwürfe Ihr, Ihr licht-, luft-, himmelloſen Maulwürfe, Ihr, Ihr Bureaukratie-Igel, Ihr Bierſalamander, Ihr verſunkenen, verſtunkenen, vertrunkenen Paprikafreſſer, Ihr . . . Ihr zimperlichen Salonläuſe, Ihr Bierrülpſer, Ihr Zeitungsſchmarotzer, Ihr Bibliothekenſtänker, Ihr Medizintrinker, Ihr Kleiderpfauen, Ihr zweibeinigen Miſtkäfer, Ihr, Ihr — ach Ihr . . . Geldäſer, Ihr . . .“

Herr Scham hat ganz Recht, wenn er dem Mond keinen Bart wachſen laſſen will. Sich ſelbſt könnte er aber einen wachſen laſſen, vielleicht würde er dann vernünftiger werden.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürſtenſtraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Dr. med. Lütje's

Hantel-Pessar

ist ein

Talisman

— für jeden —

Hæmor- ◆ ◆ rhoidarier.

Die Schmerzen das Jucken u. Brennen sowie alle anderen Beschwerden verschwinden sofort.

Preis 3,50 Mk.

Aerztliche Anerkennungen. In wissenschaftl. Abhandl. **gratis** und **franco**. Zu beziehen durch

Evens & Pistor. Vereinigte Verbandstoff-Gummiwaaren- u. Instrumentenfabriken, Cassel (Hessen).

Die unübertroffenen Vorzüge von **Kemmerich's** Fleischextrakt und flüssiger Bouillon sind der reine, angenehme und nicht brenzliche Geschmack, der hohe Gehalt an Nährsalzen und Würzestoffen des reinen Muskelfleisches, die Ausgiebigkeit in der praktischen Verwendung und der niedere Preis. Ein einziger Versuch wird jede Hausfrau mit Kemmerich's Fleischextrakt befreunden.

Viel Vergnügen

bereitet der Besitz eines **photographischen Apparates,** für Landbewohner auch guten Nebenverdienst. Wir liefern vorzügl. Apparate schon von 10 ℳ ab, mit denen Jeder nach beigegeb. Anleitung ohne Vorkenntnisse tadellos schöne Bilder anfertigen kann. Illustr. Preisbuch und Probebild 30 Pf.

Burckhardt & Diner,
Hohenstein-E. 9. Sachsen.

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)

Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben

mit Beilage hervorragender

Romane in Buchform

und dem humoristisch-satirischen

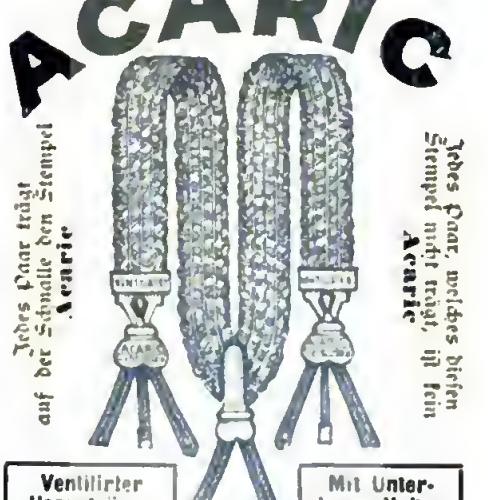
„Pasquino"

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands

unter Mitwirkung von **A. Fitger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telmann u. v. a.,** herausgegeben von **Constantin Brunner und Otto Ernst.**

Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer gratis u. franco zu verlangen von der Expedition **Hamburg, II Durchschnitt 16,** oder durch eine Buchhandlung.



Einzige Hosenträger, die das lästige Hinabrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Zweckdienlichster Träger für alle Jahreszeiten. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.

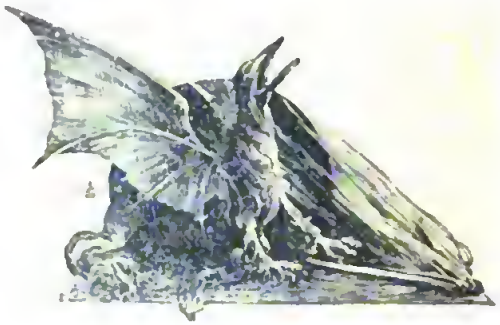
Ueberall vorräthig. Paar ℳ 3.50

Hauptdepots:

Berlin: Moritz Mädler, Leipzigerstraße 101.
Hamburg: Moritz Mädler, Neuerwall 84.
„ Ivan M. Schlichter.
Husum: F. Svenningsen
Kiel: Th. Thöl, Vorstadt 17.
Königsberg: H. Lachmanski.
Leipzig: Moritz Mädler, Petersstraße 8.
„ Th. Pfitzmann Nachfolger.
Lübeck: Justus Meyer.
München: Metzeler & Co.
Mühlhausen i. Th.: E. G. Hippius
Worms: Leop. Gallinger.

Anzeigen nur 40 Pfennig die zweispaltene Garmondzeile

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:
Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myring

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adolbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Pingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins, auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Berlin W. 30

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 57; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 8 | 24. November 1894

Die rothen Matadore.
Die deutschen Interessen an der Delagoabai und in Transvaal. Von H. B. v. Daalen.
Teslas Jünger. Von Gerhard Stein.
Sozial-philosophische Briefe. Von Dr. H. Eckener.
Der Tod des Zaren. Von Alfred Hermann Fried.
Dienstboten-Mißhandlung. Von Karl Schneidt.
Zur Noth der Landwirthschaft. Von M. Breslauer.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 55
Fernsprecher: VI, 3707

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Verlag von Siemenroth & Worms in Berlin SW.
Wilhelmstraße 129.

Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung v. 20. April 1892 nebst einem Anhang, enth. 1. das preuß. Gesetz betr. die Kosten für die in Folge des Reichsgesetzes vom 20. April 1892 bei der Führung des Handelsregisters vorkommenden Geschäfte vom 12. Juni 1892, 2. einen Entwurf eines Gesellschaftsvertrages. 1893. Erläutert von **F. Birkenbihl**, Gerichts-Assessor. VIII u. 413 S. gr. 8°. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—.

Die preussische Gewerbesteuer-Gesetzgebung und das Gesetz betr. die Besteuerung des Wanderlagerbetriebes. Mit Kommentar für Justiz- und Verwaltungsbeamte von **Rudolf Falkmann**, Landrichter. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. 1892. gr. 8°. Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 10.50.

Das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883 und 10. April 1892. Nebst den die Krankenversicherung ergänzenden Bestimmungen der übrigen Reichsversicherungsgesetze. Mit Einleitung und Kommentar von **Julius Hahn**, Landrichter. 1892. VIII und 236 S. gr. 8°. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Jahrbuch der neuesten Rechtsprechung zur Civilprozeßordnung und zum Gerichtsverfassungsgesetz. Unter Berücksichtigung des Kostenwesens, der neuesten Literatur und Reichsgesetzgebung herausgegeben von **Freudenthal**, Landgerichtsrath. I. und II. Jahrgang (1892 und 1893 umfassend). I. Jahrg.: Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. II. Jahrg.: Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Die wichtigsten civilrechtlichen Entscheidungen des Reichsgerichts aus dem Gebiete des Gemeinen Rechts. Systematisch zusammengestellt von **R. Rolligs**, Landgerichtsrath. VIII u. 152 S. 8°. Geh. Mk. 3.—.

Die Geschäftsführung der Zwangsverwalter und die gerichtliche Zwangsverwaltung auf Grund der Allgemeinen Verfügung vom 7. März 1892 und des Gesetzes vom 13. Juli 1883. Text mit Anmerkungen, Formularen und Beispielen von **Heinrich Peiser**, Landrichter. 1893. VIII und 256 Seiten 8°. Geh. Mk. 4.—, cart. Mk. 4.50.

Fälle und Abhandlungen, Gerichtlich-medizinische. Unter Mitwirkung von Aerzten und Juristen herausgeg. v. Landger.-R. Dr. **Herm. Ortloff.** 1.—4. Heft gr. 8°. Geh. Mk. 7.80.

Mau, Amtsrichter, Mörder im Kindesalter. Moralischer Defekt? Zwei Rechtsfälle. **Krauß**, Dr. A., Ein dritter Fall. (4.) 1888. (49 S.) Mk. 1.40.

Ortloff, Dr. **Herm.**, Strafbare Fahrlässigkeit bei Ausübung der Heilkunst. (3.) 1888. (96 S.) Mk. 2.40.

— Kind oder Foetus. (1.) 1887. (VIII, 90 S.) Mk. 2.40.

— Verbrechensverübung im Traumwandeln; s.: **Siefert.**

Siefert Arno, Erster Staatsanwalt, Versuch eines Mordes oder Selbstmordes? Erwürgen und Erdrosseln. **Ortloff**, Dr. H., Verbrechensverübung im Traumwandeln. (2.) 1888. (64 S.) Mk. 1.60.

Die Reichs-Gewerbeordnung in ihrer neuesten Gestalt nebst Ausführungsvorschriften. Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister von **Ernst Neukamp**, Amtsrichter. 1892. Cart. Mk. 2.50.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 24. November 1894

I. Jahrgang | Nr. 8 | Jahrgang I

Die rothen Matadore.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Frankfurt a. M. blieb Vollmar Sieger. Er streckte Bebel, seinen Gegner, glatt in den Sand, so daß dessen Schultern die Erde berührten. Und August Bebel erkannte damals die thatsächliche Ueberlegenheit Georg v. Vollmars an: er drückte ihm nach altbewährter Athletensitte die Hand und versicherte ihm, daß er im Großen und Ganzen seiner Meinung sei.

Das war damals, unter dem ersten Eindruck der ernüchternden Thatsache, daß die Mehrzahl der Kongreß-Delegirten ihn — Bebel — im Stiche gelassen und Vollmars Taktik, wenn auch nur indirekt, gebilligt hatte. Lange aber konnte ein so ehrgeiziger Mann wie Bebel jene Schlappe nicht auf sich sitzen lassen, und so ist er denn vor einigen Tagen zu Berlin in öffentlicher Volksversammlung abermals zum Angriff übergegangen.

In einer reichshauptstädtischen Volksversammlung hat Bebel stets die Menge hinter sich. Ob er nun die jungen Sozialisten als Verräther an der Partei brandmarkt und mit dem Kirchenbann belegt, weil sie in Wort und Schrift der Meinung Ausdruck geben, daß die Sozialdemokratie auf dem besten Wege sei zu versumpfen, daß sie in dem Bestreben, immer mehr Anhänger zu werben, das Prinzip allgemach verleugne und verwässere — oder ob er selbst diese Vorwürfe gegen die Partei erhebt, stets ist die Menge der Zuhörer

bereit, ihm Beifall zuzujauchzen. Und wer in solchen Versammlungen anderer Meinung ist, als der große Bebel, dessen Namen auf den Litfaßsäulen nur noch mit ganz klobigen Buchstaben gedruckt wird, der möge sich ja in Acht nehmen, auf daß nicht derbe Proletarierfäuste ihm des Zukunftsstaates liebliche Sitte lehren.

Der Einfluß der Suggestion ist besonders groß auf Personen von geringer Bildung, und August Bebel, der nervös überreizte Agitator mit den geistvoll blickenden Augen und den Manieren des Weltmannes, ist eine suggestive Persönlichkeit allererster Ordnung. Wenn Bebel sich als Wunderdoktor etabliren wollte, so würde er allenthalben, wohin er käme, großen Zulauf haben und sicher auch Kuren verrichten, an deren Thatsächlichkeit ein Zweifel nicht aufzukommen vermöchte. Aber Herr Bebel hat keinerlei Neigung, sich als Wunderdoktor zu etabliren, sein Ehrgeiz ist auf Höheres gerichtet: er will als sozialdemokratischer Ringkämpfer, als *rother Matador* sich bewundern lassen. Das Karl-Absthum ist ihm zur zweiten Natur geworden. Diejenigen, die ihn genauer kennen, behaupten, daß er fortwährend auf der Suche sei nach einem Tom Cannon, mit dem er seine Kräfte messen kann.

Kampfesfrohen Männern ist der Kampf die Hauptsache, das Objekt, um das gekämpft wird, Nebensache. *Wenn* sich ihnen nur eine Gelegenheit bietet, ihre Kräfte voll zu entfalten, ihre ganze Geschicklichkeit zu zeigen, ihren Muth und ihr Feuer zu bekunden, dann sind sie schon überglücklich. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß in dem öffentlichen Auftreten eines Bebel so häufig innere Widersprüche sich zeigen, die auf den ersten Blick unverständlich erscheinen. Wenn Bebel heute selbst eine Sache vertritt, die er vor einigen Jahren noch aufs Aeußerste bekämpft hat; wenn er sich auch früher schon wiederholt in fast willkürlicher Weise bald für, bald gegen eine Anschauung oder eine in der Partei sich bemerklich machende Tendenz engagirte, je nachdem Laune und Temperament seine Stellung ihm anwiesen, so ist man deßhalb noch lange nicht zu der Annahme berechtigt, daß er unehrlich sei oder sich irgendwie verstelle. Herr Bebel ist stets er selbst — immer ist er der Feuerkopf, immer der Mann mit dem heißen, leidenschaftlichen Herzen, stets der streitbare Kämpe und der nervöse Agitator, dessen leicht-

Digitized by Google

bewegliches Temperament ihn immer wieder aus der Reihe hervorspringen läßt. In Reih und Glied kann August Bebel nicht lange stehen; da tritt er gar zu gerne seinen Vordermännern auf die Hacken und seinen Nebenmännern auf die Zehen. Er ist ein Franktireur, der am wohlsten sich fühlt im freien Gelände, weil er dort im Kampf auf eigene Faust am ungehindertsten seine Kräfte entfalten kann.

Ein echtes Franktireur-Stücklein war auch die Rede, welche er dieser Tage gehalten hat. Daß sein Vorgehen weithin Aufsehen erregen würde, wußte er. Es ist in der That keine Kleinigkeit, wenn ein Mann wie Bebel, dem doch gewiß Niemand die Absicht einer Parteischädigung unterschieben wird, öffentlich auftritt und die Behauptung aufstellt, daß die Partei, zu der er gehört, auf gefährliche Abwege gerathen, daß sie im Begriffe sei, taktisch zu versumpfen und prinzipiell zu verlottern. Die Gründe, die er zur Unterstützung seiner Behauptung ins Treffen führte, sind in hohem Grade einleuchtend. Die Sozialdemokratie von heute ist thatsächlich in taktischer und in theoretischer Hinsicht schon lange nicht mehr das, was sie zur Zeit des Sozialistengesetzes gewesen ist. Seit dem Erfurter Parteitage, wo man die Jungen mit Schimpf und Schande aus der Partei ausstieß, weil sie gewagt hatten, ähnliche Vorwürfe und Beschwerden laut werden zu lassen, wie jetzt Bebel, seit dem Tage von Erfurt hat sich die sozialdemokratische Partei, „zielbewußt" wie immer und ganz folgerichtig, nach rechts entwickelt. Und Georg v. Vollmar, der innerhalb der deutschen Sozialdemokratie zur Zeit des Sozialistengesetzes der Führer des radikalen linken Flügels gewesen war, der aber später, als er aus dem Auslande wieder zurückkehrte und mit den realen Verhältnissen in engere Berührung kam, allmählich vom äußersten linken Flügel auf den rechten Flügel hinüberwechselte — Georg v. Vollmar nahm im Laufe dieser Entwickelung naturgemäß zu an Macht und Ansehen innerhalb der Partei.

Herr v. Vollmar ist, ebenso wie Bebel, kein gewöhnlicher Mensch. Man kann sogar behaupten, daß er und Bebel unter den bekannteren sozialdemokratischen Führern die beiden einzigen Männer von scharf ausgeprägter Eigenart und nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Und gerade deßhalb, weil sie Beide schließlich die einzig Bedeutenden unter den bekannteren Parteiführern sind, können sie auf

Digitized by Google

die Dauer nicht ruhig neben einander wohnen. Sie müssen von Zeit zu Zeit sich an einander reiben, sonst ist ihnen Beiden nicht wohl. Das schließt keineswegs aus, daß sie einander im Grunde ihres Herzens doch ganz gut sind — was sich liebt, das neckt sich eben.

Georg Ritter von Vollmar lebt schon seit Jahren wieder in seiner baierischen Heimath. Er fühlt sich jetzt, worauf er sich ja in Frankfurt nicht wenig zu Gute that, als Sohn des baierischen Bauernvolkes und möchte als Bauernführer zu Einfluß und Ansehen gelangen, da in Baiern der Bauernstand der einflußreichste von allen Ständen ist. So lange Vollmar in Sachsen lebte, woselbst er seine sozialdemokratische Laufbahn begann, und später, als er im Auslande — in der Schweiz und in Paris — sich aufhielt, hatte er, wie die meisten Sozialdemokraten, die soziale Frage nur im Zusammenhang mit der Entwicklung der modernen Industrie studirt; sie war damals für ihn lediglich die „Arbeiterfrage" — die Industrie-Arbeiterfrage. Zu jener Zeit stand Vollmar auch naturgemäß noch auf revolutionärem Boden. Er war der Revolutionärsten einer. Die Industriearbeiter haben ja „Nichts zu verlieren, als ihre Ketten und eine Welt zu gewinnen." Dieses Bewußtsein, diese Empfindung theilt sich im täglichen Verkehr mit den Industrieproletariern auch ihren Führern mit — sie gelangen naturgemäß zu revolutionären Anschauungen oder aber sie heucheln wenigstens solche, falls sie unehrlich sind.

Herrn von Vollmar kann man den Vorwurf nicht machen, daß er jemals unehrlich gewesen wäre. Auch er ist, wie Bebel, ein Mann von temperamentvollem Wesen und erstaunlicher geistiger Beweglichkeit. Bei solchen Leuten sind, im natürlichen Verlaufe ihrer Entwickelung, Schwankungen und Inkonsequenzen nie ganz ausgeschlossen. Ihre Entwickelung ist oft eine sprunghafte; engherzigen Konsequenzenziehern und Prinzipienreitern bieten sie mehr als einmal Anlaß zu ernstem Tadel. Und doch sind sie immer ehrlich — und dennoch ist Alles, was sie thun und sprechen, stets der Ausdruck ihrer jeweiligen Ueberzeugung . . .

Im engen Verkehr mit den baierischen Bauern, den er aus Gründen der Zweckdienlichkeit suchte, ging Vollmar die große Wahrheit auf, daß der Bauer und auch der ländliche Arbeiter doch ganz andere Menschen sind, als der Fabrikarbeiter. In der freien Gottes-

natur haben sie sich ihre knorrige Eigenart bewahrt, die der Industrieſklave den Anforderungen des Zuſammenarbeitens zum Opfer bringen mußte. Die Arbeit des Landwirths iſt eine mehr individuelle. Von perſönlicher Kraftentfaltung, von Intelligenz und Tüchtigkeit hängt hier der Erfolg in erſter Linie ab. Das ſtählt und ſteift die Eigenart, das bildet und modelt den Charakter, während der Induſtrieproletarier Eigenart und Charakter gar häufig der Fabrikordnung opfern muß. Mit ſeiner verkümmerten Individualität iſt er gerne bereit, ſich einer neuen ſozialen Fabrikordnung zu fügen — und ſei ſie noch ſo ſtreng — ſobald ihm dadurch hinreichende Magenfüllung gewährleiſtet wird.

Für den Induſtriearbeiter hat der rohe Kommunismus nichts Abſchreckendes. Der Landbewohner aber will ſein eigener Herr — er will vor allen Dingen bei ſeiner Arbeit frei ſein und ſich unter keine Fuchtel beugen. Aus dieſem Grunde iſt er Anhänger der Einzelwirthſchaft, und ſein größtes Glück iſt es, auf eigener Scholle ſelbſtſtändig zu hauſen. Das iſt übrigens auch das Ideal des ländlichen Arbeiters, der ſich in Bezug auf Denken und Empfinden von ſeinem bäuerlichen Arbeitgeber gar nicht unterſcheidet.

Das Alles ſah Vollmar ein, und danach modelte er ſeine Taktik um. Und gerade das iſt es, was Bebel ihm verargt. Dazu kommt noch, daß auch in den großen Städten durch die Anforderungen der Agitation unter den gleichfalls ſtark individualiſtiſch veranlagten Handwerkern und Kleinbürgern ebenfalls ein ſpießbürgerlicher Zug in die ſozialdemokratiſche Bewegung hineinkam, der von Parteitag zu Parteitag deutlicher hervortritt. Das flößt nun Herrn Bebel bange Beſorgniſſe ein, da es ihm zur Zeit an andern Mitteln, ſich angenehm zu erregen, gebricht. Er will wieder einmal aus ſich heraus gehen und da iſt ihm dieſe Erſcheinung als Vorwand gerade willkommen. Und Herrn Vollmar wird die Sache jedenfalls auch nicht unangenehm ſein. Nun bietet ſich ihm wieder eine willkommene Gelegenheit, im Klärfeuer der Diskuſſion die Ueberlegenheit ſeiner Taktik und ſeiner — Dialektik darzuthun. Weiter hat der vielbeſprochene Zwiſchenfall keinen Zweck. Trotz der Bebel'ſchen Proteſte wird die fernere Entwickelung der Sozialdemokratie ſich in der von Vollmar eingeſchlagenen Richtung bewegen — falls nicht ein neues Ausnahmegeſetz von Neuem Alles in Frage ſtellt. K. Sch.

Die deutschen Interessen an der Delagoabai und in Transvaal.

I.

Die für das politisch und finanziell schon so schwache Portugal wenig erfreuliche Thatsache, daß mehrere Tausend Kaffern auf Lourenço Marquez, die an der Delagoabai belegene Hauptstadt seiner ostafrikanischen Provinz Mosambique, marschiren, und die Nachricht, daß die deutschen Kreuzer „Seeadler" und „Condor" dorthin beordert worden sind, hat wieder einmal die Aufmerksamkeit auf die politischen Ereignisse und Verhältnisse in Südafrika gelenkt. Und da sehr bedeutsame deutsche Interessen, direkt und indirekt, in wirthschaftlicher wie in politischer Beziehung damit verknüpft sind, so bedarf es wohl keiner Entschuldigung, wenn jene Vorgänge und Zustände hier einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

Ein Streit zwischen zwei Kaffernhäuptlingen, Mahaputa und Gungunhana mit Namen, veranlaßte die Portugiesen, einzugreifen und ersterem eine Strafe aufzuerlegen; er weigerte sich jedoch, sich dieser zu unterwerfen und empörte sich. Der Gouverneur von Mosambique glaubte, auf Hülfe von Seiten der Unterthanen eines anderen Häuptlings, Maputa, rechnen zu dürfen, und lieferte diesen Waffen aus dem Arsenal in Lourenço Marquez; doch Tags darauf waren die Getreuen Maputas sammt den Waffen verschwunden: sie waren zum Feind übergegangen. Das hätten die Portugiesen freilich voraussehen müssen; war es ihnen doch bekannt, daß im Frühjahr 1894 das unverschämte, anmaßende Auftreten der Kaffern in Zoutpansberg in Transvaal, an der Grenze von Mosambique, die Regierung der Südafrikanischen Republik gezwungen hatte, eine militärische Expedition unter Führung des bekannten Generals Joubert abzusenden, deren Feldzug mit der Gefangennahme des Häuptlings Malaboch endete; zwar brach ein neuer Aufstand aus, aber auch dieser wurde von Joubert niedergeschlagen. In Transvaal wäre übrigens der Friede gar nicht gestört worden, wenn die Portugiesen den wiederholten Beschwerden der Transvaal-Regierung wegen des Schmuggelhandels in Waffen, der an der Grenze blühte, Rechnung getragen und die Einfuhr in Mosambique verboten hätten, natürlich ohne dabei die Methode der Engländer zu befolgen, die, Deutschland zu Gefallen, das Passiren von Kriegsmaterial in der Walfischbai nur gegen einen Erlaubnißschein der deutschen Behörden gestatteten, aber unserem Gegner Witbooi von Kimberley aus durch die Kalahariwüste Waffen und Munition zuführten. Ohne diese, der Gewinnsucht entsprungene, liebenswürdige Nachsicht hätte sich Witbooi nicht bis vor Kurzem halten können, und würden wir ihn schon längst „aufgefressen" haben, wie der Afrikaner sagt.

Die portugiesische Regierung erntet also jetzt die Früchte ihrer Unvorsichtigkeit, die um so schwerer wog, als es ein offenes Geheimniß war, daß sowohl die Kaffern in Transvaal, als die in Lourenço Marquez von weißen Berathern und englisch geschriebenen Zeitungen wie z. B. dem Transvaal-Advertiser aufgehetzt und zum Aufstand getrieben wurden.

Es lag auf der Hand, was alle früheren ähnlichen Ereignisse leider gelehrt haben, daß die Behörde in Lourenço Marquez machtlos war, die Ordnung wiederherzustellen; so wandte man sich denn zunächst an den befreundeten Nachbarstaat Transvaal um Hülfe. Cecil Rhodes, der Premierminister der Kapkolonie, erklärte sich bereit, mit den Kaffern zu vermitteln, und sie zur Ruhe zu bringen; da aber die Lissaboner Regierung auf Grund der Berichte des Gouverneurs von Mosambique Rhodes für den Anstifter der Unruhen hielt, so fiel dessen Anerbieten nicht auf guten Boden. Aber die Portugiesen sind ein höfliches Volk, und höflich war auch die Art und Weise, in der Rhodes abgewiesen und die sofortige Wiedereinschiffung der von einem englischen Kriegsschiffe in Lourenço Marquez gelandeten Truppen gefordert wurde. Dies schloß eine Aktion seitens der südafrikanischen Republik aus: denn käme Transvaal Lourenço Marquez zu Hülfe, so wäre ein Konflikt mit England, das dann seinerseits sogleich wieder Truppen landen würde, wahrscheinlich. Niemand aber vermöchte Oberst Fereira von Johannesburg, der unter General Joubert den Feldzug gegen Malaboch mitgemacht hat, zu verhindern, sich nach Lourenço Marquez zu begeben, um dem Gouverneur seine Dienste anzubieten.

Wer die Vorgänge in Südafrika aufmerksam verfolgt, wird sich darüber klar sein, daß England auf die durch den angeblich von Cecil Rhodes angestifteten Kaffern-Aufstand entstandene Verlegenheit Portugals spekulirt und mit kaum verhüllter Freude die Unruhen betrachtet, in der Hoffnung, daß durch sie sein Streben, sich in den Besitz der Delagoabai zu setzen oder doch sich daselbst einen überwiegenden Einfluß zu sichern, verwirklicht werden und die Eisenbahnlinie, welche von Lourenço Marquez nach der Grenze Transvaals führt, ihm zufallen wird. Schon im Jahre 1872 erhob England, auf Grund eines angeblich von dem englischen Kapitän Owen mit einem Kaffern-Häuptling abgeschlossenen Vertrages, Ansprüche auf die Bai. Drei Jahre später aber entschied der von beiden Parteien zum Schiedsrichter gewählte Präsident der französischen Republik zu Gunsten Portugals. Die portugiesische Regierung schien aber, selbst nach dieser Warnung, der wirklichen Lage der Dinge ein volles Verständniß nicht entgegenzubringen; denn in einem Vertrage vom 28. Mai 1879 räumte sie den englischen Waaren die freie Durchfuhr ein und gestattete den Engländern die Errichtung von Lagerräumen in Lourenço Marquez. Von der Eisenbahn von Lourenço Marquez nach Transvaals Hauptstadt Prätoria wird der in Transvaal belegene und nahezu vollendete Theil von der Niederländisch-Südafrikanischen Eisenbahngesellschaft gebaut, bei der deutsches Kapital in bedeutendem Umfange interessirt ist. Für den Bau der auf portugiesischem Gebiet belegenen Strecke wurde von der portugiesischen Regierung ursprünglich dem Amerikaner Oberst Mac Murdo Konzession ertheilt. Dieser bildete in

London, unter Betheiligung hauptsächlich englischer Kapitalisten, eine quasi portugiesische Aktiengesellschaft; mit dem Bau wurde im Frühjahr 1886 angefangen, und im Januar 1888 war die Strecke bis auf 9 Kilometer fertig. Da mußte wegen Geldmangels der Bau eingestellt werden, und als die Gesellschaft eine ihr gewährte Frist hatte verstreichen lassen, erklärte die portugiesische Regierung die Konzession für verfallen und vollendete die Bahn in eigener Regie. Oberst Mac Murdo und die Gesellschaft protestirten und kamen um Entschädigung ein, und dies veranlaßte sowohl die nordamerikanische als die englische Regierung, für die Interessen ihrer bei der Angelegenheit betheiligten Unterthanen einzutreten. Schließlich wurde die Streitfrage einem aus schweizerischen Rechtsgelehrten gebildeten Schiedsgericht in Bern übergeben, dessen Entscheidung man in Portugal und England, wie in Transvaal und Deutschland, mit Spannung entgegensieht. In England rechnet man darauf, daß Portugal zur Zahlung einer sehr hohen Entschädigungssumme verurtheilt werden wird, welche es bei seiner finanziellen Schwäche nicht bezahlen, vielmehr nur durch den Verkauf der Bahn erschwingen könnte.

Je näher der 1. Januar 1895, der Tag, an welchem die Delagoabai-Eisenbahn eröffnet werden wird, heranrückt, desto eifriger und ungestümer rührt sich die Presse in England. Ernste Zeitungen, wie die Saturday Review, schreiben: Es dürfe auf keinen Fall geduldet werden, „daß Transvaal die ausschließliche Verwaltung über einen so bedeutenden Hafen wie die Delagoabai erhalte." Selbst die höchsten Beamten der Kapkolonie, Sir Henry Loch und Cecil Rhodes, deren imperialistische Gesinnung doch wohl über jeden Verdacht erhaben ist, bieten der Sat. Rev. keine genügende Gewähr für eine kräftige und wirksame Vertretung der britischen Interessen.

„England muß selbst einsehen, wie wichtig es ist, sich den Besitz dieses Hafens zu sichern, schon um sich gegen das starke Anwachsen der französischen Macht auf Madagaskar, im Kanal von Mosambique und im Indischen Ozean zu schützen; es darf sich dabei nicht verlassen auf die je nach Laune wechselnde Loyalität der Staatsmänner am Kap, die, sei' es aus finanziellen Gründen oder ihrer eigenen politischen Pläne wegen, bereits halb holländisch geworden sind."

Auch der „National Observer" meint, die englische Regierung sei sich der großen Interessen, welche bei der Delagoabai auf dem Spiele stehen, nicht genügend bewußt, da sie andernfalls Cecil Rhodes die Weisung gegeben haben würde, den portugiesischen Theil der Eisenbahnlinie käuflich zu erwerben. „Sparsamkeit ist in dergleichen Angelegenheiten äußerst verwerflich", sagt das Blatt, und es wehklagt über die thatsächliche Nichtigkeit der englischen Souveränität und über Präsident Krüger, der „England so bitter haßt, als wäre er ein Ire". Ob nun Präsident Krüger England wirklich haßt, und wie stark dieser Haß ist, ist ja sein Geheimniß; soviel aber ist bekannt, daß das englische Ausbeutungssystem und die englische Habgier ihm bis in den Grund der Seele zuwider sind, und daß er mit allen Buren in Transvaal und allen „Afrikaandern", wie die Buren sich am liebsten nennen, auf die Stunde brennt, die dieses System nach

Gebühr bestrafen wird. Die rohen, wahrhaft widerwärtigen Angriffe englischer Einwohner von Prätoria und Johannesburg im Laufe dieses Jahres und ihre aufrührerische Haltung, welche die Regierung veranlaßte, zwei englische Prediger, Underwood und Woosenden, verhaften zu lassen, sind nicht dazu angethan, die Buren umzustimmen; und, Alles in Allem genommen, ist es nur recht und billig, wenn Präsident Krüger des perfiden Albion nicht gerade mit den zärtlichsten Gefühlen gedenkt; Niemand wird ihm das verargen. Uebrigens ist es eine Beleidigung Krügers, ihn mit den Iren zu vergleichen, die weder feste Entschlossenheit, noch den moralischen Mut eigener Initiative besitzen, Charakterzüge, die dem Präsidenten in hohem Maße eigen sind. Kein Ire würde sich, wie Präsident Krüger, mit zäher Geduld immer aufs Neue gegen den fremdsprachigen Druck gewehrt und der englischen Devise „nunquam satur" widersetzt haben. Kein Bur und „Afrikaander" würde sich je zu der Schwäche und Feigheit erniedrigen, womit der Ire seinen jungen Helden Robert Emmets ans Messer lieferte.

Auch begeht der „National Observer" einen historischen Fehler, wenn er von „Souveränität" spricht; wohl war in den Vertrag von 1881, als nach der Niederlage bei Majuba Hill die Engländer aus Transvaal vertrieben worden waren, die Bedingung aufgenommen worden, die Königin Viktoria solle die Souveränität über Transvaal behalten, in der Konvention von 1884 aber wird von Souveränität mit keinem Worte mehr gesprochen; es wird darin nur gesagt, daß die Königin das Recht hat, die auswärtige Politik Transvaals insoweit zu überwachen, als ohne ihre Genehmigung kein Krieg erklärt werden darf, der als schädlich für die britischen Interessen in Südafrika erachtet wird.

Wenn endlich die „Pall Mall Gazette" Cecil Rhodes auffordert, beim Auswärtigen Amt darauf zu dringen, daß die Delagoabai gegen die unverzinsten portugiesischen Schuldbriefe in England in Zahlung genommen werde, so kann man solchen Wuthausbruch getrost zu den übrigen Dummheiten der englischen Presse legen. In der Republik aber haben diese und ähnliche Artikel heftige Entrüstung hervorgerufen und der dortigen Presse Veranlassung gegeben, zu wahrhaft würdigen und von echt vaterländischem Geiste beseelten Aeußerungen. So schreibt „De Volksstem", ein einflußreiches und gut redigirtes Blatt:

„Sollte es sich bewahrheiten, daß die Regierung der Kapkolonie ihre Hand bei Plänen im Spiel hat, welche einen feindlichen Charakter gegenüber Transvaal tragen, so ist es die Pflicht unserer Regierung, sofort Aufklärung zu verlangen und, wenn diese ausbleibt, Gegenmaßregeln gegen die Kapkolonie zu ergreifen." Und weiter: „Auch dürfte es nützlich sein, nicht zu vergessen, daß eine widerrechtliche Besitznahme der Delagoabai durch England unter allen Afrikaandern, sowohl in unserer Republik als in den übrigen südafrikanischen Staaten und Kolonien, die größte Unzufriedenheit erwecken und eine allgemeine Erhebung zur Folge haben könnte. Man wird in London gut thun, sich darüber klar zu werden und es sich immer zu vergegenwärtigen, daß das Südafrika von 1894 nicht mehr das von 1842

ist, als die Emigranten, von den blutigen Kriegen gegen die Zulukaffern zu Tode ermüdet, sich den von Oberst Cloetes Armee verübten Raub an ihrem gesetzlichen Eigenthum gefallen lassen mußten und von der britischen Regierung wiederum in die Wildniß getrieben wurden. Die südafrikanische Republik muß in der Delagoabai-Angelegenheit gehört werden; denn, abgesehen von Portugal, ist sie dabei die Nächstinteressirte."

Was nun den Ankauf des portugiesischen Theiles der Delagoabai-Eisenbahn betrifft, so wird englischerseits behauptet, daß Portugal die Strecke nur an England oder aber nicht ohne Englands vorherige Einwilligung verkaufen dürfe. Man beruft sich dafür auf den am 11. Juni 1891 zur Regelung der englisch-portugiesischen Grenzverhältnisse in Afrika abgeschlossenen Vertrag, in welchem sich England ein Vorkaufsrecht auf die gesammten südlich vom Zambesi belegenen portugiesischen Besitzungen ausbedungen hat. Auch nur einen Theil dieser Besitzungen, sei es selbst ein Streifen Landes, über den eine Eisenbahn gelegt ist, an Andere zu verkaufen, wäre demnach nicht gestattet. Dazu kommt, daß, solange die Entscheidung des Berner Schiedsgerichts nicht gefallen, die Eisenbahn als Unterpfand für eine eventuelle Entschädigung nicht veräußert werden darf. Obgleich Portugal, nach der von England im Jahre 1890 gegen seine Besitzungen geübten Vergewaltigung und dem oben erwähnten, ihm aufgedrungenen Vertrage, welcher seine Hoffnungen auf Vereinigung seiner ost- und westafrikanischen Besitzungen und auf die Bildung eines Kolonialreiches vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean vernichtet hat, wohl schwerlich zu einem Verkauf an England zu bewegen sein wird, so ist es Angesichts seiner zerrütteten Finanzen doch nicht ausgeschlossen, daß, falls es vom Berner Schiedsgericht zur Zahlung einer größeren Ersatzsumme verurtheilt würde, es England dennoch gelänge, die Eisenbahn zu erwerben. Um diese Spekulation auf die Verlegenheit Portugals, wenn möglich, zu vereiteln, hat die Transvaal-Regierung schon vor mehreren Monaten die Summe von 10 000 000 Mark in Europa deponirt, um Portugal in die Lage zu versetzen, sofort nach dem Bekanntwerden des Schiedsspruches eine Hypothek auf die Eisenbahnlinie aufzunehmen, was England nicht verhindern könnte. Als Hypothekenbesitzer würde Transvaal den überwiegenden Einfluß auf die Verwaltung der portugiesischen Eisenbahnstrecke sich sichern können, welchen England, um Transvaal eine tödtliche Wunde beizubringen, so gerne für sich in Anspruch nehmen möchte.

Daß das Streben nach dem Besitz der Delagoabai und der portugiesischen Eisenbahnstrecke englischerseits noch eifriger verfolgt wird, seitdem die Madagaskarfrage akut geworden ist und Frankreich entschlossen scheint, Madagaskar zu annektiren oder mindestens unter seine Oberhoheit zu bringen, ist selbstverständlich. Aber auch ohne dies war die Delagoabai das Ziel, dem England seit Jahrzehnten zustrebte, um die Südafrikanische Republik zu schädigen, ihr weiteres selbstständiges Aufkommen und Gedeihen zu verhindern, ihr die Lebensluft zu nehmen, und sie, wenn möglich, wieder unter wirthschaftliche, dann aber auch unter politische Vormundschaft zu stellen. Daß dem so ist, und welcher Mittel die Engländer sich bedienen,

um ihr Ziel zu erreichen, darüber belehren uns eine Reihe von Vorgängen in Transvaal während der letzten zwei Jahre, welche ein Bild englischen Hochmuths, englischer Habsucht und Feindseligkeit darstellen, wie man es sich häßlicher kaum denken kann.

Aus diesem Bilde und aus der in der transvaalischen Presse von einer mächtigen Burenpartei ausgesprochenen Ansicht: „Es wäre wünschenswerth, daß auch andere Nationen, wie Deutschland und Frankreich, an der Südafrikanischen Republik derart interessirt wären, daß sie es nicht dulden würden, daß das habgierige England fortwährend, offen und auf Schleichwegen, Transvaal befehdet und schädigt," — — hieraus, werden deutscher Handel und Unternehmungsgeist, deutsche Industrie und deutsches Kapital die richtigen Folgerungen ziehen können, vor Allem aber die Ueberzeugung gewinnen, daß Transvaals Präsident und Regierung jeden ernstlichen Versuch deutschen Kapitals und deutscher Arbeitskraft, sich selbst ständig an der Weiterentwickelung des jungen Staates zu betheiligen, zweifellos mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen würden.

* * *

Die meisten und damit gerade die wichtigsten Fragen, um die es sich in Transvaal handelt, werden beherrscht von dem Streit zwischen den „Uitlanders" (Ausländern), unter denen die Engländer die Mehrheit bilden, und der alten, ursprünglich eingewanderten, Landesbevölkerung, den Buren oder Afrikaandern; und bei den Berathungen des Volksraths ist in der Mehrzahl der Fälle dieser erbitterte Kampf die Basis, auf der sich die Parteien bewegen. Noch haben diejenigen Volksvertreter, die in dem englischen Theil der Bevölkerung und dessen Bestrebungen eine mehr oder weniger große Gefahr für den Staat erblicken, die Majorität im Volksrath, und es ist nicht zu leugnen, daß sie, einem rücksichtslosen Gegner gegenüber, von ihrer Macht einen ebenso rücksichtslosen Gebrauch machen.

Die Haupt- und Kardinalpunkte, welche dort dauernd auf der Tagesordnung stehen, sind: Zollverein, Wahl- und Stimmrecht, Wehrpflicht, Vereins- und Versammlungsrecht, Schulwesen, Eisenbahnen, Goldindustrie, Bergbaugesetze und Einfuhrzölle — in der That eine recht stattliche Sammlung von Zankäpfeln.

In erster Linie steht wohl die Eisenbahnfrage, weil sie nicht nur schon an und für sich wichtig, sondern auch in politischer Hinsicht bedeutsam ist. Die Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahngesellschaft, an der, wie schon erwähnt, deutsches Kapital in erheblichem Umfange betheiligt ist, ist von Anfang an den heftigsten, unlautersten und gehässigsten Angriffen ausgesetzt gewesen, die beinahe ausnahmslos aus dem englischen Lager kamen. Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten dieses Streites, auf die zahllosen Interpellationen von Anhängern der „Uitlander"-Partei, wie Loveday, Jappe u. A., im Volksrath und auf die Art und Weise einzugehen, wie in der englisch gesinnten Presse an Allem, was nur irgend mit der Eisenbahn in Verbindung gebracht werden konnte, herumgemäkelt wurde. Im Juni d. J. kam im Ersten Volksrath der Bericht der von ihm ein-

gesetzten Eisenbahnkommission zur Berathung. Bei dieser Gelegenheit hielt General Smit, Regierungskommissar für die Eisenbahnen, eine stundenlange, von großer Sachkenntniß zeugende Rede, worin er die Opposition geißelte, ihre Angriffe als unwürdig und ihre Behauptungen als unwahr zurückwies und am Schlusse sagte:

„Herr Präsident und Mitglieder des Volksraths! Selbst wenn es eine holländische oder rein-afrikanische Aktiengesellschaft gäbe, die aus eigenen Mitteln über das ganze Land ein Netz von Eisenbahnlinien zöge und diese nicht zum eigenen, sondern nur zum Vortheil des Staates exploitirte, so würden sich dennoch Leute finden, die sich dem widersetzen würden. Diese Leute, meine Herren, sind die würdigen Nachkommen des Geschlechtes, das schon seit mehr als zwei Jahrhunderten versucht, den holländischen Einfluß in unserem Lande zu brechen, und ihr Widerstand ist nur eine Folge der Thatsache, daß sie diesen Einfluß durch das Gedeihen der Eisenbahngesellschaft wachsen sehen."

Mit diesen Worten hat General Smit die Sachlage zutreffend gekennzeichnet. Die englische Partei agitirt denn auch unausgesetzt für die Verstaatlichung der Eisenbahnen, in der Hoffnung, dann darauf hinwirken zu können, daß die holländische Verwaltung durch eine englische ersetzt werde. Um diese Verstaatlichung herbeizuführen, ist zunächst eine Vermehrung der sogenannten progressistischen Mandate erforderlich. Die „Nationale Unie", wie sich eine Vereinigung von Politikern nennt, die, um ihre Goldspekulationspläne zu verwirklichen, Herren in der Republik werden möchten, scheint solche Vermehrung durch Bestechung der Wähler erreichen zu wollen und richtete zu diesem Zweck im November 1893 ein Rundschreiben an die hauptsächlich englischen Goldminen-Aktiengesellschaften in Johannesburg, dem Hauptorte des Witwatersrands, mit der Bitte, ihre Bestrebungen finanziell zu unterstützen. Jeder anständige, gebildete Deutsche, der in fremdem Lande Gastfreundschaft und den Schutz der Gesetze für die Ausübung seines Gewerbes genießt, wird es wohl für seine Pflicht halten, seinerseits diesen Gesetzen Achtung und Gehorsam entgegenzubringen. Die Mehrzahl der Engländer in Transvaal aber scheint darüber ganz anders zu denken. Nach ihren Worten und Handlungen zu urtheilen, sind sie der Meinung, weil die Goldminen mehr als die Hälfte der Staatseinkünfte aufbringen, stehe ihnen das Recht zu, sich ihrer Pflicht zu entziehen, die Gesetze mit Füßen zu treten, Regierung, Präsident, Staats- und Eisenbahnbeamte zu beleidigen, durch Verbreitung unwahrer Berichte die Republik nach außen zu diskreditiren, im Wahlkampfe, obwohl selbst nicht wahlberechtigt, die erbärmliche Rolle von Bestechern zu spielen und durch schamlos betriebene Schachergeschäfte und Bündnisse mit verdächtigen Elementen den gemeinsamen Feind, die Buren-Regierung, zu bekämpfen, mit einem Worte: sich nicht nur als politische „snobs" in des Wortes schlimmster Bedeutung zu betragen, sondern auch in öffentlichen Versammlungen den Aufruhr zu predigen und zu behaupten, das Recht, das Land zu regieren, komme eigentlich ihnen und nicht dem dummen, eigensinnigen, störrischen Bur zu. So wurde im Juni 1893 eine Versammlung der „Nationale

Unie" abgehalten zur Besprechung über die Nothwendigkeit der Erlangung größerer Rechte für den nicht-holländischen Theil der „Uitlander", bei welcher Sir John Tudhope, der Präsident der „Unie", in einer mit großer Begeisterung aufgenommenen Rede u. A. sagte, ein Bürgerkrieg sei unvermeidlich, wenn nicht die Ansprüche der „Uitlander" in vollem Umfange befriedigt würden. Bedenkt man, daß dieser Sir John, der es für schicklich und erlaubt erachtete, als Gast in einem fremden Lande, in dem er eine Existenz gefunden, welche ihm sein Vaterland nicht bieten konnte, eine solche Sprache zu führen, ehemals Minister der Kapkolonie gewesen ist, also zu den Reiferen und Bedächtigeren gerechnet werden muß, so wird man sich eine Vorstellung von dem machen können, was das grünere Holz der Umsturzpartei in Transvaal sich gestattet.

Zu welcher Frechheit die englische, sogenannte progressistische Partei in der südafrikanischen Republik sich versteigt, lehrt folgende Thatsache: Anfang November 1893 wurde in dem in Johannesburg erscheinenden Blatt „Critic" ein Schreiben veröffentlicht, das ausgegeben wurde als die Antwort einer hochgestellten Persönlichkeit in London, welche in engen Beziehungen zu Lord .... (es war ein offenes Geheimniß, daß Lord Ripon gemeint war) stehen sollte, auf den Brief eines Einwohners von Johannesburg (des Advokaten Leonard, eines der Rädelsführer und Redehelden der „Nationale Unie"), der um das Urtheil des „Hochgestellten" über die Zustände in Johannesburg gebeten hatte. In diesem fingirten Briefe, der nichts Anderes war als ein Leitartikel des besagten Advokaten Leonard, wird über die Wege und Mittel gesprochen, um der angeblichen „Unterdrückung" der Engländer durch die Buren ein Ende zu machen. Ueber die Anwendung von Gewalt heißt es da u. A.:

„Wenngleich die Umstände Ihr Auftreten in der Rolle eines Cromwells des 19. Jahrhunderts rechtfertigen würden, so bleibt das doch immer ein gefährliches Spiel; wenn es Ihnen gelingt, so ist Alles gut und schön, aber der geringste Fehler würde ein entsetzliches Blutbad zur Folge haben können."

Besser gefällt und sicherer erscheint dem angeblich zu Lord Ripon in engen Beziehungen stehenden Briefschreiber der Plan, den Witwatersrand, den Theil Transvaals, an dem die Engländer am Meisten interessirt sind, ... für unabhängig zu erklären! Solle aber dieser kühne Plan gelingen, so dürfe es nicht an den nöthigen Vorbereitungen fehlen; „denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß der Regierung in Prätoria kein guter Rath ertheilt wird und sie, beseelt von der in Folge der Ereignisse von 1881 entstandenen aufgeblasenen Idee von dem Muth ihrer eigenen Bürger, nicht geneigt sein wird, widerstandslos einen so großen Schatz wie die Goldfelder und deren goldgrabende Bevölkerung preiszugeben. Sie werden also dafür Sorge tragen müssen, sich in einen Zustand genügender Selbstvertheidigung zu setzen, um einen Gegenangriff möglichst zu erschweren, jedenfalls bis Sie Hülfe von auswärts erreichen kann!"

Kann es Wunder nehmen, daß der Artikel der „Critic" die heftigste Entrüstung aller Patrioten wachrief? „De Volksstem" schrieb u. A.:

„Die schnöde britische Habsucht feiert in diesem Briefe im Voraus ihre Orgien. Unter den Augen unserer Regierung wird nichts Geringeres als Raub und Mord gegen eine ganze Nation kalten Blutes empfohlen und geplant. Ein vermessener, auf unserm Grund und Boden fett gewordener Fremder, der, undankbarer als ein Hund, jetzt die Besitzer des Landes, das ihm Gastfreiheit gewährt hat, beschimpft und ausplündern will, spricht in unserem Hause und an unserem Heerd offen die Absicht aus, uns die Frucht so vieler Kämpfe und so vieler bitteren Leiden zu rauben; der Name „Afrikaander", auf den wir stolz sind, wird verspottet; Männer, die Gut und Blut für ihre Freiheit geopfert haben und lieber Alles, selbst ihr Leben, hingeben würden, als dieses Kleinod zu verlieren, werden von einem Haufen von Glücksrittern niedrigster Art in Johannesburg, vor den Augen der ganzen zivilisirten Welt, schmählich verhöhnt."

Vorgänge wie die oben geschilderten sind nicht ohne Bedeutung und führen eine beredte Sprache für Jeden, der das Wühlen der Engländer in Transvaal beobachtet, und der da weiß, wie diese nicht zu ersättigenden Söhne Albions ihre Stellung in der Republik zu verrücken suchen. Bewunderung muß dabei die Haltung der Regierung erregen; ihres guten Rechtes und ihrer Kraft sich bewußt, hat sie es der patriotisch gesinnten Presse überlassen, ihre tiefe Verachtung gegen jene Wühler auszusprechen. Nichtsdestoweniger wird jetzt ein Preßgesetz ausgearbeitet, in das wahrscheinlich die Bestimmung aufgenommen wird, daß die Regierung ermächtigt werden soll, einen Redakteur, der es wagt, in solchem Ton und Geist zu schreiben, wie die „Critic", ohne Weiteres aus dem Lande auszuweisen.

Mittlerweile ist der ebenso unternehmende, wie rührige und energische Cecil Rhodes den Wühlern in Johannesburg zu Hülfe geeilt, in der Absicht, sie auf der Bahn der „Unabhängigkeit des Witwatersrand" einen Schritt weiter zu führen. Zu diesem Zwecke will er in Transvaal wiederholen, was ihm in der Kapkolonie so glänzend gelungen ist. So ist er denn dieser Tage in London angekommen, um hier eine „Witwatersrand Consolidated Goldmining Company Limited" zu gründen, welche alle Johannesburger Goldminen zu einer Riesenaktiengesellschaft vereinigen soll, ähnlich, wie er z. B. die Diamantminen von Kimberley in die „De Beers Consolidated Diamant Mines Co. Ld." zusammengefaßt hat. Es ist unbestreitbar, daß in der De Beers-Gesellschaft die geniale Idee eines genialen Mannes verkörpert ist, der Gedanke aber, die Goldminen Transvaals zu konsolidiren, ist, vom politischen Gesichtspunkt aus betrachtet, noch weit genialer. Die wirthschaftlichen Vortheile solcher Konsolidirungen liegen auf der Hand; nur eine mächtige, über enorme Kapitalien verfügende Korporation ist im Stande, nicht nur die Produktion, sondern auch den Verkauf des Goldes zu kontrolliren und somit den Markt zu beherrschen; ein großer Reservefonds von einigen 20 000 000 Mark in englischen Konsols, ein sehr bedeutender Kassensaldo und ein volles Portefeuille bringen zwar bei dem augenblicklichen niedrigen Zinsfuß und, da die Obligationen der Gesellschaft mit 5—5½ % verzinst werden müssen, ziemlich erhebliche Verluste mit sich, setzen aber diese in die Lage, bei einer eventuellen Krisis, einer plötzlichen Störung im

Betriebe des Goldbergbaues die Minenarbeiten nöthigenfalls sechs Monate und länger einzustellen und nichtsdestoweniger die Schwierigkeiten einer solchen Situation leicht zu überwinden.

Die De-Beers-Gesellschaft ist eine Korporation, die auf wirthschaftlichem wie politischem Gebiet einen überragenden Einfluß ausübt. Kimberley besteht und lebt großentheils von den 2 000 000 Mark, welche die Gesellschaft allmonatlich dort ausgiebt, und so wird es wohl Niemand Wunder nehmen, daß die Stimmen, über welche die Gesellschaft verfügt, bei den Wahlen ausschlaggebend sind. Kimberley und „River Diggings" allein senden sechs Mitglieder ins Kap-Parlament, eines von diesen ist Herr Cecil Rhodes, die Uebrigen sind seine Helfershelfer. Seit der Konsolidirung aller Minen Kimberleys tritt dort die Armuth in ihrer gräßlichsten Gestalt auf; denn die so mächtige Korporation hat keine Konkurrenz, beherrscht die Situation und bezahlt deshalb Hungerlöhne.

Man denke sich nun eine derartige mächtige Korporation, mit einigen Tudhopes und Leonards an der Spitze und Cecil Rhodes als oberstem Leiter, als die Herrin von Witwatersrand, also eine große wirthschaftliche, finanzielle und politische Macht, in einem Staate wie Transvaal, wo die Konsolidirung der innern Zustände kaum angefangen hat! Und, wohl gemerkt, eine feindliche Macht! Denn es wird doch wohl Niemandem, der die Umtriebe und das Wühlen vieler Engländer in Johannesburg beobachtet hat, auch nur für einen Augenblick in den Sinn kommen, etwa behaupten zu wollen, daß die große Mehrheit der Engländer in Witwatersrand den Buren und der Buren Regierung nicht feindlich gegenüberstehen. Wo augenblicklich mindestens 20 größere und viele kleinere Aktiengesellschaften operiren, deren Interessen oft bedeutend auseinandergehen, soll fortan eine einzige mächtige Kompagnie, mit einer Armee von Arbeitern, ganz Witwatersrand beherrschen. Wie, wenn eine solche Korporation, deren Seele öffentlich oder hinter den Koulissen Cecil Rhodes sein wird, Unzufriedenheit unter den Tausenden von Arbeitern erregt, sodann, wenn das Elend groß, auf diesen oder jenen leicht zu findenden Vorwand hin, den ganzen Betrieb einstellt und die Armee der Hungernden auf Pretoria losläßt? Sie kann es ja; die Gewinne und ihr Reservefonds würden so groß sein, daß es ihr Nichts schaden könnte, die Goldgräberei 6 Monate ruhen zu lassen, was vielmehr nur den Goldmarkt versteifen würde. Das Blutbad, von dem der angebliche Freund Lord Ripons spricht, wäre dann da.

In der That braucht man kein Pessimist zu sein, um die überaus große Gefahr, welche die Verwirklichung der Pläne Cecil Rhodes für Transvaal in sich birgt, einzusehen. Die Möglichkeit, daß die Regierung der Republik die Umwandlung der Johannesburger Goldminen in einen Cecil Rhodes'schen Witwatersrand-Staat im Transvaal-Staat zuläßt, scheint fast ausgeschlossen. Die Niederländisch-Südafrikanische Eisenbahngesellschaft ist — wie der Regierungskommissar für das Eisenbahnwesen, General Smit, richtig ausführte — Jahre hindurch den gehässigsten Angriffen der progressistischen oder englisch gesinnten Partei ausgesetzt gewesen, weil sie den holländischen Einfluß in Transvaal verstärkt hat. Welche Bedeutung

hat aber diese kleine Gesellschaft, mit ihrer Handvoll holländischer Beamten und Arbeiter, einer konsolidirten Witwatersrand-Goldminen-Gesellschaft mit etwa 200 Millionen Mark Kapital und ihren Hunderten von englischen Beamten und vielen Tausenden von Arbeitern gegenüber? Wie in Kimberley die De-Beers-Gesellschaft, so würde in Witwatersrand die zu gründende Goldminen-Korporation wirthschaftlich und politisch die Situation beherrschen; denn sie würde Transvaals Hauptindustrie und die Haupteinnahmequelle dieser Republik, ja, man darf sagen, von ganz Südafrika in der Hand haben.

Dem Interesse des deutschen Handels, des deutschen Kapitals und der deutschen Industrie kann damit nicht gedient sein, um so weniger, als die konsolidirte Goldminen-Gesellschaft ihre Thätigkeit auf den Goldbergbau kaum beschränken dürfte, sich vielmehr die De-Beers-Gesellschaft zum Vorbild nehmen würde, welche neben der Diamant-Industrie noch manche andere betreibt. Je mehr der wirthschaftliche Einfluß der Kap-Engländer in Transvaal vorherrscht, um so eher wird eine Gefährdung des deutschen Handels mit Transvaal und mit Südafrika überhaupt eintreten. Man kann es nur lebhaft bedauern, daß die Aufmerksamkeit der deutschen Industrie so spät auf dieses wichtige Absatzgebiet gelenkt worden ist, und dieser Hinweis in den betheiligten Kreisen nicht sofort genügendes Verständniß gefunden hat. Wäre dies nicht der Fall, so würde es jetzt mit dem deutschen Einfluß in Transval und Südafrika anders bestellt sein. Der Mangel an Enthusiasmus für Kolonialbesitz in Deutschland und die geringe Aufmerksamkeit, welche man demzufolge den Kolonien in Südwestafrika und den Machtverhältnissen im südlichen Afrika entgegengebracht hat, dürften daran zum Theil schuld sein.

H. B. v. Daalen.

Teslas Jünger.

Seit einem Jahre hatte er Nichts von ſich hören laſſen. Man ſah ihn weder auf der Straße, noch in einem Theater, noch in irgend einem der wiſſenſchaftlichen Laboratorien, die er früher von Zeit zu Zeit beſuchte . . . ſelbſt für die Zeitungen, die er mit den ſonderbaren Produkten ſeines Geiſtes zu beehren pflegte, ſchien er verſchollen zu ſein.

Was mochte dieſer Geiſt unterdeſſen ausgebrütet haben? Sicher etwas Ungeheures, Welterſchütterndes. Nach einem Jahre tiefſter Zurückgezogenheit das erſte Lebenszeichen! Eine neue Idee war geboren, die Menſchheit der Zukunft war um einen Schritt weiter gebracht. — Da lag ſeine Einladung vor mir, ein kurzes Briefchen mit krauſer Handſchrift, deren Buchſtaben denſelben Zug von Ironie zu haben ſchienen, wie das feine Geſicht des Schreibers, des klugen, ſehr klugen Doktors Prombel.

Und einige Stunden ſpäter ſtand ich vor ſeinem Hauſe. Tiefes Dunkel herrſchte ringsum, der Abend war weit vorgerückt, in den Straßen lagerte nächtliche Stille . . . Doktor Prombel liebte keine Tagesbeſuche. Ich drückte den elektriſchen Knopf, und wie in früheren Zeiten öffnete ſich das Thor von unſichtbaren Händen. Die Vorhalle war hell erleuchtet, und ich ſchritt weiter zu der mir wohlbekannten Thür, die in die Laboratorien führte. Wieder umfing mich jenes eigenthümliche Gefühl, das ich empfand, als ich zum erſten Mal dieſe merkwürdigen Räume betrat, ein Gefühl der Verwunderung, der Neugier und der Spannung über das Thun und Treiben, das Wollen und das Weſen des Mannes, der hier hauſte und wie ein moderner Fauſt — oder richtiger wie ein moderner Alchimiſt — mit dem ganzen gewaltigen Rüſtzeug der Wiſſenſchaft experimentirte. Wieder ſchritt ich von Zimmer zu Zimmer . . . überall wiſſenſchaftliche Apparate und Verſuchsobjekte dicht aneinander gedrängt; die endloſen Experimentalreihen der Phyſik, der Chemie, der Phyſiologie mit allen ihren Nebenfächern ſchienen vor meinen Augen durcheinander zu wirbeln . . . bis ich ſchließlich in ein Kabinett gelangte, deſſen Nebenraum mir — wie weiland Ritter Blaubarts Geheimgemach — ſtets verſchloſſen geblieben war. Aber jetzt

— war es Täuſchung? Nein, die Thür war halb offen. Eine weite, hohe Halle breitete ſich vor mir aus, durchfluthet von einem eigenthümlichen, hell phosphoreszirenden Schein, der ſich wie ſilbernes Mondlicht auf rieſige Maſchinen ergoß, deren Glieder ſich wie unheimliche Geſpenſterarme hoch bis zur kuppelartigen Glasdecke reckten. Ein ſcharfer Ozongeruch erfüllte den Raum; in den Ozongeruch miſchte ſich aber noch ein Duft . . . neu in dieſem Hauſe, aber mir ſo vertraut . . . ich ſog ihn ein, mit vollem Behagen, in vollen Zügen . . . wahrhaftig — es war das köſtliche Aroma eines kräftigen, feinen Punſches!

Wo dampfte nur dieſe herrliche Bowle? Sie blieb unſichtbar, wie Meiſter Prombel ſelbſt. Er ließ gerne auf ſich warten, er gab ſtets dem Beſucher Zeit, ſich an die Umgebung zu gewöhnen. Sie war immer anders, immer neu und darauf berechnet, den Gaſt zu überraſchen. Sie war eine Art Vorhof zu dem kommenden Myſterium, eine Vorbereitung zu der „großen Idee", die er regelmäßig präſentirte, und die er unfehlbar mit einem verblüffenden und räthſelhaften Knalleffekt abſchloß. Auf welcher Taſte der geiſtigen Klaviatur wird Meiſter Prombel heute ſpielen? Ich ſah mich forſchend im Raume um. Das mondlichtartige Leuchten ſchien mit jeder Minute heller und ſtärker zu werden, ſo daß ich allmählich ſelbſt die kleinſten Gegenſtände erkennen und von einander unterſcheiden konnte. Was mich umgab, war offenbar Elektrizität in verſchiedenen Anwendungsarten. Die gewaltigen Maſchinen waren zweifellos elektriſche Maſchinen, die hohen, mit Metall belegten Glasgefäße, aus denen ſich die meſſingenen Stangen mit den glänzenden Kugelköpfen reckten, waren Leydener Flaſchen — ſie bildeten in ihrer Anordnung eine geradezu lebensgefährliche Batterie — auch die kleineren Apparate und Inſtrumente waren ſicher für elektriſche Zwecke beſtimmt. Völlig unbegreiflich aber erſchienen mir einige andere Vorrichtungen. Da ſtand ein ungeheures, mit Oel gefülltes Gefäß, in das, wie durch Zufall, eine aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzte, mit Draht umwickelte Spule gerathen war. Schräg über dieſem Gefäß hing eine große, glänzend polirte Zinktafel, die einen guten Theil der Glaskuppel verdeckte. Zwiſchen Tafel und Glaskuppel ſchien ſich eine Vorrichtung zu verbergen, in deren Ausläufer ich einen krahnartigen Arm zu ſehen glaubte. Und räthſelhafter wie dieſe Gegenſtände erſchienen mir mehrere in den Winkeln der Halle aufgeſtellte große, weitbauchige Metallballons, deren Silberüberzug glänzende Strahlen ausſandte, welche das den Raum durchfluthende magiſche Licht noch verſtärkten.

In die Betrachtung dieſer Zauberwerkſtatt verſunken, hörte ich weder eine Thür gehen, noch Jemanden eintreten. Es war nun wieder eine der

kleinen Ueberraſchungen von Meiſter Prombel, daß er plötzlich, wie aus der Erde geſchoſſen, vor mir ſtand und mich mit ſeinem, mir ſo wohlbekannten ironiſchen Lächeln begrüßte. Sein ganzes Weſen ſchien heute von guter Laune und von Uebermuth förmlich zu ſtrahlen, das ausdrucksvolle Geſicht mit dem dunkeln Spitzbart, den großen dunkeln Augen, der hohen, ſtark gewölbten Stirne war wie in roſigen Schein getaucht. Sogar auf der hellen Glatze über der Stirne ſchien ſich ein Abglanz der fröhlichen Stimmung zu lagern, in der ſich Meiſter Prombel befand.

„Setzen wir uns!“ ſagte er auf zwei bequeme, dunkle Fauteuils deutend, die vor einen großen Arbeitstiſch in der Mitte der Halle ſtanden.

„Sie trinken doch ein Glas Punſch mit mir?“ meinte er in liebenswürdigem Tone, nachdem wir Platz genommen hatten. „Ich braue eine gute Sorte . . . Bitte, ein Glas ſteht vor Ihnen.“

Ich bemerkte nun ein Glas auf dem Tiſche, das ich früher nicht geſehen hatte. Mein Auge ſuchte jetzt unwillkürlich den Punſchkeſſel.

„Ah — Sie vermiſſen den Punſch?“ ſagte er lächelnd. „Nur einen Augenblick . . .“ Er ſtand auf, ſetzte ſich aber ſofort wieder nieder. Auf dem Tiſche aber ſtand in dieſem Momente eine große ſilberne Terrine, aus welcher der aromatiſche Punſchdampf in dicken Wolken emporwirbelte. Woher die Terrine gekommen war, ob von unten oder von oben, ob aus einer Vertiefung im Tiſche oder aus einer Weſtentaſche Prombels — ich wußte es nicht. Es war einer ſeiner kleinen Theatereffekte, mit denen er gerne die Unterhaltung einleitete, und die er zum Ausgangspunkt ſeiner Eröffnungen über die jeweilige „große Idee“ machte. Ich wußte nun, daß er ſofort mitten in die Sache hineinſpringen würde, und wartete geſpannt der kommenden Dinge.

Er ſchänkte langſam den Punſch in die Gläſer und ſah mich dabei von der Seite mit forſchendem Blicke an. Dieſer Blick — ich bemerkte es wohl — hatte etwas Diaboliſches. Meiſter Prombel machte ſich offenbar über mich luſtig. Ich mußte alſo ganz beſonders auf meiner Hut ſein.

„Wiſſen Sie, wie die Terrine auf den Tiſch gekommen iſt?“ fragte er mich.

„Nein.“

„Unterſuchen Sie den Tiſch, blicken Sie um ſich, vielleicht finden Sie es.“

Ich unterſuchte den Tiſch, ich durchforſchte mit dem Auge den Fußboden, ich blickte zur Decke . . . der Vorgang blieb mir geheimnißvoll nach wie vor.

„Nun . . .“ ſagte er, nachdem ich mich wieder in den Stuhl zurück-

gelehnt hatte und ihn erwartungsvoll anblickte, „das ist meine neueste Erfindung.“

Selbstverständlich. Diese Eröffnung hatte ich erwartet. Es fehlten nur noch die Erläuterungen.

„Sie haben sich überzeugt,“ begann er nun in dozirendem Ton, „daß keinerlei mechanische Vorrichtungen vorhanden sind, welche diesen Kessel auf den Tisch hätten stellen können. In der That sind solche Vorrichtungen — wenigstens für mich und in diesem Raume — ein überwundener Standpunkt. Hier sind ganz andere Kräfte thätig . . . wohlbekannte, und doch ganz neue . . .“

Er hielt inne und schänkte mir wieder das leergetrunkene Glas voll.

„Wissen Sie, wie der Kessel auf den Tisch kam?“ fuhr er fort, „der Volksausdruck würde lauten: Durch die Luft. Ja, er kam durch die Luft, von unsichtbaren Kräften getragen. Und welches sind diese Kräfte? Sehen Sie sich mal im Raume um, und Sie werden es wissen —“

„Die Elektrizität?“

„Ja, die Elektrizität! Aber freilich nicht die, die Sie kennen. Nicht die Elektrizität mit Leitungen und Hebeln und Knöpfen, sondern eine andere, die man bisher nicht gekannt hat . . . gewissermaßen eine neue . . . eine, die keiner Leitungen bedarf . . .“

Wollte er mir eine Münchhausiade erzählen? Ich mußte laut auflachen.

„Also die Elektrizität ohne Leitung als mechanische Kraft!“ sagte ich, auf seinen Witz eingehend.

„Ja, als mechanische Kraft —“ meinte er ernsthaft, „finden Sie das so lächerlich?“

„Zum Mindesten neu . . .“

„Ich sagte Ihnen ja, daß es neu ist . . . freilich in der Form, wie ich es anwende. Aber sonst in anderer Form ist es uralt. Wissen Sie, was Induktion ist?“

„Induktion ist . . . wenn . . .“

„Na, gestehen Sie nur, daß Sie es nicht wissen. Es ist im Grunde eine einfache Sache. Wenn ich meine Hand über einen warmen Heerd halte, so wird die Wärme des Heerdes auf meine Hand übergehen. Der Heerd hat also seine Wärme der Hand mitgetheilt. Und wenn ich durch einen Draht einen elektrischen Strom schicke und nicht weit von diesem Drahte einen zweiten Draht halte, so wird auch durch den zweiten Draht ein elektrischer Strom fließen — genau nach demselben Vorgang, wie sich die Wärme des Heerdes meiner Hand mittheilt. Ist nun jeder der beiden

Drähte so groß, daß man jeden in vielen Windungen um je eine Spule wickeln kann, und schickt man durch eine Drahtspule einen kräftigen Strom, so fließt durch die andere Spule, die sich ohne jede leitende Verbindung in der Nähe der ersten befindet, gleichfalls ein kräftiger Strom. Ebenso nun, wie man den Strom aus der ersten Spule zur Arbeit verwerthen kann, kann man auch den Strom aus der zweiten Spule zur Arbeit verwenden — was ja übrigens auch geschieht. Da haben Sie also die primitivste Form der elektrischen Kraft ohne Leitung."

„Sehr wohl," bemerkte ich, „aber wenn man den Strom der zweiten Spule zur Arbeitsleistung verwenden will, muß dieser Strom doch durch Leitungen bis zur Arbeitsstelle geführt werden."

„Ja wohl, aber das ist eben die alte Anwendung. Und die Neuerung besteht darin, daß die Leitung überflüssig wird. Blicken Sie mich nicht so ungläubig an. Haben Sie noch nicht vom Telegraphiren ohne Draht gehört? Sehen Sie, das ist auch eine ziemlich einfache Sache. Wie man den Strom von einer Drahtspule in die andere schicken — induziren — kann, so schickt man den elektrischen Strom durch die Luft, die Erde und das Wasser. Freilich sind Erde und Wasser Leitungen, ungefähr wie die Drähte. Man schickt einen kräftigen Strom in die Erde, und er pflanzt sich fort in die Länge und allerdings auch in die Breite. Bis zu einer gewissen Entfernung behält er genügend Kraft, um auf andere elektrische Apparate so viel Einfluß auszuüben, daß elektrische Signale entstehen können. Und genau dasselbe geschieht auch mit dem Wasser. Man kann den Fluß als Leitung benutzen, der elektrische Strom pflanzt sich in ihm einige Meilen weit fort und setzt an ziemlich entfernten Stationen Signalapparate in Bewegung. Nun, und wie man Erde und Wasser benutzt, so benutzt man auch die Luft —"

„In derselben Art, wie die Erde und das Wasser?"

„Nein, in anderer Art, mit besonderen Vorrichtungen. Man kann nicht sagen, daß es die Herren gar so herrlich weit darin gebracht haben. Die Resultate sind recht bescheiden. Die Gelehrten sind eben noch nicht hinter das volle Geheimniß gekommen, das Geheimniß der Umsetzung der elektrischen Kraft in der Luft in direkte mechanische Arbeit."

„Und dieses —"

„Ja . . . das ist meine Entdeckung. Sie sollen sie noch heute kennen lernen. Was die berühmten Herren nur dunkel geahnt, ich habe es zur Wirklichkeit gemacht . . . Aber damit Sie die That verstehen . . . damit ich sie Ihnen erkläre . . . blicken Sie hinauf zur Kuppel und betrachten Sie das Licht, das diesen Raum erhellt."

„Es ist wie Mondschein," sagte ich, „es hat mich schon im ersten Augenblick, als ich die Halle betrat, überrascht."

„Nun wohl, sehen Sie diese Beleuchtung genau an. Ist sie irgend einem Ihnen bekannten künstlichen Licht ähnlich?"

„Nein," mußte ich zugestehen. „Es sind — wenn mich die Wahrnehmung nicht täuscht — große Glaskugeln, Glasballons, aber vollständig und gleichmäßig im Innern erleuchtet oder vielmehr hell phosphoreszirend. Der hellere Lichtpunkt, der von einer bestimmten Lichtquelle ausgeht, etwa von einem Kohlefaden, von einer Gasflamme oder von einer Kerze — fehlt. Ich kann die Lichtquelle nicht entdecken."

„Sie werden sie auch nicht finden," sagte er lachend. „Denn die Lichtquellen sind die Glasballons selbst . . . Licht ohne Gas und ohne Kerze . . . ohne Kohle und ohne Verbrennung . . . und doch ist es elektrisches Licht . . . und verstehen Sie wohl! Ohne Leitung . . . Vielleicht haben Sie doch etwas davon gehört . . . es ist Teslas Licht . . . freilich von mir verbessert, vervollkommnet . . . die erste Stufe meiner Umsetzung der elektrischen Kraft in der Luft in mechanische Arbeit . . ."

„Also Teslas Licht —" wiederholte ich nachdenklich.

„Allerdings," meinte er, „es ist seine Entdeckung . . . er hatte ja ganz tüchtige Vorgänger . . . aber doch hat er die Sache eigentlich gemacht. Ich will sein Verdienst auch nicht schmälern . . . Und Sie sollen sehen, wie er es macht. Sie werden dann schon an diese Elektrizität ohne Leitung glauben. Wissen Sie, was dieses Licht ist? Weiter nichts, als die Wirkung elektrischer Wellen, welche die Glasballons umgeben."

Ich sah ihn fragend an.

„Was geht zwischen den zwei Drahtspulen vor," fuhr er fort, „wenn man durch die erste Spule einen Strom schickt? Die Elektrizität pflanzt sich in Wellen fort, genau wie das Licht und ebenso schnell wie das Licht. Wenn nun der Strom durch die erste Spule fließt, gehen seine Wellen auf die zweite Spule über, und sie wird elektrisch, wie die erste. Es sind also die Wellen des elektrischen Stromes, die sich auf den Draht der zweiten Spule übertragen. Sie pflanzen sich in gleicher Richtung durch die Luft fort und scheinen, selbst wenn der Strom noch so stark ist, in der Luft keine merkbare Wirkung auszuüben. Anders aber wird es, wenn man die Art der elektrischen Wellen ändert. Dies geschieht, indem die Natur des Stromes geändert wird. In derselben Weise, wie eine Drahtspule auf eine andere einen elektrischen Strom überträgt, kann man in einer Drahtspule einen elektrischen Strom erzeugen — induziren — wenn man einen Magneten an ihr vorüberführt. Dieser merkwürdigen Naturerscheinung ver-

danken wir unsere ganze moderne Elektrotechnik . . . die Magnetoinduktion bildet das Grundprinzip aller modernen elektrischen Maschinen. Nähert man also einen Magneten einer Drahtspule, so entsteht in der Spule ein elektrischer Strom. Der Magnet hat aber zwei Pole: einen „Südpol" und einen „Nordpol". Je nachdem nun ein Pol an der Spule vorbeizieht, entsteht ein entsprechender Strom. Wechselt man rasch die Pole des Magneten, so entstehen ebenso rasch in der Spule nordpolare und südpolare Ströme, also sogenannte Wechselströme. Die großen Wechselstrom-Maschinen beruhen eben auf dem Prinzip, daß durch besondere Anordnung der Magnete, in einer oder in vielen Spulen in rascher Folge Nordpolar- und Südpolarströme mit einander abwechseln. Man nennt sie darum Wechselströme. Solche Wechselströme bilden in der Luft selbstverständlich ganz andere Wellen, als die Gleichgerichteten. Dadurch, daß der Strom innerhalb kürzester Zeit fortwährend sich ändert, scheint eine gewisse Erschütterung der feinsten Lufttheilchen vor sich zu gehen. Kommen solche Ströme aus einer großen Wechselstrommaschine und haben sie eine hohe Spannung, so bringen sie eine interessante Erscheinung hervor. Wenn man durch eine größere Drahtspule, in der sich ein weicher Eisenkern befindet, solche Wechselströme schickt, so bringen sie den Kohlenfaden einer Glühlichtbirne, die man mit einem einfachen Metallring auf die Spule stellt, sofort zum Leuchten. Das ist schon gewissermaßen Licht ohne Leitung. Auch für das Telegraphiren durch die Luft — also ohne Leitung — auf nicht zu große Entfernungen, scheinen sich diese Wechselströme durch die Art ihrer Wellen sehr gut zu eignen. Eine ganz besondere Wirkung aber haben die Wechselströme, wenn sie nicht nur auf sehr hohe Spannung gebracht werden, sondern auch, wenn der Wechsel außerordentlich rasch vor sich geht. Diese Bedingungen können von keiner Maschine in gewünschter Weise erfüllt werden. Um nun größere Wirkungen zu erzielen, ersann Nikolas Tesla besondere Vorrichtungen. Hier sehen Sie" — sagte Prombel plötzlich aufstehend und seine Erklärungen durch geschickte Hantirung mit den entsprechenden, von ihm genannten Objekten begleitend — „das ist eine Wechselstrom-Maschine, sie hat eine solche Umdrehungsgeschwindigkeit, daß sie 30000 mal in der Sekunde die Ströme ändert. Diese Ströme führe ich durch eine Leitung zu einer Drahtspule, in der sich noch eine zweite Spule befindet — es ist ein „Transformator", der die Spannung des Stromes erhöht. Den nunmehr sehr hochgespannten Strom führe ich weiter zu den Leydener Flaschen. Sie sehen, diese Flaschen sind außen und innen mit Metall belegt. Wenn die Ströme hierher gelangen, wird nicht nur ihre Spannung gesteigert, sondern es findet auch zwischen dem inneren und

dem äußeren Beleg ein fortwährender Austausch der Elektrizitäten statt. Dies geht aber mit solcher Geschwindigkeit vor sich, die Schwingungen sind so ungeheuer rasch, daß man sie nach Millionen in der Sekunde beziffern kann. Ich erhöhe aber noch weiter die Spannung des Stromes, indem ich ihn zu einem zweiten, aus mehreren miteinander zusammenhängenden Spulen bestehenden Transformator führe. Ich verbinde schließlich das Ganze mit der über uns hängenden Zinktafel und mit den Metallballons, die sich an verschiedenen Punkten befinden. So . . . wir erhalten bald Ströme von so hoher Spannung, daß man mit ihrer Kraft die stärksten Thiere niederstrecken könnte, und von so hoher Wechselzahl, daß eine Sekunde mehrere Millionen Schwingungen bringt. Diese Schwingungen, diese Wellen wollen wir nun in ihren Wirkungen beobachten und uns zu diesem Zweck mit mehreren luftleeren Glasröhren und Glasballons versehen."

Prombel holte aus einem Winkel verschiedene lange Röhren und große, leichte Glaskugeln hervor, die er auf den Tisch legte.

Dann schritt er zur großen Maschine hin. Während diese zu arbeiten anfing, erlosch das Licht unter der Kuppel und tiefe Finsterniß hüllte die Halle ein. Ein seltsames Rauschen, ein Knacken und Knistern ging durch den Raum.

„Nehmen Sie die Glasröhren in die Hand!" ertönte die Stimme Prombels dicht neben mir.

Ich erfaßte eine Röhre und ließ sie in demselben Augenblick fast aus der Hand gleiten. Ich war bestürzt und erstaunt, denn die Röhre leuchtete mit einem so hellen Schein, als ob sie von Feuer durchglüht wäre. Nun ergriff ich eine Glaskugel. Sobald ich sie erhob, schien sie sich in eine strahlende Lichtmasse zu verwandeln. Ich erfaßte die anderen Glasgefäße . . . sie leuchteten und strahlten und glühten, daß mein Auge, von dem intensiv hell phosphoreszirenden Glanze geblendet, sich rasch schließen mußte.

„Nun, wie gefällt Ihnen das?" fragte Prombel. „Wissen Sie was in den Röhren leuchtet? Es sind die gewaltigen Wellen der gewaltigen Wechselströme. Wir sind in Elektrizität getaucht. Alle Moleküle der Luft sind in heftiger Bewegung. Der Aether, diese feinste Verdünnung der Atmosphäre, die die luftleeren Röhren und Ballons ausfüllt, ist in zitternder, ungeheuer schwingender Bewegung . . . Und diese Bewegung bringt das wunderbare Leuchten hervor. Sie sehen also . . . elektrisches Licht ohne Leitung. Und noch mehr! Eine gewaltig hohe elektrische Spannung, die den menschlichen Körper nicht angreift . . . Da . . . ich erfasse jetzt die Pole der Leydener Flaschen . . . wären die Schwingungen weit ge-

Digitized by Google

ringer . . . ich wäre schon längst vom Blitz vernichtet. Aber so ungeheuer rasch wechseln die Ströme, daß sie kaum fühlbar an der Haut abgleiten . . . Sind Sie nun überzeugt?"

„Ja."

Es wurde plötzlich still. Das Licht unter der Kuppel erstrahlte wieder in mondartigem Glanz, und die Röhren und Glaskugeln glitzerten wieder trübe in farbloser Durchsichtigkeit.

Meister Prombel füllte abermals die Gläser mit seinem köstlichen Punsch.

„Es ist schade," sagte er, „daß die meisten Menschen auf halbem Wege stehen bleiben. Sie haben keine Kourage, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Welche Schlüsse knüpft Tesla an seine Entdeckung? Gar keine. Er hofft zaghaft, daß sein Licht das Licht der Zukunft sein wird. Nun . . . ich bin weiter gegangen . . . ich habe die letzten Konsequenzen gezogen. Ich habe seine Entdeckung ausgebaut . . . ich habe sie vervollkommnet. Was bedeutet das Leuchten in den Röhren? Eine schwingende Bewegung der Aethermoleküle. Was ist die Bewegung? Doch zweifellos Arbeit, mechanische Arbeit. Läßt sich nun diese Arbeit nicht verstärken, nicht verdichten, daß sie zu einer Kraftleistung in unserem Sinne wird — nicht in theoretischem, sondern in praktischem Sinne? Diese Fragen legte ich mir vor und suchte nach einer Lösung. Kann denn das Licht nur in den Röhren leuchten, würde es sich nicht in derselben Weise in der Luft ausbreiten und diese in eine strahlende Materie verwandeln? Und weiter. Ist das Licht nicht auch Bewegung und Kraft? Bringt derselbe Strom, der in der Bogenflamme, in der Glühlichtbirne leuchtet, nicht Eisenbahnzüge zum Fahren und hebt er nicht als elektrischer Krahn die schwersten Lasten? Um was handelte es sich für mich dabei? Sie werden es errathen . . . Die Antwort liegt ja klar auf der Hand. Wenn man einen elektrischen Strom durch die Erde schickt, geht er nicht wie mit einem Draht in die Länge, sondern er breitet sich nach verschiedenen Richtungen hin aus. Die Erdtelegraphie der Zukunft wird also die Aufgabe haben, den Strom zu lokalisiren, gewissermaßen zu konzentriren, damit er die eine, die gewünschte Richtung einschlägt. Mit den elektrischen Wellen ist es ungefähr dasselbe. Wenn es gelänge, sie zu konzentriren, sie wie in einen Hohlspiegel aufzufangen . . . diese ungeheure Summe von Kräften . . . das war es, was ich mir sagte, und das war es, was ich wollte . . . Na . . . ich träumte Anfangs von großen Dingen. Ich nahm einen starken Anlauf . . . ich gestehe, nach langen Experimenten sind die Resultate hinter meinen Wünschen zurückgeblieben. Ich habe nicht so viel erreicht, als ich erreichen

wollte. Nur ein Ding iſt mir gelungen . . . und das iſt meine Entdeckung . . . Ich kann die elektriſchen Wellen ſchon ſo konzentriren, daß ſie wirklich praktiſche Arbeit verrichten, daß ſie — es eröffnet ſich da der Menſchheit eine neue Ausſicht für die Luftſchifffahrt der Zukunft — größere Laſten in die Höhe heben und in eine beſtimmte Richtung forttragen . . . Doch . . . was ſehe ich denn da?" unterbrach er ſich plötzlich, „unſer Punſchkeſſel iſt ja leer, abſolut leer . . . hm, da können wir ihn nicht mehr brauchen. Alſo . . . auf dem von mir entdeckten Wege . . . da . . . ſehen Sie? Der Keſſel iſt fort . . . von den elektriſchen Wellen in die Lüfte entführt . . . der beſte Beweis, wie gut ſich meine Entdeckung bewährt . . ."

Was? wie? In die Lüfte entführt? Von den elektriſchen Wellen? Ich ſtarrte verblüfft vor mich hin. Der verdammte Punſch! Die ganze Halle drehte ſich mit mir im Kreiſe herum . . . Wo blieb nur der Keſſel? . . . Aber was war denn das? Ein Tropfen, der von der Höhe auf meine Naſe herabfiel . . . und noch ein Tropfen . . . mit einem ſtarken Aroma von Rothwein und Citrone . . . Wahrhaftig! Der Punſchkeſſel war in die Lüfte entführt. Da oben hing er umgeſtülpt auf dem Krahnarm neben der Zinktafel.

„Gute Nacht," ſagte Meiſter Prombel.

„Gute Nacht . . ." Unſicheren Schrittes wankte ich hinaus aus der Halle, aus dem verhexten Hauſe.

„Hol' ihn der Teufel, den verrückten Profeſſor . . . wollte mir wieder eines ſeiner Münchhauſen-Probleme aufbinden . . ."

Ich hatte das dumpfe Gefühl, als ob ich es ſei, der dieſe Worte murmelte. Und der Mond ſtrahlte heute ſo hell, ſo herrlich, als ob er ſich verdoppelt hätte . . .

Berlin. Gerhard Stein.

Digitized by Google

Sozial-philoſophiſche Briefe.

I.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! Aber das Irren,
Immer ſchadet's: Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.
Goethe.

„Die beſtehende Geſellſchaft iſt krank, ſchwer krank.“ — „Das iſt eine triviale Weisheit.“ — „Iſt ſie denn deshalb weniger wahr? Glaubſt Du nunmehr beſchaulich die Hände in die Taſche ſtecken zu müſſen, nachdem Du den erſten Schrecken über das Auftauchen von gährenden Ideen, von wilden Beſtrebungen, von beunruhigenden Anzeichen einer ſchweren Störung des geſellſchaftlichen Organismus glücklich verdaut haſt? Wahrhaftig! Das moraliſche Faſſungsvermögen iſt ebenſo weit geworden wie das intellektuelle, heute, wo auf wiſſenſchaftlichen und techniſchen Gebieten eine Erfindung die andere überſtürzt, wo es kein „Erſtaunen“ mehr giebt, wo der Menſch das Gruſeln verloren hat und — die feſte Perſönlichkeit.“

„Die Geſellſchaft iſt krank.“ Wenn Staat und Geſellſchaft unter irgend einem Geſichtspunkte ohne Gewaltſamkeit und bloße äußerliche Analogienſpielerei mit einem organiſchen Körper, mit dem menſchlichen Organismus verglichen werden können, ſo iſt es unter dem der Möglichkeit einer ſymptomatiſchen Erkrankung beider durch rein funktionelle Störungen.

Eine profuſe oder zu ſpärliche Abſonderung oder Produktion eines Stoffes im thieriſchen Organismus ruft Uebelkeit, Schwäche, Ohnmachtsanfälle und Muthloſigkeit und, was weiß ich ſonſt, hervor. Wer wüßte es nun noch nicht, daß der heutige Geſellſchaftskörper an einer Hypertrophie mancher Organe und an einer krankhaft angeſtachelten Produktion von Gebrauchs- und Verbrauchsſtoffen leidet, die die abſorbirenden Organe in ſolcher Fülle noch nicht bewältigen können! Und zwar haben wir hierbei nicht allein die Ueberproduktion an materiellen Gütern im Sinne. Auch der geiſtigen Faſſungskraft der heutigen Geſellſchaft iſt etwas viel zugemuthet, und es beginnt ſich ſo Etwas wie moraliſcher und intellektueller Wahnſinn in den Gemüthern bemerkbar zu machen.

Die Folgen dieſer ſtaatskörperlichen Anomalien entſprechen denn auch den im thieriſchen Organismus unter ſolchen Umſtänden auftretenden. Das Krankheitsbild, das die Geſellſchaft im Ganzen aufweiſt, hat faſt die Merkmale der Hyſterie. Zuſtände und Erſcheinungen von anormaler Erregbarkeit der

Geister lösen sich ab und zeigen sich vereint mit Stumpfsinn, Mattigkeit, Muthlosigkeit. Anarchistische und sozialdemokratische Paroxysmen erschüttern den sozialen Körper; Selbstverhimmelungen des lieben „Ich" in Gestalt sogenannter Philosophie, literarischer Größenwahnsinn und prophetenhafter, unfehlbarer Doktrinarismus ergötzen den stillen Zuschauer als Höhepunkte des wechselreichen und schwankenden Kraftgefühles des modernen Stimmungsmenschen, eine Art Nachgeschmack der Selbstvergötterung des vorigen Jahrhunderts. Daneben tritt die Schwermuth auf in melancholischer Gestalt. Pessimistische Grundstimmung, die sich in hochkomischen Momenten selbst bis zur Forderung einer allgemeinen völligen Enthaltsamkeit auf geschlechtlichem Gebiete oder einer Abschaffung der Menschheit durch einstimmige Verneinung des „Willens zum Leben" versteigt — Nihilismus. Zweifel an der moralischen und intellektuellen Kraft des Menschen beschleichen vergiftend die Seele der Völker; der Mensch nennt den Menschen eine Bestie. Die brutalsten thierischen Affekte, Hunger, Elend, Verkommenheit, ziehen einem großen Theile der Gesellschaft das Mark aus den Knochen. Dumpfe Resignation, geistloser Indifferentismus und ein je nach der Gestaltung der materiellen Lage mehr oder weniger wüster, und um die Allgemeinheit unbekümmert sein Wesen treibender Materialismus, Sumpf- und Stumpfsinn — diese Zeiterscheinungen müssen neben einigen, fast mit der Laterne zu suchenden, erfreulichen Bildern gegenüber den extremen Ausschreitungen sogar als verhältnißmäßig normale Momente in der Geistesverfassung der heutigen Gesellschaft angesehen werden.

Ueber das Ganze des geistigen Getriebes rankt sich ein wirres Geäste von allerhand schwächlichen Ideechen. Tausend Sekten, tausend Philosophen, tausend geistige „Schulen" mit je tausend Anhängern; tausend Fähnchen, denen je tausend „Kämpfer" folgen. Aber kein einheitlicher Plan und Zug. Keine Größe, keine Kraft, kein freudiger Muth. Tausende von bunten Lampions suchen das Leben freundlich zu beleuchten — aber der allgemeine Grundton dieses Bildes ist Düsterkeit — Trostlosigkeit, Elend. Die Bilanz ergiebt ein Entsetzen erregendes Minus, ein unsagbar trauriges Resultat.

Ja, der gesellschaftliche Körper ist krank, schwerer krank als man, abgestumpft gegen das tägliche Elend, fühlt und denkt. Die mannigfachen Unlust- und Schmerzempfindungen desselben, die wir soeben in das Auge faßten, geben uns eine Ahnung davon, aber auch nur eine leise Ahnung; denn wir sind mit unserer Betrachtung noch längst nicht hinabgestiegen bis zu den Grenzen der Verzweiflung und zu den schlimmsten Ausgeburten einer geradezu bestialischen Raserei, welche heut zu Tage nur zu häufig die entsetzte öffentliche Meinung zugleich mit den Gerichten beschäftigen.

Digitized by Google

Es ist am Ende des 19. Jahrhunderts, da die Menschheit so leidet, d. h. hundert Jahre nach jener gewaltigen Erhebung des französischen Volkes, die allen Menschen Glück und Freiheit bringen sollte! So weit wir den Lauf der Völkergeschichte zu überblicken vermögen, dürften wir kaum auf ein Ereigniß von ähnlicher weltgeschichtlicher Bedeutung stoßen, wie sie der französischen Revolution zukommt. Sie ist eine Epoche im Völkerleben überhaupt. In ihr raffte die bis dahin in den Kinderschuhen steckende Menschheit ihre Kräfte zu einer Befreiungsthat zusammen, die die inneren und äußeren Fesseln zugleich sprengen, die geistigen und politisch-sozialen Einschnürungen völlig abthun und ein aufgeklärtes brüderliches Zusammenwirken an die Stelle setzen wollte. Und so weit wir den Lauf der Völkergeschichte zu überblicken vermögen, dürften wir kaum auf eine friedliche Epoche von einer ähnlich trostlosen geistigen Signatur stoßen, wie sie unserer Zeit eigen ist. Es mögen episodisch und lokal einem Volke durch irgendwelche Heimsuchungen Muth und Kraft gelähmt worden sein; es mögen frühere Völker immerhin in viel ärgerem materiellen Elend und unter größerem Druck gelebt haben, heute handelt es sich um die ganze zusammenhängende Menschheit, und diese hat eine Empfindung von Unlust und Mißmuth, wie sie kaum je so stark in Erscheinung getreten ist. Unten Unzufriedenheit — oben blasirte Mattigkeit und Muthlosigkeit. Wie klang so frisch das Hutten'sche: „Es ist eine Lust zu leben!" Und heute heißt es: „Was hat es für einen Zweck, daß man sich müht und plagt?"

Man sieht sich zur Frage gedrängt: Ist diese unerfreuliche Gestaltung des Menschengeschicks trotz oder in Folge der französischen Revolution erfolgt? So interessant eine genaue Erwägung dieses Problems auch ist, so verbieten doch der Raum und die dieser Betrachtung gesteckten Grenzen, mehr als einen Ueberblick in großen Zügen zu geben.

Die großen Ideen von Menschenwürde und Freiheit, die in der französischen Volkserhebung zum jähen Durchbruch kamen, reiften besonders während des vorigen Jahrhunderts in allen Kulturvölkern heran und hatten schon vor der Revolution in Amerika und vor Allem in dem frühzeitig entwickelten England einen Ausdruck gefunden. Indeß mußten dieselben sich in Frankreich an den dort bestehenden ungewöhnlich zugespitzten Verhältnissen besonders verschärfen und eine viel energischere Fassung annehmen. Der gewaltige geistige Verkehr, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwischen England und Frankreich begann, lieferte Letzterem nicht fertige Freiheitsideen, sondern nur den Ausgangspunkt zu gewaltig kühnem Geistesfluge. Diese viel revolutionärere Haltung der französischen Geister mußte einen ungleich stärkeren Widerstand und Zusammenschluß aller

Digitized by Google

intereſſirten Machtklaſſen und viel weiter ausgedehnte Oppoſition von konſervativen Elementen veranlaſſen, als die freiheitliche Entwickelung in England. Aber die Tragweite und die in das Ungemeſſene entwickelungsfähige Natur dieſer Beſtrebungen gab auch engliſchen Kreiſen zu denken. Man würde deßhalb fehlgreifen in der Annahme, daß in dem von der Revolution nicht ſo augenſcheinlich berührten England, das in langer Entwickelung die auf dem Kontinent erſt jüngſt und in geringerem Maaße errungene Freiheit in ſeinen Inſtitutionen gefeſtigt hatte, die weitere Ausbildung der Geſellſchaft und ihr Straudeu in den heutigen geiſtigen und ſozialen Miſèren unabhängig von den Ereigniſſen auf dem Kontinente vor ſich gegangen wäre. Die Wirkung der franzöſiſchen Philoſophie erſtreckte ſich durch ganz Europa und bis Amerika, ohne Rückſicht darauf, welche freiheitlichen Zuſtände ſie bereits vorfand.

Die Revolution brach aus. Das franzöſiſche Volk erhob ſich, in wilder Empörung Dasjenige zu erreichen, was ſeine geiſtigen Führer wohl erſt nur auf geſetzlichem Wege zu erlangen gedachten. Als die Nation mit wachſender Wuth ihre Leidenſchaften entfeſſelte, als ſie am vergoſſenen Blut ſich berauſchte und mit Mord, Kerker und Guillotine Forderungen und Anſchauungen durchzuſetzen verſuchte, die die überkühnen Ideale der Philoſopheu weit hinter ſich ließen und berechtigte Ueberlieferungen wie altes Eiſen bei Seite werfen wollten, da war es gewiß, daß ſie weit, weit am Ziele vorbei ſchießen mußte. Je größer der Rauſch, deſto kraftloſer das Erwachen, die Ernüchterung. Die zunächſt bedrohten herrſchenden Klaſſen und hinter ihnen eine breite Maſſe von geängſtigten und durch die verübten Gräuel entrüſteten konſervativen Elemente erhoben ſich zur Reaktion. Die folgende Kriegsepoche erwies ſich als günſtige Gelegenheit, die unruhigen Köpfe wieder in feſtere Hand zu bekommen. Als der „heilige Krieg" beendet war, thaten politiſche Maßregeln und Verbreitung reaktionärer Philoſopheme ein Uebriges, um den neuen Geiſt vollends zu erſticken. Was war ſchließlich erreicht worden? Vielleicht oder ſicher nicht einmal ſo viel, um Diejenigen zu befriedigen, welche zur Unterdrückung des allzu großen Ungeſtüms willig ihre Hand geboten hatten. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit war die Parole geweſen. Wirthſchaftliche Freiheit, Freiheit und Gleichheit auf politiſchem Gebiete waren nun auch wirklich bis zu einem gewiſſen Grade errungen. Aber die ſozialen Forderungen von Gleichheit und Brüderlichkeit, Gleichheit der Anrechte an die materiellen Segnungen der Arbeit und Natur, Brüderlichkeit im vereinten Streben für das Wohl jedes Einzelnen im Ganzen — dieſes wurde nicht nur nicht durchgeſetzt, nein, man rückte jenen Zielen ferner, als man ihnen vor der Revolution geweſen

war. An ihre Stelle traten unerhörtes Mißtrauen und schlimme Entfremdung zwischen den einzelnen Schichten der Bevölkerung. Der blutbefleckte „vierte Stand" erschien den oberen und mittleren Ständen der Gesellschaft als ein bloß negirendes, staats- und ordnungsfeindliches Element, mit dem ein brüderliches Zusammenwirken eine Unmöglichkeit wäre. Vermöge der errungenen größeren persönlichen Freiheit fühlte Jeder sich um so mehr berechtigt, sich auf seine privaten Interessen und Privilegien zurückzuziehen. Die alten Besitzverhältnisse erschienen neu sanktionirt; vor Alters zugestandene Monopole erhielten neue, größere Festigkeit, ja, sie wurden erweitert. Auf wahrhaft klassische Weise kam dieses in den agrarischen Reformen zum Ausdruck. So z. B. wurde den Grundbesitzern die Steuer, die sie für die Belehnung mit dem ursprünglichen Gemeinbesitz zu zahlen hatten, erlassen. So konnten die lassitischen Bauern nur gegen dauernde Entrichtung einer Rente und Amortisationsquote an die Grundherren ihre persönliche Freiheit und ihren Besitz erlangen, und doch mußten mit der Zurückziehung des einst in unsicheren Zeiten den Grundherren gleichsam in Verwahrung gegebenen Besitzes, man könnte sagen „Depots", die gegenseitigen Rechte und Pflichten hinfällig werden. Der Eigenthumsbegriff erfuhr eine unberechtigte Ausdehnung. Der Gedanke der Zusammengehörigkeit schien verschwunden zu sein.

In England nahm die Entwicklung der Anschauungen einen entsprechenden Verlauf. Das Ueberspannen der Forderungen auf dem Kontinente rief neue und weitere Kreise zum Widerstande gegen die in dem Inselreiche schon mit besserem Erfolge verbreiteten modernen Regungen auf. Die innere englische Politik nahm am Ende des vorigen Jahrhunderts reaktionäre Formen an, die sogar 100 Jahre früher einen Sturm des Unwillens hervorgerufen haben würden. Selbst ein liberaler und genialer Staatsmann wie Burke neigte sich unter dem Drucke der in Frankreich vor sich gehenden Ereignisse am Ende seines Wirkens noch rückläufigen, destruktiven Ansichten zu. Die ganze englische Gesellschaft klammerte sich fester an die überkommenen Ideale und Einrichtungen an und gelangte schließlich zu jenem wenig anmuthenden System doktrinärer Halsstarrigkeit, wie es uns heute noch oft aus dem Munde eines echt manchesterlichen Politikers ergötzt. Interessant ist es z. B., daß seit dem nachgelassenen Werke Humes: „Dialoge über natürliche Religion" bis Anfang der 70er Jahre unseres Jahrhunderts kein nennenswerther Versuch gemacht wurde, die Ideen des großen Schotten auf religiösem Gebiete weiter auszubilden. Was J. Stuart Mill in dieser Richtung gearbeitet hatte, wurde erst aus seinem Nachlaß ersichtlich. Das protestantische England wurde in religiösen

Dingen empfindlicher als selbst beispielsweise das katholische Frankreich. Derselbe Zug machte sich geltend allen anderen Ueberlieferungen gegenüber.

Der Schreckschuß der französischen Revolution fuhr der englischen Gesellschaft deßhalb so außerordentlich heftig in die Glieder, weil in ihr noch besondere Umstände vorwalteten, die anderen Völkern noch erspart geblieben waren. In dem Inselreiche, das in seiner Entwickelung dem Kontinent wohl um ein Jahrhundert voraus war, hatte sich bereits, namentlich durch den ausgedehnten englischen Handel, eine Mittelklasse von Besitzenden gebildet. Diese mußte natürlich ebensowohl wie die alten herrschenden Feudalkreise sich in ihrem Bestehen bedroht und mit diesen solidarisch in der Opposition gegen die Angriffe der Reaktionäre fühlen; es war bezeichnender Weise das Unterhaus in England, welches die schroffsten Urtheile über die Bestrebungen der Aufklärungsepoche sprach. So mußte hier noch deutlicher klar werden, was, wie gesagt, auch der konservative Theil des Kontinents empfand. Der blutbefleckte „vierte Stand" hat Nichts mit uns gemeinsam. Das Prinzip der Unbrüderlichkeit, das „Jeder für sich", war in die Welt gesetzt. Unter ungeheurem Beifall aller „Denkenden" konnte um des Jahrhunderts Wende Malthus zur Beruhigung der Gewissen seine Theorie veröffentlichen, nach welcher Kraft eines göttlichen Gesetzes der vierte Stand, das Proletariat, dem Elend preisgegeben sei, eine Lehre, welche den übrigen Nationen Europas erst einige Jahrzehnte später in ihrem vollen Sinne klar werden sollte.

Fassen wir die vorstehenden Ausführungen in einem Satze zusammen: Die französische Revolution und ihre Nachspiele erhöhten und schufen zum Theil die persönliche und Bewegungsfreiheit des Einzelnen, aber sie zerstörten zugleich die überlieferten Formen und Gefühle der Zusammengehörigkeit und des Zusammenwirkens Aller. Das Gefühl individueller Selbstständigkeit vermehrte sich auf Kosten des gesellschaftlichen Solidaritätsgefühles. Dieses Ergebniß, schon unheilvoll an sich unter sonst gleichbleibenden Bedingungen, wurde erst recht verhängnißvoll durch eine Entwickelung der Dinge auf anderem Gebiete, welche zugleich mit der Revolution ihren Anfang nahm.

Der in den letzten Jahrhunderten erfolgte Durchbruch und Aufschwung der Naturwissenschaften machte sich in unserem Jahrhundert durch eine über das Menschengeschlecht ausströmende Fülle materieller und praktischer Segnungen bemerkbar. In erdrückender Menge und Schnelligkeit folgten Entdeckungen und Erfindungen technischer Art aufeinander. Die Maschinenära begann und bewirkte eine gewaltsame Umgestaltung des

ganzen praktischen Lebens. Eine ungeahnte Verbesserung der Produktionsmittel und eine mächtige Erleichterung und Ausdehnung des Verkehrs wurden die zwei vornehmsten Faktoren dieser Umgestaltung. Der Arm des Menschen wurde stark gegenüber der Natur, aber auch gegenüber — dem Menschen. Unter dem Einflusse der entstandenen Meinungen und Theorien konnte der Segen der neuen Erfindungen nur zu einem Fluche der Menschheit werden. Die herrliche Manchestertheorie der persönlichen Freiheit, die für ein geregeltes Wirken des Einzelnen im Ganzen so wenig Verständniß zeigte, mußte zu einem freien Freibeuter- und Ausbeuterthum des Einen gegen den Andern, des Starken wider den Schwachen führen, mochte man auch dieser Wirkung des so schön klingenden modernen Prinzips noch so wenig gewärtig sein.

Das Gewerbe wurde und wird besonders durch die Verbesserung der Produktionsmethoden, der Ackerbau in erster Linie durch die Ausdehnung und Erleichterung des Verkehrs betroffen. In beiden tritt die krankhafte Hypertrophie neben die blassesste Abgezehrtheit. Und wie stets die Anwendung eines bösen Grundsatzes auf politischem und sozialem Gebiete schließlich den Düpirer mit dem Düpirten vernichtet, so mußte auch hier in konsequenter Durchführung des schlimmen Prinzips der Fluch den Ausbeuter wie den Ausgebeuteten treffen. Die Existenz wurde allmählich ebenso unsicher für den Besitzenden wie für den Proletarier. An der Ausübung des egoistischen Prinzips mußte sich seine Macht in den Gemüthern festigen. Egoismus und Elend, ein erlauchtes Brüderpaar, nährten und steigerten sich gegenseitig, wie die zwei Pole eines Magneten. Die drückenden Fesseln der Zunft- und ähnlicher Monopolinstitutionen waren beseitigt, aber mit ihnen auch eine gewisse, wenn auch dürftige, Existenzgarantie, die immerhin die mittelalterlichen Bann- und Zwangsrechte mit sich gebracht hatten. Das barbarische System der Leibeigenschaft war aufgegeben, aber die patriarchalische Sicherung der lassitischen Lebensfristung, so armselig diese auch gewesen war, zugleich mit verloren. An Stelle der mannigfachen Klassenscheidungen der feudalen Gesellschaftsordnung trat allmählich aber unaufhaltsam die viel schroffere und deutlichere Scheidung in Reich und Arm. Die errungene „Freiheit“ wurde bei den Ersteren zum Uebermuth, bei den Letzteren zur — Vogelfreiheit.

Und welchen Pol, welchen Halt hat der Einzelne in dem allgemeinen Chaos der wirthschaftlichen Anarchie? An den Idealen der Religion, des Vaterlandes hatte man, erfolgreich gerüttelt und je tiefer die Existenzen sich verfuhren, desto weniger glaubte man an sie. Große Ideen sind überhaupt nicht Sache einer kränkelnden Gesellschaft. Selbst auf den Gebieten

der Wiſſenſchaft und Kunſt trat daher der Verfall zu Tage. Die grundlegenden und gewaltigſten Arbeiten an der Errichtung des monumentalen Baues unſerer Wiſſenſchaften haben, von einem oder zweien abgeſehen, Männer der verfloſſenen Jahrhunderte oder doch mit ihrer Geburt und Entwickelung der vorrevolutionären Zeit angehörige Geiſter geleiſtet. Was unſer Jahrhundert auszeichnete, waren mehr Leiſtungen zweiten Ranges, mehr eine geiſtreiche und ſcharfſinnige Ausnutzung der großen neuen Ideen, die ſchon weithin den Weg beleuchteten, auf dem die Forſchung weiter zu ſchreiten hatte, als ſchöpferiſche Kraft. Die wiſſenſchaftlichen Früchte, die die nachrevolutionäre Epoche erntete, wurden mehr durch verſtändige, ruhige Anwendung der exakten Forſchungsmethode, in der die Naturwiſſenſchaft ſich gefunden hatte, als durch umfaſſende ſpekulative Gedankenarbeit gezeitigt; und trotz des erheblichen Gewichtes, das die rationelle Chemie hat, wird man die ungezählten Thatſachen phyſikaliſcher, zoologiſcher, chemiſcher Art, die unſer Jahrhundert gewann, kaum in die Wagſchaale werfen können gegenüber der Wucht der Entdeckungen eines Galilei, Huyghens, Newton, Lavoiſier, die den Schleier von der Natur riſſen. — Auf dem Gebiete der Kunſt, die naturgemäß von den herrſchenden Empfindungen einer Zeit viel unmittelbarer getroffen wird, als die Verſtandesarbeit, trat der Abfall gegen das „klaſſiſche" Jahrhundert in furchtbarer Schärfe hervor.

Die Kunſt iſt ihrem abgeleiteten, ſekundären Charakter nach, als bloßes äſthetiſch aufgefaßtes Spiegelbild der urſprünglichen, praktiſchen Zuſtändlichkeiten, überhaupt nicht geeignet, eine unmittelbar wirkſame Macht auf die Gemüther zu werden. Wo eine allgemeine Gravitation der Geiſter in beſtimmter Richtung unter dem Einfluſſe leitender verſtandesmäßiger Ideen oder das praktiſche Verhalten beſtimmender religiöſer Ideale fehlt, da wird das Kunſtſurrogat einen Zuſammenhalt und feſten Pol im Getriebe der menſchlichen Beſtrebungen nie abgeben können. Indeſſen kommt dem äſthetiſchen Gebiete auf Grund ſeiner feinfühligen Empfindlichkeit, mit der es die beſtehenden und auch ſchon die ſich nur erſt vorbereitenden Züge und Wandlungen des Zeitgeiſtes auffaßt und wiedergiebt, hier inſofern einige Wichtigkeit zu, als es nicht allein durch die lebendige Illuſtration der thatſächlichen Verhältniſſe eine Zeitgenoſſenſchaft im ſchönen Genuſſe zu vereinen, ſondern auch durch Hereinziehung noch keimender aktueller Ideale zu einem gemeinſamen Streben feſter zu binden vermag. Unter dieſem Geſichtspunkte erſcheint die moderne Kunſt als ein klägliches Nichts. Wo man nicht durch Ausgrabung ganz unlebendiger hiſtoriſcher Vorwürfe und Vorbilder in allen Künſten die Leerheit der Gegenwart zu erſetzen verſuchte, verfiel man in ein ſo abgeſchmacktes und wohl auch ſchlüpfriges Genre, daß

Digitized by Google

die gerühmte „Heiligkeit“ der Kunſt als eine Blasphemie ärgſter Art erſcheinen mußte. Ein gewiſſer Naturalismus und verfeinerte Sinnlichkeit bilden das einzig Gemeinſame. Im Uebrigen eine unglaubliche Haltungsloſigkeit und Zerfahrenheit der Gefühle. Von einer großen Kunſt, die in volksthümlicher Weiſe auch nur die weiteren, gebildeteren Schichten der Bevölkerung zu feſſeln vermöchte, keine Spur. Die Einzigen, welche in dieſem Jahrhundert (d. h. immer der nachrevolutionären Epoche, welche für die verſchiedenen Völker verſchieden ſpät beginnt) auf dem Gebiete der Romanliteratur etwas von Bedeutung ſchaffen konnten, waren bezeichnender Weiſe die kulturell früher entwickelten Engländer und die zurückgebliebenen Ruſſen. Wenn in der Muſik die Sache etwas anders zu ſein ſcheint, ſo liegt das an der eigenthümlichen ganz lyriſchen, unbeſtimmten Ausdrucksform dieſer Kunſt, die ſelbſt den Zwieſpalt und die Diſſonanz im Empfinden einer Zeitepoche äſthetiſch verwerthen kann. Uebrigens kommt auch bei der einzigen originellen und nicht mehr ganz in den Banden Beethoven'ſcher Klaſſizität ſteckenden Größe, bei Wagner, abgeſehen von ſeiner ſinnlichen Myſtik, in der Zerriſſenheit der Form die Schwäche der Zeit zum vollen Ausdruck. Wo einige beſſere Regungen nicht zu verkennen ſind, wie z. B. in der Malerei, beruhen dieſelben zum vorwiegenden Theil auf großartiger Technik unſerer Virtuoſenepoche und finden das rechte Verſtändniß meiſt nur in dem verfeinerten Sinn der Fachgenoſſenſchaft mit ihrem Kritiker- und Gönneranhang. Auch ſind ſolche Anſätze erſt Erzeugniſſe der allerneueſten Zeit, die überhaupt eine bevorſtehende Umwälzung in den Geiſtern ahnen läßt und ſpäter eine beſondere Würdigung erfahren muß.

So iſt an Stelle der großen Ideen, die das Aufklärungszeitalter und den reinen Anfang der Erhebung mit edler Begeiſterung erfüllten, die in der Proſa eines Schiller und vor Allem in den gewaltigen Symphonien eines Beethoven ſo mächtigen Ausdruck fanden, Leerheit und Negation getreten. Auch das nationale Gefühl, das Anfangs des Jahrhunderts vornehmlich als Reaktion gegen die Napoleoniſchen Völkerdurchmiſchungen ſo lebendig erwachte, ging für die Maſſe des Volkes in ſeiner Macht auf den Willen verloren. Bei ſeiner immer ſtärkeren Verquickung mit den revolutionären Freiheitsbeſtrebungen, die übrigens, je ferner der franzöſiſchen Revolution, deſto ſchwächlicher wurden, mußte es mit der Erledigung dieſer in den Verfaſſungsbegründungen zum größten Theile ſein Ende finden. Sein gelegentliches Wiederaufflackern bei den letzten großen Nationalkriegen konnte nur epiſodiſcher Art ſein. Denn das Nationalgefühl iſt der urſprüngliche, wurzelhafte Kern jener von der Revolution erſtrebten, aber, wie wir ſahen, thatſächlich vertilgten Brüderlichkeit.

Digitized by Google

Somit konnte durch die in den siegreichen Kriegen naturgemäß erzielte Befestigung der vorhandenen Verhältnisse und der feindseligen Stimmungen das Gefühl der Brüderlichkeit und der nationalen Zusammengehörigkeit nur eine Schwächung erfahren. In der Feier des Tages von Sedan durch die konservativen, in seiner Verwünschung durch die unzufriedenen Volkselemente kommt diese Wirkung grell zum Ausdruck.

Nur starke Geister haben in Zeiten geistiger und wirthschaftlicher Anarchie die Kraft, sich durch verstandesmäßige Erhebung über die herrschenden Verhältnisse eine eigene Weltanschauung zu bilden und eine höhere Art der Lebensführung beizubehalten. Die Masse des Volks findet den Lebenszweck unter solchen Umständen in der Befriedigung der sinnlichen Triebe; sie verfällt in einen praktischen Materialismus schlimmster Art. Auf den Blättern der Geschichte finden wir Beläge dafür bei jeder Umwälzung im menschlichen Geistesleben.

Kommt noch dazu, wie heute, eine große Existenzunsicherheit, so muß die Angst die Tendenz zu roh-materiellen Lebensanschauungen noch verstärken. Bei ungleichmäßiger Vertheilung der Glücksgüter wird der Reiche nicht leicht der Versuchung zu einer luxuriösen Lebensgestaltung widerstehen. Die quantitativ und qualitativ überreichliche Produktion unserer Tage muß die Bedürfnisse noch vermehren und die Genußsucht verstärken. Andererseits wird der Arme, der inmitten der Verschwendung Mangel leidet, seine ganzen Wünsche auf die Erlangung materieller Güter konzentriren, sein ganzer Gesichtskreis ist damit ausgefüllt. Niedere Vergnügungen und rein sinnliche Interessen kennzeichnen eine derartige Epoche.

Unter solchen Umständen muß die Sitte ernstlichen Schaden nehmen. Die Sittlichkeit eines Volkes ist ein überaus zartes und flüchtiges Gebilde. Der Philosophie hat es nie gelingen können und wird es nie gelingen, in einem autoritativen Gesetze oder Willen die letzte Begründung des Sittlichen zu finden; es ist nicht gelungen, die Moral in ihren feinen Verzweigungen auf den Ausdruck eines souveränen Volks- oder Staatswillens oder eines allgemein anerkannten höchsten Zweckbegriffes zurückzuführen. Die bestehenden ethischen Institutionen haben ihre unmittelbare Sanktionirung in ihrer thatsächlichen allgemeinenen Anerkennung; die herrschenden Grundsätze der Moral finden ihre Heiligung nur in dem faktischen psychologischen Trieb zu ihrer Bethätigung. Sobald deßhalb der skeptische Geist an der Sitte zu nagen beginnt, droht völlige Zersetzung. Der Skeptizismus hat die Rolle des stärksten Kulturhebels gespielt, aber er kann auch zu einer zerstörenden Kraft werden. Er ist ein nimmersattes Kind des menschlichen Geistes, wächst in dem Maaße, in dem er Anderes

verzehrt und hat, wie die Geschichte der Philosophie zeigt, mehrfach den Versuch gemacht, seinen eigenen Erzeuger zu fressen. Auf das ethische Gebiet hinübergespielt, ist er das negirende Prinzip. Und er tritt sofort hier auf, sobald aus irgend welchen Gründen Gebilde alter Ueberlieferung zu wanken beginnen.

Die fragliche skeptische Bewegung entsteht und treibt ihr Unwesen im theoretischen Geistesleben immer eine ganze Weile früher, als sie das praktische Verhalten der Massen zu bestimmen anfängt. Die Lebensgewohnheiten eines Volkes, in denen die geistigen Mächte zum Ausdruck gelangen, behalten kraft eines unbestreitbaren geistigen Trägheitsgesetzes ihre alte Richtung noch eine Zeit lang bei, wenn in prinzipiellen Anschauungen bereits ein Umschwung eingetreten ist. Ueberhaupt zieht das Volk nie aus philosophischen allgemeinen Reflexionen logische Konsequenzen für sein sittliches Verhalten, sondern modelt allmählich und unbewußt nach jenen seine Lebensweise um. Immer aber wird solche Ummodelung faktisch erfolgen. So sehen wir denn, daß in unserer modernen Zeit die theoretische Zersetzung der Moral bereits im 18. Jahrhundert erfolgte und in den Ideen eines Mandeville und Helvetius gipfelte, ohne weitere Kreise zu beeinflussen. Erst nachdem die Ideen des Aufklärungszeitalters in der Revolution ihre theilweise Verwirklichung gefunden hatten, spürte man die unheimlichen Folgen in der beginnenden Demoralisirung des Volkes. Als aus dem bisher für unantastbar gehaltenen Tempel der überlieferten sittlichen Einrichtungen und Normen einige Grund- und Eckſteine herausgebrochen waren, da war es um die Heiligkeit jenes geschehen. Man fühlte mehr, als man einsah, daß das Verbindliche der ethischen Mächte nur in dem guten Willen der Menschen selbst läge. Der skeptische, negirende Sinn zerfraß die besseren Gefühle. Die dem Menschen innewohnenden rohen, sinnlichen Triebe wurden zum Quell, zum alleinigen Maßstab der Gut- und Bösartigkeit der Handlungen gemacht. Im wilden Ringen um die gefährdete materielle Existenz, das wir schon als Charakteristikum der geistesarmen Zeit gekennzeichnet haben, mußte nun die moralische Haltlosigkeit den bedenklichsten Grad erreichen. Diese beiden Faktoren steigerten sich gegenseitig zu Extremen sittlicher und wirthschaftlicher Entartung.

Es ist eine vortreffliche Eigenthümlichkeit unseres seelischen Lebens, daß wir geneigt sind, über den Mitteln stets den Zweck aus dem Auge zu verlieren. So wird die Arbeit um ihrer selbst willen verrichtet und gewährt an sich hohe Befriedigung. Dadurch kann die Arbeit zu einer sittlichen Macht werden, die in dem Drunterunddrüber der gesellschaftlichen Zustände einen festen Halt zu verleihen vermag. Wer daher in einen Kreis fester

Digitized by Google

Pflichten hineingesetzt ist, wird durch die Regelmäßigkeit seiner Berufsgeschäfte zu einer gewissen Stetigkeit seiner Lebenshaltung erzogen; er wird von dem Verfalle der Sitten nicht so leicht betroffen und den gröbsten Zügellosigkeiten meist entgehen. Nun muß man aber heute bedenken, daß die weitgehende Arbeitstheilung mit ihrer stumpfsinnigen, maschinenmäßigen Theilstückfabrikation auf der einen Seite, ihren einen ungewöhnlichen Raum einnehmenden, plumpphysischen Berufsarten der bloßen Handlanger- und Schlepperdienste auf der anderen Seite, schwerlich geeignet ist, Befriedigung an der Arbeit zu erwecken. Dazu kommt, daß die ewigen wirthschaftlichen Krisen den Einzelnen fast vogelfrei auf die Straße werfen und eine Kontinuität der Beschäftigung für die Masse kaum ermöglichen. Wenn unter solchen Umständen nicht höhere Gesichtspunkte vorhanden sind, die das Leben bereichern und leiten, so kann man sich über die herrschende Sittenlosigkeit und den Materialismus nicht wundern.

* * *

Die unerquickliche Lage der Menschheit (denn diese ist fast überall in gleicher Verdammniß), die wir nach ihrem Ursprung und ihren Hauptzügen in großen Umrissen geschildert haben, brachte nun mancherlei Verirrungen und Bestrebungen hervor, die ihre trübe Quelle nicht verleugnen. Ihnen wollen wir uns in einem nächsten Briefe zuwenden.

Flensburg. Dr. H. Eckener.

Digitized by Google

Der Tod des Zaren.

Draußen! . . . Ganz draußen! . . Im Berliner Osten, wo die Größe der Weltstadt nur noch nach dem Maße des Elends gemessen werden kann, das sie in strotzendem Ueberflusse beherbergt. Da draußen, wo selbst das Pflaster nur mehr Sage ist und in dem aufgeweichten Sandboden nach langem Regen tiefe Furchen sich bilden . . . am Kellerhalse eines der letzten niedrigen Häuser da draußen steht harrend ein bleiches hageres Weib. Zehn Jahre älter macht sie der Hunger. Und die Augen haben den göttlichen Funken schon lange verloren. Drinnen in der Fabrik und später draußen — — auf den Straßen, in den Vampyrvierteln der Weltstadt. — Sie hatte einmal des Weibes Höchstes in des Magens eisernen Dienst gestellt. —

Seit Wochen schon hatte ihr Mann keinen Verdienst mehr. Und sie kann schon lange nicht mehr helfen, da ihr der bleiche Tod im Nacken sitzt. Sie leidet an der Krankheit, die sie im ganzen Viertel die Proletarierkrankheit nennen. Er hatte sie von der Straße weg zu sich genommen und ein braves Weib aus ihr gemacht. Sie war ihm dankbar und blieb ihm treu und half mit an der Arbeit. Nicht lange. Als sie ein Kind bekam, da regten sich die ersten Keime ihres Leidens, aber sie ging noch immer in die Arbeit. Das Kind ward nicht alt, sie begruben es nach einigen Wochen. Es ging ihnen immer noch leidlich gut, er verdiente und sie auch, und sie konnten Etwas sparen. Es war gerade ihr fünfter „Hochzeitstag", sie stand abermals vor ihrer schweren Stunde, da konnten sie sich den „Luxus" leisten und gingen zum Standesamte, um ihren Bund legalisiren zu lassen. Er gab ihr seinen ehrlichen Namen. Das zweite Kind blieb am Leben, und mit ihm zog die Sorge ein. Die Niederkunft hatte ihre Gesundheit schwer erschüttert, und sie mußte ins Krankenhaus. Der Aufenthalt dort verzehrte die ganzen Ersparnisse. Der letzte Pfennig ging drauf, und von nun ab fehlte ihr Beitrag zum Wirthschaftsbudget — und das Kind kostete ein Heidengeld. Sie fluchte oft dem Schicksal. Der Arzt sagte ihr, die Krankheit wäre eine Folge ihres früheren Lebenswandels. War es Faulheit, war es Genußsucht . . . nein, sie rief Gott zum Zeugen an: es war Hunger, es war Elend gewesen, was sie auf jene Bahn geführt hatte, und deßwegen soll sie jetzt büßen müssen! . . . Ihm verheimlichte sie, was der Arzt gesagt hatte . . .

Und nun war er wieder da, der grausame unerbittliche Gast von damals, die Noth. Jetzt wußten sie ihm nicht mehr zu begegnen. Ihr Mann verzehrte sich in Gram, und sie wurde täglich gebrechlicher. Nun fing er an, den Weg zu gehen, den die Sorge so oft führt, den vermeintlichen Weg des Trostes, den Weg in die Destille. Vor dem Elend verschwand der letzte Rest häuslichen Glückes, und auch der Friede wich. Ekle Szenen der Brutalität bildeten von nun ab die Tagesordnung in der dumpfigen Kellerwohnung. Ein Stück nach dem andern wanderte zum Verkauf, und schließlich blieb ein zerbrochener Stuhl und leeres, kahles Stroh an Stelle der Betten. Und die Thierbehausung machte sie erst recht

Digitized by Google

zu Thieren. Er verlor die Arbeit und sank immer tiefer. Gleich beim ersten Mal, als er bettelte, wurde er gefaßt und mußte nach Rummelsburg. Nun war er vollständig vernichtet.

Jetzt stand sie an der Kellerthür und wartete auf ihn. Es war ein Uhr Nachts geworden. Sie hatte Hunger und — das Kind auch. Sie wartete auf Brod. Mehr wollte sie ja gar nicht. An eine warme Decke für ihr Krankenlager auf hartem Stroh — daran durfte sie ja gar nicht denken. — — — Das Kind schrie — — noch immer kam er nicht. Gewiß war es heute wieder Nichts gewesen. Wieder würde er mit leeren Händen kommen. Und doch hoffte sie wieder — vielleicht doch!! Der Zar liegt im Sterben. Stündlich sollte sein Ende eintreten, jede Stunde kann die Nachricht kommen und — dann — — dann giebt es Extrablätter, und wenn er da am Platze ist, dann kann er soviel verdienen, daß sie auf Wochen zum Leben genug haben, und eine warme Decke könnte sie sich dann auch leisten und vielleicht Etwas gegen die böse Krankheit thun. Seit vierzehn Tagen hielt er sich in der Nähe der Zeitungen auf und wartete auf das große Ereigniß. Es trat nicht ein. Je hoffnungsloser die Nachrichten lauteten, desto zuversichtlicher wurden sie Beide, und als man von einer zunehmenden Kraft und Lebensfreude telegraphirte, da wollten sie vor Verzweiflung vergehen. Für sie war es kein Mensch, der litt; dazu hatten sie die Menschlichkeit im Elende zu sehr verlernt. Der Hunger beherrscht ihr ganzes Denken und Empfinden. Sie fürchteten nur, er könne genesen, und einmal beriethen sie ganz ernsthaft, was sie thun würden, wenn er wirklich genesen würde. Diese Ueberlegung brachte sie an den Rand der Verzweiflung.

„Oh ja, er wird genesen in seinem Schlosse, in seinem Parke, in der südlichen Wärme unter lauter wohlmeinenden Leuten, unter großen Doktoren, denen er allen viel Geld zahlt, oh, so viel Geld, er muß ja genesen, und ich muß in der Kellerluke draufgehen. Er wird gesund in seinem Ueberfluß, und ich sterbe ohne warme Decke auf nassem Stroh!“ So lauteten die erregten Gedanken, die ihr durchs Hirn fuhren. Sie fürchtete die Möglichkeit einer Genesung des Russenkaisers als ihr eigenes Todesurtheil. Noch einmal reckte sie ihren langen Hals zur Kellerthür vor und — — da kam er wirklich — langsam und schlotternd.

„Es war Nichts,“ sagte er, duckte sich unter die Thür und stieg schwerfällig hinab. Unten ging er, ohne weiter ein Wort zu sprechen oder zu fragen, auf die feuchte Strohschicht zu. Auch sie sprach nicht.

Des Morgens war er schon weg, als sie erwachte. Sie hatte die ganze Nacht kein Auge zugemacht und fortwährend gehustet. Erst gegen Morgen schlief sie ein. Ein trüber Morgen, der in der Kellernacht da unten anbrach. Sie sah bis Mittag kein Tageslicht. Draußen rieselte der Regen hernieder. Nun kann sie wieder warten, bis er wiederkommt in der späten, tiefen Nacht, und dann wieder Nichts! Das Harren machte sie wahnsinnig! Sie war total entkräftet. Der Husten und der Hunger! Das Kind winselte. Ihr fehlte die Kraft, um den Krämpfen der Lunge zu widerstehen. Es war fürchterlich. Kein Mensch kam in ihre Nähe. Niemand, der helfen konnte oder wollte.

Digitized by Google

Sie hatte sich emporgerafft. Immer dichter fiel draußen der Regen, dicke Wolken lagen über den Straßen. Es thut Nichts! Brod muß sie haben. Sie wollte sich ganz erheben, es war unmöglich. Es fehlte ihr die Kraft. Aber das Kind! — Es wimmerte so entsetzlich! Das Kind! — Sie strengte ihre letzten Kräfte an und riß sich empor, am ganzen Leibe zitternd und fröstelnd. Sie nahm das Kind auf den Arm und trug es hinauf, sich selbst nur mühsam fortschleppend. Auf der Straße ließ sie das Kind fallen, hielt sich fest an der Kellerbrüstung und ein Blutstrom kam aus ihrem Halse, sie stürzte zusammen. Ein kleines Mädchen, das das sah, meldete den Vorfall den Nachbaren.

Man trug sie in den Keller zurück und flößte ihr Fusel ein. Der Physikus kam nach zwei Stunden, er fand sie im Sterben. Kein Mensch kam auf die Idee, ihr Etwas zu essen zu geben. Sie war bewußtlos. Der Physikus begnügte sich, die Prognose zu stellen, daß sie wohl in einer halben Stunde längstens sterben würde, und empfahl sich dann. Diese Nachricht verbreitete sich in der ganzen Nachbarschaft und lockte alle Diejenigen herbei, die gerne solche Sensationen genossen. Mehr als zehn Personen umstanden ihr Lager, wie man ein gefallenes Pferd umsteht und sich grausam an dessen verzweifelten Anstrengungen weidet. Roth quoll das Blut aus ihrem Munde hervor — Niemand wischte es weg. Eine alte Bettel fühlte ihr mit den dicken schmutzigen Fingern ins Gesicht: „Na! Die dhut och keen mehr wat zu Leede.“

Sie war todt. Die Nachricht verbreitete sich im Viertel. Neugierige stürmten den engen Keller. Bald erfuhr es die Polizei. Das Kind hatte jene alte Bettel an sich genommen, um es einstweilen aufzubewahren. Sie hoffte auf Armenunterstützung. Gegen Abend kam ein polizeilicher Leichenwagen vorgefahren. Vor der Thür machte er Halt. Man legte das todte Weib hinein, und fort gings zur Morgue. — —

Nachmittags kam die Kunde, daß der Zar gestorben sei. Die Nachricht wurde durch Extrablätter verbreitet, die reißenden Absatz fanden. Das Geschäft ging glänzend, und in den Taschen der Verkäufer häufte sich das Geld. Auch „Er“ hatte die Tasche voll Nickelstücke.

Nun ging er nach Hause. Unter seinem Arm hielt er einen dicken Lodenkotzen und einen Laib Brod. Er sah die Leute vor seiner Thür. Sie starrten ihn an, und Keiner wagte ihm Etwas zu sagen. Als er sie anfuhr, da trat ein kleines Göhr vor und sagte ihm gefühllos dreist: „Ebent hat man se weggefahr'n, se war janz dodt — — —“

Nun fanden auch die Anderen Worte und begannen, im wirren Durcheinander zu erzählen. Er aber ging hinunter ins Kellerloch und schloß die Thüre hinter sich zu. Drinnen warf er den Lodenkotzen auf ihre Lagerstatt und legte sich selbst auf die Erde lang hin. Lange stierte er in die Luft, dann erhob er sich wieder und schnitt sich einen großen Ranken Brod ab und aß ihn auf. Erst als er satt war, fand er Thränen.

Berlin. Alfred Hermann Fried.

Dienstboten-Mißhandlung.

„Wir Wilde sind doch bessere Menschen" — kann Herr Leist nun sagen, nachdem der Prozeß gegen den Oberförster Gerlach und dessen Frau sich vor den Schranken des Schwurgerichtes in Erfurt abgespielt hat. Was dieser Prozeß an skandalösen Enthüllungen uns brachte, das übertraf an Rohheit und Gemeinheit bei weitem Alles, was in der Leist-Affaire vor dem Disziplinar-Gerichtshof in Potsdam zur Sprache gelangte. Herr Leist hat die kaffeebraunen Damen in Westafrika unter Zuhülfenahme einer Flußpferdpeitsche und einer Zementkiste ziemlich schnöde behandeln lassen. Er hat dann zu anderen Zeiten wieder eine gewisse sträfliche Schwäche für die afrikanischen Schönen bekundet, in der manche Leute jedoch einen Beweis männlicher Stärke erblicken wollen. Auf alle Fälle hat Herr Leist in Westafrika nicht so gehandelt, wie er als deutscher Kanzler hätte handeln müssen. Zu seiner Entschuldigung macht er nachträglich geltend, daß er Alles, was er Tadelnswerthes vollbracht, unter dem Einfluß des Tropenklimas und der afrikanischen Sitten gethan habe, die ja nicht gerade diejenigen der besten europäischen Gesellschaft sein sollen, obwohl sie die Billigung Maximilian Hardens, des deutschen Sittenzensors, gefunden haben, der stets in der allerbesten Gesellschaft zu sein glaubt, wenn er mit einigen Getreuen, Männlein und Weiblein, im Café Schiller sitzt und „Schule macht".

Die Entschuldigungsgründe, die Herr Leist geltend macht, mögen nicht ganz unzutreffend sein, obwohl sie nicht geeignet sein können, ihn gänzlich zu entlasten. Seine Vergehen bleiben als solche bestehen, und nach wie vor werden viele Leute der Ansicht sein, daß der Disziplinar-Gerichtshof doch eigentlich ein recht mildes Urtheil gefällt habe. Trotzdem aber hieße es dem ehemaligen Kanzler himmelschreiendes Unrecht zufügen, wollte man seine Handlungsweise mit derjenigen des Gerlach'schen Ehepaares vergleichen. Dieses würdige Paar, welches gar fleißig die Kirche besuchte und an wohlthätigen Veranstaltungen sich mit Vorliebe ostentativ betheiligte, hat ein armes, wehrloses Mädchen, das in seinen Diensten stand, durch fortgesetzte schwere Mißhandlungen kalten Blutes hingemordet. Die Einzelheiten

Digitized by Google

dieser Mißhandlungen sind so entsetzliche, daß ein zartfühlender Redakteur der „Deutschen Warte", der indeß an anderer Stelle nicht ganz so ekel ist und sogar oft mit Vorliebe die schmutzigsten Dinge mit tastenden Fingern berührt, sich angeblich scheute, sie den Lesern des Blattes vollinhaltlich zur Kenntniß zu bringen. Jedenfalls haben die Enthüllungen des Erfurter Prozesses allenthalben eine tiefgehende Entrüstung hervorgerufen, und wenn auch der Vertheidiger der Angeklagten, Herr Rechsanwalt Träger, pflichtgemäß bemüht war, die Ausschreitungen der Frau Gerlach und ihres würdigen Pantoffelhelden von einem Manne in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, indem er sie lediglich als Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes hinstellte, so wird es doch wohl kaum Jemand geben, der das harte Urtheil des Schwurgerichtes nicht als durchaus gerecht bezeichnen möchte.

Es ist aus Anlaß dieses in die Augen springenden Einzelfalles ein ziemlich bedeutendes Quantum sittlicher Entrüstung in Tinte und Druckerschwärze umgesetzt worden. Damit wird freilich der Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse nicht vorgebeugt, und selbst die Aufforderung an alle Gutgesinnten, daß sie ähnliche Fälle, so oft sie davon Kenntniß erhalten, stets alsbald zur Anzeige bringen sollen, wird an den Zuständen, die auf diesem Gebiete herrschen, herzlich wenig zu ändern vermögen. Es wird nämlich in Dienstboten-Mißhandlungen bei uns in Deutschland ziemlich Erkleckliches geleistet. Die Hauptschuld daran trägt die Gesindeordnung, die absolut nicht mehr in unsere Zeit passen will, da sie der Herrschaft eine ziemlich weitgehende Macht über das Gesinde einräumt.

Die Thatsache, daß laut Gesindeordnung die Herrschaft unter gewissen Voraussetzungen das Recht hat, den Dienstboten eine gelinde körperliche Züchtigung angedeihen zu lassen, sollte allein schon hinreichen, um diesem Ueberbleibsel aus vergangener, halbbarbarischer Zeit das Urtheil zu sprechen. Die Grenze, wo die gelinde Züchtigung aufhört und die rohe Mißhandlung anfängt, wird nämlich im Affekt in der Regel überschritten, so daß oft eine ursprünglich als gelinde beabsichtigte Züchtigung in schlimmste Körperverletzung ausartet. Menschen sind eben keine Engel — man sollte ihnen soviel als möglich die Gelegenheit zu Ausschreitungen beschränken.

Erst dann, wenn wir in Deutschland einmal so weit sein werden, daß wir auch in den Dienstboten freie Arbeiter zu erblicken vermögen, die ihre Arbeitskraft gegen angemessenen Lohn und ausreichende Kost unter der Voraussetzung guter Behandlung an den verpachten, der ihnen gerade gefällt — erst dann werden Fälle, wie der in Erfurt zur Sprache gekommene, immer seltener werden. Es wird ja auch dann noch immer nicht

Digitized by Google

an rohen Menschen fehlen, die sich derartige Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, wenn aber gleichzeitig mit der Beseitigung der Gesindeordnung den Dienstboten das Koalitionsrecht nicht länger vorenthalten wird, werden die Intelligenteren und Thatkräftigeren unter diesen schon für Organisationen sorgen, die auch den minder Widerstandsfähigen und weniger Gewitzten Schutz und Rückhalt gewähren.

Ob aber viele von den Zeitungen, die über den Fall Gerlach sittlich entrüstet waren, bereit sein werden, sich dieser Forderung anzuschließen, das ist doch wohl sehr fraglich. Die charakterlose Halbheit ist besonders bei den Insassen unserer Zeitungsstuben zu Hause, von denen gar Viele um keinen Preis der Welt es mit den Angehörigen der besser situirten Klassen verderben und dadurch aller der Annehmlichkeiten verlustig gehen möchten, die eine wohlbesetzte Tafel unter Umständen zu bieten vermag.

Ein Anderes ist es, über einen Fall besonderer Rohheit in zwecklosen Entrüstungstiraden sich ergehen, und ein Anderes wieder, den sozialen Ursachen solcher Ausschreitungen nachzuspüren und deren Beseitigung zu verlangen — besonders dann, wenn diese Ursachen mit Einrichtungen eng verknüpft sind, die zu den theuersten Privilegien der „durch Bildung und Besitz" sich auszeichnenden Klasse gehören. Ein kluger Mann verbrennt sich an solchen Dingen nicht gerne die Finger . . .

Das Mitleid mit den Armen und Bedrängten gilt überdies schon längst nicht mehr als fein in einer Gesellschaft, die das Mitleid als sträfliche Schwäche perhorreszirt und den Uebermenschen auf den Schild hebt. Die Herrenmoral eines Nietzsche, der in geistiger Umnachtung elend dahinsiecht, übt einen unheimlichen Einfluß auf alle Diejenigen aus, deren Hirn gleichfalls nicht ganz im Lothe ist. In einer Berliner Zeitschrift wurden jüngst sogar gänzlich unverdauliche philosophische Exkremente des Meisters dem staunenden Publikus als allernahrhafteste Geistesatzung von einem inbrünstigen Verehrer Zarathustras vorgesetzt. — —

Von den Jüngern Nietzsches, die bei der Berliner Presse in großer Anzahl vertreten sind, hat es mich übrigens baß Wunder genommen, daß sie aus Anlaß des Falles Gerlach ihren Herrn und Meister schlankweg verleugneten. Dieser Oberförster und seine Frau, die da in Erfurt, gewissermaßen unter den Augen ganz Deutschlands, auf der Anklagebank saßen, waren doch echte Herrenmenschen, waren unverfälschte „blonde Bestien" im Sinne des großen Weisen. Niemals vergaß Herr Gerlach des Stockes, wenn er zu dem armen Weiblein ging, das draußen auf dem Kartoffelacker in zehrender Gluthhitze schwere Frohnarbeit verrichtete. Und selbst August Strindberg, der schon längst wieder glücklich Verheirathete, kann in Thoren-

beichten und anderen Thorenbüchern das Weib nicht ausbündiger haſſen, als der Oberförſter Gerlach ſeine eigene Frau haßte, die mit Kraft und Grazie den Pantoffel und den Knüttel über ſeinem Haupte zu ſchwingen pflegte.

Warum alſo in den Spalten unſerer Preſſe dieſer Abfall, warum die Verleugnung von Geiſtes- und Geſinnungsgenoſſen, die doch nur das in die Praxis überſetzten, was man ſelbſt in ſeinem verborgenſten Innern denkt und empfindet? — Die Antwort auf dieſe Frage liegt nicht ſo weit abſeits, als man glauben ſollte. Sie ergiebt ſich von ſelbſt für den, der unſere Preſſe kennt, und der da weiß, welche Rückſichten ſolch ein armer Redakteur ſtets auf ſein Publikum nehmen muß. Nur wenige ſeiner Leſer ſtehen auf gleicher Geiſteshöhe mit ihm — er muß alſo heucheln, muß Rückſicht auf ſie und ihre Rückſtändigkeit nehmen, er darf ſich nicht geben, wie er iſt, denn noch iſt Nietzſche für die große Menge der Zeitungsleſer ein unbekannter Prophet, der zudem Deutſcher iſt und daher Nichts gilt in ſeinem Vaterlande. Das Merkwürdigſte aber bei alledem iſt, daß mit „ihren Leſern“ es ſelbſt ſolche Blätter nicht verderben wollen, die, wie „Berliner Fremdenblatt“ und „Intelligenzblatt“, ſchon längſt — keine mehr haben.

Karl Schneidt.

Zur Noth der Landwirthschaft.*)

(Eingesandt.)

Ich bin nur ein einfacher Kaufmann und habe als solcher den in Nr. 5 der „Kritik“ veröffentlichten Artikel „Die Noth der Landwirthschaft“ von O. Lindemann gelesen, da mich dieses Thema lebhaft interessirt und ich mich gerne darüber belehren lasse. Ich werde es wohlweislich vermeiden, auf den technischen Theil dieser Abhandlung einzugehen, da ich davon herzlich wenig verstehe; etwas Anderes ist es schon, wenn Ihr Herr Mitarbeiter die Beziehungen der Landwirthschaft zu Handel, Industrie und Großkapital erörtert. Da stoße ich gleich zu Anfang auf eine Stelle, bei deren Durchlesung mir ganz unheimlich zu Muthe wird, etwa, wie wenn ich in einem Roman von Eugen Sue über eine Verschwörung der Jesuiten lese. Man höre:

> „Wer weiß, ob nicht eine großkapitalkräftige Spekulation zum guten Theil hinter dem augenblicklich niederen Stande der Kornpreise steht und nur darauf lauert, beim Zusammenbruch unserer landwirthschaftlichen Verhältnisse eine reiche Ernte durch Ankauf billigen Landbesitzes zu machen.“

Hat sich da Ihr Herr Mitarbeiter die Tragweite des Gesagten auch reiflich überlegt? Der Preis des Getreides wird doch nicht ausschließlich durch die Großkapitalisten an den inländischen Börsen gemacht, sondern hängt von den Weltmarktpreisen ab; wenn die Preise in Rußland, in Amerika, in Ostindien derart stehen, daß der Bezug des Getreides aus diesen Ländern nach Deutschland einen Gewinn zuläßt, so wird eben Getreide importirt. Wenn nun die Großkapitalisten in der That auf den Ruin unserer Landwirthschaft spekulirten, um billig in den Besitz von Grund und Boden zu gelangen, so würde es noch lange nicht genügen, daß sie die inländischen Märkte drückten, sondern sie müßten auch die Grundbesitzer und Bauern in Rußland und Sibirien, die Farmer in Nordamerika, die Landbebauer in Indien, in Kanada und Minnesota durch ungeheure Summen bestechen, damit diese veranlaßt würden, zu billigen Preisen abzugeben, da sie doch gewiß nicht aus purer Nächstenliebe, gerade Deutschland gegenüber, mit ihren Produkten billiger wären. Um in der ganzen Welt den Preis jahrelang zu drücken, würden die Milliarden, die

*) Getreu unserem Programm: keine Meinung, die sich auf Gründe stützt und in angemessener Form vorgetragen wird, zu unterdrücken, bringen wir diese Einsendung zum Abdruck. D. Red.

Digitized by Google

Deutschland von Frankreich erhalten, noch nicht reichen. Thatsächlich kann man sich durch eine Uebersicht der Preisnotirungen der verschiedenen Länder von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen. Da die Großkapitalisten bekanntlich sehr gut ihren Vortheil rechnerisch zu ermitteln verstehen, würden sie doch vielleicht besser fahren, anstatt Milliarden in der ganzen Welt zu verschwenden, den Herren Landwirthen einfach ihren Grundbesitz sogleich zu sehr guten Preisen abzukaufen, womit dann beiden geholfen wäre.

Nein, es ist kein Geheimniß, warum der Preis der Bodenerzeugnisse so niedrig ist. Durch die ungemein erleichterten Verkehrsverhältnisse, durch die Dampfschiffe und Eisenbahnen, sind die Entfernungen auf ein Minimales zusammengeschrumpft. Der jungfräuliche Acker Amerikas, Sibiriens und Kanadas ist heute nur wenige Tagesreisen von uns entfernt, diese Länder können billiger produziren, weil ihr Grund und Boden billiger ist. Unsere inländische Landwirthschaft muß mit diesen Faktoren, die unabwendbar sind, rechnen, und wenn in dem angezogenen Artikel der „Kritik" erwähnt wird, daß der Ausfall beim Korn- und Oelsaat-Verkauf oftmals bei den Jahresabschlüssen bis zwei Drittel und selbst darüber vom Pachtzins der Güter ausgemacht hat, so ist daraus kein anderer Schluß zu ziehen, als daß der Pachtzins unter den veränderten Verhältnissen zu *hoch* ist und daß der Preis der Güter ebenfalls zu hoch ist, als daß er sich noch verzinsen könnte. Die Herren Landwirthe haben von den dreißiger bis zu den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts sich es ohne Bedenken gefallen lassen, daß die Preise der Güter buchstäblich um das Dreifache gestiegen sind — und das war ihr gutes Recht. Mit demselben Rechte müssen sie sich nun auch die umgekehrte Konjunktur gefallen lassen. Solche Konjunkturen sind auch in andern Erwerbsklassen des Volkes nichts Ungewöhnliches; die Kapitalisten haben früher aus ihren Kapitalien vom Staate 5% Zinsen bezogen und müssen sich jetzt mit 3 — $3^1/_2$% begnügen. Es muß sich eben Jedermann den veränderten Verhältnissen anzupassen suchen, auch die Landwirthe, etwa durch geeignete Umänderung der Produktion, die zu finden ihre höchsteigene Aufgabe ist.

An einer andern Stelle der Abhandlung über die Noth der Landwirthschaft heißt es:

> „Ich bin der Meinung, man könne eine gesetzliche Fixirung von Preisen für inländische Konsumartikel der landwirthschaftlichen Produktion, wie namentlich der Milch, und eine gleichzeitige Preissteigerung durch die heutigen Anordnungen der Gesundheitspolizei motiviren."

Ja, gewiß, warum aber so bescheiden? Warum soll nur der Preis der Milch unter dem Vorwand der Hygiene fixirt werden? Seien wir doch konsequent und ehrlich, fixiren wir doch gesetzlich den Preis *sämmtlicher* Bodenerzeugnisse, natürlich unter Zuziehung des Ausschlag gebenden Gutachtens der Landwirthe — und allem Uebel ist mit einem Schlage abgeholfen. Freilich, die *anderen* Erwerbsklassen des Volkes werden aus Gründen des *gleichen* Rechtes ebenfalls die gesetzliche Preisfixirung ihrer Erzeugnisse verlangen; oder soll etwa für die Landwirthe ein besonderes Privilegium beansprucht werden?

Digitized by Google

Schade nur, daß dann das Ausland uns mit seinen Zufuhren überschwemmen würde. Dann bliebe wirklich nichts Anderes übrig, als eine Art chinesische Mauer um unser Vaterland zu ziehen. Bekanntlich braucht aber die Bevölkerung Deutschlands mehr Brod und Fleisch, als sie selbst erzeugen kann, und es würde demnach unerläßlich sein, daß durch „gesetzlich" angeordnete „hygienische" Mittel die Volkszahl auf das nöthige Maaß herabgemindert würde, was doch sittlich, sozial und staatlich ein Unding wäre.

Doch im Ernst, ich wollte nur die unabweislichen Konsequenzen solcher gesetzlichen Preisfixirungen ein Wenig beleuchten und will daher auf die weiteren in dem Artikel des Herrn Lindemann enthaltenen Angriffe gegen Großkapital und Industrie nicht eingehen. Wie bereits erwähnt, bin ich nur ein einfacher Kaufmann, weder Großkapitalist noch Großindustrieller, habe also nicht nöthig, eine Lanze pro domo zu brechen, und maße mir auch nicht an, die sozialen Verhältnisse bessern zu können. Aber ich möchte das Meinige dazu beitragen, daß nicht die ohnehin schon vorhandene Gereiztheit der einzelnen Erwerbsklassen des Volkes gegen einander durch Verbreitung schiefer Anschauungen noch mehr gefördert wird.

Berlin. M. Breslauer.

Druck C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Verein für Freies Schriftthum

Als erster Band erschien soeben

Die Bildungsmüden

Ein Gegenwartsroman

von

Oskar Mysing

(Otto Mora)

19 Bogen 8°. Einzelpreis 3 Mk.

Der Verfasser von „Überreif" behandelt hier ein Thema, das in hervorragendem Sinne „aktuell" genannt werden muß — die eigenthümliche moderne Müdigkeit, den leisen spöttischen Zweifel an den Segnungen der Wissenschaft und des Fortschritts, wie sie noch vor zwanzig Jahren als unumstößliches Dogma galten. Eine gesellschaftliche Erscheinung, die Einem heute überall in die Augen fällt, ist hier zu einem großen Sitten- und Kulturbilde erweitert. An verschiedenen Typen zeigt Mysing die Schädlichkeit einer mechanisch überwuchernden Bildung, die nicht Geist und Herz entwickelt, sondern verroht und ertödtet. Einen besonderen Werth scheint uns der Roman dadurch zu haben, daß der Verfasser nicht bloß negativ ist und nur Schwächen und Fehler sieht, sondern in dem Schicksal seines Helden auch den Fingerzeig zum Besseren giebt.

Alle 8 Bände eines Jahrgangs kosten für Mitglieder zusammen nur **12 Mk.** franko, Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, **Berlin W., Gleditschstraße 35,** auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung.

Der Beitritt kann jederzeit erfolgen; er verpflichtet für den laufenden Jahrgang. Die erschienenen Bände desselben werden nachgeliefert. Außer der Zahlung des Jahresbeitrags werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen. Ausführliche Prospekte werden gratis und franko versandt.

Billigste und reichhaltigste Litteraturzeitung.

Am 1. Oktober a. c. begann das III. Quartal der

Internationalen Litteraturberichte

Wochenschrift für Gebildete aller Stände, Gelehrte, Litteraten, Bücherkäufer etc. etc.

Preis pro Quartal (13 Nrn.) 1 Mark.

In den bis jetzt erschienenen Nummern gelangten Beiträge von nachstehenden H[illegible] Veröffentlichung: Hofrat Prof. Dr. C. Beyer. — Ernst Brausewetter. — Prof. Dr. Br[illegible] W. Bruckmüller. — Prof. Dr. Bucher. — Prof. Dr. Buchholtz. — Carl Busse. — Dr. J[illegible] Red. Theod. Ebner. — Hans Ellissen. — Paul Falck. — Fritz Fliedner. — Louis J. Garcia [illegible] Ph. Gironcourt. — Dr. G. v. Hayck. — Dr. A. Hoeck. — Red. A. Hollert. — D[illegible] Red. Tony Kellen. — W. von Knoblauch. — Dr. Kuchler. — A. Lorenzen. — Prof. Dr. [illegible] J. C. Maurer. — Red. Hans Moltau. — Dr. Alb. Moeser. — Heinrich Nitschmann. — Dr. Pau[illegible] Dr. K. Schaefer. — Dr. H. Schmidkunz. — Stauf v. d. March. — Dr. Alb. Stern. — F[illegible] C. Voß. — Dr. Otto Weddigen.

Zur Mitarbeiterschaft haben sich ferner bereit erklärt: Prof. Dr. Bauer. — Dr. Rud. B[illegible] Dr. Leo Burgerstein. — Dr. Gust. Diercks. — Dr. Falkson. — Dr. Prof. Dr. Freund. — Red. [illegible] Geh. Hofrat Dr. R. v. Gottschall. — Prof. Dr. Haas. — Dr. Ewald Hanse. — Paul Linden[illegible] Dr. A. E. Simson. — Prof. Dr. Karl Vollmöller u. A.

Außer Artikeln über die Litteraturen aller Nationen bringt [illegible] Nummer ständig folgende Rubriken:

Vom deutschen Büchermarkt. (Vollständiges Verzeichnis der erschienenen Neu[illegible] — Englische Litteratur. — Französische Litteratur. — Italienische Litteratur. — Sp[illegible] [Erscheint monatlich.] (Nach den Bibliographien der betr. Länder bearbeitet.) — Erschei[illegible] Deutsche Bücher in fremdsprachl. Uebersetzungen. — Litterarische Notizen. — [illegible] Kritiken. — Bücherverbote. — Im Preise herabgesetzte Bücher. — Bibliothekwe[illegible] Kataloge. — Totenschau. — Vermischtes. — Manuskriptangebote.

Auflage 4000 Exemplare. Inserate pro 4gespaltene Petitzeile 25 Pfg.

Probenummern gratis und franko.

Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2. **C. F. Müller Verlag.**

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)

Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben
mit Beilage hervorragender
Romane in Buchform
und dem humoristisch-satirischen

„Pasquino"

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands
unter Mitwirkung von **A. Filger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telman** u. v. a., herausgegeben von **Constantin Brunner** und **Otto Ernst.**

Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer gratis u. franco zu verlangen von der Expedition **Hamburg, II Durchschnitt 16,** oder durch eine Buchhandlung.

Thaler

geprägt zur Erin[illegible] die Au[illegible]hnung [illegible] Kaiser Wilhelm I. [illegible] Bismarck 1894; fe[illegible] prägt zur F[illegible] neuen Reichstag[illegible] 1894 verkauft für je 5 Mk (Porto 40 Pf. [illegible] **R. Kube, Berlin,** Alvenleb[illegible]

ACARIC

Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acaric**

Jedes Paar [illegible] Stempel [illegible] **Acaric**

Ventilirter Hosenträger

Mit Unterhosen-Halter

Einziger Hosenträger, der das lästige H[illegible] rutschen der Unterbeinkleider verhindert. [illegible] lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten [illegible] die berühmten **Acaric** zeigen.

Passendes Weihnachtsgeschenk für jeden Herrn.

Paar M 3.50.

Hauptdepot

Moritz Mädler,

Berlin, Leipzigerstrasse 101.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 9 | 1. Dezember 1894

Der Nürnberger Trichter.
Virchow und die Affen. Von Wilhelm Bölsche.
Der Serum-Rausch. Von Dr. Jos. Lewy.
Die deutschen Interessen an der Delagoabai und in Transvaal. Von H. B. van Daalen.
Die Frauenfrage und der Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Koßmann.
Münchener Stimmungsbilder. Von Robinson.
Die Waisen von Milciterne. Von Dr. Weber-Dietze.
Der polnische Sozialismus. Von Karl Schneidt.
Hieb und Stich.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Verlag von Siemenroth & Worms in Berlin SW.
Wilhelmstraße 129.

Das Reichsgesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung v. 20. April 1892 nebst einem Anhang, enth. 1. das preuß. Gesetz betr. die Kosten für die in Folge des Reichsgesetzes vom 20. April 1892 bei der Führung des Handelsregisters vorkommenden Geschäfte vom 12. Juni 1892, 2. einen Entwurf eines Gesellschaftsvertrages. 1893. Erläutert von **F. Birkenbihl**, Gerichts-Assessor. VIII u. 413 S. gr. 8°. Geh. Mk. 8.—, geb. Mk. 9.—.

Die preussische Gewerbesteuer-Gesetzgebung und das Gesetz betr. die Besteuerung des Wanderlagerbetriebes. Mit Kommentar für Justiz- und Verwaltungsbeamte von **Rudolf Falkmann**, Landrichter. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. 1892. gr. 8°. Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 10.50.

Das Krankenversicherungsgesetz vom 15. Juni 1883 und 10. April 1892. Nebst den die Krankenversicherung ergänzenden Bestimmungen der übrigen Reichsversicherungsgesetze. Mit Einleitung und Kommentar von **Julius Hahn**, Landrichter. 1892. VIII und 236 S. gr. 8°. Geh. Mk. 4.50, geb. Mk. 5.50.

Verlag von Otto Liebmann, Berlin W. 35, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.

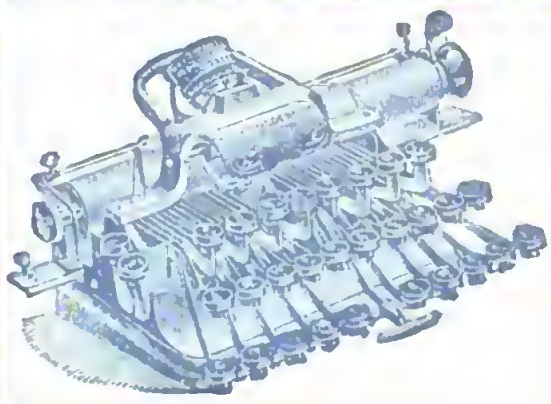
C. von Massow,
Geh. Regierungsrat.

Reform oder Revolution!

Inhalt: Die Gefahren der Zukunft und ihre Bekämpfung. Neue Männer für das neue Jahrhundert. Die Erziehung der erwerbsarbeitenden Jugend. Wirtschaftliche Reformgedanken. Reform der Armen- und Schutzpflege. Die Arbeiterfrage. Reform der Staatsverwaltung. Empor!

500 Seiten. Preis Mk. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie vom Verlage (franko gegen Einsendung des Betrages).



Die
„Blickensderfer".
Beste und billigste
Claviatur-
Schreibmaschine.
Preisgekrönt Chicago 1893.
Patentiert in allen Staaten.
Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.
84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.
Groyen & Richtmann, Solingen.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 1. Dezember 1894

I. Jahrgang | Nr. 9 | Jahrgang I

Der Nürnberger Trichter.

Herr Karl Grillenberger in Nürnberg hat den Fehdehandschuh, den Bebel in seiner Berliner Rede den süddeutschen „Prinzipverwässerern" hinwarf, muthig aufgenommen und ist in seiner „Fränkischen Tagespost" mit großem Geschrei und wilden Geberden gegen Bebel angestürmt. Der aber stand da, Gewehr bei Fuß, und ließ ihn ruhig näher kommen. Und als „Freund Grillo" dann in handlicher Schußweite sich befand, nahm August der Starke ihn rasch aufs Korn und brannte ihm mit großer Treffsicherheit eins auf den struppigen Pelz, so daß er mit lautem Gebrüll sich in der Arena überschlug und alsbald fluchend und schimpfend das Weite suchte. Und Alle, die in der Runde umherstanden, brachen in ein lautes und fröhliches Lachen aus, denn einen gar putzigen Anblick gewährte der Bramarbas, als er nun, von fernher drohend, die Fäuste erhob und des Maulens und Schimpfens kein Ende konnte finden.

Einer Polemik mit Karl Grillenberger, dem „Herrgott von Nürnberg", geht Jeder, der ihn kennt, gerne aus dem Wege. In Norddeutschland macht man sich von dem Manne eine durchaus falsche Vorstellung. Man hält ihn für einen biedern, geraden Bajuvaren, der wohl derb und sackstiedegrob, aber dennoch eine grundehrliche und wohl auch urgemüthliche Haut ist. Herr Bebel aber, der ihn doch besser kennen muß, als alle Anderen, entwirft von ihm

Digitized by Google

im „Vorwärts“, dem offiziellen Organ der Partei, eine Schilderung, die keineswegs allzu günstig für den Gekennzeichneten lautet. Nach dem Steckbrief, den Bebel seinem Genossen Grillenberger dort ausstellt, laborirt dieser an allerlei moralischen Gebresten, gegen die noch kein zuverlässiges Antitoxin entdeckt worden ist.

„Die Sachlichkeit, die Grillenberger seiner Schimpfarbeit (in der „Fränkischen Tagespost“) nachrühmt, entspringt einer Geistesverfassung, der es unmöglich ist, anders als mit Invektiven dem Gegner zu erwidern. Weil ich nicht im Tone eines Gassenbuben ihm antwortete, schließt er, daß sein Artikel „gesessen“.“ — So urtheilt August Bebel über Karl Grillenberger. Und für Diejenigen, die nun über diesen wackeren Mann noch immer nicht genügend aufgeklärt sind, fügt er hinzu, daß dem Reichstagsabgeordneten Grillenberger „jeder Funke von Gerechtigkeitsgefühl mangele — um nicht mehr zu sagen“ — daß er die Erwiderungen der von ihm Angegriffenen vollständig unterdrücke und dieses schäbige Verhalten hinterher, wenn man es ihm zum Vorwurf mache, mit den faulsten und geschmacklosesten Redensarten motivire.

Hiermit ist aber die anmuthige Charakteristik, die Herr Bebel von seinem Reichstagskollegen entwirft, noch immer nicht vollendet. Das reiche Füllhorn seiner Anschuldigungen will sich nimmer erschöpfen und leeren. Wir erfahren bei diesem Anlaß noch, daß Grillenberger sogar vor Entstellungen (Fälschungen) solcher Ausführungen, die ihm unbequem sind, nicht zurückschreckt, daß er selbst Berichtigungen, die ihm eingesandt werden, gänzlich entstellt wiedergiebt. Außerdem theilt uns Bebel, der in Bezug auf die Beurtheilung diktatorischer Gelüste immerhin hoher Kompetenz sich rühmen darf, noch mit, daß die Diktatur Grillenbergers über Nürnberg herrscht. „Viele unter uns wußten das schon längst“ — setzt er hinzu — „daß dies aber einmal so drastisch aller Welt vor Augen tritt, ist ein Verdienst dieser Debatte.“

* * *

Die in Folge der Bebel'schen Rede erforderlich gewordenen Auseinandersetzungen zwischen Bebel und Vollmar bewegen sich, entsprechend der höheren Bildung Vollmars, der in dieser Beziehung mit Grillenberger gar nicht verglichen werden kann, trotz ihrer

Digitized by Google

sachlichen Schärfe, dennoch in wesentlich anständigeren Formen. Es fehlt ja auch hierbei nicht an Gereiztheit auf beiden Seiten, immerhin aber wird der Kampf weniger persönlich und minder gehässig geführt, als der zwischen Bebel und Grillenberger. Das spricht allerdings wesentlich zu Ungunsten des Letzteren.

Herr Grillenberger ist in der That nicht der rauhe Biedermann, als der er sich zu geben weiß. Er ist ein Intriguant der gefährlichsten Sorte, ist rechthaberisch durch und durch und läßt keine fremde Meinung, geschweige denn einen fremden Einfluß neben sich aufkommen. Eine abweichende Meinung im Keime zu ersticken, einen fremden Einfluß zu unterdrücken, dazu erscheint jedes Mittel ihm anwendbar, falls es nur seine Wirkung thut. „Der Zweck heiligt das Mittel" — diesen Grundsatz hat Herr Grillenberger stets hoch in Ehren gehalten. Seine Preßkämpfe, die er in der „Fränkischen Tagespost" ausficht, sind weit und breit berüchtigt. Die Verdrehungen, welche Herr Bebel ihm vorwirft, und die Fälschungen, deren er von ihm in kollegialer Liebenswürdigkeit geziehen wird, sind noch die kleinsten seiner Sünden. Daß Herr Grillenberger, sobald er einem Gegner nicht mit Gründen dienen kann — und dieser Fall tritt sehr häufig ein — zu persönlichen Verunglimpfungen, zu gemeinen Verdächtigungen und plumpen Verleumdungen seine Zuflucht nimmt, ist eine nur allzu bedauerliche Thatsache, die Bebel sicher auch kennt, die er aber im Parteiinteresse einstweilen noch verschweigt.

Ich selbst habe in dieser Hinsicht mit Herrn Grillenberger lehrreiche Erfahrungen gemacht. Unter den lebenden Grillenberger-Forschern dürfte ich vielleicht derjenige sein, der diese dunkle Nachtseite seines sonst so unlauteren Charakters am eingehendsten studirt hat. Ich habe mir s. Z. erlaubt, an die sattsam bekannte „eiserne Maske", die unter dem Sozialistengesetz im „Sozialdemokrat" eine so schmachvolle Rolle spielte, in dem „Fränkischen Kurier" und in anderen Organen der Tagespresse einige erläuternde Betrachtungen zu knüpfen, wodurch ich mir, da meine Ausführungen auch in seiner Domäne Nürnberg mit nicht geringem Interesse gelesen wurden, in hohem Grade die Unzufriedenheit und den Haß des biederen Grillenberger zuzog. Im Verlaufe der Polemik, die sich dann zwischen uns entspann, habe ich diese Zierde der Sozialdemokratie

erst so recht von Grund aus kennen gelernt. Jedes Wort, das er damals gegen mich schrieb, war „ein Nachttopf und kein leerer" — jeder Satz enthielt eine Verdächtigung und eine Denunziation, und als ich ihm alles Das haarklein bewies und ihn in den schärfsten Ausdrücken als Ehrabschneider und Verleumder öffentlich an den Pranger stellte, damit er Gelegenheit habe, die gerichtliche Klage wegen „verleumderischer Beleidigung" wider mich anzustrengen, falls er sich schuldlos fühle, da „kniff" er und erklärte, daß ich ihn nicht beleidigen könne; er nahm also auch damals seine Zuflucht zu einer der „faulen Redensarten", die Bebel ihm jetzt vorwirft. Später aber, als ich schon längst nicht mehr an diese Affaire dachte, fiel er mich eines Tages aus einem Hinterhalt in der perfidesten Weise meuchlings an, und als ich ihm dann Gelegenheit wollte geben, seine unfläthige Behauptung vor Gericht zu beweisen, indem ich wegen verleumderischer Beleidigung die Klage anstellte, verschanzte er sich löwenkühn und todesmuthig hinter sein Reichstagsmandat. Ein Anderer, der den im „Vorwärts" erschienenen Angriff als verantwortlicher Redakteur auf seine Kappe nehmen mußte, und an dessen Verurtheilung mir eigentlich gar Nichts lag, hatte die Sache dann auszubaden. Natürlich ließ Grillenberger diesen Anderen schnöde im Stich: Beweise für seine gegen mich erhobene, gänzlich aus der Luft gegriffene Beschuldigung konnte er ihm nicht liefern. Ich bin fest überzeugt, daß Grillenbergers Preußenhaß, zum Theil wenigstens, daher datirt, daß in jenem Prozeß die in seinem Schimpfartikel enthaltene verleumderische Behauptung nicht schon um dessentwillen vom Gerichtshof als erwiesen erachtet wurde, weil sie von ihm, dem großen Wahrheitsfreunde, herrührte. Solche Erfahrungen müssen ja in der zottigen Brust eines wackeren Mannes einen scharfen Stachel zurücklassen . . . .

In der zwischen Bebel und den Süddeutschen ausgebrochenen Polemik verhielt sich der „Vorwärts", der als offizielles Organ der Partei ja selbstverständlich auf dem Boden der in Frankfurt gefaßten Beschlüsse steht, anfangs vollständig neutral. Er druckte die Kundgebungen Grillenbergers und Vollmars ebensowohl ab, wie die Antworten Bebels, dem er Gastfreundschaft gewährte. Der ganze Streit mochte dem „Vorwärts" recht unangenehm sein. Herr Liebknecht, der Chefredakteur des Zentralorgans, sagte selbst, daß es ihm peinlich

sein würde, gegen Bebel vorgehen zu müssen, mit dem er ein Vierteljahrhundert Schulter an Schulter gekämpft habe. Ein solches Vorgehen sollte man in der That von dem Alten im Barte nicht verlangen. Lange schon hat sich das Volk daran gewöhnt, in Bebel und Liebknecht ein Paar siamesische Zwillinge zu erblicken. In den Hütten der sächsischen Weber haben ihre Bilder sogar die des Landesvaters und der Landesmutter verdrängt. Und es kam mir, so oft ich jene Gegenden besucht, immer so vor, als ob der weicher und lyrischer veranlagte Bebel die Stelle der Landesmutter vertrete. Neuerdings aber scheint sich zwischen den Beiden ein Rollentausch vollzogen zu haben. Jetzt ist Liebknecht der Sanfte und Milde, während August Bebel sich mit großem Erfolge jener Kratzbürstigkeit befleißigt, die dem zeitungslesenden Publikum stets so großes Vergnügen bereitet ...

Als im weiteren Verlauf dieser Streitsache dem „Vorwärts" ein zweideutiges Verhalten zum Vorwurf gemacht wurde, mußte er dennoch seinen Standpunkt in der Sache darlegen. Es geschah dies mit aller Schonung für Bebel,. ohne daß man jedoch sagen könnte, das Hauptorgan der Sozialdemokratie habe sich zu den Bebel'schen Anschauungen bekannt. Es wurde im Gegentheil dem Herrn Bebel eine pessimistische Auffassung der Parteilage vorgeworfen, die die Redaktion des „Vorwärts" nicht zu theilen vermöge.

In demselben Artikel, in dem dies ausgesprochen wurde, hieß es auch, es sei nothwendig, festzustellen, daß die Führung der Partei nicht im Sinne einer geistigen Autokratie verstanden werden könne. Die Partei solle sich selbst regieren — soweit bei der Sozialdemokratie von Regieren die Rede sein könne. Das heißt: ein jeder „Genosse" solle denken und streben, und das Gesammtdenken und Gesammtstreben der Partei solle die geistige und politische Thätigkeit bestimmen und bilden. Man wolle in der Sozialdemokratie keine Leithämmel und keinen Nürnberger Trichter; selbst sei der Mann, selbst der Sozialdemokrat ....

Daß der „Vorwärts" nicht für die Anwendung des Nürnberger Trichters innerhalb der Partei zu haben ist, das ist wohl in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß dieser Trichter schon [aus Rücksicht auf die historische Namengebung dem Herrn Grillenberger in Nürnberg anvertraut werden müßte. Grillenberger als Groß-

trichterbewahrer der deutschen Sozialdemokratie wäre denn doch eine gar zu gefährliche Parteieinrichtung. Mit Entsetzen denkt man daran, was dieser Mann aus der Partei machen könnte, wenn es ihm freistände, ihr vermittelst des berühmten Trichters allen den Geist einzutrichtern, den er in seinem ganzen, in anstrengender Schimpfarbeit rühmlich dahin gebrachten, Leben niemals besessen hat. Von den moralischen Eigenschaften, deren Besitz Herr Bebel seinem Genossen attestirte, mag dabei ganz abgesehen werden . . . Nein, es geht wirklich nicht . . . Um keinen Preis der Welt darf es geduldet werden, daß der Nürnberger Trichter innerhalb der Sozialdemokratie in Gebrauch genommen wird.

Statt seiner schlage ich der Partei die Beschaffung und Anwendung eines spezifisch Berlinischen Parteitrichters vor. Aber ich befürchte, daß ich mit meinem wohlgemeinten Vorschlage bereits zu spät komme. Die Herren vom Vorstand, die von der Katzbachstraße aus mit hohem Eifer und großem Geschick das schwere Werk der Volksbeglückung betreiben, indem sie allmonatlich im Schweiße ihres Antlitzes zusammenrechnen, wieviel die Genossen im verflossenen Geschäftsmonat zur Parteikasse beigesteuert haben — die Herren Auer und Genossen scheinen längst schon mit dem Gedanken an die Herstellung eines Berliner Parteitrichters schwanger zu gehen. Ihr Projekt, das sie bisher im verschwiegenen Busen still bewahrten, ist der Verwirklichung neuerdings um ein Bedeutendes näher gerückt, wie aus nachstehenden Mittheilungen ersichtlich ist.

Als vor vier Jahren in Berlin die Arbeiterbildungsschule auf Anregung Liebknechts ins Leben gerufen wurde und sofort guten Zuspruchs sich erfreute — in der ersten Woche zeichneten sich über 4000 Theilnehmer ein — da erschien diese großartige Betheiligung der Parteileitung um dessentwillen bedenklich, weil sie von einem Ablenken des Interesses der Arbeiter auf Fortbildungszwecke ein Zurückgehen des politischen Interesses und somit ihres eigenen Einflusses befürchtete. Und gerade die Autodidakten in der Parteileitung, die Herren Auer und Bebel, ergingen sich in überaus geringschätzigen Aeußerungen über den Werth des Unternehmens und machten sich gleichzeitig lustig über Liebknecht, den sie in hämischer Gehässigkeit den „Schulmeister" nannten. Herr Auer sprach damals das Kern-

wort von der „Bildungsspielerei“ der Arbeiter gelassen aus. Doch dabei ließen es die Herrschaften nicht bewenden. Sie intriguirten fortan offen und insgeheim gegen die Arbeiterbildungsschule, damit sie nicht allzu einflußreich würde. Und als dann die Leiter des Instituts, das unter dieser Gegenagitation gar sehr zu leiden hatte, endlich kirre geworden waren, wurde ihnen eröffnet, daß der Parteivorstand bereit sei, die Anstalt zu unterstützen, wenn erstens künftig nur noch Fächer von agitatorischem Werthe (z. B. Geschichte und Nationalökonomie) gelehrt würden, dagegen aber der Unterricht in den Elementarfächern wie: Deutsch, Rechnen und Zeichnen in Wegfall käme, und wenn zweitens die Schule zentralisirt würde.

Die Vereinfachung des Lehrplans ist nun in diesem Jahre vorgenommen worden. Die Zentralisation wird sich am 1. April des nächsten Jahres vollziehen, denn von den sechs ursprünglichen Schulen sind nur noch zwei übrig, von denen die eine ihre Lehrräume zum 1. April kündigen wird. Nach dem 1. April wird es nur noch eine einzige Schule in Berlin geben, eine Agitationsschule, die direkt der Aufsicht des Vorstandes unterstellt ist.

An dieser Hochschule der deutschen Sozialdemokratie wird in Zukunft nur noch die reine, unverfälschte sozialistische Wissenschaft gelehrt, hier wird den künftigen Agitatoren die Lymphe des Parteidogmas in durchaus reiner und kräftiger Zubereitung eingeimpft werden. Der Nürnberger Trichter, den soeben der „Vorwärts“ noch perhorreszirt hat, wird in spezifisch Berlinischer Zurichtung indirekt zu hohen Ehren und großem Einfluß gelangen. R. Sch.

Virchow und die Affen.

Zu Anfang der achtziger Jahre, als ich in Bonn im Kolleg saß, hörte ich einmal den bekannten Archäologen Nissen über Kulturgeschichte vortragen. Herr Nissen konnte nicht umhin, manchmal verfängliche Dinge zu berühren, die er aber stets sehr gewissenhaft beleuchtete. So kam er auch auf den Darwinismus zu sprechen. Und er definirte ihn in einer mir ewig unvergeßlichen Weise als eine wissenschaftliche Hypothese, die in den sechziger Jahren aufgestellt worden sei, einige Zeit Aufsehen gemacht habe, dann aber von der exakten Forschung einstimmig als irrig nachgewiesen und gegenwärtig völlig verworfen sei. Nissen durfte als klassischer Philologe eben von dem Privilegium Gebrauch machen, das die Vertreter seiner Wissenschaft heute noch unbestritten besitzen: nämlich von Allem, was auch nur ganz entfernt ins Gebiet der Naturwissenschaft fällt, schlechterdings Nichts zu wissen. In einer Zeit, da der klassische Philologe noch mit ziemlicher Sicherheit, wenigstens ohne allzuviel Widerspruch, behaupten darf, daß der „Gebildete" erst da anfängt, wo der Mensch Aristoteles und Plinius in der Ursprache lesen kann, gilt es ja nicht für eine Schande, daß die zoologischen oder astronomischen Kenntnisse dieses selben Philologen und der Mehrzahl seiner „Gebildeten" auf einem Niveau bleiben, dessen sich selbst ein so konfuser Kompilator einer noch gänzlich unkritischen Naturforschung wie Plinius mit Recht geschämt haben würde. Das einmal als Prinzip zugestanden, legte ich mir aber doch schon damals die Frage vor, wie es komme, daß, wenn denn einmal von dort in das naturwissenschaftliche Gebiet doch hineingepfuscht werde, die Lesefrüchte gerade so entsetzlich seien und wie die Faust aufs Auge paßten. Daran mußte doch auch die Naturforschung selber zum Theil schuld sein, die es dem lieben Unverständniß gar zu bequem macht.

Ich weiß heute sehr genau, wie das zugeht. Ich weiß, wie es möglich wird, daß die Dinge selbst so weit gerathen können, daß ein Mann vom Ansehen Leopold von Rankes über den Darwinismus gar als ein „Märchen" scherzen darf. Solche Sachen wären trotz aller Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts und unserer sogenannten „höheren" Bildung

Digitized by Google

überhaupt, trotz alles Dünkels und verzopften Kastengeistes in unsern historischen Wissenschaftszweigen unmöglich, wenn wir uns auf unsere Naturforscher von Rang an den Stellen, wo sie gleichsam als Vertreter des ganzen Idealgehaltes der Forschung vor die große Menge hintreten, verlassen könnten. Nichts ist in Wahrheit weniger der Fall. Es wirkt wie ein Schlag ins Gesicht der ganzen echten, opferreichen, ohnehin heute noch durch tausenderlei Ketten genugsam eingezwängten Detailforschung, wenn wir erleben, wie bald da, bald dort Festredner hinter der Champagnerflasche irgend eines anthropologischen oder zoologischen Kommerses auftreten, die im Namen der Wissenschaft Bonmots der allerzweifelhaftesten Art verzapfen, Bonmots, die gelegentlich direkt mit den mühsamen Resultaten jener Einzelarbeit in grobem Widerspruch stehen.

Die Tagesblätter verkünden uns wieder einen eklatanten Fall. In Berlin hat die Anthropologische Gesellschaft ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Die Gelegenheit bot sich, den beiden Hauptbegründern der Gesellschaft, Virchow und Bastian, Ovationen darzubringen, zwei Forschern, über deren hochbedeutende Gesamtleistung längst keinerlei Zweifel besteht, die übrigens schon vorher bei den vielfältigsten Gelegenheiten in der denkbar wärmsten Weise für diese ihre Lebensresultate gefeiert worden sind. Der eine der Beiden, Bastian, ein Mann, dessen umfassendes Wissen, unbegrenzte Arbeitskraft und rastlose, im lautersten Wahrheitsdrang unternommene körperliche wie geistige Aufopferung für die anthropologische Forschung nur durch einen Schatten verdunkelt wird, nämlich durch eine ebenfalls wirklich titanische Konfusion in seinen allgemeinen Anschauungen und, davon abhängig, in seinem Stil — Bastian ist von jeher in Opposition zum Darwinismus gewesen; ich glaube aber, daß er in diesem Punkte wenigstens das Glück gehabt hat, von Niemandem je ordentlich in diesen Grundfragen verstanden worden zu sein. Virchow dagegen ist — eben Virchow. In seiner Bedeutung wie in seinen räthselhaften Eigenschaften. Und er ist auch diesmal derselbe geblieben. Er hat, fast möchte man sagen, wieder „die" Rede gehalten. Es gehört zu „der" Rede, daß darin ein Satz über den Darwinismus steht. Er knüpft diesmal bloß enger an die Anthropologische Gesellschaft an. Diese hat, so hören wir, die Frage nach der Abstammung des Menschen vom Affen von der Tagesordnung abgesetzt, da ein Beweis nicht erbracht werden konnte. Das große Publikum weiß, was es davon zu halten hat. Es ist durch genügend oft wiederholte Behauptungen zu der Ansicht gebracht worden, daß die Wissenschaft der Anthropologischen Gesellschaft die offizielle Wissenschaft vom Menschen schlechthin ist. „Die" Wissenschaft gipfelt ihm zur

Stunde also in dem Virchow'schen Satz, „sie" hat die Affenlehre von der Tagesordnung abgesetzt, da keine Beweise zu erbringen waren.

Man begreift sogleich, wie willkommen eine solche Behauptung zu einer Stunde wie der gegenwärtigen ist, wo die geistige Reaktion so lustig allerorten emporschießt; das ist ja gerade wieder die Konzession, mit der man drüben zufrieden ist. Das ganze theologische Lager ist heute etwas von darwinistischen Ideen angekränkelt. So strikte an den sieben Schöpfungstagen wagt man kaum mehr festzuhalten. Man läßt sich schon in Unterhandlungen darüber ein, ob „schaffen" nicht auch „sich entwickeln" heißen könne, und die „Tage" werden zu geologischen Epochen. Aber dafür fordert man um so strenger den Menschen zurück. Hier ist Gott unmittelbar nöthig. Es war eine wahre Panik, als man jäh die Vermuthung bekam, die Naturforschung werde auch hier eingreifen. Gott sei Dank, das ist nun wieder vorüber! Die Wissenschaft, eine kurze Spanne übermüthig, ist bestraft. Sie hat die Affenfrage von der Tagesordnung absetzen müssen, da Beweise nicht erbracht werden konnten. Der alte Satz: Die Wissenschaft muß umkehren! hatte immer etwas Anrüchiges. Aber wie fröhlich läutet das mit allen Glocken: die Wissenschaft ist umgekehrt.

Ja, die „Wissenschaft"!! Ist es etwa möglich, bei dem heutigen Stande allgemeiner naturwissenschaftlicher Bildung den Kreisen, die aus Virchows Rede sich bloß diesen einen Satz aneignen werden, irgendwie klar zu machen, wie die Dinge wirklich liegen? Das Einzige, wovon auch der zeitungslesende Laie zur Noth die Glocken hat läuten hören, ist ja, daß gerade die Anthropologische Gesellschaft im Gegensatz zu all' der bösen Hypothesenreiterei gewisser modernen Schulen die sogenannte „exakte Forschung" vertrete. Mit dieser Exaktheit ist es aber in Wahrheit ein eigenes Ding. Für die Abstammung des Menschen von affenähnlichen Säugethieren spricht im Augenblick eine erdrückende Fülle von Gründen. Die Mehrzahl dieser Gründe beruht auf absolut feststehenden Thatsachen, die kein vernünftiger Zoologe und Anthropologe als solche mehr anzweifelt. Einige Gründe dagegen stützen sich allerdings auf Dinge, die mehrfache Deutung zulassen, fallen also ins hypothetische Gebiet. Zum Beispiel ist es von Anthropologen ersten Ranges als Hypothese aufgestellt worden, daß bereits einige der uns vorliegenden Menschenschädel aus alter Zeit, wie der berühmte Neanderschädel, eine verstärkte Affenähnlichkeit zeigten. Gegen diese Hypothese ist von Virchow und seiner engeren Schule die Gegenhypothese aufgestellt worden, daß diese Schädel nicht affenähnlicher seien, als gewisse heute noch vorkommenden. Exakt nachgewiesen ist dabei gar Nichts, der Streit wogt hin und her, und noch weiß kein Mensch, welche Hypothese bleiben wird.

Digitized by Google

Aehnlicher Fälle giebt es eine ganze Masse. In der Embryologie, deren überaus lehrreiche Thatsachen eine der festesten Stützen der Affenabstammung bilden, stand noch ganz vor kurzem die Hypothese im Vordergrund, daß gewisse Vorgänge an der sogenannten Allantois einen durchgreifenden Unterschied zwischen Menschen und Affen abgäben. Neuerdings ist diese Hypothese endgiltig durch die exakte Thatsache widerlegt worden, daß diese vermeintlich exklusiv menschliche Bildung auch den menschenähnlichen Affen zukomme, womit also gerade eine wichtige Annäherung dieser an den Menschen festgelegt ist. In diesem Spiel der Hypothesen ist es geradezu ein wissenschaftlicher Unfug, jedes Mal die negative, der Affenabstammung ungünstigste, Hypothese mit dem Mäntelchen „exakter Forschung" behängen zu wollen, bei der positiven, günstigen Hypothese dagegen den Nachdruck eben auf das Wort „Hypothese" zu legen. Ich denke, das wird schon an dem eben gegebenen Beispiel, wo gerade die negative Hypothese exakt widerlegt wurde, klar genug. Vollends aber wird es wohl deutlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in dieser Anthropologischen Gesellschaft, die sich als Hochburg der Exaktheit ausgiebt, Leute sitzen, die nicht nur diesen oder jenen Beweis im Detail anzweifeln, sondern im Ganzen die Affenabstammung, ja, die organische Entwicklung überhaupt verwerfen. Dieses Verwerfen umschließt angesichts des heutigen Standes der Gesammtforschung (in der ja diese Anthropologen nur ein kleines Häufchen bilden) wohl die kühnste biologische Hypothese, die gegenwärtig möglich ist, eine Hypothese, die völlig dem entspricht, daß ein moderner Physiker das Gesetz von der Erhaltung der Kraft hypothetisch widerlegen wollte.

Richtet man den Blick hierher, so darf man wirklich sagen: es giebt gar keinen Fleck heute, wo eine so verwegene Hypothesenreiterei herrscht, wie in dieser exaktesten aller Gesellschaften. Natürlich trifft das nicht alle ihre Mitglieder. Aber gerade darin ist Virchows Ausspruch so charakteristisch, weil er zeigt, wie die Hypothesenreiter den Ausschlag schließlich gegeben haben. Ihre Hypothese, daß es keine Gründe für die Affenabstammung gebe, hat ja, wie wir hören, so weit gesiegt, daß die ganze Frage von der Tagesordnung abgesetzt worden ist. Im andern Falle wäre das komplet unmöglich. Wo, seit echte kritische Forschung existirt, ist es jemals Brauch gewesen, das Fundamentalproblem eines ganzen Wissenschaftszweiges deßwegen überhaupt in die Lumpenkiste zu werfen, weil in einer relativ winzigen Frist bestimmte Hoffnungen sich noch nicht erfüllt haben? Jeden Tag kann an irgend einem Orte der Erde eine unwiderlegliche Uebergangsform in Schichten der Tertiär-Zeit gefunden werden. Die zahllosen Uebergangsglieder gerade innerhalb des Säugethierstammes, die in den letzten

Digitized by Google

Jahrzehnten besonders in Amerika ausgegraben worden sind — sind sie etwa entdeckt worden auf Grund solcher Resignationsdekrete, die einfach bestimmten: Da noch Nichts gefunden ist, suchen wir einfach nicht mehr? Wie es sich nun damit verhalte: so viel ist sicher, daß man das Entscheidungswort der Anthropologischen Gesellschaft dermaleinst unter jene Aussprüche zählen wird, die heute rettungslos dem Fluche des Lächerlichen verfallen sind: die Weigerung des Astronomen Huygens, nach Entdeckung des ersten Saturn-Mondes weiter nach Monden zu suchen, da es nicht mehr Monde als Planeten, also nicht mehr als sechs (mehr waren 1655 nicht bekannt) geben könne; die philosophische argumentation Hegels, daß es nur sieben Planeten geben könne, aufgestellt zu einer Zeit, da Piazzi gerade eben den achten (die Ceres) entdeckt hatte; und den offiziellen Erlaß der Pariser Akademie von 1790, der alle Nachrichten von Meteoritenfällen für bemitleidenswerthe Märchen erklärte.

Im Uebrigen kann sich die Gesellschaft allerdings damit trösten, daß ihr Festredner durchaus „zeitgemäß" im Sinne der allgemeinen Berliner Verhältnisse gesprochen hat. Es ist derselbe Geist, der den Präsidenten Brausewetter sein großes Diktum thun ließ, es gebe für ihn gar keine öffentliche Meinung, derselbe Geist, der uns heute in tausend Gerichtsbeschlüssen und auf allerhand Parteitagen entgegentritt, wo überall „beschlossen" wird, es „gebe Dieses oder Das nicht". Umsonst — die Wahrheit ist stärker als alle geistigen Todesurtheile am grünen Tisch. Nicht über die Affenfrage, sondern über die „exakten Anthropologen" wird die Weltgeschichte zur Tagesordnung übergehen — weil dafür, daß sie die Wissenschaft in sich verkörpert hatten, fortschrittsfähig und fortschrittsfreudig waren, wie es die echte Wahrheitsforschung verlangt, „Beweise nicht erbracht werden konnten".

Friedrichshagen b. Berlin. Wilhelm Bölsche.

Digitized by Google

Der Serum-Rauſch.

Der mediziniſchen Wiſſenſchaft hat die Oeffentlichkeit begreiflicherweiſe von jeher ein beſonderes Intereſſe entgegengebracht; handelt es ſich doch bei den Forſchungsergebniſſen dieſer Disziplin um die Förderung des höchſten irdiſchen Gutes, der Geſundheit. Die Tagespreſſe hat jenem Intereſſe allzeit Rechnung getragen, und wenn die Aerzte in dieſer Beziehung einen anderen Standpunkt einnehmen und Alles, was die inneren Angelegenheiten der mediziniſchen Wiſſenſchaft betrifft, aus der Tagespreſſe verbannt wiſſen wollen, ſoweit es ſich nicht um allgemeine, zur Aufklärung nothwendige, hygieniſche Dinge handelt, ſo findet dieſer Standpunkt ſeine Rechtfertigung durch die Thatſache, daß die Tagespreſſe im Großen und Ganzen mehr Verwirrung als Belehrung auf dieſem Gebiete bringt.

Wenn es eines erneuten Beweiſes für die Richtigkeit dieſer Behauptung bedürfte, ſo könnte der Diphtherieheilſerum-Enthuſiasmus, der ſich jetzt in der Tagespreſſe kund giebt und die Oeffentlichkeit beherrſcht, als Beleg angeführt werden. Daß ein ſpekulativer Zeitungsverleger auf den Gedanken kam, das neuentdeckte Diphtherie-Antitoxin zu Propagandazwecken für ſeine Zeitung zu benützen, und es ſo zu einem, wenigſtens für ihn ſpezifiſch heilbringenden Mittel zu geſtalten, das mag geſchmacklos ſein. Allein von größerer Bedeutung für die Allgemeinheit iſt die Thatſache, daß durch ſpaltenlange Artikel in den Zeitungen Hoffnungen erweckt werden, deren Erfüllung nach dem bisherigen Stand der Dinge keineswegs gewährleiſtet werden kann.

Iſt die Entſcheidung der Frage, ob ein Mittel ein wirkliches Heilmittel ſei, an ſich ſchon ſchwierig, ſo iſt ſie beſonders ſubtil im vorliegenden Falle. Von den theoretiſchen Erwägungen und experimentellen Arbeiten, die zur Entdeckung des Diphtherieheilſerums geführt haben, kann an dieſer Stelle abgeſehen werden. So logiſch alle Hypotheſen, ſo überzeugend alle Experimente ſein mögen, ausſchlaggebend bleiben ſchließlich die Erfahrungsthatſachen, die ſich aus der praktiſchen Anwendung eines Mittels ergeben.

Nun liegen freilich bereits eine beträchtliche Anzahl von Statiſtiken aus bedeutenden Kliniken vor, die eine bemerkenswerthe Herabminderung der Mortalitätsziffer der Diphtherie nach Anwendung des Heilſerums feſtſtellen. Allein wie es mit dem Werth der Statiſtiken im Allgemeinen ſteht, das beweiſt das Ergebniß einer Sammelforſchung, welche die Deutſche Geſellſchaft für Chirurgie vor einigen Jahren veranſtaltete. Es handelte ſich darum, die Frage zu entſcheiden, ob die Gefahren, welche mit einer Chloroformnarkoſe verbunden ſind, größer ſind oder diejenigen, welche die Anwendung

Digitized by Google

des Aethers zu Narkosezwecken mit sich bringt. Das Resultat der mehrjährigen umfassenden Untersuchungen, an denen sich die Leiter der größten chirurgischen Kliniken betheiligten, fiel zu Gunsten des Aethers aus, dem sich die Aerzte nunmehr wieder mit Vorliebe zuwandten, und schon hielt man die Frage für endgültig entschieden. Jetzt weist in einer jüngst erschienenen Arbeit eine Autorität wie Professor Mikulicz in Breslau darauf hin, daß die geringere Gefährlichkeit der Aethernarkose gegenüber der Chloroformnarkose noch keineswegs erwiesen ist, ja, daß, wenn man unter Zugrundelegung der Zahlen jener Statistik die Spättodesfälle mitrechnet, bereits auf 1167 Aethernarkosen ein Todesfall kommt, während beim Chloroform erst 2647 Narkosen einen Todesfall brachten. Man ersieht aus diesem einen Beispiel, wie es mit dem Werth der Statistiken selbst dann noch steht, wenn sie auf einem durch mehrjährige Beobachtung gewonnenen Material sich aufbauen.

Doch kehren wir zum Diphtherieheilserum zurück. Welche besonderen Umstände erschweren die Beantwortung der Frage nach dem wahren Werth des Diphtherieheilserums? Nach den Vorschriften Behrings soll das Mittel möglichst frühzeitig angewendet werden: je eher der therapeutische Eingriff erfolgt, desto günstiger sind die Heilungsaussichten. Die Befolgung dieser Vorschrift wird es mit sich bringen, daß der praktische Arzt das Mittel auch dort zur Anwendung bringen wird, wo nur der Verdacht auf eine diphtherische Erkrankung vorliegt. Die Zahl der Fälle, in denen es ohne bakteriologische Untersuchung nicht möglich ist, eine exakte Diagnose zu stellen, bildet einen nicht unbeträchtlichen Prozentsatz der überhaupt hier in Betracht kommenden Halsentzündungen. Allein die, wenigstens bisher noch angenommene, Unschädlichkeit des Mittels, das Bedenken, die richtige Zeit zur Anwendung des Heilserums versäumen zu können, und nicht zum Mindesten das Drängen der um ihr Kind besorgten Eltern, die so viel von der Wunderwirkung des neuen Mittels gelesen und gehört haben, werden den Arzt in ungezählten Fällen veranlassen, zur Spritze zu greifen, umsomehr als es bisher an einem erwiesener Maßen heilbringenden Mittel gegen die Diphtherie fehlt. Wieviel geheilte Mandelentzündungen, eine Erkrankung, die ohne ärztliches Zuthun in wenigen Tagen in Heilung übergeht, unter diesen Fällen sind, darüber giebt die Statistik alsdann freilich keinen Aufschluß. Und so beweisen eine Reihe von bereits zu Gunsten des Heilserums veröffentlichten Krankengeschichten absolut Nichts, höchstens die Kritiklosigkeit ihrer Beobachter.

Daß die bakteriologische Untersuchung die Grundlage für die Beurtheilung des wahren Heilwerthes des Diphtherie-Antitoxins bildet, darin

liegt die erste Schwierigkeit. In den Kliniken kann man dieser Forderung freilich gerecht werden; indessen, wollte man die Entscheidung dieser Frage nur an diese Stelle verlegen, so würden sich neue Schwierigkeiten ergeben. Einerseits würde die Statistik ungünstig beeinflußt werden durch den Umstand, daß den Krankenhäusern meist die schweren Fälle oft erst spät überwiesen werden; andererseits würde sie in günstigem Sinne beeinflußt werden, da eine Reihe von Faktoren, wie bessere Pflege, günstigere hygienische Verhältnisse u. a. mitsprechen, deren Nichtvorhandensein in der Praxis des täglichen Lebens zu ganz anderen Resultaten führen würde.

Der Forderung, in allen einschlägigen Fällen die Diagnose „Diphtherie" durch bakteriologische Untersuchungen zu stützen, können die praktischen Aerzte vorderhand nicht gerecht werden, sei es aus Mangel an Zeit oder aus Mangel an Kenntnissen und an den nothwendigen Einrichtungen. Vielleicht behebt die Zukunft diese Schwierigkeiten, wenigstens für Berlin, wenn sich die Stadt entschließt, nach dem nachahmenswerthen Muster amerikanischer Großstädte bakteriologische Untersuchungsstationen einzurichten. Wird in Amerika der Arzt zu einem diphtherieverdächtig erkrankten Kinde gerufen, so läßt er aus der nächsten Apotheke das unentgeltlich gelieferte, für die Zwecke der bakteriologischen Untersuchung nöthige Material holen und entnimmt dem erkrankten Patienten eine Probe zur Untersuchung. Diese geht durch Vermittlung des nächsten Briefkastens unverzüglich an eine Zentralstation, und nach 12 Stunden erfolgt von dieser die Mittheilung des Untersuchungsergebnisses an den Arzt.

Doch angenommen, es handle sich bei den in Betracht kommenden Fällen um *wahre*, bakteriologisch durch Nachweis des Löfflerschen Bazillus erwiesene Diphtherie, wer wollte dann nach wenigen Monaten der Prüfung ein generelles Urtheil zu Gunsten des Diphtherie-Heilserums abgeben? Der Charakter der einzelnen Epidemien schwankt an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten oft um das Zwei- und Dreifache der Mortalitätsziffer.

Die Entscheidung der Frage nach dem Werth des Diphtherieheilserums beansprucht deßhalb eher Jahre, als Monate, und es muß betont werden, daß sich thatsächlich bisher alle Autoren mit Recht in ihren Berichten sehr vorsichtig ausdrücken. Das Publikum wird daher gut thun, sich vorläufig mit einem „Ignoramus" zu bescheiden und seine Hoffnungen nicht allzu hoch zu spannen. Soviel steht nach den bisherigen Erfahrungen fest, *daß das Heilserum in den am Meisten gefürchteten septischen Fällen seine heilbringende Wirkung versagt*; inwieweit es bei den übrigen Fällen die Erwartungen erfüllen wird, muß die Zukunft lehren. Schon wird

übrigens auch über schädliche Nebenwirkungen des Mittels berichtet, die zwar noch keinen Todesfall veranlaßt haben (ein diesbezügliches Gerücht, das jüngst durch Berlin ging, hat sich als unbegründet herausgestellt), die aber immerhin Beachtung verdienen. Auch fehlt es nicht an Stimmen, die sich aus prinzipiellen wissenschaftlichen Gründen gegen die von Behring eingeschlagene neue Richtung in der Therapie wenden.

Fort also mit allem übertriebenen Enthusiasmus, der durch die ärztliche Welt nicht veranlaßt worden ist! Und diese sollte doch allein ausschlaggebend sein, wenn es sich um Fragen, wie die vorliegende, handelt. Sollte! Daß diese Auffassung nicht allgemein getheilt wird, erhellt daraus, daß sich in der Stadt der Intelligenz ein fast nur aus Laien bestehendes „Komité zur Beschaffung von Diphtherieheilserum für Unbemittelte" berufen fühlte, seinerseits an der Lösung dieser wissenschaftlichen Frage mitzuwirken. Genanntes Komité hat an die Berliner Aerzte Fragebogen versandt, in denen sie über ihre Resultate bei der Behandlung mit dem „besonders kräftigen Berliner Lokalanzeiger Diphtherieheilserum" berichten sollen. Daß diese Fragebogen ohne jede Sachkenntniß abgefaßt sind — von bakteriologischer Diagnose ist beispielsweise darin keine Rede, und vierzehn Tage nach der ersten Einspritzung muß der Fragebogen beantwortet sein; das eilige Komité hält es demnach nicht für richtig, Erscheinungen von Herzparalyse, postdiphtherische Lähmungen und derartige unangenehme Dinge abzuwarten — daß, sage ich, jene Fragebogen ohne jede Sachkenntniß abgefaßt sind, daraus kann man Laien, die es schließlich doch nur gut meinen, keinen Vorwurf machen. Allein, daß das Komité die Fragebogen überhaupt versandte und sich so in Dinge mischte, zu deren Beurtheilung ihm einfach Alles fehlte, das ist ein bedauerlicher Uebergriff, den die Aerzteschaft zurückweisen muß. Selbst, wer einen Blick in die „Zukunft" thun konnte, hätte übrigens nicht erwartet, daß Herr Professor Behring sich diesem Unternehmen gegenüber zustimmend verhalten würde. Es wäre gerade genug damit gewesen, daß überhaupt ein Komité zur Beschaffung des Diphtherieheilserums für Unbemittelte im Dienste der Humanität gewirkt hat. Der Ruf des Heilserums wird, wenn sich das Mittel als ein wahres Heilmittel bewähren sollte, auch ohnedies „im Fluge durch die Welt" gehen.

Berlin. Dr. med. Jos. Lewy.

Digitized by Google

Die deutschen Interessen an der Delagoabai und in Transvaal.

II.

Wie im vorigen Artikel erwähnt wurde, ist die Eisenbahnfrage durch die Fertigstellung der ganzen Delagoabailinie von Lourenço Marquez bis Prätoria akut geworden. Von welchem günstigen Einfluß die Bahnverbindung zwischen den Häfen der Kapkolonie und Transvaal, die im Jahre 1891 zu Stande kam, auf den Handel und die Finanzen der Kronkolonie gewesen ist, ergiebt sich aus nachstehender Uebersicht, in welcher die Werthbeträge der Gesammteinfuhr in der Kapkolonie und des Transitverkehrs nach Transvaal und dem übrigen Auslande für das Jahr *vor* der Verbindung und für die ersten zwei Jahre *nach* deren Herstellung angegeben werden:

	Werth der Einfuhr in die Kapkolonie:	Werth der Transitwaaren:
1890 . . .	9 366 446 £	. . . 1 353 913 £
1892 . . .	9 571 670 „	. . . 1 927 600 „
1893 . . .	11 539 987 „	. . . 3 113 541 „

In den zwölf Monaten, vom 1. Juli 1892 bis zum 1. Juli 1893, stiegen die Einkünfte der Kapkolonie um ungefähr 550 000 £ gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahres, und von diesem Mehrertrag entfielen 410 000 £ auf höhere Eisenbahneinnahmen und 52 000 £ auf eine Zunahme der Eingangszölle. Die von den Importeuren in Transvaal an die Kapkolonie entrichteten 5 % Durchfuhrzölle betrugen im Jahre 1893 144 764 £, woraus sich ergiebt, daß $^{12}/_{13}$ der Durchfuhr für Transvaal bestimmt waren. Von der Eröffnung der Delagoabai-Eisenbahn erwartete man in der Kapkolonie zwar eine wesentliche Verminderung der Durchfuhr, vertraute aber darauf, daß die dieser Linie anhaftenden Mängel, nämlich die Ungunst des Klimas an der Küste, die Schwerfälligkeit und Unordnung in der portugiesischen Verwaltung und das Fehlen von zweckmäßigen Vorkehrungen zum schnellen Ein- und Ausladen in der Delagoabai, immerhin eine ziemlich vortheilhafte Konkurrenz ermöglichen würden. Man hatte aber dabei die Rechnung ohne Transvaal und die Kolonie Natal gemacht; denn diese haben Anfangs dieses Jahres eine Uebereinkunft geschlossen, wonach der letztgenannten der lang ersehnte, zur Aufbesserung ihrer Finanzen unentbehrliche Anschluß ihrer Eisenbahnlinie Durban(Port-Natal)-Charlestown an Transvaal erlaubt wurde. Um diesen Anschluß zu bewirken, soll Natal die Strecke von Charlestown nach dem eine Viertelstunde davon entfernten

Digitized by Google

Volksrust bauen, während Transvaal den Bau der Linie von Volksrust nach „The Springs", d. h. also nach Johannesburg, übernimmt. Durch dieses Abkommen hat die südafrikanische Republik sehr kluger Weise die Nachtheile der Delagoabai durch die Vortheile des Klimas, der tüchtigen Verwaltung und der lokalen Energie Natals neutralisirt und den Häfen der Kapkolonie, worauf sie bisher angewiesen und von denen sie bis jetzt abhängig war, statt eines Hafens zwei gegenübergestellt, wodurch der Löwenantheil an dem Transitverkehr den Ersteren entzogen werden und auf die Delagoabai und Port Natal übergehen wird. Für den Verkehr von Reisenden zwischen dem Innern und Europa, welcher in den letzten zwei Jahren sehr bedeutend geworden ist, für den Versandt der Post, des Goldes und anderer werthvollen Artikel wird vorerst wohl noch meistentheils der schnellste Weg, der über Kapstadt, gewählt werden, obgleich die längere Bahnfahrt über Land diese Route etwas theurer macht. Daß durch all' dies die Zukunft der Kapkolonie sich nicht günstiger gestaltet, ist klar und tritt noch stärker hervor, wenn man berücksichtigt, daß die Kolonie, um die Kosten der Eisenbahnlinie nach dem Innern aufzubringen, alle Kräfte angestrengt und große Opfer gebracht hat und in Folge dessen die Entwickelung anderer Wohlfahrtsquellen vernachlässigen mußte.

Der Wettstreit zwischen England und der Kapkolonie einerseits und der südafrikanischen Kolonie andererseits, um den überwiegenden Einfluß in der Delagoabai bezw. um ihren Besitz findet im Vorstehenden genügende Erklärung. Daß beide Parteien Alles aufbieten, um den Sieg davon zu tragen, ist erklärlich, und daß der zu so ungelegener Zeit in Lourenço Marquez ausgebrochene, von Cecil Rhodes wohl beeinflußte Kaffernaufstand — in dem Augenblicke, wo Transvaal sich anschickt, die Eröffnung der Delagoabai-Eisenbahn feierlich zu begehen, wozu der Volksrath einen Kredit in Höhe von 400 000 Mark bewilligt hat — die Regierung der Republik nicht nur beunruhigt, sondern auch aufs Neue mit Erbitterung gegen England und den Premierminister erfüllt, ist völlig begreiflich. Denn Transvaal hat das englische System zu genau kennen gelernt, um nicht zu wissen, daß es mit Englands Bemühungen gegenüber Portugal und der Republik um Erlangung des beherrschenden Einflusses, wenn nicht gar des Besitzes der Delagoabai noch nicht zu Ende ist, und daß neben Indien und Irland Südafrika der klassische Boden frechster Rechtsverletzungen und ärgster Schandthaten des freien und gottesfürchtigen Albion ist.

Im Jahre 1893 versuchte England, Transvaal zu zwingen, einem zu errichtenden südafrikanischen Eisenbahnbunde beizutreten; Regierung und Volksrath erklärten, einen solchen, ihrer Ansicht nach die Unabhängigkeit der Republik bedrohenden Bund selbst in dem Falle verwerfen zu müssen, daß als Gegenleistung England die Einverleibung des Swasilandes in Transvaal genehmigen sollte. Wenn jetzt Cecil Rhodes Transvaal zu einer Tarifkonferenz einlädt, angeblich um über die Mittel zur Vermeidung eines Tarifkrieges zu berathen, in Wirklichkeit aber, um noch in zwölfter Stunde zu versuchen, die Tarifsetzung für die Bahn Lourenço Marquez—Prätoria dahin zu beeinflussen, daß diese der Einfuhr über die Kapkolonie

möglichst wenig Mitbewerb macht, so kann er sich von vornherein darauf gefaßt machen, daß Transvaal sich unter keinen Umständen der eisenbahntarifarischen Selbstständigkeit berauben lassen wird, und die Kapregierung wird sich, wohl oder übel, vorerst auf die mit Rücksicht auf die bevorstehende Eröffnung der Bahn schon erfolgte wesentliche Herabsetzung der Durchfuhrzölle von 5 Prozent auf 3 Prozent und die Abschaffung verschiedener Spezialabgaben beschränken müssen.

Die Erwähnung von Englands gescheitertem Versuch, Transvaal mittelst eines Eisenbahnvereins um seine wirthschaftliche Selbstständigkeit zu bringen, führt uns zu der für die Buren-Republik kaum weniger wichtigen Frage der Zollautonomie. Englands Streben nach einem Zollverein *aller* südafrikanischen Staaten und Kolonien — d. h. freiem Handel und Verkehr im Inlande und Zahlung von Einfuhrzöllen nur in den Häfen — hat keinen anderen Zweck, als Transvaal sowohl politisch wie wirthschaftlich lahm zu legen. Für die Republik kann und darf vom Anschluß an einen Zollverein erst dann die Rede sein, wenn sie sich von dem Stricke des britischen Imperialismus, der sie ständig zu erwürgen droht, gänzlich losgemacht und sich in Südafrika nach allen Richtungen hin ein Uebergewicht gesichert hat; dazu gehört vor Allem, daß Transvaal einen eigenen Hafen besitzt. Ein südafrikanischer Zollverein wäre, wie der Berliner sagt, „dieselbe Couleur in Grün", wie der ehemalige Zollverein in Deutschland, und die deutsche Geschichte lehrt zur Genüge, wieviel diesem Preußens Suprematie und gegenwärtige Machtstellung im Deutschen Reiche zu verdanken haben. Ebenso würde aus einem südafrikanischen Zollverein ein mächtiges englisches Reich in Südafrika erwachsen; denn dann wäre es um die ökonomische Selbstständigkeit Transvaals geschehen, und ein Staat, der seine wirthschaftliche Unabhängigkeit verloren hat, behält auch in politischer Beziehung von einem freien Staate nur noch den Schein.

Ueber die wirthschaftlichen und technischen Nachtheile eines Zollvereins für Transvaal nur kurz Folgendes: Die Seehäfen, in denen die Einfuhrzölle erhoben werden würden, gehören meist den englischen Kolonien, welche ein Viertel davon als Entschädigung für die aufzuhebenden Durchfuhrzölle für sich behalten würden. Englische Beamten mit englischer Sprache und Manieren und mit dem Anspruch, den Handel Transvaals zu bevormunden, würden die Zölle einnehmen, mit anderen Worten: die Kasse Transvaals würde den Beamten fremder Kolonien anvertraut werden; was aus dieser Kasse im Falle politischer Verwickelungen werden würde, ist klar: die fremden Kolonien würden einfach die Abrechnung versagen und der Republik den *nervus rerum* des Krieges vorenthalten. Transvaal hat mit der portugiesischen Provinz Mosambique und dem Oranje-Freistaat Handelsverträge abgeschlossen, welche, da sich z. B. der ganze südafrikanische Handelsverkehr auf die südafrikanische Republik konzentrirt, den genannten Ländern bedeutende Vortheile gewähren; bei Errichtung eines Zollvereins würden diese Verträge in der Tarifuniformität aufgehen, die materiellen Interessen, die den Oranje-Freistaat, Mosambique und Transvaal verbinden, würden verschwinden und dadurch das Freundschaftsband zwischen diesen

Staaten gelockert werden. Wie die Verhältnisse augenblicklich liegen, würde bei Aufhebung der gegenseitigen Zölle Transvaal die Produkte aller übrigen südafrikanischen Staaten und Kolonien beziehen und ihnen freie Einfuhr gestatten müssen, ohne seinerseits eigene Erzeugnisse in Tausch geben zu können. Da nun Transvaal im Jahre 1893 692 531 £ an Einfuhrzöllen auf ausländische, nichtafrikanische Produkte und Waaren einnahm, so würde bei Abgabe eines Viertels davon an die Häfen besitzenden Staaten bezw. Kolonien der Verlust im Jahre 1893 rund 173 000 £ betragen haben; dazu kommen noch 39 000 £ an Einfuhrzöllen auf Kap-Branntwein und 41 000 £ auf verschiedene Kolonialprodukte aus der Kapkolonie und Natal, Beträge, die durch die Ersparung der Douanekosten an der Grenze Transvaals sich nur um 20 000 £ verringern würden. Die Gesammtmindereinnahme der Staatskasse würde sich demnach im Jahre 1893 auf 233 000 £ belaufen haben. Die Einfuhrzölle in den südafrikanischen Kolonien und Staaten betragen durchschnittlich 17 Prozent; beim Zustandekommen eines Zollvereins würde der Importeur in Transvaal die Durchfuhrzölle, 3 Prozent ad valorem, nicht mehr zu zahlen haben. Das dürfte aber dem Konsumenten schwerlich zu Gute kommen; für diesen würden die Einfuhrartikel nach wie vor mit 20 Prozent belastet bleiben. Außerdem würde er die Ausfälle der Staatskasse in Höhe von 233 000 £ und zwar in direkten Steuern aufzubringen haben und von dem Freihandel im Zollinlande nur geringen Vortheil genießen; denn Cecil Rhodes würde z. B. durch eine Accise auf Branntwein wohl dafür sorgen, daß der zollfrei eingeführte Kap-Branntwein den Buren theurer zu stehen käme, als je zuvor.

Welche Folgen es für die deutsche Ausfuhr nach Transvaal haben würde, wenn die südafrikanische Republik gezwungen wäre, dem unter Führung der Kapkolonie stehenden südafrikanischen Zollverein, welchem die übrigen englischen Kolonien und leider auch der Oranje-Freistaat schon beigetreten sind, anzugehören und sich ganz unter den Einfluß der Kap-Engländer zu beugen, leuchtet Jedem ein. Ein schwerer Schlag würde ihr dadurch versetzt werden, um so mehr, als der deutsche Handel mit Südafrika überhaupt dadurch aufs Empfindlichste geschädigt würde, weil alsbald die Einführung besonderer Zollbegünstigungen für das englische Mutterland von dem Zollverein zu erwarten wäre.

Ohne Zweifel würde ja der Eintritt in einen Zollverein auch in Transvaal eine Hebung der eigenen Industrrie und Landwirthschaft, mit denen es gegenwärtig noch recht schlecht bestellt ist, zur Folge haben, aber auch dieser Umstand könnte die Republik für den Verlust ihrer Unabhängigkeit nicht entschädigen. Daß für England der Wunsch, Transvaal in das Netz des Zollvereins zu treiben, einer der vielen Beweggründe ist, weßhalb es die Republik am Zutritt zur Küste hindert, versteht sich von selbst. Welcher Mittel es sich dazu bedient, und wie es auch die ärgste Treulosigkeit zur Erreichung seiner Zwecke nicht scheut, dafür bietet ein schlagendes Beispiel sein Verfahren in der Suasiland-Frage, einer Angelegenheit, welche fortwährend alle Patrioten in Transvaal beschäftigt und viel Erbitterung gegen

England erzeugt hat. Die Entwickelung dieser für Transvaal geradezu brennenden Frage während der letzten Jahre ist kurz folgende:

Im August 1890 willigte die südafrikanische Republik dareln, ihre Ansprüche auf Ausdehnung ihres Gebietes im Norden fallen zu lassen, und verpflichtete sich, allen ihren Einfluß geltend zu machen, um die Cecil Rhodes'sche „British South Africa Company" innerhalb des ihr durch königliches Patent überlassenen Gebietes zu unterstützen. Dagegen gab England vorläufig und unter gewissen Bedingungen seine Zustimmung zu der Einverleibung des Suasilandes durch Transvaal (die Suasi hatten schon vorher den größten Theil ihrer Rechte an die Republik abgetreten, und innere Zwistigkeiten ließen den Augenblick für die Annektirung geeignet erscheinen); nach drei Jahren sollte ein neues Abkommen getroffen werden. An diese sogenannte Suasiland-Konvention von 1890, welche im Jahre 1891 ratifizirt wurde, hat Transvaal sich treu und ehrlich gehalten, England dagegen hat seine endgiltige Zustimmung zu der Einverleibung unter allerlei Vorwänden immer wieder hinausgeschoben. Es hieß, daß nach drei Jahren der Ruhe unter einer kombinirten Regierung von drei Personen, von denen je eine von England, Transvaal und den Suasis ernannt wird und der von den Letztgenanten Gewählte ein Engländer sein muß, die Suasi „keine Aenderung in ihrem Dasein verlangten". Daß dies eine grobe Unwahrheit ist, wurde im Juli dieses Jahres selbst von der Londoner „Times" betont. „Im März d. J.", liest man dort, „durchzogen bewaffnete Suasi das Land und drohten mit einem Angriff auf Bremersdorf, um das Triumvirat über die Grenze zu jagen. Die Kaffern sind einig in dem Wunsche nach Einverleibung des Landes durch Transvaal, nur die ehrsüchtige und gewissenlose Königin-Mutter will es durchsetzen, daß ihr dreizehnjähriger Sohn den Thron besteigt. Nach Kaffernsitte muß bei dieser Gelegenheit der König einen Assegai in das Blut der Indunnas (Berather) seines Vorgängers tauchen, zu welchem Behuf eine furchtbare Abschlachtung nothwendig sein würde; selbstverständlich wenden sich daher alle Indunnas entschieden gegen die Königin. Diese aber wird unterstützt von den intriguirenden Weißen, meist Engländern, die es der Transvaal-Regierung nicht verzeihen können, daß sie sich weigert, ihnen Konzessionen, die sie angeblich besitzen, für einen von ihnen beliebig festzusetzenden sehr hohen Preis abzukaufen. Die Einverleibung durch Transvaal — so heißt es in der „Times" weiter — ist das einzige Mittel, allen diesen Schwierigkeiten ein Ende zu bereiten."

Im Juni und Juli 1893 fanden in Colesberg und in Prätoria zwischen dem Präsidenten Krüger und Sir Henry Loch als dem obersten Kommissar der britischen Regierung Konferenzen statt, wobei Letzterer mittheilte, daß England unter folgenden Bedingungen bereit wäre, die Einverleibung des Suasilandes zu gestatten: 1) Englands Recht auf den Schutz der einheimischen Bevölkerung soll unverkürzt bestehen bleiben, und 2) die südafrikanische Republik leiht ihre Mitwirkung zur Gründung eines südafrikanischen Eisenbahnbundes. Präsident Krüger berief sofort den Volksrath zu einer geheimen Sitzung zusammen; mit welchem Erfolg, ist schon

Digitized by Google

erwähnt worden. Fortgesetzte Verhandlungen führten zu einer Uebereinkunft vom 8. November 1893; einige der wichtigsten Bestimmungen daraus lauten: Alle britischen Staatsangehörigen, welche am 20. April 1893 in Swasiland wohnten, erlangen die Rechte eines Bürgers der südafrikanischen Republik; in den Gerichtshöfen daselbst sollen die holländische und die englische Sprache gleichberechtigt sein; alle Rechte, welche die einheimische Bevölkerung besitzt, sollen ihr auf immer gewährt bleiben; Transvaal darf keine Eisenbahn an der östlichen Grenze von Swasiland bauen (Art. 9); endlich ist es ihm nicht erlaubt, mit afrikanischen Stämmen im Norden und Nordosten seiner jetzigen Grenzen Verträge abzuschließen.

Die Empörung in Transvaal über diese, vom schnödesten Eigennutze eingegebenen, englischen Ansprüche war eine ganz allgemeine, und sie äußerte sich nicht nur in der holländischen Presse dieses Staates, sondern auch in vielen Zeitungen der Kapkolonie, Natals und des Oranje-Freistaats. Man sah in Englands Anmaßung eine mit der gegenwärtigen Machtstellung Transvaals unvereinbare plumpe Beleidigung und Demüthigung, geißelte die Heuchelei, mit der die englische Regierung für die Rechte und Privilegien der Swasi eintrat, und verglich sie mit der kaltblütigen Niedermetzelung der Matabele mittels Maximkanonen. Die Sprache der Presse war damals sehr heftig, in einigen Fällen sogar unklug, aber sie zeugte dennoch von echter Liebe zur afrikanischen Heimath.

Im Juli dieses Jahres wurde die Konvention dem Volksrath vorgelegt, und es kam zu erregten Szenen. Schließlich wurde zwar die Ratifikation beschlossen, aber unter Einfügung einer Klausel, welche das ganze Abkommen in Frage stellt, wenn nicht wieder umstößt, und die Folgendes besagt: Die Genehmigung der Konvention darf nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, daß Transvaal von seinen Rechten und Ansprüchen auf Länder an der Ostseite seiner Grenze Abstand nimmt, da es sich im Gegentheil diese Rechte und Ansprüche ausdrücklich vorbehält, wie es dies auch bei der Ratifikation der Konvention von 1890 gethan hat, und es beharrt bei Allem, was in besagter Ratifikation aufgeführt worden ist; der Volksrath, in der Ueberzeugung, daß keine andere Lösung der lang vertagten Swasilandsfrage möglich ist als die völlige Einverleibung Swasilands in die Republik, betrachtet die Konvention nur als eine weitere Uebergangsmaßregel und beauftragt, noch immer auf die Versprechungen von Ihrer Majestät Regierung vertrauend, die Regierung der Republik, die Unterhandlungen mit Ihrer Majestät Regierung fortzusetzen.

Das Ringen um den maßgebenden Einfluß in der Delagoabäi, d. h. um ihren Besitz und um den Erwerb der Eisenbahnstrecke von Lourenço Marquez zur Grenze Transvaals ist noch nicht beendet. England hat viele Eisen im Feuer, und die Südafrikanische Republik wird, um ihre Unabhängigkeit zu schützen, den Kampf gegen die selbstsüchtigen Bestrebungen der Briten fortsetzen müssen. Jeder Versuch, diesen Gegner zu versöhnen, wäre vergeblich; er kann seine im Jahre 1881 bei Majuba-Hill erlittene Niederlage weder verzeihen noch vergessen. Und falls nicht Erwägungen der höheren Politik es zwingen, abzulassen und Deutschland sich nicht berufen

fühlen sollte, im Interesse der deutschen Handelsbeziehungen zu vermitteln, wird England nicht ruhen, bevor das Endziel seines Feldzuges, die völlige Einengung und Erdrückung Transvaals, erreicht ist. Freilich würde ihm diese Frucht erst in Folge eines siegreichen Krieges gegen Transvaal in den Schooß fallen können.

Die deutschen Interessen an der Delagoabai wie in Transvaal lassen es nicht zu, daß es so weit komme; ihre große Wichtigkeit erfordert es vielmehr, daß die deutsche Regierung der englischen Regierung gegenüber, wenn auch freundschaftlichst, so doch offen und mit Nachdruck zeitig Farbe bekennt. Es muß dieser unumwunden klar gemacht werden, daß Deutschland unter keinen Umständen erlauben kann und wird, daß die Delagoabai an England falle oder die Bai und die Eisenbahn von Lourenço-Marquez bis zur Grenze von Transvaal unter seine Ueberwachung gestellt werden. Delagoabai und Delagoabahn sind in dieser Hinsicht nicht von einander zu trennen; beide zusammen stellen für die deutsche Industrie die Hauptstraße nach dem schnell emporblühenden Transvaal dar, und diese würde gewissermaßen gesperrt werden, wenn es England gestattet würde, seine Absichten zu verwirklichen. Es handelt sich dabei nicht nur um das deutsche Kapital, das an der Eisenbahnstrecke von Prätoria nach der Grenze von Mosambique in erheblichen Maße betheiligt ist, sondern auch um die deutsche Industrie, welche höchst bedeutende Quantitäten Materials für den Bau und den Betrieb dortiger Routen liefert, augenblicklich wieder für den Bau der oben erwähnten neuen Linie von Charlestown nach „The Springs" im Anschluß an das Eisenbahnnetz von Natal. Und doch ist das Alles noch unbedeutend im Vergleich zu den Aussichten, welche Transvaal der deutschen Industrie für die Zukunft bietet. Die junge, gegenwärtig auch finanziell ziemlich kräftige Republik befindet sich augenblicklich noch in den ersten Stadien eines raschen Aufschwungs; und da die deutsche Industrie schon jetzt an der Deckung des Bedarfs an ausländischen Erzeugnissen betheiligt ist, wird sie bei reger Aufmerksamkeit und richtigem Verständniß für die dortigen Bedürfnisse ihren Antheil an der Versorgung dieses sich immer erweiternden Absatzgebietes beträchtlich vergrößern können. Besonders der Goldbergbau entwickelt sich in ungeahnter Weise. Während die Ausbeute im Jahre 1887 sich auf nur 23 155 Unzen belief, wurden im Jahre 1893 1 478 443 Unzen erzielt. Für das laufende Jahr wird die Ausbeute schon jetzt auf etwa 2 Millionen Unzen veranschlagt.

Das deutsche Interesse fällt aber nicht nur in der Delagoabai- und der Eisenbahnfrage mit den Interessen Transvaals völlig zusammen, sondern Deutschland muß auch jedem Versuch der Engländer, Transvaal in einen Zollverein oder einen Eisenbahnbund zu drängen, so weit es in seiner Macht liegt, entgegentreten. Denn indem England die Selbstständigkeit Transvaals bedroht, gefährdet es zugleich die Entwicklung der deutschen Ausfuhr nach der Republik und des deutschen Handels mit Südafrika überhaupt. An dem Tage, an welchem Transvaal von England genöthigt würde, seine wirthschaftliche Selbstständigkeit zu opfern, würde dem deutschen Handel und der deutschen

Industrie ein schwerer Schlag versetzt werden. Von der Regierung darf daher erwartet werden, daß sie jeden Versuch Englands, sich in der Delagoabai festzusetzen, entgegentreten und, mit Rücksicht auch auf Deutschlands südwest- und ostafrikanischen Besitzungen, eine Verschiebung der Machtverhältnisse in Südafrika zu Gunsten der englischen Kolonien, speziell der Kapkolonie, nicht zulassen wird. Die Aussichten des deutschen Besitzes in Südwestafrika auf eine gedeihliche Zukunft würden verschwinden, sobald es England gelänge, in Südafrika zu einem Alles beherrschenden Einfluß zu gelangen.

Ein Glück ist es für die südafrikanische Republik, daß sie in ihrem Präsidenten einen weitblickenden Politiker besitzt, der ohne Rast, aber auch ohne Hast, das nationale Interesse wahrnimmt.

Paul Krüger ist ein Mann, über den die ränkesüchtigen Engländer nicht so ohne Weiteres zur Tagesordnung übergehen können. Das Streben dieses kernhaften Mannes, seines Landes Unabhängigkeit zu wahren, verdient die volle Sympathie aller Derjenigen, welche stolzen Sinn, hohen Muth und zähe Ausdauer zu schätzen wissen.

H. B. van Daalen.

Digitized by Google

Die Frauenfrage und der Darwinismus.

In Nr. 6 dieser Wochenschrift hat Eliza Ichenhäuser über einen Aufsatz, den ich unter obigem Titel im Aprilheft von „Nord und Süd" veröffentlicht habe, berichtet und meine Ausführungen kritisirt.

Da die Leser und Leserinnen, die sich für meine Ansichten interessiren, die Originalarbeit, in der sie niedergelegt sind, noch leicht genug erlangen können, liegt kein Bedürfniß vor, kleine Irrthümer und Entstellungen, die meiner Gegnerin bei unzweifelhaft bester Absicht und hohem Verständniß untergelaufen sind, zu berichtigen. Sie gesteht mir zu, ich sei „wenigstens kein gewöhnlicher" Verächter und Unterdrücker des weiblichen Geschlechtes, und das ist von Seiten einer Verfechterin der Frauenemanzipation immerhin ein ansehnliches Zugeständniß.

In einer für mich sehr wichtigen Hinsicht aber hat meine geistvolle Gegnerin mich — mit oder ohne mein Verschulden, das wage ich nicht zu entscheiden — völlig mißverstanden; und da es ihr zweifellos nicht um meine Vernichtung, sondern um Feststellung der Wahrheit zu thun ist, darf ich vielleicht versuchen, dieses Mißverständniß hier aufzuklären.

Eliza Ichenhäuser glaubt mich eines schweren Irrthums überführen zu können, insofern ich geäußert habe, daß bisher, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, auf gleichem Gebiet nur Männer mit Männern, Weiber mit Weibern konkurrirt hätten. Sie führt aus Bebels bekanntem Buche ein fast eine Seite langes Verzeichniß solcher Berufsarten an, in denen heute Frauen beschäftigt sind. Sie meint, die meisten dieser Erwerbsthätigkeiten würden seit Generationen bereits von Frauen ausgeübt; von schädlichen Veränderungen der Organisation bei diesen Frauen sei bis jetzt durchaus Nichts zu bemerken. Dafür soll ich, wie sie meint, selbst den besten Beweis liefern, indem mir diese Thatsachen offenbar nicht bekannt gewesen wären. Vermuthlich weiß Eliza Ichenhäuser nicht — woher sollte sie es wissen? — daß ich Frauenarzt bin. Als solcher habe ich in meinen poliklinischen Sprechstunden in einem entlegenen Fabrikviertel Berlins täglich eine große Anzahl von Frauen zu berathen und zu behandeln, die jene Erwerbsthätigkeiten ausüben. Entgehen konnte mir also die Betheiligung der Frauen an den aufgezählten Berufszweigen wirklich nicht. Leider aber muß ich meiner verehrten Gegnerin auch versichern, daß nicht nur schädliche Veränderungen der Organisation, an denen sie zweifelt, sondern Unfruchtbarkeit, unheilbares Siechthum, vorzeitiger Tod die traurigen Folgen sind, die mir tagtäglich in den erschütterndsten Formen vor Augen treten.

Digitized by Google

Für das Thema jedoch, das ich in meinem Essay behandelt habe, kommen diese Thatsachen gar nicht in Betracht. Das Zusammenarbeiten der beiden Geschlechter in den Fabriken ist in Wahrheit gar kein Wettbewerb, sondern es liegt da meist nur ein Mißbrauch der Frau zu niederen, schlechter besoldeten Dienstleistungen vor, während für die wichtigeren und besser bezahlten auch dort fast ausschließlich Männer verwandt werden. Am allerwenigsten findet eine durch 3—4 Generationen fortgesetzte Konkurrenz statt, denn die Frau erliegt diesem Mißbrauch viel früher. Es dürfte Eliza Ichenhäuser schwer werden, mir auch nur eine Fabrikarbeiterin zu nennen, deren Mutter, Groß- und Urgroßmutter bereits derselben oder einer ähnlichen Erwerbsthätigkeit obgelegen haben. Nein! Diese Schädigungen rotten die Familien aus, aber eine Aenderung der Rasse können sie eben deshalb nicht bewirken.

Der Wettbewerb, von dem ich geschrieben habe, schädigt die weiblichen Individuen gar nicht — es sei denn, daß er für die schöneren, liebenswürdigeren, zarteren unter ihnen die Aussichten auf Verehelichung verringert. Ich habe nämlich die Meinung ausgesprochen, daß nach Zulassung der Frauen zu verantwortlicheren und entsprechend höher besoldeten Berufen die darin erfolgreichen Individuen als „gute Partien" gelten und bei der ehelichen Auslese ungeachtet des z. B. noch widerstrebenden Instinktes bevorzugt werden würden; ich habe gemeint, daß erfolgreich in solchen Berufen im Allgemeinen nur solche Frauen sein würden, die mit dem Manne wirklich wetteifern können, d. h doch also, die ihm in ihrer Organisation möglichst ähnlich sind. So würden also die dem männlichen Typus entsprechenderen Frauen eine größere Wahrscheinlichkeit erlangen, sich zu verehelichen; in Folge dessen und wegen der Vererblichkeit des angeborenen Typus würde in der nächsten Generation der Prozentsatz derartiger, für männliche Berufsarten besonders begabter weiblichen Individuen steigen; und so müßte sich von Generation zu Generation der Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Typus vermindern.

Ausführlich habe ich dann zu erklären versucht, warum mit solcher Vermischung des sexuellen Dimorphismus eine der wichtigsten Einrichtungen zerstört werden würde, durch welche die Natur die Entartung unserer Rasse verhindert. Frau Ichenhäuser hat keinen Versuch gemacht, die Gründe, die ich dafür beigebracht habe, zu widerlegen. Sie führt nur an, daß bei den „Naturvölkern" der Dimorphismus geringer sei, als bei den „Kulturvölkern". Damit aber liefert sie nur einen Beweis für meine Ansicht. Die Völker, die sie „Naturvölker" nennt, sind ja eben die, welche im Kampfe ums Dasein unterliegen, in unaufhaltsamem Aussterben begriffen

sind. Die „Kulturvölker“ mit ihrem größeren sexuellen Dimorphismus sind die Sieger. Wenn es bei den Kulturvölkern die Erziehung gewesen sein soll, die die große Differenzirung zwischen den Geschlechtern herbeigeführt hat, so gebe ich das insoweit gerne zu, als die Erziehung für verschiedenartige Berufe eben gleichbedeutend ist mit Arbeitstheilung. Ich füge aber hinzu, daß eben diese Arbeitstheilung jene Völker erst zu Kulturvölkern im heutigen Sinne und zu Siegern über die minder dimorphen Naturvölker gemacht hat.

Aus diesem Grunde bin ich *gegen* die künstliche Verminderung des sexuellen Dimorphismus, die von der Partei, der meine Gegnerin angehört, erstrebt wird.

Daß ich dabei Berufsarten, in denen die Gedankenarbeit vorwiegt, dem Manne wie bisher vorbehalten sehen möchte, heißt wahrhaftig nicht, der Frau jeden Geist, jedes selbstständige Denken „abzüchten“. Diese Absicht legt mir meine Gegnerin, wohl in einem momentanen Versagen ihrer schönen Mäßigung, völlig ohne mein Verschulden unter. Ich habe in meinem Essay alle jene Berufsarten als so recht geeignet für die Frau erwähnt, in denen Nächstenliebe, Duldung, Mitgefühl, Uneigennützigkeit besonders bethätigt werden müßten. Glaubt meine Gegnerin nun etwa, ich wollte dem Manne jedes Gemüth und mit ihm die eben genannten Tugenden „abzüchten“?

Schließlich noch *ein* Wörtchen der Verwahrung! Eliza Ichenhäuser behauptet mehrmals, ich „dekretirte“ diese oder jene Art der Arbeitstheilung. Abgesehen davon, daß ich nichts Derartiges zu „dekretiren“ habe, bin ich auch ein abgesagter Feind alles Dekretirens auf dem Gebiete der menschlichen Entwickelung. Nur eine berathende Stimme habe ich vernehmen lassen wollen, und auch diese sollte im Wesentlichen nur vor dem Unheil warnen, das gerade durch voreiliges Dekretiren geschaffen werden könnte. Enthält man sich dessen; unterläßt man es, mit roher Faust in den natürlichen Entwickelungsgang der Nation einzugreifen: so wird die jetzt vorhandene Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib sich zwar im Einzelnen langsam modifiziren, vermuthlich auch noch in den von mir angedeuteten Richtungen allmählich weiter ausbilden, jedenfalls aber im Ganzen erhalten bleiben. Das aber ist Alles, was ich im Interesse beider Geschlechter wünsche.

Berlin. Prof. Dr. R. Koßmann.

Münchener Stimmungsbilder.

München lenkt wieder einmal „das Auge des Jahrhunderts“ auf sich: der kranke Mann in Konstantinopel hat die Einfuhr der „Fliegenden Blätter“ verboten. Es stand darin ein heikles Gedicht von der Weibertreue; der Alte in Konstantinopel hat schlaflose Nächte gehabt: Wenn einmal seinen 3—500 züchtigen Weibern der Gedanke aufstiege, daß ein Mann ihnen nicht genügte, selbst wenn es der Sultan wäre! Nur herzlose Spötter können darüber lachen. Wir ehren den Schmerz des Gewaltigen. Mag Allah ihm gnädig sein . . .

Man thut den Münchnern schweres Unrecht, wenn man glaubt, daß sie auf der Bierbank Politik treiben. Man besorgt das hier allgemein beim Spaziergehen; der geistigen Anregung durch ein paar Maß Hofbräu bedarf man durchaus nicht. Denn die Politik ist schrecklich einfach. Der neue Reichskanzler Fürst Hohenlohe ist hier nur bei den liberalen Hofräthen beliebt, soweit man in Baiern überhaupt ernstlich von einer liberalen Partei sprechen kann. Thatsächlich haben wir nur zwei große Gruppen mit eigenem Programm: die Ultramontanen und die Sozialdemokraten. Die Ersteren sind bereit, jeden Handel einzugehen, sobald ein Profit herausschaut, die Letzteren verschmähen stolz und „zielbewußt“ jeden Pakt mit Allem, was nach Bourgeoisie schmeckt. Beiden gemeinsam ist der tiefe Widerwille gegen den neuen Kanzler. Den Ultramontanen müßte er sehr weitgehende „römische“ Konzessionen machen, wenn sie seine Kulturfeindlichkeit aus den siebziger Jahren vergessen sollten, den Sozialdemokraten aber ist er immer der „große Nikolaus“, der Alles ins pechrabenschwarze Tintenfaß steckt. Es bleibt ihm also nur noch die Gunst der Liberalen, und das Wort „liberal“ wird hier in kürzester Zeit zur Verbalinjurie avaneiren. Wenn man sich also in Berlin vielleicht der Hoffnung hingegeben hatte, durch die Erhebung des alten Hohenlohe „Stimmung“ in Baiern zu machen, weil er Baier und „Katholik“ ist, so hat man falsche Hoffnungen genährt. Man blickt nach wie vor mit bedenklichen Zweifeln nach Berlin und den kommenden Extravaganzen des neuesten Kurs. Nur das eine felsenfeste Vertrauen hat man, daß man den Geldbeutel klafterweit wird aufmachen müssen; ob aber für Panzer und Kreuzer, für den Ersatz defekt gewordener Nilpferdpeitschen oder sonstiger Kulturerrungenschaften, darüber sind selbst die ältesten Leute noch nicht ganz ihrer Meinung. Nicht minder skeptisch steht man hier den antiumstürzlerischen Bestrebungen gegenüber; man glaubt, daß, solange ein baierischer Zeitungsredakteur, wie der Frei-

Digitized by Google

herr von Thüngen, es sich gefallen lassen muß, von Gensdarmen nach der Reichshauptstadt geschleppt zu werden, wenn er einer dortigen Stütze des Throns aus Versehen auf die Offiziersschärpe getreten ist, die bestehenden Bestimmungen gegen Vaterlandslosigkeit und Rebellion völlig ausreichen. Besonders hat der reichsgerichtliche Entscheid, wonach auch Setzerjungen und methusalemalte Zeitungsträgerinnen für den Inhalt der von ihnen fabrizirten, resp. kolportirten Erzeugnisse der siebenten Großmacht verantwortlich gemacht werden sollen, viel zur Befestigung des Bewußtseins beigetragen, daß weitere Beschränkungen der Rede- und Druckfreiheit gleichbedeutend wären mit einem Transport Schultheißbier nach Berlin. —

Auch im Innern unserer beiden großen Parteien stürmt und drängt es mächtig. Zweifellos hat die Sozialdemokratie mit ihrer „inneren Organisation" bedeutend mehr Glück: sie hat ihren Vollmar, der trotz Bebels, des sozialdemokratischen Zwingherrn, freundlichem Zureden nicht die geringste Lust verspürt, aus der Partei „hinauszufliegen". Hätte Bebel auch nur die leiseste Fühlung mit den süddeutschen „Genossen", so hätte er sicher seine Philippika nicht vom Stapel gelassen. Die alten Phrasen von der Aristokratie Vollmars hörten wir schon vor zehn Jahren, trotzdem steht der baierische Führer heute fester in der Gunst seiner Partei genossen, als jemals. Das Zentrum ist dagegen weit schlechter dran, es ist immer noch nicht über die Einleitungsworte seiner „Reform an Haupt und Gliedern" hinausgekommen; daneben macht ihm der Bauer arge Schmerzen. Der arme baierische Bauer — er ist wie der Frosch auf dem Busch'schen Bilderbogen, an dessen armen Gebeinen ein wüthendes Entenpaar zerrt, nur mit dem Unterschied, daß der Bauer nicht zwei, sondern mehr als ein halbes Dutzend Quäl- und Plagegeister hat. Alles, Alles will ihn einschlucken. Die Generalfrage ist vor Allem: bleibt er ultramontan, d. h. bäuerlich konservativ, oder wird er von dem bekannten sozialistischen „Fieber" ergriffen werden? Alle die Bauernbündeleien — es giebt deren ein ganzes Sortiment, die sich gegenseitig wieder eifrig befehden — drängen zum Ersteren, zum Letzteren Herr von Vollmar und — die Regierung. Ja, auch die Regierung wirbt unter den „königsgetreuen" baierischen Bauern mächtig für die rothe Fahne. Schon der 13. Juni 1886 hatte das Seinige gethan, die Landbevölkerung mißtrauisch und erbittert gegen die Münchener Residenz zu machen. Seitdem spukt das Ammenmärchen vom „Königsmord" in den befangenen Köpfen. Die Tage von Murnau haben gezeigt, daß das Märchen noch ungeschwächt weiterlebt. Dazu kommen in neuester Zeit noch zwei sehr böse Dinge: die Hofhasen und Fuchsmühl. Beide Misèren sind ja längst auch über die weißblauen

Pfähle hinaus bekannt und berüchtigt geworden, oder ist das Schlagwort „Hofhase“ in Norddeutschland noch nicht bekannt? Es besagt, daß im Interesse der königlichen Jagden alle anderen Interessen schweigen müssen, daß das Wild der hohen Herren über die Aecker der Bauern zu verfügen hat, daß es alle Anpflanzungen derselben zerstört und verwüstet, daß für den Verkehr dringend erforderliche Unternehmungen (Münchener Ringbahn) von oben herab — das heißt von liebedienernden Strebern — unterdrückt werden, damit des Hofes Hasen und Rehe nicht genirt werden. Der „Hofhase“ also hat das Volk nicht minder in Harnisch gebracht, als das Fuchsmühler Blutbad. Da kann es natürlich nicht fehlen, daß die Sozialdemokratie Anhänger in Schaaren auch aus den Reihen der Bauern erhält, während ein großer Theil ins Lager der „auch“-ultramontanen Bauernbündler zieht. Solcher Hof- und Regierungsthaten giebt es noch eine ganze Menge zu verzeichnen; es sind oft nur Kleinigkeiten; aber dem geschärfteren, mißtrauischen Blick erscheinen sie trotzdem groß, und in ihrem Konnex mit manchem Andern gewinnen sie in der That an Bedeutung. Herr von Vollmar lacht sich ins Fäustchen; die nächsten Wahlen werden zeigen, daß sein Frohlocken berechtigt war.

Es geht aber nicht an, diese flüchtige Skizze aus dem baierischen Parteileben für beendet zu erklären, bevor noch einer Partei Erwähnung geschehen ist, die mit den „großen“, tonangebenden zwar an Umfang und Ausbreitung noch nicht konkurriren kann, die aber in den letzten Monaten eine geradezu erstaunliche Rührigkeit entfaltet hat: der demokratischen, oder richtiger, des Münchener demokratischen Vereins, dessen Seele Professor Quidde, der über Nacht berühmt gewordene „Caligula“-Verfasser ist. Quidde hat sich nicht nur mit großem Eifer der brennendsten Lokalfragen angenommen, die er in stets gut besuchten öffentlichen Versammlungen zur Debatte bringt, er hat auch in neuerer Zeit auf dem Lande mit seiner Propaganda begonnen. Mit welchem Erfolg, kann heute noch nicht entschieden werden. Zweifellos ist gerade Süddeutschland für demokratische Missionen sehr empfänglich; auf die Missionäre vor Allem wirds ankommen. Verstehen sie das Publikum zu „packen“, wie die Sozialdemokratie den „Mann in der Blouse“ packt, dann können wir vielleicht in nicht mehr allzu ferner Zeit von einer baierischen demokratischen Partei reden.

Die Liberalen würden in diesem Falle von der Demokratie zu aller erst über den Haufen gerannt werden; aber auch die Ultramontanen würden sicher einen Theil der Zeche bezahlen müssen . . .

München. Robinson.

Die Waiſen von Milciterne.

„Eine wahre Komödie“, habe ich der Ueberſchrift hinzuzufügen vergeſſen. Und ich glaube, daß Frankreich, das geiſtreiche Frankreich, deren öfters ſpielt . . . Herr Johann Jacob Lazarague war geſtorben und hatte der Ortſchaft Milciterne erſtens drei Gebäude, eine Kapelle und fünfzehn Hektar Ackerland zu einem Waiſenhaus und zweitens die Rente eines unveräußerlichen Kapitals von 1 250 000 Franks unter der Bedingung geſtiftet, daß dieſelbe auf die Erziehung und den Unterhalt armer Waiſen verwendet würde. Der Generalrath ſtimmte für die Errichtung eines Denkmals zum Gedächtniß Lazaragues und erwählte die Herren Garabois, Chédelu und Giberne zu Kuratoren des Waiſenhauſes zu Milciterne. Die drei Kuratoren kamen allabendlich im Café de l'Univers oder du Pérou zu einem Whiſt zuſammen, und ſo oft einer dieſer Herren im Begriff war, Karten zu geben, ſagte er: „Halt, wann werden wir das Lazarague-Waiſenhaus beſuchen?“ Worauf man ihm ſtets antwortete: „Das eilt nicht, wenn es einmal recht ſchönes Wetter ſein wird, machen wir einen Morgenſpaziergang dorthin. Uebrigens befindet ſich Alles wohl.“ — Indeß es ging nicht Alles gut. Der „Intègre Quotidien“ traf eines Tages aus der Hauptſtadt des Departements Sambre-et-Meuſe mit der folgenden erſchreckenden Artikelüberſchrift ein: „Die Skandale von Milciterne. — Das Waiſenhaus der frommen Narren. — Sorgloſe Adminiſtratoren.“ Sofort eilten nunmehr die drei Herren nach Bonry-ſur-Sambre, das ungefähr eine Stunde zu Fuß von Milciterne entfernt iſt. Gegen Mittag kamen ſie am Waiſenhaus an und ſuchten längs der unendlichen rothen Backſteinmauer die Eingangsthür. Vor dem Thorweg angelangt, machte Herr Garabois die Herren Chédelu und Giberne auf das ungeheure Kreuz aufmerkſam, das über dem Portal angebracht war. Herr Chédelu, der kein Anhänger des Atheismus war, zuckte gleichgültig die Achſeln; hingegen meinte Herr Giberne, ein reformirter Methodiſt und allem Ordenskram feind: „Der Intègre hatte Recht, das Waiſenhaus iſt eine Beute des Pfaffenthums geworden.“ Garabois nickte beiſtimmend. Sie läuteten. Eine Frau in grauer Kleidung, deren Kopf bedeckt war mit einer röhrenförmigen Haube, öffnete die Thür und führte die Kuratoren in das Sprechzimmer. Nach einigen Augenblicken erſchien eine andere, ebenfalls grau gekleidete Frau, die eine etwas kleinere Haube trug, verneigte ſich leicht vor den Herren und ſagte: „Sie wünſchen, meine Herren?“ — Herr Garabois, getäuſcht durch die Haube, entgegnete mit natürlichem Wohlwollen: „Meine Tochter, ſagen Sie der Oberin, daß ſie die pädagogiſche

Kommission sprechen will." — „Die Oberin bin ich selbst," erwiderte die Dame in der kleinen Haube. Garabois erröthete über und über. „Meine Mutter, Sie werden uns entschuldigen, der Generalrath des Lazarague-Vermächtnisses hat uns beauftragt, das Waisenhaus zu besichtigen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wir Alles gründlich ansehen werden, und daß wir ermächtigt sind, im Falle der Gehorsamsverweigerung militärische Hülfe in Anspruch zu nehmen."

„Sie brauchen nicht zu drohen, mein Herr, Jeder, wer es auch sei, kann unser Waisenhaus besuchen, und es wird mir Vergnügen machen, Ihnen unsere lieben Kinder vorzustellen."

Fast verlor Herr Garabois die Fassung vor der Dame und erwiderte mit beständigem Lächeln: „Theure Schwester, wir haben keine schlechten Absichten, wir erfüllen unsere Pflicht und Nichts weiter."

„Es giebt Pflichten, die man gerne erfüllt," sagte die Oberin.

Herr Garabois verstand die Bedeutung dieser schnellen Antwort, doch er bekannte nicht Farbe, er mochte ganz insgeheim denken: „Na, Dich werde ich mir kaufen." Er stellte einige Fragen während des Besuchs. „Wieviel Schwestern sind hier?" fragte er. „Zehn," war die Antwort. — „So—o — und wieviel Lehrer?" — „Fünf, darunter ein Geistlicher." — „Hm, hm! Und dies Zimmer, in dem die Betten stehen, ist das der Schlafsaal?" . . . .

Die Kommission untersuchte die Schulstuben, die Bücher, die Bibliotheken, das Schülermuseum, den Turnsaal, den großen Park, das Oekonomiegebäude und durchstöberte zuletzt noch die Kapelle, ein winziges Kirchlein mit Altar, Kreuzgang, kleinen Gipsstatuen und Harmonium; die Fensterscheiben stellten einzelne berühmte Vorgänge aus der heiligen Geschichte dar. Bei Besichtigung der Fensterscheiben fragte Herr Garabois plötzlich, als ob er soeben eine auffällige Entdeckung gemacht hätte: „Werden die Pfleglinge des Waisenhauses in der katholischen Religion erzogen?" — „Ja, mein Herr." — „Und sie befolgen darin alle Vorschriften?" — „Gewiß, mein Herr."

Herr Garabois lächelte bitter, als ob ihm ein Groll am Herzen nagte (der Groll, den er gegen den Klerus hegte), und sagte, indem er sich von der Oberin verabschiedete: „Ich danke Ihnen, Madame, Ihre Auskünfte bestätigen die Mittheilungen des „Intègre" vollständig; der Rath wird einen Beschluß fassen."

Die Kommission entfernte sich darauf. Und am Abend, als die Kinder versammelt waren, sagte die ehrwürdige Mutter Marie-des-Anges zu ihnen: „Meine Kinderchen, wir werden Euch bald verlassen; der Generalrath wird uns durch Herren ersetzen, die Euch sehr gelehrt unterrichten werden. Vergesset nicht, daß wir Euch haben Gott im Himmel erkennen gelehrt, der alle Menschen richtet, und nicht minder die Generalräthe."

Die Oberin der Schwestern de l'Enfance hatte den Beschluß des Rathes richtig vorausgeahnt. Der Generalrath entschied sich in seiner Sitzung vom 20. November 1892 für die Verweltlichung des Waisenhauses. Gleichwohl weigerten sich die Schwestern, ihre Schüler zu verlassen und verwiesen auf

Digitized by Google

einen Passus im Testament des Verstorbenen, den sie zu ihren Gunsten geltend machten. Man mußte also seine Zuflucht zu der Ausweisung nehmen. Nun erst gaben die Schwestern nach und zogen ab. Man ernannte alsdann im Vollgefühl der Gewalt einen gewissen Erasmus Cartès, der sich rechtzeitig um die Stelle beworben hatte, zum Vorsteher der Anstalt. Erasmus Cartès trat sein Amt an, ließ Lehrer kommen und schickte wöchentliche Berichte an die Kommission: „Situation vorzüglich, Organisation kräftig, Erziehung rationell u. s. w. u. s. w." Aber einen Monat später veröffentlichte die monarchistische Zeitung „La Réaction" einen Sensationsartikel mit der Ueberschrift: „Die Skandale von Milcitерne. — Der Triumph Luthers. — Die sorglosen Administratoren." Die Kommission fuhr daher abermals zum Waisenhaus. Herr Giberne hatte übrigens seinen Kollegen die Beschwerlichkeiten dieser Reise vorgestellt und abgerathen, aber erfolglos . . . Als sie vor der Thür der Pflegeanstalt anlangten, zupfte Chédelu seinen Kollegen Garabois am Aermel und deutete ironisch mit dem Finger auf den Gipfel des Portals.

Garabois runzelte die Stirn und sagte: „Es wurde doch befohlen, das Kreuz herunterzuwerfen."

„Das ist jedenfalls nur vergessen worden," sagte Herr Giberne, „oder man hat das Gitter nicht zu Grunde richten wollen."

„Man hat Unrecht gethan, ich will nicht, daß dieses Kreuz hier stehen bleibt."

Als Erasmus Cartès seinen Besuch empfing, war der erste leidige Eindruck schon wieder etwas verschwunden. Die Kommission war sogar nicht abgeneigt, sich darüber zu beglückwünschen, daß sie einen so guten Griff gethan und dem Aberglauben, der das Haus entehrte, mit Hülfe dieses biederen Mannes so energisch den Garaus gemacht hatte. Man besuchte die Schlafsäle, die Schulstuben, den Park, die Spielplätze: die Kinder befanden sich alle sehr wohl.

Endlich fragte Herr Garabois: „Und was haben Sie aus der Kapelle gemacht? Ich möchte sie sehen."

„Wir haben keine Zeit, der Zug wartet nicht," warf Herr Giberne ein.

„Aber," entgegnete Herr Cartès, „das ist ja schnell abgemacht. Wir haben sie umgewandelt."

In der That, die Fenster waren durch Drahtgitter ersetzt worden; die Gypsfiguren waren verschwunden; von dem Altar und von dem Kreuzgang war ebenfalls Nichts mehr zu sehen; man erblickte Nichts weiter als die weißen Wände, und im Hintergrunde tauchte ein großes Kruzifix auf.

„Aber . . . was — was ist das hier, waaas?" stotterte Herr Garabois.

„Das ist unser Oratorium für den Sonntagsgottesdienst und die täglichen Gebete."

„Wie, Ihr Oratorium? Sie sind also Geistlicher?"

„Gewiß, ich bin Pastor der reformirten Kirche und unterrichte die Kinder in der göttlichen Wahrheit."

„Pastor sind Sie, Pastor? Das hätte ich mir nicht träumen lassen."

„Und darüber sind Sie erstaunt? Alle Lehrer sind ebenfalls Pastoren," erwiderte der offenherzige Herr Cartès.

„Fabelhaft! Wir jagen die Schwestern fort, und Pastoren sind es, die sie ersetzen. Nun verstehe ich auch, warum man das Kreuz nicht heruntergeworfen hat . . . „Herr Direktor, Sie werden meine Ordres bald erhalten."

„Ich hoffe, daß sie die angenehmsten sein werden, Herr Präsident."

Im Wagen nahm Herr Garabois Herrn Giberne vor und wusch ihm energisch den Kopf; er machte ihn für alle von der Kommission begangenen Dummheiten verantwortlich. Cartès weigerte sich, das Waisenhaus zu verlassen; es bedurfte der bewaffneten Macht, um ihn auszuweisen. Man verwandte hierzu dieselben Gensdarmen, die schon bei der Ausweisung der Schwestern gedient hatten. Nun stellte man einen alten Kommunarden, den Verfasser einer Abhandlung über bürgerliche Erziehung, die bereits im Jahre 1867 erschienen war und die Bewunderung aller Sozialisten erregt hatte, als Anstaltslehrer an. Und die Kommission nahm ihren Whist von Neuem auf.

Unglaublich! Einen Monat später enthüllte der „Vieux Français". „Die Skandale von Milciterne." — „Ein närrischer Direktor." — „Die Maskenbälle im Waisenhaus." — „Sorglose Administratoren" lauteten seine Ueberschriften. Die Kommission machte sich wieder auf die Beine und besuchte noch einmal das Waisenhaus, die Schlafsäle, die Schulstuben u. s. w u. s. w. Die Kinder befanden sich, wie immer, alle sehr wohl; man hatte sie in einem anderen Kultus erzogen, in dem Kultus der Göttin der Vernunft. An Stelle der Kirchenlieder waren zeitgemäße Gesänge getreten, z. B. „Die Mutter Godichon" u. s. w. Der erste Vers dieses das Herz und Gemüth veredelnden Liedes hatte folgenden Wortlaut:

Vorwärts, Proletarierhände,
Wollt ihr euren Hunger stillen,
Bauet rastlos, ohne Ende
Unsrer Erde Segensquellen!
Und seid vergnügt tra la la, tra la la,
Seid vergnügt tara deri dera.

Es wurden Umzüge, bürgerliche Feste und gemeinschaftliche Betrachtungen veranstaltet, die in der Naturanbetung gipfelten. Die Kapelle war in einen Tempel der „Brüderlichkeit" verwandelt worden. Der Kommunard begleitete die Gesänge auf dem Harmonium. Herr Garabois war sprachlos vor Verwunderung, Herr Giberne schäumte vor Wuth, nur Herr Chédeln vergnügte sich nach seiner Art; er stimmte zwar für die Ausweisung des Kommunarden, bedauerte aber, daß auch der Kultus der Göttin der Vernunft und die Gesänge bei Mondschein aufhören sollten.

Man machte in der Folge noch Reorganisationsversuche; aber jedes Mal sprachen die Zeitungen von den Skandalen von Milciterne und von der Sorglosigkeit der Administratoren. Die Kommission setzte sich immer wieder in den Zug. Man hatte bereits ein Kouplet mit einem Refrain

gedichtet, der auf die Ausweisungen Bezug hatte. In den Tingeltangeln wurde es mit Erfolg vorgetragen. Herr Garabois war fast rathlos geworden, und trostlos waren auch seine Kollegen. Man hatte Alles gethan, um die Anstalt endlich guten Händen anzuvertrauen. Man hatte Direktoren abgesetzt und dafür neue eingesetzt. Eine Zeit lang hatte ein Anarchist das Heft in Händen. Der führte den Kultus des rothen Schreckens ein. Sodann kam ein Arzt, der die Gesundheitslehre als Göttin auf den Thron setzte. Nach ihm kam ein verunglückter Künstler, der den Kultus der Schönheit einführte; ihm folgte ein später Nachkomme der Theophilanthropie, der jedoch bald einem Okkultisten weichen mußte, welcher den Isiskultus feierlichst proklamirte.

Mit jedem neuen Direktor tauchte natürlich auch eine neue Erziehungsmethode auf, mit der man in Milciterne einen Versuch machte. Die Presse zog arg über diese heillosen Zustände her. Man unterbrach alsdann wieder die pädagogischen Experimente, setzte die Lehrer ab und begann immer wieder von Neuem. — Und was dachten zu dem Allen die Waisen von Milciterne? Die wurden zunächst gar nicht um ihre Meinung befragt. Uebrigens, an wen hätten sich auch die Waisen wenden sollen, um ihre Beschwerden vorzubringen, da sie doch nur den Staat zum Vormund hatten? Alle französischen Bürger bildeten zusammen eine große Familie; sie hatten jeden Steuerzahler zum Bruder. Man wiederholte ihnen das vom Morgen bis zum Abend. Aber ihre Brüder dachten nicht an sie ... Anfangs war die Geschichte ja gar nicht uninteressant gewesen. Die Geistlichen hatten ihnen nur die heilige Geschichte beigebracht. Cartès hatte sie namentlich in der Geographie unterrichtet; die Sozialisten hatten ihnen die Menschenrechte erklärt; die Anarchisten hatten ihnen empfohlen, ihren Instinkten zu folgen; da sie aber ihre Instinkte nicht dahin führten, die Integralrechnung oder auch nur die vier Spezies zu erlernen, lebten sie still und friedlich im Schatten der angenehmsten der Faulheiten dahin. Der Hygieniker hatte sie nur in der Gymnastik und durch die Gymnastik zu physischer Kraftentwickelung erzogen. Der Lustigste war aber entschieden der Künstler gewesen, der die spartanische Methode wiedergefunden zu haben behauptete. Er zwang seine Zöglinge, auf dem bloßen Fußboden zu schlafen; gab ihnen eine ekelhafte schwarze Suppe zu essen, befahl ihnen vollständig nackt im Regen zu gehen, um sich abzuhärten und prügelte sie bis aufs Blut, damit sie die physischen Schmerzen überwinden lernten. In der Kapelle hatte er die Statuen der griechischen Götter heimisch gemacht mit der Venus von Milo an ihrer Spitze. Der Magier hatte sie unter dem Vorwand der Einweihung mit gesundheitsschädlichen Kräutern angeräuchert und ihnen ein langes Fasten auferlegt. Alsdann mußten sie zu Boden fallen und ungereimtes Zeug schwatzen. Der Buddhist wiederum verurtheilte sie zur vegetarischen Lebensweise.

Auf die Dauer wurden diese fortwährenden Experimente den Waisen unerträglich. Der Aelteste unter ihnen beschloß, eine Versammlung einzuberufen. Während einer Erholungsstunde bildete man ein Komitee von zehn Mitgliedern, die in einem Winkel des Gymnasiums berathschlagten.

Digitized by Google

Der Führer nahm das Wort: „Wir sind die Mündel des Staates, d. h. Niemand interessirt sich für uns. Wir müssen also selbst handeln, wir sind frei, das ist der Punkt, über den alle unsere Direktoren unter einander übereinstimmten. Da wir frei sind, beweisen wir es.“

Als am anderen Morgen der Direktor und die Lehrer erwachten, waren ihnen die Hände gebunden. Die Waisen führten sie, nothdürftig bekleidet, hinaus ins Feld und ließen sie dort stehen. Alsdann zogen sie sich ins Waisenhaus zurück, wo sie sich verbarrikadirten. Der Führer der Aufrührer hatte an den Präsidenten der Schulkommission einen Brief folgenden Inhalts geschrieben: „Mein Herr! Die Waisen von Milcitерne sind zum Aeußersten getrieben. Seit drei Jahren hat man ihnen mindestens ein Dutzend Direktoren gegeben. Sie finden, das dies mehr als genug sind. In Zukunft bitten Sie dieselben, sie in Ruhe zu lassen, da sie sich allein besser erziehen werden. Heil und Brüderlichkeit! Die Waisen.“

„Halt, halt,“ sagte Herr Garabois, nachdem er den Brief gelesen hatte; „aber das ist eine Idee! An dieses System hatten wir ja noch gar nicht gedacht. Vielleicht führt das endlich zu günstigen Erfolgen!“

Ernst Weber-Dietze.

Der polniſche Sozialismus.

Durch den im Jahre 1882 in Poſen verhandelten Prozeß gegen Mendelsſohn und Genoſſen hat Deutſchland zum erſten Male Kunde erhalten von dem Vorhandenſein einer polniſchen Abzweigung des internationalen Sozialismus. Nachdem Jahrzehnte hindurch in den Kreiſen der polniſchen Bevölkerung nur polniſch-nationale Beſtrebungen ſich geltend gemacht hatten, auf welche ab und zu durch die Oeffentlichkeit eines Prozeßverfahrens ein grelles Streiflicht geworfen wurde, erregte es einiges Aufſehen, als zum erſten Male auf deutſchem Boden polniſche Sozialiſten ſich vor dem Strafrichter zu verantworten hatten.

Bis zu jener Zeit war es ein widerſpruchslos hingenommenes Dogma geweſen, daß in jenen Gegenden, wo die katholiſche Kirche ſich im Vollbeſitz ihres Einfluſſes auf die Bevölkerung befindet, der Sozialismus nicht Wurzel faſſen könne. Man hatte, ſo oft man dieſe Behauptung aufſtellte, mit Vorliebe auf die von einer polniſch redenden und katholiſchen Bevölkerung bewohnten Diſtrikte hingewieſen, und die polniſche Preſſe war ſtolz darauf geweſen, daß „das Gift des Sozialismus“ — wie ſie ſich in ihrer bilderreichen Sprache auszudrücken beliebte — „zu polniſchen Herzen keinen Zutritt fände“.

Die zugleich mit dem Studenten der Medizin Mendelsſohn angeklagte reiche Gutsbeſitzerin Frau von Jankowska und der Buchbindergeſelle Janiszewski, zwei der Hauptbeſchuldigten jenes Prozeſſes, waren Leute von unverfälſcht polniſcher Abſtammung. Das gab ſchon damals zu denken, das war der polniſchen Geſellſchaft, dem polniſchen Klerus und der polniſchen Preſſe überaus peinlich. Indeß man wußte ſich ſchließlich zu tröſten, da man zunächſt darauf hinweiſen konnte, daß, wie aus dem Prozeſſe ſelbſt hervorging, die Erfolge, welche die ſozialiſtiſchen Agitatoren unter der polniſchen Bevölkerung aufzuweiſen hatten, geradezu verſchwindend gering waren. Daß einige Perſonen, die überdies zum Theil den höheren, von religiöſer Blaſirtheit angekränkelten Ständen angehörten und einer von peſſimiſtiſcher Grundſtimmung beherrſchten philoſophiſchen Weltanſchauung huldigten, ihr unbefriedigtes Herz an die ſozialiſtiſchen Ideale gehängt, daß

ſich ſelbſt einige Arbeiter gefunden hatten, die ſich jenen beigeſellten und in gläubiger Andacht zu den unbekannten Göttern beteten, das war, im Grunde genommen, noch immer kein Beweis dafür, daß nun mit einem Male der Sozialismus im Begriffe ſtehe, ſeinen Einfluß auf das Polenthum auszudehnen.

Zudem hatten ja auch die Einen wieder gut gemacht, was die Anderen geſündigt. Hatten ein Mendelsſohn und eine Jankowska die Werbetrommel des Sozialismus gerührt, ſo hatte auf der anderen Seite der „Orendownik", ein die Anſchauungen und Beſtrebungen des polniſchen Mittelſtandes vertretendes Blatt, dieſe Umtriebe öffentlich den Behörden denunzirt, welche dadurch in die Lage kamen, deren Urheber der gerichtlichen Beſtrafung zuzuführen. Sodann ging auch aus jenem Prozeſſe deutlich hervor, daß die klägliche Geringfügigkeit des Erfolges der ſozialiſtiſchen Propaganda hauptſächlich darauf zurückzuführen war, daß die ſozialiſtiſchen Agitatoren es nicht verſtanden hatten, die religiöſen Gefühle der Bevölkerung zu ſchonen. Durch ihren unverblümt zur Schau getragenen Atheismus, den ſie nach fanatiſcher Adeptenweiſe ſofort auch den polniſchen Arbeitern einimpfen wollten, erregten ſie bei dieſen von vornherein Anſtoß, ſo daß nur Wenige ſich veranlaßt ſahen, den national-ökonomiſchen und ſozialpolitiſchen Lehren der „neuen Apoſtel" näher zu treten.

Seither hat ſich Manches geändert. Schon der zweite größere Sozialiſtenprozeß, welcher im Jahre 1887 in Poſen ſtattfand und in welchem Janiszewski wiederum auf der Anklagebank erſchien, ließ erkennen, daß inzwiſchen der Sozialismus dennoch unter der polniſchen Bevölkerung an Boden gewonnen hatte. Jedoch auch dieſe Thatſache wurde noch einigermaßen gemildert durch den Umſtand, daß ſich unter den Angeklagten auch Deutſche befanden, ſowie daß ein großer Theil der Angeſchuldigten ſich aus dem Stande der Zigarrenarbeiter rekrutirte, die ſich in Poſen nicht gerade des beſten Leumundes erfreuen.

Aber ſchon ein Jahr ſpäter ſpielte ſich abermals in Poſen ein Sozialiſtenprozeß ab, der überaus lehrreich war. Anfangs weniger beachtet und nur in dürftigen Zeitungsberichten dem Publikum vor Augen geführt, wuchs dieſer Prozeß ſich nach wenigen Tagen ſchon zu einem Ereigniß von großer politiſcher Tragweite aus. Nicht nur in der Tagespreſſe, ſondern auch im Reichstag und ſpäterhin im preußiſchen Abgeordnetenhaus fanden die Enthüllungen über das preußiſche Lockſpitzelthum, die im Laufe der einundzwanzigtägigen Verhandlung gemacht wurden, einen lebhaften Wiederhall. Die Namen Ihring-Mahlow und Naporra bedeuten ſeither feſte politiſche Begriffe.

Doch nicht allein wegen dieser sensationellen Enthüllungen verdiente jener Prozeß, in welchem neben dem Studenten Slawinski aus Warschau Konstantin Janiszewski, noch ehe er die ihm im Vorjahre zuerkannte Gefängnißstrafe verbüßt, zum dritten Male auf der Anklagebank saß, in hohem Grade die öffentliche Beachtung, sondern auch deßhalb, weil bei dieser Gelegenheit es sich klar und deutlich zeigte, daß inzwischen der Sozialismus unter den polnischen Arbeitern an Umfang und Bedeutung gewonnen hatte, daß er sowohl in die Breite, als auch in die Tiefe gewachsen war.

Die schlimmen Erfahrungen von früher hatten zur Folge gehabt, daß die polnischen sozialistischen Agitatoren in taktischer Hinsicht Manches lernten. Sie waren klüger und vorsichtiger geworden. Während ehedem Diejenigen, welche sich mit der Ausbreitung der sozialistischen Ideen befaßten, keinerlei Rücksichten auf die besonderen Verhältnisse zu nehmen pflegten, sind seither die Agitatoren des polnischen Sozialismus, wenn auch nicht immer sanft wie die Tauben, so doch unter allen Umständen klug wie die Schlangen gewesen.

Es ist in dem 1888er Prozeß eine sogenannte Instruktion zur Verlesung gelangt, welche allerlei gute, von dem spitzfindigen Geiste eines Michael Bakunin durchwehte Rathschläge für diejenigen enthält, welche ein kólko (geheime politische Gruppe, aus nur ein paar Mann bestehend) zu gründen, sowie sich überhaupt der Propaganda zu widmen beabsichtigen. Aus dieser Instruktion ist besonders hervorzuheben der eine Paragraph, welcher vorschreibt, daß bei der praktischen Agitation die Religion aus dem Spiel zu lassen sei. An die Ausrottung der Religion dürfe man erst später denken, wenn man die Leute durch eine zweckentsprechende Beleuchtung der politischen und volkswirthschaftlichen Fragen zu Anhängern des Sozialismus gemacht habe.

Die Rücksichtnahme auf die religiösen Gefühle der polnischen Bevölkerung würde aber allein schwerlich ausgereicht haben, um die von den Sozialisten offenbar erzielten Erfolge herbeizuführen. Dazu bedurfte es des Zusammenwirkens noch anderer Faktoren. Es ist eine psychologisch leicht erklärliche Thatsache, daß in Zeiten der allgemeinen Erregung die radikale Propaganda auf besonders fruchtbaren Boden fällt. Und an Ursachen zur Erregung, an Elementen der Gährung hat es unter dem alten Kurse der polnischen Bevölkerung in Posen wahrlich nicht gefehlt. Die Sozialisten aber, statt eine lediglich grundsätzliche Agitation zu betreiben, die mit ihren theoretischen Schlagwörtern meist über die Köpfe der stupiden Menge hinweggeht, haben es meisterhaft verstanden, jedesmal das

Ereigniß des Tages, welches gerade alle Gemüther beschäftigte, alle Köpfe beherrschte, zum Ausgangspunkte ihrer revolutionären Propaganda zu machen.

Da waren zunächst die zahlreichen Ausweisungen fremder Staatsangehörigen mit ihren tief ins Privat- und Erwerbsleben einschneidenden Wirkungen, welche vielfach Anlaß zur Unzufriedenheit mit den behördlichen Maßnahmen boten. Nachdem das Thema der Ausweisungen in der Presse und in Versammlungen genügend erörtert war, um nachgerade in Jedermanns Mund zu sein; nachdem die auf solche Weise erzeugte Aufregung sich bis in die verborgensten Tiefen des Volkslebens fortgepflanzt hatte, erschienen die Sozialdemokraten mit einem in polnischer Sprache abgefaßten Flugblatt auf dem Plane, welches in durchaus volksthümlicher Weise zunächst die harte Ausweisungsmaßregel besprach, um sodann mit kräftigen revolutionären Redewendungen gegen Polizei und Regierung loszudonnern und zum Schluß die internationale Solidarität der Arbeiterinteressen zu betonen. Dieses Flugblatt wurde nächtlicher Weile in Tausenden und Abertausenden von Exemplaren in Stadt und Land vertheilt und zwar mit einer so großen Geschicklichkeit, daß die Polizeibehörde erst später, nachdem die Vertheilung längst besorgt war, davon Kenntniß erhielt.

Dann kam das Hundertmillionen-Gesetz, welches zwar das Werk der deutschen Ansiedelung im Osten auf eine breite Grundlage stellte, gleichzeitig aber für das Polenthum zur nimmer versiegenden Quelle der Unzufriedenheit wurde. Die national polnische Presse glaubte eine Pflicht zu erfüllen, indem sie das Banner des Volksthums entfaltete und ihre Getreuen zum legalen Widerstand aufrief gegen die Verwirklichung der an leitender Stelle vorhandenen Absichten, als deren Endziel sie die Germanisirung der polnisch redenden Einwohner Preußens erkannte. Und der Alarmruf der polnischen Blätter fand einen Wiederhall nach oben und drang selbst in die untersten Volksschichten. Die gesammte polnische Presse vom „Kuryer" und „Dziennik Poznanski" bis herab zu den kleineren Blättern „Wielkopolanin", „Orendownik" und „Goniec" war einig in der Abwehr eines Angriffs — denn als solcher wurde die Schöpfung des Hundertmillionen Fonds empfunden — und da sie dieser Einmüthigkeit täglich Ausdruck verlieh, konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Das nächste Resultat dieser mit vereinten Kräften betriebenen Preßaktion war die Gründung einer sogenannten Rettungsbank, welche durch leihweise Zuwendung größerer Kapitalien an den materiell bedrängten Großgrundbesitz, sowie auch im Nothfall durch Ankauf, möglicherweise Parzellirung und Verpachtung, einzelner Latifundien an polnische Ackerbauer verhindern sollte, daß der

Digitized by Google

polnische Grundbesitz und der mit ihm verbundene Einfluß gänzlich in deutsche Hände übergehe.

Jedoch es läßt sich schwer ankämpfen gegen die wirthschaftliche Macht von hundert Millionen und gegen die zwingende Gewalt der Thatsachen. Und schließlich ist der menschliche Egoismus, ist der Selbsterhaltungstrieb des Einzelnen doch auch ein Faktor, den ganz aus der Welt zu schaffen dem Idealismus wohl nimmer gelingen wird. Dem für das Polenthum verhängnißvollen, für die Germanisirung der östlichen Landestheile entschieden günstigen Einfluß des Hundertmillionen-Gesetzes hätte die polnische Gesellschaft nur dann mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten können, wenn es der Rettungsbank gelungen wäre, zum Mindesten Kapitalien in gleicher Höhe aufzubringen. Sie hätte in jedem einzelnen Falle müssen als gleich kapitalkräftige Mitbieterin sich um die zum Verkauf gelangenden Besitzungen bewerben können, was aber nicht der Fall war. Sei es, daß die Opferwilligkeit nicht so groß gewesen, als man vorausgesetzt, sei es auch, daß die an die besitzenden Klassen der polnischen Gesellschaft gestellten Zumuthungen deren Kräfte überstiegen, es kam eine irgendwie namhafte Summe nicht zu Stande, und das Unternehmen scheiterte. So geschah denn, was geschehen mußte. Ein finanziell überlasteter Großgrundbesitzer nach dem andern nahm das ihm seitens der Ansiedelungskommision gemachte Gebot an, um so mit einigem Vortheil eine Situation zu klären, die auf die Dauer unhaltbar gewesen wäre. Und da die Ansiedelungskommission, ohne sich der Geldverzettelung schuldig zu machen, nicht in den Fehler unzeitgemäßer, übelangebrachter Knauserei verfiel; da sie durchaus annehmbare Preise zahlte, hat es schließlich auch an solchen nicht gefehlt, welche lediglich in der Absicht, ein gutes Geschäft zu machen, ihre Besitzungen freiwillig zum Verkauf anboten.

Der nicht zu verheimlichende Mißerfolg auf der einen, der offenkundige Egoismus so mancher hochgestellten Personen auf der anderen Seite erzeugten viel böses Blut. Die polnische Presse, groß und klein, ließ es an geharnischten Protesten, ließ es an entrüsteten Artikeln nicht fehlen. Die sozialistischen Agitatoren aber freuten sich der günstigen Gelegenheit, welche sich ihnen da wieder zur Förderung ihrer Ziele bot. Sie verstanden es meisterhaft, an die nationale Erregung anknüpfend, Mißtrauen zu säen unter die bisher so fest zusammenhaltenden verschiedenen Klassen der polnischen Bevölkerung, indem sie mit tönendem Pathos hinwiesen auf den Eigennutz der Großen und Vornehmen, die keineswegs gesonnen seien, der nationalen Sache irgend welche Opfer zu bringen, sondern brüderlichen Sinnes „selbst mit Bismarck Hand in Hand gingen“,

Digitized by Google

sobald ihre Sondervortheile dies bedingten. Auf solche Weise wurde durch eine geschickte Benützung der Zeitumstände ein tiefer Riß im Schooße der polnischen Bevölkerung hervorgerufen, welcher sich immer mehr erweitert und seither fortwährend in der Zunahme begriffen ist.

Die Haltung, welche die polnischen Reichstagsabgeordneten dann später in der Frage der Getreidezoll- und Spiritussteuer-Erhöhung beobachteten, bot den Sozialisten ebenfalls eine willkommene Handhabe zur Agitation. Da die polnischen Abgeordneten, meist selbst Großgrundbesitzer, für die Erhöhung der Getreidezölle und der Spiritussteuer stimmten, wurde ihnen dies von den Vertretern der Sozialdemokratie als krassester Selbstsucht ausgelegt — eine Deutung, an welche sich die agitatorische Nutzanwendung trefflich knüpfen ließ. Es sind in dem Prozeß vom Jahre 1888 im Laufe der Beweisaufnahme mehrere Flugblätter zur Verlesung gelangt, aus denen hervorgeht, daß die polnischen Sozialisten sich die vorstehend angeführten Ereignisse in geschickter Weise dienstbar zu machen wußten.

Während so auf der einen Seite durch eine äußerst raffinirte Nutzbarmachung der Zeitumstände die Klassengegensätze innerhalb des Polenthums verschärft wurden, wodurch den Zielen des Sozialismus mächtig vorgearbeitet worden ist, arbeiteten auch noch auf anderem Gebiete die Ereignisse der sozialistischen Propaganda in die Hände. Das Sprachverbot und die tiefgehende Erregung, welche durch dasselbe hervorgerufen und von der Presse wie auch dem niederen Klerus fortwährend geschürt wurde, waren Wasser auf die Mühlen des Sozialismus. Und da infolge seiner versöhnlichen Haltung gegenüber der preußischen Regierung, sowie ob seiner vermittelnden Stellungnahme in der Sprachfrage, sogar der höchste geistliche Würdenträger des Erzbisthums Gnesen-Posen, der Erzbischof D. Julius Dinder, seinen Diözesanen gegenüber gar bald schon in eine unerquickliche Lage gerieth, brauchten von nun ab die sozialistischen Agitatoren schon weit weniger Rücksichten zu nehmen auf die religiösen Gefühle der Bevölkerung. Diese fing an, dem hohen Klerus zu mißtrauen, und wäre nicht der niedere Klerus gewesen, der in Polen, wie in Irland, größtentheils zum Volke hält, so hätte die religiöse Entfremdung bedeutende Fortschritte gemacht, die der sozialistischen Propaganda sehr zu Statten gekommen wären.

* * *

Mit Bismarcks Sturz trat auch in der Polenpolitik der preußischen Regierung eine Wendung ein. Es wurde auch hier nicht mehr der alte Kurs gesteuert. Eine Annäherung fand statt und eine Art Versöhnung,

Digitized by Google

die in der Ernennung des Dr. v. Stablewski zum Erzbischof ihren prägnanten Ausdruck fand. In der Sprachenfrage und auf anderen Gebieten wurden von nun ab den Polen kleine Zugeständnisse gemacht, und im Reichstag, sowie im preußischen Landtage wurden ihre Führer behandelt mit allen den Ehren und Auszeichnungen, die sonst den staatserhaltenden Parteien reservirt werden. Dafür erwiesen sich die Herren natürlich wieder erkenntlich; die Entstehungsgeschichte des Kosenamens „Admiralski" ist ja allgemein bekannt.

Die fortschreitende Besserung aber in den zwischen der Regierung und den führenden Kreisen des Polenthums obwaltenden Beziehungen mußte das niedere Volk mit wachsendem Mißtrauen erfüllen. Der sozialistischen Agitation wurden neue Handhaben geboten. Trotzdem ist der nach außen hin wahrnehmbare Erfolg damals noch immer nicht sehr beachtenswerth gewesen. Die zu Gunsten des sozialistischen Zählkandidaten bei der Reichstagswahl in Posen abgegebene Stimmenzahl war verhältnißmäßig gering. Dieser Mangel an äußeren Erfolgen findet vielleicht seine Erklärung durch die Thatsache, daß in der Provinz Posen zwei sozialistische Strömungen agitatorisch neben einander her und vielfach sogar in einander laufen. Die eine dieser Strömungen geht von unbedeutenderen polnischen Agitatoren aus, die in Deutschland ansässig sind und von der sozialdemokratischen Zentralleitung dieses Landes ressortiren, während die andere Strömung vom Auslande her genährt und in Fluß gehalten wird.

Diese zweite Strömung aber erstreckt sich nicht nur auf die Polen in den preußischen Provinzen, sondern auch auf die Polen, die unter russischer und österreichischer Herrschaft leben. Revolutionärer als die von der deutschen Zentralstelle in Berlin aus geleitete Bewegung, hatte die letztgedachte Richtung bei der heiß und leidenschaftlich empfindenden polnischen Bevölkerung anfangs größere Chancen des Erfolges aufzuweisen. Auch der Umstand, daß es sich hier um eine großpolnische Bewegung handelte, verschaffte ihr bei den immer noch national empfindenden Polen bedeutende Sympathieen. Nur ein oberflächlicher Beurtheiler kann aus der geringen Stimmenzahl bei den Reichstagswahlen auf den Stand der sozialistischen Bewegung unter den Polen schließen wollen. Die im Ausland residirenden Führer des polnischen Sozialismus legen der Propaganda durch den Stimmzettel eine nur untergeordnete Bedeutung bei. Die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, ist die Revolutionirung der Massen im Hinblick auf eine künftige Volkserhebung, die sie für unausbleiblich halten. Und diese Revolutionirung der Massen hat im letzten Jahrzehnt immerhin einige Fortschritte gemacht. Die Uneinigkeit im nationalpolnischen Lager, welche eine Folge des allzu

Digitized by Google

großen Entgegenkommens einzelner polnischen Führer gegenüber den Wünschen der Reichsregierung war, hat der revolutionären Bewegung im niederen polnischen Volke die Wege ebnen helfen. Und die Unterdrückungsmaßregeln und die Prozesse, durch welche der erst im Aufkeimen begriffene polnische Sozialismus ausgetilgt werden sollte, haben gleichfalls zu seiner Kräftigung das Ihrige beigetragen.

Der polnische Sozialismus in Preußen hat dadurch seine Märtyrer bekommen. Der Einfluß aber des Vorhandenseins solcher Märtyrer auf eine Bevölkerung, die ihre ganze Geschichte mit Vorliebe als nationales Martyrium ansieht, ist nicht zu unterschätzen.

* * *

Die Hauptvertreter des polnischen Sozialismus hielten sich lange Zeit hindurch im Auslande auf. In Paris und Genf befanden sich die Zentren der Bewegung. Eines ihrer Hauptpropagandamittel war die Presse, „Przedswit" (Morgenröthe), „Walka Klas" (Klassenkampf) und „Rownose" (Gleichheit) wurden in vielen Tausend Exemplaren vom Auslande aus nach Deutschland, Oesterreich und Rußland verbreitet. Der Sozialismus, den diese Blätter predigten, war revolutionär. Er war, obwohl er bei der deutschen Sozialdemokratie ziemlich starke theoretische Anleihen gemacht hatte, doch weit revolutionärer, als diese es jemals gewesen ist. Das heißblütige slavische Temperament mag zum Theil diesen Unterschied verursacht haben, zum anderen Theil war er aber gewiß auch darauf zurückzuführen, daß in Russisch Polen, welches dem Sozialismus immer neue Kräfte zuführte, die Volksbedrückung gerade in den letzen Regierungsjahren des verstorbenen Zaren besonders groß war, daß dort die Willkür eines rohen Beamtenthums alles Maß überstieg, wodurch natürlich auch der sozialistischen Opposition das Gepräge erhöhter Heftigkeit aufgedrückt wurde. Die thatkräftigsten und unerschrockensten Vertreter des polnischen Sozialismus, Slawinski, Padlewski u. A. stammten aus Russisch-Polen. Nachdem diese Leute ihr Vaterland hatten verlassen müssen, bemächtigte sich ihrer ein glühender Haß gegen die heimische Tyrannei, der aus den Qualen und Leiden der Verbannung immer neue Nahrung sog und sich immer mehr vertiefte.

Ein wesentlicher Faktor der sozialistischen Agitation unter den Polen war lange Zeit hindurch das mit dem verführerischen Reiz des Geheimnißvollen umgebene abenteuernde Sendbotenthum. Fortwährend hatte die Partei ihre Emissäre unterwegs, die, mit Adressen von Vertrauensleuten und mit Druckschriftenmaterial versehen, in Deutschland, Oesterreich

Digitized by Google

und Rußland umherreisten, hier neue Anhänger werbend, dort alte Verbindungen befestigend, an anderen Orten wieder Streitigkeiten schlichtend, Gelder sammelnd, bis sie endlich irgendwo dingfest gemacht und dem Richter vorgeführt wurden.

Bronislaus Slawinski, der im Jahre 1888 als Hauptbeschuldigter auf der Anklagebank saß, war das Urbild eines jener Sendboten, für die damals das neue Wort „Facet" aufgekommen war. Er wurde im Jahre 1862 zu Kowno (Russisch-Polen) als Sohn eines dortigen Professors geboren. Seine Mutter lebt gegenwärtig in Warschau von ihrer Wittwenpension. Slawinski ist Student der Naturwissenschaften gewesen, gab aber dann das Studium auf und widmete sich ganz und gar der sozialistischen Propaganda. Der zur Zeit der Prozeßverhandlung kaum 26jährige Mann hatte bereits eine buntbewegte Vergangenheit hinter sich. Nach einer von der Warschauer Staatsanwaltschaft ertheilten Auskunft soll er schon im Jahre 1881 zur Umgebung des Warschauer Friedensrichters Bardowski, eines einflußreichen Angehörigen der damals in Rußland unter den polnischen Sozialisten bestehenden Partei „Proletaryat", gehört haben, welche sehr stark war und sogar nach nihilistischen Mustern „Todesurtheile" verhängte und vollstreckte. Bardowski war damals in eine nihilistische Verschwörung verwickelt und wurde später hingerichtet. Als auch er verhaftet werden sollte, soll Slawinski auf einen Polizeibeamten geschossen und denselben nicht unerheblich verwundet haben. Er selbst bestritt das.

In seinem Aeußern stellt Slawinski, der später, nach verbüßter mehrjähriger Gefängnißstrafe, von Preußen an Rußland ausgeliefert wurde, den Typus eines von revolutionärer Leidenschaft verzehrten, durch Leiden und Entbehrungen, sowie durch die aufregende Thätigkeit im Dienste der geheimen Propaganda körperlich arg mitgenommenen Menschen dar. Das fahlblasse Gesicht, mit den hellblauen träumerischen Augen hatte etwas Sympathisches; das krankhafte Aussehen des jungen Mannes flößte uns Mitleid*) ein, aber der energische Zug um den Mundwinkel, die festzusammengepreßten feinen Lippen, sowie die selbstbewußte Haltung des Kopfes ließen auf eine unbändige Energie schließen. Und Slawinski ist ein sehr energischer Mensch, wenn auch nur die Hälfte dessen auf Wahrheit beruht, was bezüglich seiner der erste Staatsanwalt als erwiesen glaubte annehmen zu dürfen. Nach den Behauptungen der Anklage war Slawinski einer der einflußreichsten Leiter der polnischen sozialrevolutionären Bewegung.

*) Der Verfasser dieser Monographie hat dem Prozeß gegen Slawinski und Genossen persönlich beigewohnt und ihm durch alle seine Phasen hindurch die größte Aufmerksamkeit gewidmet.

Seine Aufgabe war es gewesen, die Verbindung der auswärtigen Häupter dieser Bewegung mit den polnischen Sozialisten in Posen und Schlesien, sowie mit denen in Berlin und in Rußland aufrecht zu erhalten.

Mit diesem Auftrag und mit kaum genügenden Geldmitteln ausgerüstet, kam Slawinski nach Berlin. Er hatte zwei Koffer mit Druckschriften bei sich, wovon der eine in Berlin verblieb und zur Propaganda in den Kreisen der dort ansässigen polnischen Arbeiter bestimmt war, während er den andern mit nach Posen nahm. Von dort wollte er weiter reisen nach Warschau, mußte jedoch seine Abreise hinausschieben, bis das erforderliche Reisegeld aus Paris eingetroffen sein würde. Eine erste Geldsendung langte an, dieselbe reichte jedoch zu seinem Zwecke nicht aus, und während er die zweite erwartete, wurde er verhaftet. In seinem Besitze fanden sich zur Zeit seiner Verhaftung 40 Mark und außerdem noch zwei Flaschen mit Chemikalien, ein Hemdenkragen, ein Paar Manschetten und etliche Taschentücher. Das war die ganze Ausrüstung dieses gefährlichen Agitators des polnischen Sozialismus.

So reisen sie abenteuernden Sinnes in der Welt umher, die Sendboten der sozialen Revolution, mit leeren Taschen und hungrigem Magen, im Kopfe aber grundstürzende Pläne hin- und herwälzend, zu deren endlicher Verwirklichung ihnen keine Mühe zu groß, keine Aufgabe zu schwer, kein Wagniß zu gefährlich scheint.

* * *

Als nach Ablauf des Sozialistengesetzes die deutsche Sozialdemokratie sich wieder mehr der gesetzlichen Agitation zuwandte, nahm sie bald auch die Bearbeitung der in Deutschland ansässigen Polen mit größerer Energie in Angriff. Nicht nur in Posen und Oberschlesien, sondern auch in Westfalen, wo zahlreiche polnische Bergarbeiter Beschäftigung gefunden haben, machten sich bald schon deutliche Spuren einer planmäßigen Propaganda bemerklich. Mitbestimmend für diese Propaganda mag wohl auch die Erwägung gewesen sein, daß die polnischen Arbeiter vielfach als Lohndrücker auftreten, so daß schon im Interesse der neu aufblühenden Gewerkschaftsbewegung ihre Organisirung erstrebenswerth erschien. Außerdem aber wollte die oberste Leitung der deutschen Sozialdemokratie offenbar auch den unkontrollirbaren und deßhalb bedenklichen Einfluß der im Auslande lebenden polnischen Führer brechen. Es wurde sogar eine polnische Zeitung, die „Gazeta Robotnica“ (Arbeiterzeitung) vom Parteivorstand auf Parteikosten ins Leben gerufen. Als Konstantin Janiszewski seine Gefängnißstrafe verbüßt hatte, schloß er sich dieser von Berlin aus geleiteten Bewegung

aufs Engste an. Die Bewegung gewann allmählich an Umfang, so daß von da ab der Einfluß der im Auslande sich aufhaltenden polnischen Agitatoren in den preußischen Landestheilen immer mehr zurückging. Die polnischen Führer mochten denn wohl einsehen, daß sie auf die Dauer gegen die Konkurrenz der deutschen Sozialdemokratie nicht würden ankämpfen können, und beschränkten sich seither hauptsächlich auf die Agitation in Rußland und Oesterreich. Aber auch hier hat ihr Einfluß neuerdings bedeutend nachgelassen. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß in Russisch-Polen selbst neue Führer erstanden sind, die auf eigene Faust Propaganda treiben. Sogar eine in einer Geheimdruckerei hergestellte polnische sozialistische Zeitung ist kürzlich in Warschau aufgetaucht. Und in Galizien ist zur Zeit eine sozialistische Bewegung im Entstehen begriffen, die sich gleichfalls der Leitung vom Auslande her entzieht. Dazu kommt, daß die bekannteren Führer sich im Auslande schon längst nicht mehr sicher fühlen. Sie haben sich zum Theil von der aktiven Propaganda zurückgezogen und sich in theoretische Schrullen eingekapselt, die an sich ziemlich harmlos sind. Um so mehr werden sich die Sozialisten polnischer Zunge in Deutschland der großen deutschen Partei anschließen. Das Verschwörerthum wird, obwohl es sozusagen zu den nationalpolnischen Traditionen gehört, bei den Arbeitern wenigstens, allen Einfluß und allen Kredit verlieren, und dadurch, daß diese sich mit der deutschen Sozialdemokratie solidarisch fühlen lernen, vollbringt die Sozialdemokratie, ohne es zu wollen, ein gutes Stück Germanisationsarbeit im deutschen Osten.

Karl Schneidt.

Hieb und Stich.

„Im Fluge durch die Welt“ — ist eine Kollektion von künstlerisch ziemlich werthlosen Landschafts-Ansichten betitelt, die eine amerikanische Verlegerfirma gegenwärtig in Berlin mit allen Machtmitteln der Reklame um verhältnißmäßig hohen Preis an den Mann zu bringen versucht. Sogar die Berliner Armendirektion mußte unlängst zu Reklamezwecken herhalten, und als das Publikum noch immer nicht recht anbeißen wollte, konnte man die findigen Yankees bald schon hören, stärker beschwören. In einer Sonntagsnummer des Lokalanzeigers wurden Gutachten „bekannter Persönlichkeiten“ über das Werk abgedruckt. Zu den in Deutschland bekannten Persönlichkeiten gehören nach amerikanischen Begriffen auch die Herren Redakteur und Kunstkritiker Hans v. Januskiewicz (Reinfels) und — Ferdinand v. Strantz. Auch Frau Olga Wohlbrück und der General-Major Friedrich Freiherr v. Dincklage-Campe, Excellenz wurden von der rücksichtslosen Reklamefirma zur Empfehlung ihrer Waare als bekannte Persönlichkeiten ins Feld geführt. Wieso das geschehen konnte, ist nicht recht klar. Jedenfalls hatten die Genannten keine Ahnung davon, daß sie durch ihre Zuschriften einer ganz gerissenen Geschäftsreklame Vorschub leisten würden, die durch ihre unverfrorene Dreistigkeit schon widerwärtig zu wirken beginnt. Auch dürfte es ihnen entgangen sein, daß sie dadurch dem Publikum gegenüber in eine Position gedrängt werden, die einige Aehnlichkeit hat mit der des berühmten Chemikers und Gichtketten-Begutachters Bein, der neulich eine so wenig beneidenswerthe Rolle vor Gericht spielte. — Frau Lina Morgenstern, die — hoffentlich ebenfalls unwissentlich — auch ihr Wortscherflein zu dieser aufdringlichen Reklame beigesteuert hat, findet es sehr löblich, daß „zu dem überraschend billigen Preis von 50 Pfennig pro Heft auch den weniger Begüterten Gelegenheit geboten wird, sich dieses schöne Werk anzuschaffen“. — Frau Lina Morgenstern scheint also diese artistische Veranstaltung mit den Volksküchen zu vergleichen, deren Devise ja auch manchmal lautet: „Billig und geschmacklos!“

* * *

Wie verlautet, hielt man den Justizminister v. Schelling für zu schwach, als daß er im Reichstag die „Umsturzvorlage“ mit Erfolg hätte vertreten können. Er mußte daher gehen, obwohl er herzlich wenig Lust dazu verspürte. Ob sein Nachfolger ein besonders starker Mann ist, wird sich bald schon zeigen. Am besten wäre es wohl, zu dem Posten meldete sich ein Sackträger, der gewöhnt ist, schwierige Sachen zu machen.

Mephisto.

Druck C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Verein für Freies Schriftthum

Als erster Band erschien soeben

Die Bildungsmüden

Ein Gegenwartsroman

von

Oskar Mysing

(Otto Mora)

19 Bogen 8°; Einzelpreis 3 Mk.

Der Verfasser von „Überreif" behandelt hier ein Thema, das in hervorragendem Sinne „aktuell" genannt werden muß — die eigenthümliche moderne Müdigkeit, den leisen spöttischen Zweifel an den Segnungen der Wissenschaft und des Fortschritts, wie sie noch vor zwanzig Jahren als unumstößliches Dogma galten. Eine gesellschaftliche Erscheinung, die Einem heute überall in die Augen fällt, ist hier zu einem großen Sitten- und Kulturbilde erweitert. An verschiedenen Typen zeigt Mysing die Schädlichkeit einer mechanisch überwuchernden Bildung, die nicht Geist und Herz entwickelt, sondern verroht und ertödtet. Einen besonderen Werth scheint uns der Roman dadurch zu haben, daß der Verfasser nicht bloß negativ ist und nur Schwächen und Fehler sieht, sondern in dem Schicksal seines Helden auch den Fingerzeig zum Besseren giebt.

Alle 8 Bände eines Jahrgangs kosten für Mitglieder zusammen nur **12 Mk.** franko, Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, **Berlin W., Gleditschstraße 35,** auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung.

Der Beitritt kann jederzeit erfolgen; er verpflichtet für den laufenden Jahrgang. Die erschienenen Bände desselben werden nachgeliefert. Außer der Zahlung des Jahresbeitrags werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen. Ausführliche Prospekte werden gratis und franko versandt.

Digitized by Google

Am 1. Oktober a. c. begann das III. Quartal der

Internationalen Litteraturberichte

Wochenschrift für Gebildete aller Stände, Gelehrte, Litteraten, Bücherkäufer etc. etc.

Preis pro Quartal (13 Nrn.) 1 Mark.

In den bis jetzt erschienenen Nummern gelangten Beiträge von nachstehenden Herren zur Veröffentlichung: Hofrat Prof. Dr. C. Beyer. — Ernst Brausewetter. — Prof. Dr. Brenner — A. W. Bruckmüller. — Prof. Dr. Bucher. — Prof. Dr. Buchholtz. — Carl Busse. — Dr. Julius Dubc. Red. Theod. Ebner. — Hans Ellissen. — Paul Falck. — Fritz Friedner. — Louis J. Garcia de — Ph. Gironcourt. — Dr. G. v. Hayck. — Dr. A. Hoeck. — Red. A. Höllerl. — Dr. Lud. Hudern Red. Tony Kellen. — W. von Knoblauch. — Dr. Küchler. — A. Lorenzen. — Prof. Dr. M — J. C. Maurer. — Red. Hans Moltan. — Dr. Alb. Moeser. — Heinrich Nuschmann. — Dr. Paul Nach Dr. K. Schaefer. — Dr. H. Schmidkunz. — Stauf v. d. March. — Dr. Alb. Stern. — Fr. T — C. Voß. — Dr. Otto Weddigen.

Zur Mitarbeiterschaft haben sich ferner bereit erklärt: Prof. Dr. Bauer. — Dr. Rud. Buddensieg Dr. Leo Burgerstein. — Dr. Gust. Dierckx. — Dr. Falkson. — Dir. Prof. Dr. Freund. — Red. Hans Fra Geh. Hofrat Dr. R. v. Gottschall. — Prof. Dr. Haas. — Dr. Ewald Hause. — Paul Lindenberg Dr. A. E. Simson. — Prof. Dr. Karl Vollmöller u. A.

Außer Artikeln über die Litteraturen aller Nationen bringt jede Nummer ständig folgende Rubriken:

Vom deutschen Büchermarkt. (Vollständiges Verzeichnis der erschienenen Neuig — Englische Litteratur. — Französische Litteratur. — Italienische Litteratur. — Spanische — [Erscheint monatlich.] (Nach den Bibliographien der betr. Länder bearbeitet.) — Erscheinende — Deutsche Bücher in fremdsprachl. Uebersetzungen. — Litterarische Notizen. — Kunst und — Kritiken. — Bücherverbote. — Im Preise herabgesetzte Bücher. — Bibliothekwesen. — Auk — Kataloge. — Totenschau. — Vermischtes. — Manuskriptangebote.

Auflage 4000 Exemplare. Inserate pro 4gespaltene Petitzeile 25 Pfg.

Probenummern gratis und franko.

Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2. **C. F. Müller Verlag.**

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)

Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben
mit Beilage hervorragender
Romane in Buchform
und dem humoristisch-satirischen

„Pasquino"

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands
unter Mitwirkung von **A. Filger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telman** u. v. a., herausgegeben von **Constantin Brunner** und **Otto Ernst.**

Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer **gratis** u. **franco** zu verlangen von der Expedition **Hamburg, II Durchschnitt 16,** oder durch eine Buchhandlung.

= Robert Jacoby's Antiquariat =

BERLIN W. 30. Goltzstr. 13 B.

empfiehlt sein reichhaltiges Lager aus allen Wissenschaften, besorgt jedes antiquar. Werk und kauft einzelne Bücher sowie ganze Bibliothek. Off — eine Sammlung klinisch. Vorträge Nr. 21 — sehr gut erhalten, theilw. unaufgeschn. f. 20 M

ACARIC

Einziger Hosenträger, der das lästige Einrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten die berühmten **Acaric** zeigen.

Passendes Weihnachtsgeschenk für Jeden Herrn.

Paar M 3.50.

Hauptdepot

Moritz Mädler,

Berlin, Leipzigerstrasse 101.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 57; Redaktion Karl Schmidt in Ber

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 10 | 8. Dezember 1894

Die Marodeure der Presse.
Die arzneilose Heilweise. Von Dr. O. Herz.
Shakespeare oder —? Von D. Haek.
Hypnotismus, Spiritismus und Theosophie in Berlin. Von Charles Saint-Paul.
Zur geschlechtlichen Stellung der Frau. Von Rose Stolle.
Die Berliner Hofoper. Von Musicus.
„Kunst ist Geist der Wirklichkeit". Von Dr. Adalbert von Hanstein.
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Digitized by Google

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute

Begründet und geleitet von *Dr. jur. Ludwig Huberti.*

Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

Lehrpläne nur auf Verlangen! Eintritt jederzeit!

HANDELS-AKADEMIE

Eigene Zeitschrift:

„Handels-Akademie“.

Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig

Marienstrasse 23.

Fachschrift f. alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! — Auflage über 5000!

Verlag von Otto Liebmann, Berlin W. 35, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften.

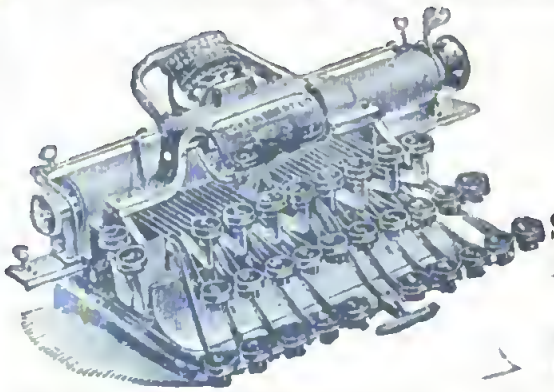
C. von Massow, Geh. Regierungsrat.

Reform oder Revolution!

Inhalt: Die Gefahren der Zukunft und ihre Beseitigung. Neue Männer für das neue Jahrhundert. Die Erziehung der erwerbsarbeitenden Jugend. Wirtschaftliche Reformgedanken. Reform der Armen- und Schutzpflege. Die Arbeiterfrage. Reform der Staatsverwaltung. Empor!

300 Seiten. Preis Mk. 4.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie vom Verlage (franko gegen Einsendung des Betrages).



Die

„Blickensderfer“.

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Buchhandlung **E. Calvary & Co.** bei, den wir hiermit freundlicher Beachtung empfehlen.

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweispaltene Nonpareillezeile

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 8. Dezember 1894

I. Jahrgang | Nr. 10 | Jahrgang I

Die Marodeure der Presse.

In Paris haben dieser Tage die Behörden gegen einige Zeitungsbanditen einschreiten müssen, die das Erpressergewerbe etwas gar zu schuftig und allzu ungenirt betrieben haben. Wer sich für die Einzelheiten des Falles interessirt, der möge die Tagespresse zur Hand nehmen, die mit großem Behagen ausführlich über die Thatsachen berichtet. Wenn in Frankreich irgend ein Skandal aufgedeckt wird, so sind in Deutschland gewisse Leute stets bei der Hand mit allerhand malitiösen Hinweisen auf die französische Sittenverderbniß, sowie auch darauf, daß wir Deutschen zum Glück doch bessere Menschen seien. Die dem Gange der Ereignisse häufig innewohnende Ironie hat es allerdings bis jetzt fast immer noch so gefügt, daß, nachdem wir uns eine geraume Weile über irgendwelche französische Skandalosa genugsam entrüstet hatten, urplötzlich fast ganz dieselben Dinge und die gleichen Zustände auch bei uns „enthüllt" wurden, so daß Diejenigen, die noch vor Kurzem für Deutschland einen besonders hohen Grad von Sittlichkeit in Anspruch genommen hatten, jedesmal beschämt schweigen mußten. Ich bin daher der Meinung, daß man auch in dem besonderen Falle, der gegenwärtig die Zeitungen beschäftigt, den Mund nicht allzu voll nehmen, daß man seiner sittlichen Entrüstung über die Korruption der französischen Presse die Zügel nicht allzu sehr schießen

Digitized by Google

lassen sollte, da man doch am Ende keinen Grund hat, die Integrität der deutschen Presse als gänzlich unanfechtbar hinzustellen.

Unser Preßwesen hat seine Marodeure und Buschklepper so gut wie das französische. In der Gründerzeit wimmelte es in Berlin und in anderen Großstädten von Revolverjournalisten, die durch Einschüchterung und Bedrohung von den Matadoren des Gründungsschwindels artige Summen erpreßten und sich nicht scheuten, selbst dem soliden Geschäft ihre Waffe auf die Brust zu setzen. Manchmal hatten sie auch damit Glück, denn nicht Jedermanns Sache ist es, sich von ungewaschenen, übelriechenden Individuen durch den Schmutz und Koth der Verleumdung zerren zu lassen; Mancher opfert da schon lieber eine Hand voll Goldstücke . . . .

Das war damals in der Gründerzeit. Inzwischen mögen sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht einigermaßen gebessert haben, ganz verschwunden aber sind die Marodeure des Preßwesens noch nicht von der Bildfläche. Die Gelegenheit zu den ganz großen Geschäften fehlt ihnen zur Zeit ja — oder bietet sich ihnen doch wenigstens höchst selten nur dar — trotzdem aber finden sie bei einigem Fleiß und etlicher Geschicklichkeit noch immer ihr Fortkommen.

Erst dieser Tage wieder ist ein gewisser Krause von der Polizei festgenommen worden, der ein Aufsehen erregendes Buch über den Wucher und seine Geldleute geschrieben hatte, in dem er mit einem starken Aufgebot von sittlicher Entrüstung die Kulissen des Wuchers beleuchtete. Dieser Biedermann nun, dessen Buch der Staatsanwaltschaft den ersten Anlaß zum Einschreiten in den inzwischen bekannt gewordenen Wucherfällen gegeben haben soll — dieser von sittlicher Entrüstung triefende wackere Bürger, dem das Wohl der Gesammtheit über Alles zu gehen schien, ist, wie sich nunmehr herausstellt, Nichts weiter gewesen, als ein ganz elender Erpresser, dem es lediglich darauf ankam, im Trüben zu fischen und mit den schmutzigsten Mitteln Geld zu verdienen. Er drohte den gewerbsmäßigen Geldverleihern — einerlei, ob es Wucherer waren oder nicht — einfach damit, daß er sie in seinem Buche als Wucherer brandmarken werde, wenn ihm nicht eine bestimmte Abfindungssumme bezahlt würde. In einzelnen Fällen soll es ihm geglückt sein, namhafte Beträge herauszupressen, während er in anderen Fällen

einfach an die Luft gesetzt wurde. Indeß sein Buch ist hinterher erschienen und erregte, da eine sensationslüsterne Presse sich alsbald gierig darüber herstürzte, nicht geringes Aufsehen.

Nunmehr konnte der treffliche Krause daran denken, einen zweiten Beutezug zu unternehmen. Nun kannten die Geldleute ihn bereits, jetzt wußten sie, daß er ein Mann sei, der nicht bloß Worte mache und drohe, der nicht nur am Drücker des Revolvers mit dem Finger spiele, sondern auch losknalle, wenn man ihm nicht zu Willen sei. Auch war inzwischen bekannt geworden, daß — anscheinend in Folge der in seinem Buche enthaltenen Schilderungen — die Staatsanwaltschaft einen energischen Feldzug gegen mehrere des Wuchers verdächtige Personen eröffnet und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen hatte. Jetzt würde die blasse Angst die Leutchen schon gefügiger machen, dachte unser Biedermann und kündigte sofort eine neue Broschüre an, die ein reiches Nachtragsmaterial enthalten sollte. Und das Geschäft ging so lange gut, bis schließlich doch einer der Angezapften den Muth fand, gegen den Erpresser die Strafanzeige zu erstatten. Der in Aussicht stehende Prozeß mag nette Enthüllungen über das lichtscheue Treiben des Biedermannes bringen. —

Man wird mir entgegenhalten, daß das zwar Korruption eines Einzelnen, aber keineswegs Preßkorruption sei, obwohl der Druck, der auf die Opfer des findigen Herrn Krause ausgeübt wurde, ebenfalls von der im Hintergrund drohenden Druckerpresse ausging. Dieser Einwand entbehrt nicht der Berechtigung. Trotzdem aber darf man nicht übersehen, daß in diesem und ähnlichen Fällen zum Mindesten eine gewisse Komplizität der Presse vorliegt. Wenn wirklich unsere Presse auf der Höhe ihrer Aufgaben stände, würde Leuten wie Krause ihr Gewerbe doch nicht ganz so leicht gemacht. Unser Zeitungswesen hat in den letzten zwei Jahrzehnten einen starken Stich ins Sensationelle bekommen, der bei einzelnen, weitverbreiteten Blättern zur schlimmsten Skandalsucht ausgeartet ist. Namen brauche ich nicht zu nennen; Jeder hat sie selbst zur Hand. Und diese skandalsüchtige Presse nun hat durch die Konkurrenz, die sie ihnen durch ihre gemeine Spekulation auf die niedrigen Instinkte der Masse macht, auch die anständigeren Blätter gezwungen, dem Hang zum Sensationellen Zugeständnisse zu

machen, so daß es kaum noch ein gelesenes Blatt giebt, das in dieser Beziehung vorwurfsfrei dasteht. Die Geneigtheit der Presse aber, ihren Lesern aufsehenerregende Skandalosa zu bieten, ebnet Erpressern wie Krause das Terrain. Diese können stets sicher sein, daß ihre „Enthüllungen", schon lange bevor sie gerichtlich erwiesen sind, in den Spalten der Tagespresse die allergrößte Beachtung finden werden, und mit diesem „Kapital", das ihnen zu ihrem Geschäftsbetrieb zinsfrei zur Verfügung steht, wuchern sie in ihrer Weise. Man kann sie daher immerhin zu den Marodeuren der Presse zählen, an deren Troß sie sich thatsächlich anschließen, obwohl sie von der Presse nicht direkt in Sold und Dienst genommen sind.

Unsere Parteizerrissenheit bringt es ferner mit sich, daß die Parteipresse mit besonderer Beeiferung es sich angelegen sein läßt, ihre politischen Gegner persönlich zu bekämpfen. Eine Skandalgeschichte, durch die ein politischer Widersacher in empfindlicher Weise bloßgestellt wird, ist selbst den anständigeren Zeitungen stets willkommen, und wenn sie gar die Priorität der Berichterstattung sich sichern können, so daß alle die anderen Blätter, die des Falles Erwähnung thun, anstandshalber verpflichtet sind, sie als Quelle anzugeben, so werden sie gewiß nicht allzuviel Zeit mit einer eingehenden Prüfung des Thatsachenmaterials vertrödeln. Jeder zünftige Redakteur wird in einem solchen Falle, wenn die Sache „ihm scheint", ohne Bedenken zur Veröffentlichung der ihm hinterbrachten „Enthüllungen" schreiten, und je größeres Aufsehen diese erregen, um so lieber wird es ihm sein. Ob Andere dadurch geschädigt werden, ob ihnen gar Unrecht geschieht, darum kann er sich nicht kümmern — im Kampf ums Dasein, im heißen Widerstreit der politischen Interessen, sieht Jeder, wo er bleibt. Selbstredend wird durch diese natürliche Disposition der Presse den unsauberen Beutejägern das Handwerk wesentlich erleichtert. Ihrer Drohung, eine Sache „in die Presse zu bringen", kann der Bedrohte niemals aus voller Ueberzeugung mit dem Hinweis darauf begegnen, daß die anständige Presse sicher keinen Anlaß haben werde, sich mit solchen Angelegenheiten zu befassen, bei denen lediglich persönliche Dinge und kein öffentliches Interesse in Frage stehen. Ein auf Sensationen erpichtes Blatt giebt es immer, und das Vorhandensein dieses einzigen Blattes würde schon genügen, dem Erpresser

Digitized by Google

jene „moralische Zuversicht“ zu verleihen, ohne die auch in seinem Gewerbe Nichts zu machen ist.

Im Uebrigen sorgen unsere Zeitungsherausgeber selbst schon dafür, daß das Ansehen der Presse und das Vertrauen des Publikums zu ihrer Anständigkeit nicht in den Himmel wachsen. Die Käuflichkeit des Reklamen- und Inseratentheils, der in manchen Punkten den redaktionellen Theil wesentlich beeinflußt, ist ein schwerer Krebsschaden am Körper des Preßwesens. Das Publikum, das eine feine Witterung hat für jegliche Korruption, kommt schließlich naturgemäß zu der Ansicht, daß die Zeitungen — wie Fritz v. Schirp — für Geld „Alles machen“. Ausnahmen beweisen ihm eben nur die Regel. Die Inseraten-Agenten und ihre Auftraggeber, die geldhungrigen Verleger, denen die Zeitungsherausgabe lediglich ein gewinnbringendes Gewerbe ist, erweisen sich in gar vielen Fällen als schlimmste Preßmarodeure, die gelegentlich auch vor einer kleinen Revolverei — in der Börsensprache kennt man lange schon den schönen Ausdruck „Preßbetheiligung“ — nicht zurückschrecken.

Als vor Jahren der Herausgeber eines damals in Börsenkreisen sehr gefürchteten Wochenblattes den hochherzigen Entschluß faßte, sein Organ täglich erscheinen zu lassen, sprach man in Journalistenkreisen scherzhafter Weise davon, daß der Mann nun täglich zu „laden“ gedenke. Dasselbe Blatt behauptet heute, nachdem es sich inzwischen tausendfältig prostituirt hat, gegen die Korruption in der Journalistik energisch vorzugehen und trägt dadurch natürlich zur Verächtlichmachung des gesammten Standes wesentlich bei. Wenn sogar solche Leute, die doch gewiß in dieser Hinsicht nicht feinfühlig sind, von Korruption reden, dann muß es sehr schlimm um die saubere Gesellschaft bestellt sein — denkt das Publikum und berichtigt danach seine Meinung über die Presse, falls sie überhaupt bisher noch keine so ganz schlechte gewesen ist. Die falschen Retter der Standesehre, die selbst im tiefsten moralischen Sumpfe steckenden Vertreter erheuchelter Sittlichkeit, welche in manchen Blättern sich breit machen und von ihren Kollegen in jeder Nummer fast die schimpflichsten und ehrenrührigsten Dinge zu melden wissen, — auch sie gehören zu den Marodeuren der Presse. Pflicht der anständigen Publizistik wäre es, solchen Burschen gegenüber sich solidarisch zu

Digitized by Google

erklären und Nichts unversucht zu lassen, was dazu beitragen kann, ihnen, sowie allen unwürdigen Angehörigen des Standes, das Handwerk zu legen. Die Einrichtung einer achtunggebietenden und Vertrauen einflößenden Standeskammer für Journalisten und Zeitungsherausgeber ist ein dringendes Bedürfniß der Zeit. Und wenn es so einzurichten ginge, daß dieser Korporation die Befugniß zuständе, Jeden, der sich durch ehrenrührige Handlungen unwürdig gemacht hat, von der weiteren Ausübung des journalistischen Berufes auszuschließen, so wäre das nur um so besser. Einem schurkischen Rechtsanwalt, einem pflichtvergessenen Mediziner kann die fernere Ausübung der Praxis untersagt werden, einem wegen entehrender Vergehen mit Zuchthaus bestraften Journalisten aber nicht. Im Gegentheil: aus den Kreisen der in unrühmlicher Weise gescheiterten Rechtsanwälte, Aerzte u. s. w. strömen täglich neue „Kräfte" dem Zeitungswesen zu, woselbst sie die Zahl der Marodeure zu bedenklicher Höhe anschwellen lassen.

Wenn das noch lange so weiter geht; wenn nicht endlich eine gesunde Reaktion von innen her kommt, die gegen alle entsittlichenden Einflüsse, welche hier nur zum Theil angeführt werden konnten, sich richtet, dann wird schließlich unser gesammtes Preßwesen Nichts weiter mehr darstellen, als — die Kasernirung der geistigen Prostitution. K. Sch.

Die arzneiloſe Heilweiſe.*)

Daß man ſeit Menſchengedenken immer wieder nach Heilmitteln geſucht hat, iſt wahrhaftig nicht geeignet, auf die Behandlung der Krankheit mit Arzneimitteln Vertrauen zu ſetzen. Für die leidende Menſchheit ſind die Bemühungen nach dieſer Richtung keineswegs ſegensreich geweſen. Im Allgemeinen vernachläſſigte man die allerdings bereits den Aerzten des Alterthums ſehr wohl bekannten phyſikaliſch diätetiſchen Heilfaktoren umſomehr, je größeren Werth man auf die Behandlung mit Arzneimitteln legte. Die Mittel, zu denen man griff, waren häufig recht ſeltſam, leider nicht immer harmlos, wie z. B. die Verwendung von Eidechſen, Fledermäuſen und dergl. Der Gebrauch von Digitalis und Veratrin als Fiebermittel, Tuberkulin als Mittel gegen Tuberkuloſe, legen davon Zeugniß ab. Ein Dogma war die Meinung der Schulmedizin früherer Zeiten, daß man bei Behandlung friſcher Wunden zu ſiedendem Oele und dem Glüheiſen greifen müſſe, anſtatt dieſelben mit reinem kalten Waſſer zu reinigen, vor Entzündung zu bewahren und ſo der Heilung entgegenzuführen, wie es von Laien wiederholt geſchehen iſt. Bei den inneren Erkrankungen kamen die phyſikaliſchen Heilmethoden noch viel weniger zu ihrem Recht. Erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die akute Krankheit eines engliſchen Arztes, der, von der Erfolgloſigkeit ſeiner Arzneimittel überzeugt, Waſſerprozeduren bei ſich anwandte, von Bedeutung für Waſſeranwendungen bei inneren Krankheiten.

Iſt denn jetzt, nachdem in den letzten Jahrzehnten die Medizin einen ſo ungeahnten Aufſchwung genommen hat, ein einziges Heilmittel, ein Spezifikum bekannt? Behrings Heilſerum iſt jedenfalls kein ſolches, weder als Schutz-, noch als Heilmittel. Die in Wien verkündete Botſchaft, daß in den nächſten 10 Jahren 1 500 000 Menſchen vom Tode an Diphtherie gerettet werden würden, hat zwar auf die Vertreter der Tagespreſſe einen gewaltigen Eindruck gemacht — irgend ein Yankee dürfte in gleicher Lage die Preſſe kaum ſo in Bewegung geſetzt haben, wie es dieſer deutſche Profeſſor fertig gebracht hat — aber die günſtigen Erfolge, die durch

*) Eine Entgegnung auf Dr. Witthauers Artikel in Heft 7.

Digitized by Google

sorgfältige Reinhaltung des Mundes und ausschließlich physikalisch-diätetische Behandlungsweise erzielt worden sind, wird die Serumtherapie schwerlich aufzuweisen haben. Das Serum hat nämlich bereits eine unzweifelhafte ungünstige Reizung der Nieren zur Folge gehabt. Blutungen unter die Haut, Gelenkschmerzen, Benommenheit und Herzschwäche sind gleichfalls nach der Behandlung mit Serum beobachtet worden.

Trotz diesen Erscheinungen aber und trotz den Erfahrungen mit dem Tuberkulin werden in Folge von Experimenten an Thieren voraussichtlich neue „spezifische" Mittel gefunden werden, die, dem menschlichen Körper eingeimpft, Schutz und Heilung gewähren sollen.

Die sogenannte Naturheilkunde kennt keine spezifischen Heilmittel und erachtet es für ihre Pflicht, im Interesse der leidenden Menschheit, diese ihre Meinung möglich kund zu geben. Salicyl, Quecksilber, Digitalis sind sowenig Heilmittel wie Eisen, Chinin, Arsen und Andere. Bei der nicht zu verkennenden symptomatischen Wirkung einzelner Arzneimittel kann in verhältnißmäßig sehr seltenen Fällen eine Ausnahme am Platze sein, z. B. wenn es sich um Beseitigung von Darmschmarotzern handelt, wenn es gilt, bei einem unheilbaren Leiden Beschwerden zu lindern. Die **Heilung** einer Krankheit können indessen nur die physikalisch-diätetischen Maßnahmen begünstigen. Es existiren keine Mittel, und werden voraussichtlich auch solche nicht aufgefunden werden, die so günstig und ohne jede Schädigung das Fieber wie die Herzthätigkeit beeinflussen, den Stoffwechsel und den Appetit so anregen, auf das Nervensystem nach so verschiedenen Richtungen einwirken können, als das physikalisch-diätetische Heilverfahren!

Die Arzneimittel sind für den Heilungsprozeß selbst mindestens zwecklos, häufig sind sie jedoch durch Nebenwirkungen, die besonders nach wirksamen Dosen auftreten, schädlich. Die ungünstige Wirkung kommt allerdings nicht immer zur Erscheinung; sie kann verborgen bleiben, wie das bei Krankheiten auch der Fall sein kann.

Es liegt keineswegs immer an der „Untüchtigkeit" des in Folge mangelhafter Universitätsbildung und Praxis nicht den Anforderungen des Standes und des Publikums Genüge leistenden Arztes, sondern häufig an den Lehren der offiziellen „exakten" Wissenschaft, wenn ein Patient von einem Arzte erfolglos behandelt und vom Naturarzte geheilt wird.

Es waren Autoritäten aus Wien, Berlin und Gießen, die bei den in Nr. 6 dieser Wochenschrift erwähnten Krankheiten des Herzogs von Württemberg und Professor Onckens ihr Urtheil abzugeben hatten. Niemand anders als der um die Chirurgie so hoch verdiente, weitberühmte v. Volkmann behandelte ein junges Mädchen ein Jahr lang ohne jeden

Digitized by Google

Erfolg; v. Volkmann wie die hochangesehenen drei Aerzte, in deren Behandlung die Kranke sich sodann begab, hatten gewöhnlich Eisen verordnet. Der Zustand besserte sich indessen keineswegs, wurde vielmehr schlimmer, ja es traten heftige Magenkrämpfe in der Folge auf. Schließlich, nachdem die Patientin von jedem einzelnen der drei Herren Wochen, bezugsweise Monate lang behandelt worden war, suchte sie einen Naturarzt auf, der vom ersten Tage ab Linderung verschaffte und sie binnen Kurzem völlig herstellte.

Natürlich! Wenn die Krankheit überhaupt heilbar war, so ließ sie sich ohne jedes Arzneimittel durch physikalisch-diätetische Behandlung heilen. Eisen in Form eines Medikaments zu geben, war mindestens völlig überflüssig, da in leicht verdaulichen Nahrungsmitteln dem Körper soviel Eisen zugeführt werden kann, wie derselbe aufzunehmen im Stande ist.

In diesem Falle muß indessen das Eisen mit den Magenkrämpfen in ursächlichen Zusammenhang gebracht werden.

Die von der Schulmedizin zur Erklärung der Ordination von Eisenpräparaten aufgestellten Theorien stehen eben häufig — wie im erwähnten Falle — nicht im Einklang mit den gemachten Erfahrungen. Wenn in anderen Fällen die Theorien und der klinische Verlauf zu harmoniren scheinen, so hat der kranke Körper die Krankheit und das zwecklose oder gar schädliche Arzneimittel überwunden.

Von der offiziellen Medizin unterscheidet sich die sogenannte Naturheilkunde ferner nicht unwesentlich durch die diätetischen Vorschriften. Den Suppen, besonders der Fleischbrühe, mißt sie gewöhnlich geringere Bedeutung zu, als die Schulmedizin; ja, sie verbietet die genannten flüssigen Nahrungsmittel häufig in Fällen, bei denen die Anhänger der offiziellen Wissenschaft dazu rathen. Aehnlich verhält es sich mit den Fleischspeisen, die im Allgemeinen weniger empfohlen werden.

Vom Vegetarismus halten sich indessen die meisten Anhänger der Naturheilkunde mit Recht durchaus fern.

Es wird nicht so sehr darauf gesehen, daß dem Körper „kräftige Kost verabreicht" und event. aufgezwungen wird, als darauf, daß durch Bewegung, Massage, Außenluft, tonisirende Wasserprozeduren — Maßnahmen, zu denen die Anhänger der Naturheilkunde ungleich mehr greifen, als es zu geschehen pflegt, wenn „stärkende Mittel" verordnet werden — der Körper größeres Bedürfniß nach Nahrung bekommt. Zuweilen im Gegegensatz zum Arzte der offiziellen Medizin, der sagt: „Iß so viel und so gut als dir möglich ist", sagt die Naturheilkunde: „Iß nicht, wenn du kein Gefühl von Hunger hast". Bei Lungenleiden tritt der Unterschied

in der Ernährung häufig stark hervor, ebenso bei Rheumatismen und Magendarmkrankheiten.

Auch die absolute und lange Zeit inne zu haltende Ruhe, die bei Lungenblutungen im Verein mit Eisblase und Morphium als unbedingt erforderlich hingestellt wird, ist nicht in jedem Falle zu empfehlen, vielmehr häufig zu widerrathen, wie das aus gemachten Erfahrungen hervorgeht. Erheblich unterscheidet sich die Naturheilkunde in der Verordnung von Alkoholicis. In einzelnen Heilanstalten sollen ja die Kranken Kognak oder südliche starke Weine fortwährend bei sich führen. Dem Verlangen der Kranken nach Alkohol entgegen zu kommen, kann berechtigt sein. Dem Alkohol abgeneigten Patienten denselben durchaus empfehlen zu wollen, ist wider die Lehre der Naturheilkunde. Dahingegen reden Professoren und Aerzte dem regelmäßigen Alkoholgenuß in unserer Zeit das Wort. Ein Professor der Pharmakologie behauptet, daß der Alkohol in unserer Zeit, die so große Anforderungen an die Arbeitsfähigkeit der Menschen stelle, nicht gut zu entbehren sei. Hiermit stehen Erfahrungen, die man an Temperenzlern und Trinkern machen kann, nicht im Einklang. Noch weiter geht ein Professor der Physiologie, Preyer, dieser sagt: daß nur dann die geistigen Getränke in Europa völlig entbehrt werden können, wenn es an guter reichlicher Nahrung nicht fehlt. Der Alkohol wird also als Ersatz für Nahrungsmittel hingestellt! Ist das „exakte" Wissenschaft oder sind es gar etwa Bemühungen, dem Alkoholmißbrauch zu steuern?

Sodann verdient die sogenannte Naturheilkunde den Vorzug vor der offiziellen Medizin, weil sie unter Verzichtleistung auf örtliche Behandlung mit einfacheren Mitteln oft sicherer und schneller zum Ziele kommt, als die Schulmedizin mit ihrer komplizirten spezialistischen Behandlungsweise. Allerdings ist es zwecklos, bei einem Staar oder einer mit Sicherheit zu erkennenden Eierstocksgeschwulst (Ovanalcyste) physikalisch-diätetische Behandlungsmethoden anwenden zu wollen; die operative Entfernung kann hier allein in Frage kommen. Anders verhält es sich dagegen mit zahlreichen anderen Erkrankungen, Rachen- und Kehlkopfkatarrhen zum Beispiel, die von der offiziellen Medizin fast allgemein mit Pinselungen, Einblasung von Pulver, Beizung u. dergl. örtlich behandelt werden. In diametralen Gegensatz dazu sucht die Naturheilkunde jeden örtlich einwirkenden Reiz zu vermeiden; sie begünstigt vielmehr die Genesung durch Verordnung einer geeigneten Diät, Ableitungen auf die Haut, Luftkur u. dergl.

Der hochverdiente Sanitätsrath Dr. P. Niemeyer unterwarf sich wegen Heiserkeit einer Spezialbehandlung „mit allen Chikanen" ohne jeden

Digitized by Google

Erfolg. Eine Bewegungskur verſchaffte ihm in wenigen Wochen den Vollbeſitz ſeiner Stimme wieder.

Aehnliche Erfahrungen ſind häufig gemacht worden. Sehr bezeichnend iſt folgender Fall: Ein Patient mit eitrigem Mittelohrkatarrh und „Mittetheilung des Knochens“ wird mit Durchſpritzungen des Mittelohres mittels des durch die Naſe in die Euſtachiſche Röhre eingeführten Katheters und Aetzungen der Durchbruchsöffnung in renommirteſter Ohren-Klinik behandelt. Die Nothwendigkeit einer Operation wurde als möglich, bezugsweiſe wahrſcheinlich hingeſtellt. Ruhe und Packungen allein haben genügt, die Heilung binnen 2—3 Wochen herbeizuführen. Wäre der Kranke mit peinlichſter Gründlichkeit, mit Durchſpritzungen weiter behandelt worden, ſo würde auch die indifferente Kochſalzlöſung als Reiz gewirkt haben, und die Wahrſcheinlichkeit, die Operation, die gewöhnlich eine lange andauernde Nachbehandlung erfordert, vornehmen zu müſſen, wäre größer geworden.

Eine Balneotherapie, Lehre von den Bädern, kennt die Naturheilkunde gar nicht. Die Wirkung der Bäder eines jeden Badeortes, wo er auch immer gelegen ſein mag, welche Beſtandtheile dieſelben auch enthalten mögen, kann mit Sicherheit erzielt werden durch ein gewöhnliches Bad von beſtimmter Temperatur und beſtimmter Dauer oder aber durch geeignete Duſchen.

Ueber die krankmachenden Mikroorganismen hat die Naturheilkunde von der Schulmedizin gleichfalls abweichende Anſichten. Praktiſche Bedeutung hat die Bakteriologie für die Behandlung, Verhütung und auch Erkennung von Krankheiten bis jetzt nicht gehabt. Das Beſtreben, die Mikroorganismen direkt zu bekämpfen oder den Körper ſo zu beeinfluſſen, daß dieſelben ſich im Körper nicht zu entwickeln vermögen, hat bis jetzt nur zu Verirrungen geführt Die Auswurfſtoffe von Kranken, die zur Weiterverbreitung von Krankheiten Veranlaſſung geben könnten, ſind ſchon unſchädlich gemacht worden, und muſterhafter Reinlichkeit und Sauberkeit hat man ſich befleißigt, bevor man an krankmachende Mikroorganismen dachte. Und welchen Werth können letztere für die Diagnoſe haben! Die Diphtheritis kann ein ſehr verſchieden geſtaltetes Krankheitsbild darſtellen, für deſſen Beurtheilung die örtlichen, ſowie die allgemeinen Krankheitserſcheinungen bisher in Betracht gekommen ſind. Außer der Syphilis unterſcheidet man Formen von Halsentzündungen, die zuweilen irrtümlicher Weiſe für Diphtherie gehalten werden. Nun ſoll für die Diagnoſe nicht das kliniſche Krankheitsbild maßgebend ſein, ſondern der Nachweis des Löffler'ſchen Bazillus, der bei Geſunden, bei leichten Halsentzündungen und bei ſchweren Diphtherien aufgefunden worden iſt!

Digitized by Google

Die Diagnose der asiatischen Cholera soll der Koch'sche Bazillus sichern. Derselbe ist aber gleichfalls bei gesunden Leuten bezugsweise bei solchen, die an geringer gastrischer Störung litten, nachgewiesen worden, während andererseits bei unter dem klinischen Bilde sehr schnell tödtlich verlaufender asiatischen Cholera der Koch'sche Bazillus nicht aufgefunden werden konnte. Ueberzeugt, daß der Koch'sche Bazillus nicht der Erreger der Cholera sei, haben Professor Emmerich und nach ihm der greise hochverdiente Pettenkofer den zweifellos echten Koch'schen Bazillus in solcher Menge verschluckt, wie sie kaum ein Mensch zur Cholerazeit aufnehmen kann. Der Ausgang hat ganz den Erwartungen beider entsprochen. Ein englischer Arzt hat dasselbe Experiment vier mal gemacht. —

Trotz dieser eklatanten Versuche, trotz einer Kette von Widersprüchen welche die Lehren unserer Bakteriologen aufweisen, werden dieselben von der Mehrzahl der autoritätsgläubigen Anhänger der „exakten" Wissenschaft als Dogma hingenommen. Ja, die Gesetzgebung arbeitet bereits im Sinne dieser Lehren. Mit Räucherungen und Desinfizirungsmitteln zieht man in Folge dessen gegen die Bazillen zu Felde. Viele dieser Maßnahmen beeinflussen die Lebensbedingungen des Bazillus gar nicht, sie beschädigen vielmehr nur die der Desinfektion ausgesetzten Gegenstände. Die Art und Weise, wie beim Tode eines an Tuberkulose Verstorbenen häufig desinfizirt wird, wäre nur geeignet zum Lachen zu reizen, wenn damit nicht Unkosten für die Hinterbliebenen, sowie starke Belästigungen, unter Umständen Schädigungen der Gesundheit durch die angewandten Desinfektionsmittel verbunden wären. Abgesehen davon, daß die durch die Desinfizienzien verdorbene Luft bei vielen Personen Kopfweh, Schwindel, Appetitsstörung und dergl. verursacht, bewirken diese Mittel gerade das Gegentheil von dem, was erstrebt werden soll. Befinden sich nämlich unter den zur Familie gehörenden Personen solche mit reizbaren Schleimhäuten der Athmungsorgane oder gar mit Erkrankung der Letzteren, so haben dieselben in Folge der die Schleimhäute heftig affizirenden Desinfektionsmittel nicht selten unter starkem Hustenreiz zu leiden. Die reine atmosphärische Luft, womöglich Außenluft, ist das vorzüglichste Schutzbezugsweise Desinfektionsmittel in solchen Fällen. Diese verdirbt man aber künstlich und fügt den Hinterbliebenen in den eigenen Wohnräumen Schädlichkeiten zu, die nicht minder nach Möglichkeit vermieden werden sollten als Staub, Rauch und dergl.; und das von Amtswegen!

Mit der Schutzpockenimpfung verhält es sich nicht anders, wie mit den bisher geübten Schutzimpfungen gegen Hundswuth und Cholera. Einen Schutz gegen die Pocken gewährt auch die mit Erfolg ausgeführte Impfung nicht einmal in dem Zeitraum von zwei Jahren. Ebenso wenig sind die

Digitized by Google

Geimpften im Falle einer Erkrankung gegen den tödlichen Ausgang ſicher geſchützt. Daß in Afrika unſere geimpften Mannſchaften nie Pocken bekommen, während die Eingeborenen davon „entſetzlich“ heimgeſucht werden, iſt ein Märchen. Auf unſeren Schiffen, die gewöhnlich Schwarze in oft großer Zahl in Afrika an Bord haben, ſind die Pocken ſogar ſehr ſelten. Auf einer nach Afrika gemachten Reiſe war nicht einmal Lymphe an Bord eines unſerer größten Dampfer, die nach Afrika fahren. Niemand hat danach verlangt, trotzdem Crewboys und hunderte aus dem Innern gekommene Schwarze als Paſſagiere erwartet wurden. Bei Europäern, die ein Jahrzehnt und länger in Afrika gelebt hatten, war ein Vertrauen zur Schutzpockenimpfung keineswegs zu bemerken. Aerzten, die circa zwei Jahre lang in ungeſundeſten Bezirken der Weſtküſte von Afrika praktizirt hatten, waren Pocken nicht zu Geſicht gekommen.

Daß die Naturheilkunde „unendlich oft“ ſchadet, muß beſtritten werden. Daß Anhänger der Naturheilkunde Schaden zufügen können, iſt nicht zu bezweifeln; der Staat ſollte nach Möglichkeit dagegen Schutz gewähren.

Wie verhält es ſich dahingegen bei der Behandlung der Krankheiten mit Medikamenten? So in die Augen fallend die ſymptomatiſche Wirkung der Digitalis, des Morphium und anderer Arzneimittel ſein kann, ſo iſt doch noch Niemand durch eines dieſer Mittel vom Tode errettet worden. Wohl aber ſind Kranke durch Arzneimittel vorzeitig dem Tode überliefert worden. Unwiſſenheit, Unvorſichtigkeit, Zerſtreutheit und Pflichtvergeſſenheit ſind es nicht allein geweſen, welche die Vergiftung eines Kranken veranlaßt haben — nein, auch bei Behandlung „nach rationellen Grundſätzen der Medizin“ iſt ſchon häufig genug der vorzeitige Tod von Kranken herbeigeführt worden und zwar ſogar durch meiſt harmlos erſcheinende Mittel, wie z. B. Karbol und Kali chloricum.

Die Naturheikunde hat bereits den großen Nutzen gehabt, daß der Gebrauch des Waſſers, der Bäder und Duſchen mehr volksthümlich in Deutſchland geworden iſt, als es noch vor einem Jahrzehnt der Fall war, zumal in kleineren Orten. Die Gegenwart, in der die große Menge anfängt, etwas mehr über die Entſtehung und möglichſt ſchnelle, gründliche und möglichſt gefahrloſe Beſeitigung der Krankheiten nachzudenken, berechtigt jedenfalls zu der Hoffnung, daß in der Zukunft die Naturheilkunde in immer größeren Kreiſen genügend gewürdigt wird.

Dr. O. Herz.

Digitized by Google

Shakeſpeare oder —?

Seltſame Zeit, ſeltſame Menſchen! Die Streitbaren werden zahm und zage: die Kampfesfrohen, die ſonſt ihre ſchneidige Waffe wider die Gegner gebrauchten, ſtehen mit verſchränkten Armen im Hintergrund; die bedächtigen Kämpen, die bisher ruhig, aber dabei auch entſchloſſen, auf der blanken Wehre Knauf geſtützt, ſcharf auslugten, ſind eingenickt oder äugeln ſelbſtſüchtig rundum — und die Sanften, die noch in der vorigen Stunde fromm, froh und friedlich ihres Weges wandelten, ſtehen plötzlich ſtreitfertig auf dem Plan. Zu den Letzteren zählte auch der liebenswürdige Poet Edwin Bormann, „Leipzigs Pindar", wie er ſich ſelbſt einmal ſchalkiſch nannte. Freilich, es iſt keine der mannigfaltigen Zeitfragen, die jetzt mit hallendem Schritt durch die Straßen ſchreiten oder ſtürmiſch durch alle Gefilde fegen, für die er in die Schranken tritt; es iſt nur eine bereits wiederholt erörterte literariſche Frage, die Frage nach der Autorſchaft der Shakeſpeare'ſchen Schauſpiele und Gedichte. Mag nun einer die Sache ſelbſt für mehr oder minder wichtig halten — es gehört immerhin kein geringer Muth dazu, es mit Widerſachern aufzunehmen, die ſich Literarhiſtoriker und Philologen nennen, Leute, die ſich gewöhnlich unfehlbar wie der Papſt dünken, aber noch vielmehr fluchen und ſchelten können. Ich wenigſtens möchte lieber mit ſieben- und ſiebzig Teufeln raufen, als meine Bruſt der Feder auch nur eines Einzigen dieſer Herren ausſetzen. Zwar wird man hierbei nur ſelten verwundet, dazu iſt ihr Inſtrument doch zu ſtumpf, aber man riskirt, daß der gute Rock die häßlichſten Tintenkleckſe bekommt.

Der Zweifel, daß der Schauſpieler Shakeſpeare oder — wie er ſelbſt ſeinen Namen ſchrieb — Shakſpere der Verfaſſer der bedeutendſten Dramen der Weltliteratur ſei, iſt nicht neu, und es laſſen ſich auch gewichtige Gründe hiergegen anführen. Die Unterſchiedlichkeit der Namensſchreibung dürfte wohl nicht viel zu bedeuten haben, denn Dergleichen war in früherer Zeit nicht ſelten. Aber ſollte der Mann, von dem wir merkwürdiger Weiſe nichts Geſchriebenes als die fünf Unterſchriften ſeines Teſtaments beſitzen, mühſam hervorgebrachte, ungelenke Schriftzeichen, die ſich mit denen ſeiner gebildeten Zeitgenoſſen nicht im Entfernteſten meſſen können, gegen die ſogar die Schrift des faſt ein Jahrhundert früher lebenden Nürnberger Schuſters Hans Sachs ein kalligraphiſches Meiſterſtück iſt — ſollte dieſer Mann alleinzig nur durch Intuition eine Reihe von geiſtigen Schöpfungen hervorgebracht haben, in denen ſich glänzende Sprachkunſt mit ausgereiften, tiefſinnigen Gedanken und dem ganzen Wiſſen ſeiner Zeit verbinden? Sollte der Mann, von dem ein Marineſchriftſteller behauptete, ſeine das Seeweſen betreffenden Ausdrücke ſeien dermaßen ſachkundig, daß er ein Seemann geweſen ſein müßte, während ein Geiſtlicher aus ſeinen Werken folgern mochte, er ſei ein Kirchenmann geweſen, ein Pferdekenner wieder, er müſſe als Pferdehändler gewirkt

Digitized by Google

haben, und Andere noch Anderes — sollte dieser Mann wirklich nichts Anderes damit geboten haben, als vom Wege flüchtig gepflückte Lesefrüchte? Und wie kommt es, daß uns vom Lebensgange dieses Dichters fast gar Nichts bekannt wurde? Wie kommt es ferner, daß einige Jahre nach seinem Tode eine kostspielige Gesammtausgabe seiner Werke erscheinen konnte, in der nicht nur das bereits Bekannte wesentlich verändert und verbessert erscheint, sondern auch neue Schauspiele eingereiht sind? Diese und noch so manche andere Gründe konnten gegen die Autorschaft des Schauspielers Shakespeare angeführt werden.

Eine amerikanische Dame, Miß Delia Bacon, gab in ihrem 1857 erschienenen Buche zuerst der Hypothese Ausdruck, ihr Namensvetter Francis Bacon (1561—1626), der bekannte englische Staatsmann und Gelehrte, sei der Verfasser der Shakespeare'schen Dichtungen. Diese Ansicht wurde von den „Kennern" theils todtgeschwiegen, theils hitzig bekämpft, was umso leichter war, als die Amerikanerin, echt weiblich, mehr das Gefühl als die Reflexion in den Vordergrund treten ließ. Nun folgten eine Reihe von Schriften gleicher Tendenz: „Der Shakespeare-Mythus" von Appleton Morgan, „Die große Geheimschrift" von J. Donnelly, beide Amerikaner, „Shakespeare und Shakespere" des deutschen Grafen von Eckstädt und 1891 die für diese Sache sehr wichtigen Arbeiten der Mrs. Pott. Jeder dieser Autoren war bemüht, die Bacon-Hypothese zu festigen. Mehr als den Erwähnten ist dies Edwin Bormann gelungen, der in seinem kürzlich erschienenen Buche*) einen neuen Weg einschlug. Er verglich die wissenschaftlichen Werke Bacons mit den Shakespearischen Schauspielen und kam dabei zu dem überraschenden Schluß, daß sie größten Theils parallel laufen oder einander ergänzen. Das Schauspiel „Der Sturm" sei nichts Anderes als eine dramatische Parabel im Sinne von Bacons Naturphilosophie; „Hamlet" eine Parabel seiner Anthropologie; „König Lear" eine Parabel seiner Lehre von den Geschäften u. s. w. An und für sich wäre die Sache nicht so unwahrscheinlich, wie es Manchem auf den ersten Blick hin scheinen mag. Den Poeten läßt Bacon in allen seinen Werken erkennen, ganz abgesehen davon, daß ihn sein Oheim Burleigh der Königin Elisabeth als „Träumer" schilderte. Bilder, wie sie z. B. in seinem dritten Essay vorkommen: „Surely, this is to bring down the Holy Ghost, instead of the likeness of a dove in the shape of a vulture or raven; and to set, out of the bark of a Christian Church, a flag of pirates and assassins." (Wahrlich, das heißt den heiligen Geist vom Bild einer Taube zur Gestalt eines Geiers oder Raben erniedrigen, und auf der Barke einer christlichen Kirche die Flagge eines Piraten und Mörders hissen) sind von echter Shakespeare'scher Plastik. Ferner finden wir ein ähnliches Paraboliſiren ganz deutlich in Bacons „Die Weisheit der Alten". Hier finden wir einzelne Aufsätze unter dem Titel: „Pan, oder die Natur. Erklärt aus den Naturwissenschaften." — „Perseus oder Krieg. Erklärt aus der zum Kriege nöthigen Vorbereitung und dessen Führung." — „Kupido, oder ein Atom. Erklärt aus der Wissenschaft der Atome" ꝛc. Und in der Vorrede bemerkt er: „Ja, wenn Jemand sogar heut zu Tage ein neues Licht auf den menschlichen Verstand ergießen und Vorurtheile besiegen wollte, ohne Streit, Feindseligkeit, Widerstand oder Aufruhr zu erregen, so müßte er immer noch denselben Pfad wandeln und zu derselben Methode der Allegorie, Bildersprache und Anspielung seine Zuflucht nehmen." — Wir sehen

*) „Das Shakespeare-Geheimniß." Edwin Bormanns Selbstverlag in Leipzig. 20 Mk.

Digitized by Google

also, daß die Behauptung Bormanns im Prinzip nicht zurückgewiesen werden kann. Verfolgen wir seine Vergleichungen — und ich kann dem Leser nur eindringlichst empfehlen, das Buch vorzunehmen — so stoßen wir in der That auf geradezu verblüffende Aehnlichkeiten, welche die Vermuthung, daß diese wie jene Werke demselben Hirn entsunkt sein mögen, fast bis zur Höhe der Gewißheit emporschnellen läßt, fast — aber doch nicht ganz! Merkwürdig ist auch, daß sich unter den Prosawerken Bacons ein „Heinrich VII." befindet, ein Name, der in der Reihe der Shakespearischen Königsdramen fehlt, also gewissermaßen hier die Lücke auszufüllen vermag. Indessen dürfte die Thatsache, daß manche Prosastellen dieses Werkes zu Versen geformt werden können, von Bormann in ihrer Bedeutung doch überschätzt worden sein, denn dergleichen ergiebt sich auch anderwärts nicht selten. Ueberhaupt will mir scheinen, daß die vorgebrachten wirkungsfähigen Beweismittel kräftiger zur Geltung kämen, wenn sie geeinzelter ständen, nicht umrankt von Vermuthungen, die ganz entbehrlich sind.

Shakespeare oder —? Noch können wir nicht mit Bestimmtheit Bacon als den Verfasser der bedeutendsten dramatischen Werke betrachten, so sehr auch Bormann mit bewunderungswerthem Scharfsinn und lobenswerthem Fleiß die Wahrscheinlichkeit näher gerückt hat. Vielleicht bringt uns die Zukunft, was wir hierbei in der Gegenwart noch vermissen. Vielleicht gelingt es noch Bormanns seinem Forschereifer, jeden Zweifel zu beseitigen; vielleicht auch, daß ein Anderer mit Erfolg in seine Spur tritt. Denn wer immer hinfort mit dieser Frage sich beschäftigen will, wird den Ausgangspunkt von „Das Shakespeare-Geheimniß" nehmen müssen. Ja, noch mehr als das! Ich glaube sogar, daß selbst jede anderartige künftige Schrift der Shakespeare-Literatur sehr ernst mit diesem Buche wird rechnen müssen. Und was nun schließlich die „Kenner" betrifft, die Kenner, die keine Wisser sind, und die in langen und langweiligen Aufsätzen bemüht waren, darzulegen, daß es nicht der Mühe werth sei, über „Das Shakespeare-Geheimniß" Etwas zu schreiben, und daß dessen Verfasser silberne Löffel gestohlen — nein, so wohlfeil thuts ein deutscher „Literaturforscher" nicht! Er nennt den, der da wagt, anderer Meinung zu sein, als er selbst zu sein wähnt, wenigstens einen Grabschänder und natürlich auch einen thörichten Ignoranten. Ja, was also die „Kenner" betrifft, so will ich sie auf Eines aufmerksam machen, was ihre Zorneslohe wenigstens Etwas dämpfen sollte. Bormann fand nämlich heraus, daß die erste und die zweite Gesammtausgabe von Bacons Werken in Deutschland erschienen sind, was selbst einem Gelehrten wie James Spedding unbekannt war. Und das muß doch sicherlich den Rittern von Komma und Punkt imponiren.

D. Haek.

Hypnotismus, Spiritismus und Theosophie in Berlin.

Während vor einigen Jahren noch der Hypnotiseur Hansen in Deutschland als Betrüger gebrandmarkt und in fachwissenschaftlichen Kreisen die Möglichkeit hypnotischer Phänome auf das Entschiedenste bestritten wurde, werden gegenwärtig letztere durch die Forschungen hervorragender Gelehrter und wissenschaftlicher Gesellschaften bestätigt, und der Hypnotismus ist also auch in Deutschland anerkannt, wie er es schon längst in Frankreich und England war.

Bereits ist eine reiche Literatur über das neue Wissensgebiet vorhanden. Dieselbe ist theilweise populär gehalten, auch hat bereits die Presse die Hauptpunkte der hypnotischen Lehren weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Dies ist deßhalb bedauerlich und besorgnißerregend, weil gar Manchen hierdurch die Anweisung zu hypnotischen Experimenten ertheilt wurde, welchen nicht die genügende psychologische und medizinische Vorbildung zur erfolgreichen Forschung und zur psychotherapeutischen Verwerthung der Hypnose zur Verfügung steht, und deren Versuche deßhalb entweder zwecklos sind und der bloßen Befriedigung der Neugierde dienen oder aber allmählich zu ernsteren Uebeln führen können, indem die Gesundheit der Versuchsperson geschädigt oder deren intrahypnotische Suggestibilität zu egoistischen und immoralischen Zwecken benutzt wird.

Wiederholt haben bereits bedeutende Fachmänner darauf hingewiesen, daß dieser Uebelstand immer mehr um sich zu greifen beginnt, und ihre warnende Stimme zur Beleuchtung der Gefahren der Hypnose erhoben. Abgesehen von der Andeutung geringerer Krankheitserscheinungen, welche durch Hypnotisiren von Seiten Unerfahrener und bei unvorsichtiger Wahl der Versuchspersonen entstehen können, haben sie speziell die Möglichkeit der Entfaltung von Nervenleiden, Hysterie, des Autosomnambulismus, der Fähigkeit zur Autohypnose, ja, sogar mentaler Störungen hervorgehoben. Es dürften solche Feststellungen gewiß zu ernsten Bedenken Anlaß geben und es als ein Erforderniß erscheinen lassen, in geeigneter Weise Vorkehrungen gegen auftauchende Uebergriffe zu treffen.

Bemerkenswerth ist auch, daß Hansen sich wiederholt dahin äußerte, er sei der Ansicht, daß selbst ein erfahrener Hypnotiseur nur in Verbindung mit Aerzten wirken solle, und dieser Rath des bedeutendsten hypnotischen Experimentators dürfte gewiß schwer ins Gewicht fallen. Wird man nun mit Rücksicht hierauf schon das private hypnotische Experiment eingeschränkt wissen wollen, so muß dieser Wunsch umsomehr bezüglich der öffentlichen Schaustellungen des Hypnotismus sich geltend machen, die merkwürdiger

Weise in letzter Zeit in der deutschen Reichshauptstadt immer zahlreicher werden. Es existirt in derselben, ebenso wie z. B. in München, eine Gesellschaft für psychologische Forschung unter Leitung hervorragender Fachmänner, welche die Erforschung und Verwerthung der hypnotischen Phänomene in streng wissenschaftlicher Weise anstrebt. Dagegen bildeten sich daselbst auch allmählich Vereinigungen, in denen Heilmagnetiseure als hypnotische Künstler die Bekehrung des noch ungläubigen Publikums versuchen.

Nun ist allerdings die Frage nach dem Verhältnisse von Hypnotismus und Magnetismus schwer zu lösen. Man kann gewiß das magnetische Verfahren zu den hypnosigenen (Hypnose erzeugenden) Mitteln zählen, wie es auch im Allgemeinen für die Kenner keinem Zweifel unterliegt, daß die gelehrten Anhänger Mesmers in Frankreich, z. B. ein Chastenet de Puységur oder du Potet, neben der magnetischen auch die hypnotische und suggestive Kenntniß weit entwickelt haben, lange Zeit bevor man allgemeiner sich mit dem neuen Zweige der Experimentalpsychologie beschäftigte. Es könnte also eine Fachmann, der neben dem Hypnotismus auch die Geschichte des Magnetismus genauer kennt, für den psychologischen Fortschritt gewiß bedeutendere Dienste leisten und eine Förderung für seine Experimente erzielen. Jedoch kann trotz aller dieser Erwägungen und Zugeständnisse die Art des Vorgehens gewisser Berliner Magnetiseure doch nicht gebilligt werden.

Abgesehen von den Experimenten in dem neuen Verein „Hypnotismus" und in der spiritistischen Gesellschaft „Psyche", kommen hier speziell die öffentlichen Vorstellungen des Magnetiseurs Reinhold Gerling in Betracht, die seine Vorträge über „Hypnotismus, die Aerzte und die Polizei" ergänzen, und die auch der von ihm geleiteten „Magnetischen Gesellschaft" mehr Anziehungskraft verleihen sollen. Diese Vorträge mit Experimenten sind immer sehr zahlreich besucht, und Gerling tritt in ähnlicher Weise auf, wie seinerzeit Hansen. Selbstverständlich steht ihm aber nicht die Erfahrung zur Seite, wie Letzterem. Schon deßhalb hätte er allen Grund, dessen Anweisung zu befolgen. Ueberdies muß er doch, wenn er einigermaßen die Prüfung der Fachliteratur sich angelegen sein ließ, selbst zu den Bedenken gekommen sein, die wir bereits klar gelegt haben, und einige Ueberlegung muß in ihm speziell die weitere Befürchtung auftauchen lassen, die von jedem Denkenden in Betracht gezogen werden wird —: daß durch diese häufig wiederkehrenden Schaustellungen die Gefahr der Erlernung des Verfahrens bei der Hypnotisirung immer mehr anwächst und hierdurch auch die Möglichkeit körperlicher Schädigung und des Mißbrauchs der Suggestibilität zu verbrecherischen Zwecken immer größer wird. Wir wollen nun keineswegs in den vielfach laut gewordenen Ruf nach gewaltsamer Unterdrückung der Thätigkeit des Experimentators einstimmen. Jedoch glauben wir, daß unter den klargelegten Umständen eine Einschränkung der allzu häufigen Vorträge und die Verbindung des Magnetiseurs mit einem Arzte, der selbst Kenner des Hypnotismus ist, rathsam erscheinen dürfte.

So viel über den theatralischen Hypnotismus und den hypnotischen Sport in der deutschen Reichshauptstadt.

Wir wollen nun noch von einer anderen Bewegung sprechen, die eng mit der eben behandelten verknüpft ist und gegenwärtig in Deutschland und speziell in Berlin weitere Kreise zu fesseln und ebenso zu entarten beginnt, wie diese. Wir meinen den Spiritismus. Es ist gewiß von bedeutendem Interesse und zum Verständnisse der häufig wiederkehrenden Berichte über mediumistische Vorkommnisse werthvoll, auf dessen Entwickelungsgeschichte näher einzugehen. Der Spiritismus tauchte bekanntlich um die Mitte des Jahrhunderts in Amerika auf und hatte bald schon in den Ländern englischer Zunge zahlreiche Anhänger aufzuweisen. Wenn auch sein Hauptzweck immer darin bestand, durch Personen im magnetischen oder hypnotischen Zustande,*) sogenannte Medien, in Verkehr mit den „Geistern" der Verstorbenen zu treten, so bezeichnete man doch vielfach auch andere psychologische Phänomene, z. B. das Hellsehen, fälschlich als spiritistisch und schrieb es häufig der Inspiration von „Geistern" zu. Aus allen diesen neueren Beobachtungen wollte man dann eine spiritualistische Philosophie herausbilden, und letztere wurde leider auch von sogenannten Sehern in größeren spiritistischen Werken klargelegt, die mit Bezug auf Abfassung und Stil oftmals die Verachtung eines Primaners wachrufen konnten und von Widersprüchen und Absurditäten strotzten. Selbstverständlich suchte man den Spiritismus auch der Orthodoxie der bestehenden Kirchen von Anfang an entgegenzustellen. Aber erst in neuester Zeit bildeten sich in Amerika und England eigentliche spiritistische Religionsgesellschaften.

Die Spiritisten dürften gegenwärtig in allen Ländern ungefähr 15 Millionen Anhänger haben, unter denen aber große Uneinigkeit herrscht. Es stehen sich zwei Hauptschulen gegenüber, von denen die eine, die amerikanische, pantheistische Richtung hat, an eine rein geistige Fortentwickelung nach dem Tode glaubt und die Freiheit des Willens leugnet, während die zweite, die französische, mehr theistische Anschauungen vertritt, eine allmähliche Läuterung durch die Wiederverkörperung und die Verantwortlichkeit und Willensfreiheit des Menschen annimmt.

Neben diesen populären Bewegungen entwickelte sich allmählich auch in den letzten Jahren, ausgehend von den hypnotischen Forschungen, eine wissenschaftlich experimentelle Psychologie, deren bedeutendste Vertreter im August des Jahres 1893, gelegentlich der Chicagoer Weltausstellung, unter dem Vorsitze des Professors Elliot Cones einen internationalen Kongreß veranstalteten. Man könnte fast sagen, daß diese sich dem fortschrittlichen Studium des Spiritualismus zugewandt haben, da viele in diesem Gebiet einschlägige Fragen erörtert und die Möglichkeit verschiedener, früher von Spiritisten behaupteter Phänome bejaht wurde. Es hatten sich auch deutsche Gelehrte an diesem Kongresse betheiligt, und gar Manche von ihnen traten auch in rationeller Weise und mit der nöthigen Reserve für den Spiritismus ein. Es geschah dies im Anschlusse an die Experimente des Komitees zur Erforschung spiritualistischer Phänome in Mailand, an denen neben Schiaparelli, Aksakow, Richet u. A. auch der bekannte deutsche

*) In englischer Sprache Trance (Verzückung) genannt.

Schriftsteller auf spiritistischem Gebiete, Baron Dr. Karl du Prel, theilgenommen hatte.

Der eben genannte Aksakow, russischer Staatsrath, ist wohl neben Zöllner und Fechner, auf deren Thätigkeit für die neue antimaterialistische Richtung wir wohl nicht mehr näher einzugehen brauchen, als einer der bedeutendsten Vorkämpfer des Spiritismus in Deutschland zu nennen. Er hat mit seinen Mitteln die Herausgabe der „Bibliothek für Spiritualismus in Deutschland" durch Dr. Wittig, den Uebersetzer der Werke des amerikanischen Spiritisten Davis, sowie der Zeitschrift „Psychische Studien", bewerkstelligt.*) Letztere besteht bereits seit dem Jahre 1874 und hat im Gegensatze zu der Wochenschrift „Spiritualistische Blätter", die der anfänglich als amerikanischer Schwindler angefeindete Dr. Cyriax herausgiebt, mehr wissenschaftlichen Charakter.

Leider war es aber auch bei uns in Deutschland nicht möglich, die neue Bewegung vor populärer Ausartung auf die Dauer zu schützen. Dieselbe wurde in erster Linie durch die zahlreichen spiritistischen Gesellschaften gefördert, die sich in verschiedenen Städten, meist aus den mediumistischen Privatzirkeln, entwickelten. Es hatten sich in Berlin und München allerdings auch psychologische Gesellschaften nach Art der berühmten Londoner „Society for Psychical Research" gebildet, aus deren Kreisen bekannte Schriftsteller, wie Dr. Gerster, du Prel, v. Koeber, Kiesewetter, v. Gizycki, Thomassin hervortraten, um in rationeller Weise dem Materialismus, wie den Ausartungen des Spiritismus, entgegen zu arbeiten; jedoch hatten ihre Bemühungen nicht in jeder Hinsicht den gewünschten Erfolg. Man konnte es nicht verhindern, daß die Sucht nach spiritistischen Experimenten immer mehr hervortrat, und zwar nach solchen der gewöhnlichsten Art, sowie sie eben gewissen Volkskreisen am nächsten liegen. So kam es, daß man immer mehr von den Ausgeburten des Mediumismus in Deutschland hörte und, abgesehen von den bekannten Kartoffel- und Schinkenknochen-Phänomenen, auch die Werthschätzung geistreicher „Trancereden", die einen Logiker in kataleptischen Zustand bringen müssen, und „dritter Testamente", die durch Klopfen des Tischfußes geoffenbart werden, immer mehr zunahm. Der Hauptsammelpunkt für diese edle Spiritistengattung war leider die deutsche Reichshauptstadt. Man hat keine Ahnung davon, wie in derselben der Verkehr mit den Geistern sich ausgebildet hat, und welch' gewaltiges Interesse diese den sonst so häufig verkannten Berlinern zuwenden.

Es existiren in Berlin bereits mehrere Vereine von Klopfgeisterfreunden, von denen in erster Linie der sogenannte „Spiritistische Verein Psyche" zu nennen ist, der nahezu 200 Mitglieder zählt. Sein früherer

*) Eine Zusammenstellung spiritistischen Thatsachenmaterials bietet dessen im Jahre 1890 in deutscher Sprache erschienenes Werk: „Animismus und Spiritismus". Versuch einer kritischen Prüfung der mediumistischen Phänomene mit besonderer Berücksichtigung der Hypothesen der Halluzinationen und des Unbewußten. Als Entgegnung auf Dr. Eduard v. Hartmanns Werk: „Der Spiritismus". (2 Bände. Mutze-Leipzig.)

Vorstand war der durch den Prozeß gegen das Medium Töpfer bekannter gewordene Dr. Spatzier, der sich zurückgezogen hat. Gegenwärtig hat, so viel wir wissen, das Präsidium der Klopfgeisterfreund Schönherr, der für allwöchentliche Vorträge über die Wunder des niedrigen Mediumismus im Gasthause zum Prälaten sorgt, die merkwürdiger Weise, offenbar zur Reizung der Lachmuskeln, auch von zahlreichen Gästen besucht werden. Einer der eifrigsten Redner ist der bekannte Dr. Egbert Müller, eine urkomische Figur. Er schmückt seine Vorträge über Tischrücken und dergl. mit möglichst vielen wissenschaftlichen Ausdrücken, schreibt, wenn der Spiritismus von hervorragenden Persönlichkeiten, wie Geheimrath Förster, angegriffen wird, gerne offene Briefe, die leider den Spiritisten selbst nicht recht gefallen, und erklärt im Uebrigen, zum Entsetzen der Letzteren, die spiritistischen Phänomene als satanische Kunststücke. Ein zweiter bekannter Redner war der Dichter Hans v. Gumppenberg, der sich schon in München mit Spiritismus beschäftigt hat, gegenwärtig aber demselben den Pantheismus vorzieht.

Die zweite Aufsehen erregende Vereinigung ist die „Sphinx". Durch die Thätigkeit ihres Ehrensekretärs Max Rahn, der auch eine kleine Monatsschrift, „Die übersinnliche Welt", herausgiebt, ist es dieser mehr wie der „Psyche" möglich gewesen, eine Verbindung mit den Leitern der Bewegung im Auslande herzustellen. Sie sucht, berühmte ausländische Medien heranzuziehen und durch diese, welche offenbar mehr für die Vermittelung von Materialisationen (Geistererscheinungen) und dergl. veranlagt sind, als die „grobstofflichen" Deutschen oder Berliner, die kühle Blonden und Eisbeine den mediumistisch apportirten Blumen und sonstigen Dingen vorziehen, die nekromantischen Dunkelkammerphänomene hervorzaubern zu lassen. Im Vorjahre war das Medium d'Espérance aus Gothenburg engagirt und soll nach dem Berichte in der „Uebersinnlichen Welt" Großartiges geleistet haben, und letzthin setzte man sich auch mit der bekannten und in Paris ganz kürzlich als Schwindlerin von dortigen Anhängern des Spiritismus entlarvten Mrs. Williams in Verbindung, die, falls sie nicht eben in Paris Pech gehabt hätte, sicherlich auch die deutsche Reichshauptstadt mit ihrem Schwindel beglückt haben würde.

Verfasser hat Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, das es im Allgemeinen unmöglich ist, die Mediumisten von ihren Autosuggestionen zu befreien und sie von dem geringen Werthe ihrer so hochgehaltenen Phänomene zu überzeugen. Man darf ihnen wiederholt mit logischer Schärfe nachweisen, daß es der ganzen Bewegung mehr Schaden als Nutzen bringt, wenn man den Verkehr mit „Geistern" herbeizuführen sucht, die in Dunkelkammern allerhand Albernheiten produziren und die, ganz abgesehen davon, wie leicht der Betrug bei solchen Experimenten ist, ihre niedrige Entwickelungsstufe nicht verbergen können. Ein höherer Geist muß wohl auch noch in der „vierten Dimension" es verschmähen, sich durch ein ungebildetes Medium anziehen zu lassen, oder gar mit dem Tischfuße seine Wünsche zu manifestiren. Und doch soll ja kürzlich sogar Goethe sich zu einer derartigen Manifestation herbeigelassen haben, worüber Dr. Hübbe-Schleiden einen Bericht in seiner Monatsschrift „Sphinx" brachte.

Es liegt mir ferne, zu bestreiten, daß in manchen Fällen das spiritistische Experiment, falls mit großer Vorsicht, psychologischer Kenntniß und höherer Auffassung ausgeführt, gewiß Anlaß zu tieferem Eindringen in das Menschenräthsel geben kann, daß es für einen Freundes- und Familienkreis, der von der neuen antimaterialistischen Bewegung Kenntniß genommen, nahe liegen muß, einmal die Behauptungen der Spiritisten durch das eigene Experiment zu prüfen. Aber der Mediumismus, wie er sich gegenwärtig entwickelt hat, zerrt die ernstesten Fragen ins Gebiet niedrigen Gelderwerbes hinab,*) er schädigt, wie bereits nachgewiesen ist, Körper und Seele derjenigen, die sich ihm ergeben, er ist im Allgemeinen nicht geschaffen, den ethischen und religiösen Problemen eine feste Grundlage zu geben, sondern er wird jeden ethisch und religiös Denkenden, wenigstens in seinen hauptsächlichsten Verzerrungen, anwidern.

Alle diese Gegengründe führen nun auch die Anhänger einer neueren antimaterialistischen Richtung an, welche gleichfalls in der deutschen Reichshauptstadt in letzterer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Es ist dies die der Theosophie, welche durch die vor ungefähr zwei Jahren in Steglitz bei Berlin durch Dr. Hübbe-Schleiden gegründete theosophische Vereinigung verbreitet wird. Diese Gesellschaft hat, wie es in dem übrigens sehr phrasenhaft gehaltenen Programm heißt, den Zweck, das Bewußtsein der individuellen Unsterblichkeit und der göttlichen Vollendungsfähigkeit im Menschen zu heben. Den Kenner der bisherigen theosophischen Bestrebungen wird diese Darstellung des Zweckes befremden, da ja bisher die Vertreter dieser Bestrebungen gerade im Gegensatze zum Individualismus die mystische Einigung mit der Gottheit als höchstes zu erstrebendes Ziel betonten. Jedoch zeigte es sich bald, daß auch Dr. Hübbe Schleiden sein Programm nur als ein den momentanen Verhältnissen entsprechendes Hilfsmittel betrachtete, um die besseren Elemente unter den Spiritisten und die Antimaterialisten im Allgemeinen um sich zu sammeln und dann unter diesen für die englische Theosophie Propaganda zu machen, die wesentlich verschiedenen Charakter hat, und deren Anhänger er schon seit einer Reihe von Jahren war.

Es wird Verwunderung erregen, daß Dr. Hübbe Schleiden identisch mit dem früheren Kolonialpolitiker ist, und daß sich derselbe nun ganz den mystischen Ideen widmen konnte. Wie er selbst sagt, wurde er zu der Zeit, als Oberst Olcott für die von ihm und Mme. Blavatsky gegründete mystische Gesellschaft in Deutschland Anhänger zu gewinnen suchte, durch Lektüre des bekannten Werkes von Sinnet „Esoterie Buddhism" angeregt, sich der neuen Bewegung anzuschließen. Er wandte sich diesbezüglich an Olcott und theilte ihm seine Absicht mit, sich ganz derselben hinzugeben. Es wurde nun eine „Societas theosophica Germaniae" gegründet, die aber wenig beachtet wurde, sowie die Monatsschrift „Sphinx", die Anfangs sich jedoch keineswegs als ein Organ der englischen Theosophischen Gesellschaft darstellte, sondern mehr den historischen „Okkultismus" berücksichtigte und

*) In dieser Hinsicht empfehlen wir auch die Lesung der Schrift „Zur Kritik des Spiritismus", welche im Vorjahre Oberst v. Gizycki veröffentlicht hat. Berlin. Verlag des Bibliographischen Bureaus.

der Feststellung und Erklärung übersinnlicher Thatsachen diente. Hübbe-Schleiden leitete sie von München aus, woselbst er auch in der neu gegründeten Psychologischen Gesellschaft hervortrat und aus ihrem Kreise viele seiner Mitarbeiter entnahm.

Von Zeit zu Zeit erschienen allerdings in der „Sphinx" günstige Hinweise auf die englische Gesellschaft, ja, es wurde sogar einmal ein Meisterbrief, den der Herausgeber erhalten haben will, — wir werden noch klarlegen, um was es sich handelt — publizirt. Jedoch wurde im Allgemeinen in dieser Hinsicht eine kluge Zurückhaltung gewahrt.

Zum Bedauern aller bisherigen Mitarbeiter bekam nun Hübbe-Schleiden plötzlich in München „ideal naturalistische" Ideen. Er nahm den Schüler Fidus des bekannten Kunstmalers und Vegetarianerapostels Diessenbach zu sich, änderte das Programm der „Sphinx", um die künstlerische Seite mehr hervortreten lassen zu können und dieselbe erschien nun bald mit ideal-naturalistischen Kunstbeilagen, Gedichten und Novellen bereichert, die vielen der früheren Leser Entsetzen einflößten. Leider trat auch hierdurch die gewünschte Vermehrung der Abonnentenzahl nicht ein, und es mögen deshalb auch Rücksichten auf die „Sphinx" mitgespielt haben, wenn Hübbe-Schleiden noch gegen Ende des Jahres 1892 sich entschloß, sie zum Organ einer „Deutschen Theosophischen Vereinigung" zu machen, die er nunmehr von Berlin aus leitete, indem er sich mit dem bekannten antisemitischen Agitator Hans von Mosch und dem jungen Dichter Franz Evers verband.

Nach diesen nothwendigen Erörterungen kommen wir wieder auf die Entwickelung der Theosophie in Berlin. Viele Anhänger fand diese dortselbst zuerst in den Vegetarianerkreisen, da Dr. Hübbe, der selbst Vegetarianer ist, in der „Sphinx" für deren Sache eintrat. Es wurden wiederholt Vorträge über die Gottweisheit in vegetarischen Restaurants gehalten, und man konnte sich mit dem Programm der Theosophischen Vereinigung vertraut machen. Erst gegen Ende des Jahres 1893 kam ein engerer Zusammenschluß der Letzteren mit der englischen Gesellschaft zu Stande, indem in Berlin die Gründung des „Esoterischen Kreises" erfolgte. Dieselbe kam wohl Vielen unerwartet, da während dieses Jahres der bekannte Münchener Schriftsteller Thomassin, einer der Leiter der dortigen Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie und Delegirter der französischen Groupe Esotérique für Deutschland, den wissenschaftlichen Theil der „Sphinx" übernommen hatte und für esoterische Religionsphilosophie, aber nicht für „Theosophie" im Sinne Hübbe-Schleidens eingetreten war. Derselbe hatte sich aber kurz zuvor, überzeugt von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen für eine rationelle Umgestaltung, wieder zurückgezogen.

Nachdem nun längere Zeit hindurch im „Esoterischen Kreise" Hübbe-Schleiden einen Theil der Berliner Mitglieder der Theosophischen Vereinigung — die nach und nach 7—800 Anhänger in den Ländern deutscher Zunge gewann — für seine Ideen suggestionirt hatte, führte er im August dieses Jahres seinen Lieblingsplan aus und gründete eine Deutsche Theosophische Gesellschaft als Zweigverein der Indisch-Englischen, indem er

den „Esoterischen Kreis“ in Berlin umtaufte. Oberst Olcott war eigens zur Theilnahme an den Gründungsverhandlungen nach Berlin gekommen — nachdem schon längst durch Korrespondenz zwischen dem Steglitzer und dem Londoner Hauptquartier Alles festgestellt worden war. Bei dem Umschwung der Verhältnisse wurde aber die allgemeine deutsche Vereinigung, von der wir eben sprachen, recht verächtlich behandelt. Ihren Mitgliedern wird gestattet, sich als „Genossen“ der erhabenen englischen Loge zu assoziiren, und darauf hingewiesen, daß in der Theosophischen Vereinigung Die bleiben, welche in das Wesen der Theosophie noch nicht tief genug eingedrungen sind und sich noch an nationale Schranken gebunden sehen. (!) So werden also gegenwärtig von Berlin aus eine „Deutsche Theosophische Gesellschaft“ als Zweigverein der englischen und die ihr untergeordnete „Theosopische Vereinigung“ geleitet, was etwas unverständlich erscheinen muß und fast zu viel des Guten ist. Zu bemerken ist noch, daß Hübbe-Schleiden nunmehr nach Indien ins dortige Theosophische Hauptquartier gegangen ist und die Direktion der Verbindungen sowie die Redaktion der „Sphinx“ ein gewisser Dr. Goering übernommen hat.

Wir müssen nun nach diesen Klarlegungen noch von der Lehre sprechen, die gegenwärtig nach diesen Häutungen die Berliner Theosophen verkünden.

Es ist dieselbe, welche in den Werken einer Blavatsky und eines Sinnet niedergelegt ist und als „Esoterischer Buddhismus“ bezeichnet wird. Erstere hat bekanntlich die Behauptung aufgestellt, sie sei gelegentlich eines Londoner Aufenthaltes von einem indischen Meister der Mystik, einem sogenannten „Mahâtma“ zur Verkündigung der tiefsten Geheimnisse indischer Weisheit berufen worden und sei, einer Weisung desselben entsprechend, nach Indien und zwar zu den Wohnsitzen der Mahâtma-Brüderschaft in Tibet gezogen, die sie in liebenswürdigster Weise, obwohl sie sonst, wie aus allen Schilderungen zu entnehmen, den Verkehr mit Frauen verabscheuen, in ihr Wissen einweihten. Ob sie das auch gethan hätten, wenn es ihnen zu Ohren gekommen wäre, daß die etwas exzentrische Dame ihren Gemahl, den russischen General Blavatsky, mit einem silbernen Leuchter zu Boden geschlagen hatte und dann in die weite Welt geflohen war, ist zweifelhaft, wie es überhaupt noch der Erklärung bedarf, ob sie die Theosophische Weisheit von den „Mahâtmas“ selbst oder nur von Mittelpersonen „Chelas“ erhalten hat, wie ja aus dem Berichte des Abgesandten der Londoner „Society for Psychical Research“, welche an der Aufdeckung der Angelegenheit psychologisches Interesse hatte, hervorzugehen scheint. Mme. Blavatsky allerdings wies letztere Annahme immer zurück, sie behauptete sogar, während der Jahre 1867—70, als ihr Körper in Tiflis in kataleptischem Zustande, der bei derartigen hysterischen Personen ja auch in solcher Steigerung auftreten kann, sich befand, ein anderes selbstbewußtes Dasein bei den tibetanischen Meistern geführt zu haben, überdies, daß sie das Material zu all ihren Werken „The Secret Doctrine“ (Geheimlehre) und „Isis unveiled“ (Die entschleierte Isis) von unsichtbaren Händen erhalten habe.

Angeblich auf Wunsch dieser Mahâtmas gründete sie auch im Jahre 1875 mit Oberst Olcott, den sie inzwischen kennen gelernt hatte, und der durch die Erscheinung eines „Mahâtma", welcher sogar seinen Turban zurückgelassen habe (!),*) bekehrt worden sein soll, die Theosophische Gesellschaft, um die Geheimlehre oder Weisheitsreligion, welche die indischen Meister stets unversehrt gewahrt und welche auch die mystischen Philosophen Griechenlands und die Religionsstifter wie Jesus und Buddha gekannt und nur volksthümlich gestaltet hätten, unter den Gebildeten zu verbreiten. Sie wollte keine neue Religionsgesellschaft ins Leben rufen, da ja ihrer Anschauung nach alle großen Ideen verzerrt würden, sobald sie in weitere Volkskreise gelangten. Es wurde sogar der mystische Charakter der neuen Gesellschaft von der Gründerin möglichst verschleiert, und sie gab als deren Zwecke, die ja nunmehr auch für die Berliner Gesellschaft gelten, folgende an: Ein gemeinsames Zentrum für die Geisteseinheit des Menschengeschlechtes zu bilden; das Studium der arischen und orientalischen Literatur und Religionsphilosophie zu fördern, sowie — doch dieser Zweck sollte nur von einem Theile der Mitglieder, der „Esoterischen Sektion", verfolgt werden — die noch unerklärten Kräfte der Natur und des Menschen zu erforschen. Man sieht ein, daß aus solchem Programme auf die Wundergeschichten der Mahâtmas nicht eben zu schließen ist.

Angeblich ist diese nach Behauptung stets von den Mahâtmas geleitete Gesellschaft — das Hauptquartier derselben wurde auch im Jahre 1878 nach Adyar bei Madras verlegt — völlig undogmatisch. In Wahrheit aber hält sie vornehmlich an den „esoterisch" buddhistischen Lehren, der Siebentheilung des Universums und des Menschen, dem Karman, der Reinkarnation, dem Devachan und der endlichen Rückkehr ins Nirwana, die von den Yogis (Gottmenschen) schon früher als von andern Menschen erreicht wird, fest. Von den sieben Theilen im Universum und Menschen gehören die oberen drei dem geistigen „Prinzipe", die unteren dem stofflichen an. Es ist selbstverständlich unmöglich, hier das ganze „philosophische" und psychologische System, speziell hinsichtlich dieser Punkte, klarzulegen und so sei nur noch bemerkt, daß der Theosoph keinen Gott, sondern nur die eine Substanz mit den zwei Attributen des Geistes und der Materie kennen soll, obgleich von den Mitgliedern der Gesellschaft immer in akosmistischer Weise der Begriff des absoluten Geistes hervorgehoben und so eine Ursache für unsere Erscheinungswelt negirt wird. Im Universum strebt nun alles entweder nach Verstofflichung oder nach Vergeistigung. Nur wenn der Mensch letztere, das „Nirwana", welches keine Vernichtung, wie angenommen wird, sondern nur Loslösung vom Stoffe bedeutet, erreicht hat, kann er wahrhaft glücklich sein. Die niedrigen „Prinzipien", seine unbekämpften Begierden und Leidenschaften, ziehen ihn aber immer wieder in das Stoffliche zurück und so muß er viele Wiedereinverleibungen (Reinkarnationen) durchmachen, bis er vollendet ist. Die Reinkarnationen vollziehen sich nach Anschauung der Theosophen nur etwa alle 3000 Jahre, während welcher

*) „Sphinx." Augustheft 18. 94. Artikel von Deinhard. „Das Räthsel des Astralkörpers."

Zeit das ungeläuterte Individuum im „Devachan", das schon eine Art Nirwana sein kann, nach spiritistischen Begriffen in der „vierten Dimension", ziemlich leidlos herumbummelt. Sie geschehen nach dem Gesetze des „Karman", der Bestimmung, dem zufolge die Gesammtsumme des Guten und Bösen, das ein Individuum in seinen früheren Existenzen gethan hat, dessen Verhältnisse in seinen späteren bestimmt. Von diesen langwierigen Läuterungsprozessen kann man sich nun auch frei machen, wenn man schon während der irdischen Existenz sich über alles, was mit der Welt zusammen hängt, zu erheben sucht und zum Geistig-Göttlichen emporstrebt. Mit demselben kann man sich dann, wie die Theosophen weiter lehren, in der Ekstase vollkommen einen, und in letzterer vollbringen eben auch die Mahâtmas oder Yogis dann ihre mystischen Wunderthaten der Erscheinung an andern Orten, der Inspiration ihrer Freunde und noch mehr, in demselben erhalten sie und bewahren sie sich die höchste Gottweisheit durch die Intuition. Man sollte kaum glauben, daß diese Lehren geeignet wären, von einem größeren Kreise angenommen und befolgt zu werden. Und dennoch haben sie sich trotz aller Opposition — die Leute wie Professor Müller in Oxford und andere Philologen sogar auf Feststellung der philologischen Mängel und offenbaren Uebersetzungsfälschungen in den theosophischen Schriften ausdehnen — weit verbreitet. Die theosophische Gesellschaft soll in den Ländern englischer Zunge schon nahezu 300 Logen zählen, und auch ihr Kongreß in Chikago im Vorjahre, den die Nachfolgerin der Mme. Blavatsky († 8. Mai 1891), die bekannte Rednerin Annie Besant, leitete, war sehr zahlreich, vielfach sogar mehr als der Religionskongreß, besucht.

Allerdings muß man bedenken, daß in England bei der Verbindung mit Indien die Bestrebungen mehr Interesse haben müssen als anderswo, und im Allgemeinen ist noch in Betracht zu ziehen, daß bei den Engländern und Amerikanern schließlich auch andere Bewegungen, die noch mehr Absurditäten enthalten als die theosophische, unglaubliche Entfaltung fanden, ich erinnere nur an die Heilsarmee.

Bei uns in Deutschland im Allgemeinen und in der deutschen Reichshauptstadt im Besonderen dürfte wohl die Theilnahme an diesem Versuche, das indische Fakirthum einzubürgern, wieder abnehmen, nachdem der Reiz der Neuheit entschwunden ist. Man wird dann die Gottweisheit, die auf derartigen Umwegen zu uns gelangen soll, verdächtig finden, und der deutsche Michel wird sich schließlich doch dagegen wehren, buddhistisch eingeschläfert zu werden.

Charles Saint-Paul.

Zur geſchlechtlichen Stellung der Frau.

Das geſchlechtliche Zuſammenleben der Menſchen iſt nur aus zwei Motiven zu rechtfertigen, nur aus zwei Motiven vom rein menſchlichen, edlen Standpunkt aus als ehrenvoll zu bezeichnen: Zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechtes aus Liebe! Je höher, je vergeiſtigter, je inniger, je treuer dieſe Liebe iſt, um ſo höher, ſchöner, reiner, menſchenwürdiger iſt auch das Zuſammenſein. Aber ganz von der Welt verſchwinden, ausgeſchloſſen aus jeder menſchlichen Geſellſchaft, direkt zu den Verbrechen gezählt muß ein geſchlechtlicher Verkehr ſein, in welchem der Mann ſich das Weib kauft zur augenblicklichen Befriedigung der Sinnenluſt oder als Geſundheitsapparat. Das iſt etwas ſo Entſetzliches, ſo Furchtbares, daß, ſo lange dies auf der Welt geduldet wird, jedes Weib ſich ſchämen muß, als Weib geboren zu ſein. Ebenſo ehrlos iſt aber auch ein Zuſammenleben aus Zwang, wie es leider ſo oft in den Ehen der Fall iſt, jede Hingabe einer Frau muß eine freiwillige Gabe von ihr ſein, will man ſie dazu zwingen, ſo wird auch die Ehe eine Sklavenkette für ſie.

Es iſt ſo traurig, daß ſo Viele in ihrem Urtheil über ſittliche Uebelſtände ſo unſelbſtſtändig ſind und ſich von der althergebrachten Anſicht leiten laſſen, daß ſolche eingewurzelten Uebelſtände nicht auszurotten gehen. Es giebt aber nichts Schlechtes, was ſeine Berechtigung hat; das würde einer höheren Weltordnung widerſprechen, denn in dem Menſchen wohnt die Kraft, das Gute zu erſtreben und das Böſe zu überwinden, er muß nur dieſe Kraft gebrauchen, muß ſie vor allen Dingen erkennen.

Macht man ſich denn nie den grellen Widerſpruch klar, der darin liegt, daß die Dirnen verlangt und doch verachtet werden? Man nennt einen Menſchen ungebildet, welcher einen Scharfrichter verdammt und mit Verachtung behandelt ſeines ſchauerlichen Gewerbes wegen, und dieſe unglücklichen Geſchöpfe, die dem männlichen Geſchlechte zur Wolluſt dienen, die auch für nothwendig erachtet werden, behandelt man als Auswurf der Menſchheit.

In erster Linie muß die Frage erörtert werden: „Sind öffentliche Mädchen eine Nothwendigkeit, oder nicht?“ Wird diese Frage bejaht, so muß System hineingebracht werden, und diese Mädchen müssen Freiheit und Ehre behalten, müssen ein gewisses Anrecht auf die Männer haben, von welchen sie verlangt werden, müssen nicht wie eine Waare bezahlt, sondern wie Frauen von ihren Männern erhalten werden. Wollen dies die Männer nicht, nun wohlan, so müssen sie sich eben ändern; doch so, wie es jetzt ist, kann es unter keinen Umständen bleiben. Es gleicht dem Wahnsinn, etwas als Sünde und Verbrechen hinzustellen, was doch sein muß und sein soll.

Es giebt für ein weibliches Wesen kein höheres Glück auf Erden, als die Liebe eines Mannes zu besitzen, aber ihm als Sache, als Gesundheitsapparat zu dienen, das ist eine Schmach. Dann ist ja das Loos der Frauen viel, viel trauriger als das der Thiere, bei welchen doch das weibliche Geschlecht dem männlichen gleichsteht und von diesem geschützt wird. Wird der geschlechtliche Verkehr außerhalb der Ehe für verwerflich erklärt, so muß er verfolgt und bestraft werden, wie man die Verbrechen des Mordes und Diebstahls bekämpft, aber dies Heuchelwesen muß aufhören, diese doppelköpfige Moral. Nicht eher können wir uns Menschen nennen, bis eine Reform in geschlechtlicher Hinsicht durchgeführt ist.

Wenn sich im Lauf vieler Jahre die Begriffe über die geschlechtliche Stellung der Frauen geändert und gebessert, wenn die Männer sich über den jetzigen thierischen Standpunkt erhoben haben werden, wenn ihre Auffassung über Frauen und deren Bestimmung in geschlechtlicher Hinsicht eine edlere und vollkommere geworden sein wird, dann wird das geschlechtliche Zusammensein ohne Liebe von selbst aufhören.

Die Hingabe an den Mann muß der Frau in gewisser Weise ein Anrecht an seine Person geben, denn das unterscheidet uns eben von den Thieren. Wenn man all die unzähligen Opfer nennen könnte, denen es das Herz gebrochen hat, sich losreißen zu müssen von dem Manne, dem sie sich hingegeben! Es verletzt das Schamgefühl eines weiblichen Wesens in der tiefsten Tiefe, muß ihr ganzes Empfinden aufwühlen, wenn der Mann, mit dem sie in innigster Gemeinschaft gestanden, als Fremder von ihr geht und sie Nichts mehr von ihm sieht und hört. Das ist meistens der erste Anfang zu der Laufbahn, die in den tiefsten Schmutz, in die schrecklichste Erniedrigung führt, denn „il n'y a que le premier pas qui coûte“. Diese entsetzliche Verirrung der Menschheit schreit um Hilfe und Verbesserung, um gänzliche Aenderung. Unabsehbar sind die segensreichen Folgen, welche eine Veredelung des geschlechtlichen Verkehrs nach sich ziehen würde. Ja, es

ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage: ein edles, tugendreiches, viel vollkommeneres Geschlecht würde erblühen von den Menschenpaaren, die sich in wirklicher Liebe gefunden haben würden, ganz fern von thierischer Roheit, wie auch von gewohnheitsmäßigem, gezwungenem oder kalt blasirtem Zusammenleben.

Ich will mir nicht anmaßen, Vorschläge zu machen, den Weg zeigen zu wollen, wie diesem großen sozialen Uebel abzuhelfen ist, aber das muß aufhören: Das Kaufen der Frauenkörper zum Genuß der Männer; daß ein Mann es wagen darf, einem unbescholtenen Mädchen Geld für seine Ehre anzubieten; daß die Männer unbestraft ein Weib verführen und dann verlassen dürfen, und daß die Frauen einzig und allein die Schande tragen müssen. Für Liebe giebt es nur einen Lohn, das ist Gegenliebe, alles Andere gehört in das Gebiet des Handels.

Wer von Beiden ist schlechter, der Verführer oder das verführte Mädchen? Ein Mann verführt unter Versicherung glühender Liebe und Treue ein unbescholtenes, unschuldiges Mädchen; er kennt das Leben, weiß, daß nach unseren jetzigen Begriffen das Mädchen zeitlebens dadurch entehrt ist, und hat schon, indem er um sie wirbt, die Absicht, sie zu verlassen. Nachdem seine Begierde gestillt ist, thut er dies auch. Nun kann man das Mädchen schwach, leichtgläubig, aber doch nicht schlecht nennen. Er aber hat schlecht gehandelt, und doch trifft sie allein die Schande. Sind das nicht falsche Begriffe, ist das nicht eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit? Nie, nie kann das Menschengeschlecht vollkommen und besser werden, so lange der verkehrte Zustand zwischen beiden Geschlechtern bleibt.

Ist es möglich, daß ein Mann an einem weiblichen Wesen die Keuschheit liebt und verehrt und dann mit allen Mitteln danach strebt, sie zu zerstören? Das ist eine Lüge. Was ich liebe und schön finde, suche ich zu erhalten. Wenn ich aus tiefster Ueberzeugung die Lüge verabscheue und die Wahrheit hochhalte, werde ich mich nicht bemühen, einen wahrheitsliebenden Menschen zur Lüge zu verleiten. Wenn es nun aber doch wirklich vorkäme, daß ein Mann die Keuschheit bei einer Frau liebt und sie doch dieses Schmuckes in einer sie entehrenden Weise beraubt, so giebt es dafür auf dem Wege der denkenden Vernunft nur eine Erklärung: Die Frauen werden eben als Sache, als Genußmittel, nicht als Menschen angesehen. Man erfreut sich an der duftenden, thaufrischen Rose, aber man schont nicht ihr Blumenleben, man will sie haben, sie genießen und deßhalb bricht man sie. Warum auch nicht, sie ward dem Menschen zur Freude gegeben, sie hat keine unsterbliche Seele, sie empfindet es nicht, ob eine rohe oder eine zarte Hand sie bricht, und für sie ist es gleichgiltig, ob ihr

kurzes Blumenleben um einige Stunden früher endet. Ebenso ist es mit einer prangenden, zum Genuß einladenden Frucht. Niemand wird sich ein Gewissen daraus machen, ihre liebliche Form, ihre Farbenpracht zu zerstören. Vergänglich ist ihr Wesen und zum Verzehren, zum Genießen ward sie bestimmt. Ist es nun wohl so unrichtig, wenn man zu dem traurigen Schluß kommt: die Männer, wenigstens viele Männer betrachten die Frauen auch nur als Genußmittel, stellen sie nicht höher, achten sie nicht besser, wie Blumen und Frucht?

Wenn die Männer sagen: „Die Frau ist für uns geschaffen", so widerspreche ich dem gar nicht, aber als gleichstehendes Wesen, als Gefährtin. So lange die Menschen auf dem immerhin noch niedrigen Standpunkt stehen, auf dem sie sich jetzt befinden, ist es natürlich absolute Nothwendigkeit, daß bestimmte Gesetze für Liebe und Ehe, für den geschlechtlichen Verkehr existiren, aber Gesetze, wie sie der göttlichen Ordnung, der menschlichen Natur, der Gerechtigkeit entsprechen. Nun und nimmermehr, und wenn der Reichstag Jahre lang darüber disputirt, werden solche Gesetze aber zu Stande kommen, so lange die Stimme der Frauen dabei nicht gehört wird. Wirklich edle, weiblich empfindende Frauen, die mit ihrem feinen Gefühl, ihrem Verständniß für Kleinigkeiten gerade das ins Auge fassen, was dem, mehr vom kalten Verstande beherrschten, Manne entgeht, sind zur Genüge vorhanden. Außerdem spricht bei dieser Frage noch zu sehr der Egoismus mit, welcher sich nicht gern ins eigene Fleisch schneidet.

Dagegen können die Menschen die Augen nicht mehr davor verschließen, daß unsere falschen sittlichen Begriffe, unser in den Schlamm gesunkenes, geschlechtliches Leben die Verbrechen wie Pilze aus der Erde schießen läßt. Der Fall Heinze, der teuflische Einfluß des Erbe auf die Buntrock, welcher ja nur durch die falsche Stellung der Frau als Geschlechtswesen zu erklären ist, haben zu grelle Streiflichter darauf geworfen; doch die richtige Erkenntniß der wahren Ursache dieses großen Uebels fehlt leider noch. Es nützt durchaus Nichts, auf unserem falschen Fundament weiter bauen zu wollen, von Grund aus muß Alles neu gemacht werden. Stellt Mann und Frau als Geschlechtswesen in eine Linie nebeneinander, erkennt die Eigenart eines jeden Geschlechtes, lernt aus der Weltgeschichte, wie der Kampf der Geschlechter von jeher verderbenbringend gewirkt hat, blickt um Euch mit klaren Augen in dieser Welt des Scheines, der Lüge, der Selbstsucht, der Noth, die doch so reich an Freuden sein könnte, und dann — schafft Gesetze!

Ich will jetzt in Kürze ein Bild davon entwerfen, wie sich auf Grund der heute leider zumeist geltenden sittlichen Anschauungen die Stellung der

Frau als Geschlechtswesen in ihrer Eigenschaft als Mädchen und Gattin gestaltet hat. Nur einzelne Züge kann ich entwerfen, nur wenig Beispiele anführen, da der Stoff zu umfangreich ist und ins Unendliche führen würde, aber ich hoffe, auch in einer knappen Darstellung wird es mir gelingen, das Mitleid für das weibliche Geschlecht wachzurufen, seine unwürdige Abhängigkeit, seine trostlose Verlassenheit klar zu legen. In Bezug auf das geschlechtliche Verhältniß zwischen Mann und Weib können die Männer wirklich sagen: „Alle Rechte vorbehalten", wie viele Schriftsteller über ihre Werke setzen. Ein junges Mädchen aus einfachen Verhältnissen, in abhängiger Stellung, wie steht es bei unseren Begriffen schutzlos da, preisgegeben den Verlockungen, den Begierden der Männer. Man braucht nicht nach Beispielen zu suchen, sie liegen handgreiflich da und begegnen uns auf Schritt und Tritt im täglichen Leben. Unverheirathete Gutsbesitzer betrachten ja so häufig ihre weiblichen Dienstboten als Gegenstände, nach denen sie nur die Hand auszustrecken brauchen. Wie sie oft das ganze Leben eines solchen Mädchens vernichten, darnach wird nicht gefragt, das Ehrgefühl dieser Wesen wird vollständig untergraben. Wenn sie seiner überdrüssig sind, wird für eine passende Partie gesorgt, und man kann sich wohl denken, wie dann die Erziehung der Kinder ist, wo die Mutter schon so gesunken in die Ehe tritt. Dieser Fall steht leider durchaus nicht vereinzelt da. Ueberall fast sehen die Herren die einfachen Mädchen als ihre Beute an, und wo die Verführungskunst nicht ausreicht, da thut dann das Geld das Uebrige. Die Mädchen fühlen ja leider meistens das Unwürdige, Entehrende derartiger Zumuthungen nicht, weil sie es gar nicht anders kennen, oder sie fügen sich wie Sklavinnen der halben Gewalt. Es stehen leider den Herren so viel Mittel und Wege zu Gebote, daß es nicht schwer ist, ein schwaches Mädchen ihren Wünschen gefügig zu machen.

Ich kann nicht begreifen, mit welchem Recht man von den Frauen größere Moralität und größere Kraft als von den Männern verlangt, und mit welchem Recht die Männer das bei den Frauen verdammen, was sie mit aller Glut der Leidenschaft von ihnen verlangen. Und was trägt in der heutigen Gesellschaft nicht Alles dazu bei, die weibliche Tugend zu untergraben! Wenn man einen Blick in die Verhältnisse der großen Stadt thut, dann entrollen sich Bilder, die wirklich schauderhaft sind und die Hülflosigkeit der Frauen klar enthüllen. Es ist so grausam, so höhnisch, den armen Wesen immer Sitte vorzupredigen, da doch Alles sie in die Arme des Leichtsinnes und des Lasters stößt. Ich lernte ein junges Mädchen in Berlin kennen, das sich durch Nähen sein Brod verdiente. Das viele Stillsitzen bekam ihr nicht, das arme Ding war kränklich und bleichsüchtig

dadurch geworden und suchte nun eine Stellung als Verkäuferin. Es wurde ihr eine solche unter günstigen Bedingungen in einem Handschuhgeschäft angeboten, aber sie nahm dieselbe nicht an. Als ich meine Verwunderung darüber äußerte, antwortete sie mir: „Ach, da giebt es zu viel Gefahren für ein junges Mädchen, und ich möchte doch nicht gerne schlecht werden. In solchem Handschuhgeschäft müssen die Verkäuferinnen freundlich zu den kaufenden Herren sein und auf Verlangen des Abends mit ihnen ausgehen, sonst verliert sich die Kundschaft.“ Sind das etwa schöne Zustände? Waare, Nichts als Waare ist die Frau.

Wie unzählig oft betrachten auch die Arbeitgeber ihre weiblichen Arbeiterinnen nur als ihre Opfer, und manches Mädchen, welches den Versuchungen widerstand, hat dadurch seine Existenz verloren. Niemand wird bestreiten, daß die Unsittlichkeit unter den Fabrikarbeitern und Arbeiterinnen geradezu haarsträubend ist. Eine natürliche Folge der ungerechten und materiellen Auffassung der Weiblichkeit ist die trostlose Stellung, welche die Frauen im Alter einnehmen. Daß es auch hierin wie überall Ausnahmen giebt, ist selbstverständlich, aber in der Allgemeinheit ist es der Fall. Die Männer haben hierin entschieden einen bedeutenden Vorzug, weil bei ihnen der Geist viel mehr zur Geltung kommt, das Geschlecht nicht die große Rolle spielt und sie eben als Geschlechtswesen nicht eine so abhängige und untergeordnete Stellung einnehmen.

Und das Mädchen aus den höheren Ständen, ist es denn von den Sklavenketten seines Geschlechtes befreit? Mit nichten, es tritt an sie nur in einer anderen Weise heran, es empfindet sie anders und ist vor den Versuchungen, den schweren Unglücksfällen geschützt, so lange es sich im Elternhause befindet oder durch die Mauer des Geldes gesichert ist. Auch die feinsten Damen müssen es, wenn sie darauf angewiesen sind, sich ihr Brod zu verdienen, recht bitter empfinden, daß sie von Männern als Waare angesehen werden. Wenn manche Erzieherin ihre Vergangenheit berichten wollte, wie viele der Herren Prinzipale würden sich da als Schurken entpuppen! Und nun die schwere Kette, welche die armen Mädchen dadurch tragen müssen, daß ein von der Natur in sie gelegtes Sehnen nach einem geliebten Manne so selten gestillt wird. Sie fühlen in sich nicht nur das Verlangen nach einem ehelichen Glück, sondern auch die Befähigung zur glückspendenden Gattin und Mutter. Der Mann darf seinem Naturtrieb folgen, sogar mehr, wie ihm gut ist, und das weibliche Wesen soll nach unsern heutigen Begriffen, unsern sozialen Verhältnissen schwer und bitter entsagen oder der Verachtung anheimfallen. Die Aerzte, die sozialen Schriftsteller beeifern sich, festzustellen, daß die Jungfrauen, welche sich nicht

verheirathen können, geiſtig und körperlich verkrüppeln; nun, wenn das auf Wahrheit beruht, ſo helft doch den Frauen! Ihr Männer ſeid ja das ſtarke Geſchlecht und die Frauen das ſchwache, ſo helft ihnen doch und verlangt von ihnen nicht Beherrſchungskraft, die euch ſelbſt unmöglich iſt. Sind ſolche wiſſenſchaftliche Feſtſtellungen und Forſchungen nicht ein wahrer Hohn, wenn dabei nicht der Weg zur Abhilfe gezeigt, nicht einmal der Anfang zur Beſſerung der ſozialen Verhältniſſe gemacht wird? Es iſt gerade ſolche Grauſamkeit, als wenn ich einem Gefangenen von der Herrlichkeit der Freiheit, von den Wundern der Natur Etwas vorſchwärme, ihm aber die Thüre des Kerkers nicht öffne, oder einem Verhungerten Braten zeige und dann wieder fortnehme. Man ſagt: Das Weib muß den natürlichen Trieben folgen, ſonſt geht es zu Grunde; gibt es ſich aber einem Manne hin, ohne verheirathet zu ſein, ſo nennt man es eine Gefallene, eine Verworfene. Was ſoll es thun, es kann doch keinen Mann zwingen, es zu heirathen, und will es ſeinen guten Ruf bewahren, ſo darf es einen Trieb nicht befriedigen, der ihm von der Natur gegeben ward. Es iſt einleuchtend und faßlich für ein kleines Kind, daß die menſchlichen Einrichtungen in dieſer Hinſicht ſo ungerecht, ſo haarſträubend ſind, daß man denken müßte, ſie wären von Wahnſinnigen entworfen.

Wilmersdorf b. Berlin. Roſe Stolle.

Die Berliner Hofoper.

Als vor längeren Jahren Herr von Hülſen, der „Zirkusdirektor", das Zeitliche geſegnet hatte und der neue Generalintendant Graf von Hochberg die Führung der Geſchäfte in der Berliner Hofoper übernahm, da erwartete man den Anbruch einer neuen, beſſeren Epoche für das königliche Kunſtinſtitut. Eine Zeitlang ſchien es auch ſo, als ſollten dieſe Erwartungen nicht getäuſcht werden, und es ſoll auch nicht geleugnet werden, daß das künſtleriſche Niveau der Berliner Oper gegen die Hülſen'ſche Zeit ſich gehoben hat. Vor allem hat ſich das Orcheſter vervollkommnet: wenigſtens ein genialer Dirigent ſteht heute an ſeiner Spitze und verrichtet manchmal Wunderthaten. Auch die Chöre ſind — wohl ebenfalls Dank dem tüchtigen Kapellmeiſter — beſſer geworden. Es ſind auch, wie gleich konſtatirt werden mag, einige hervorragende Künſtler gewonnen worden. Aber die letzten Jahre haben nicht gehalten, was die erſten verſprochen hatten. Freund Schlendrian ſchaltet weiter in den der Kunſt geweihten Räumen.

Die Berliner Oper hat nicht die dominirende Stellung zu erringen vermocht, die ſie von Rechts wegen einnehmen müßte, ſie wird nach manchen Richtungen von vielen Hoftheatern im Deutſchen Reich, ja, ſelbſt von Stadttheatern, geſchlagen. Das fällt um ſo ſchwerer ins Gewicht, als alle die anderen Theater nicht entfernt mit ſo großen Mitteln arbeiten, wie ſie der Berliner Hofoper zur Verfügung ſtehen. Es fehlt der Berliner Hofoper eben das künſtleriſche Streben großen Stils.

Die Berliner Oper hat in den letzten Jahren bedeutende materielle Ueberſchüſſe erzielt, dabei iſt in derſelben Zeit das künſtleriſche Defizit ſtets größer geworden. Die Preiſe der Plätze ſind erhöht worden, der Werth der künſtleriſchen Darbietungen hat ſich vermindert. Es fehlt nicht ſo ſehr an dem guten Willen in der Leitung, als an dem Unvermögen, die herangezogenen Kräfte mit ſachverſtändigem Blick zu beurtheilen. Es werden vielfach ungeheure Gagen gezahlt und Sänger und Sängerinnen

dafür eingetauscht, die des Geldes, das sie erhalten, gar nicht werth sind. Die Dekorationen werden bei den ersten Firmen bestellt, es werden die prächtigsten Kostüme angekauft. Wenn beide dann geschmacklos verwendet werden, kann weder der Kostümzeichner, noch der Dekorationsmaler dafür. Es fehlt der Berliner Oper ein genialer Regisseur. Herr Tetzlaff ist nicht der richtige Mann auf seinem Posten. Wer — um bloß bei den letzten Wochen zu bleiben — das entzückende Märchenspiel Humperdinck's Hänsel und Gretel so stimmungslos inszenirt, wie es geschehen, der gehört nicht als Oberregisseur an die reichshauptstädtische Opernbühne. Wer, um noch ein neueres Beispiel zu wählen, in einer Meistersinger-Aufführung im ersten Akt kurz vor Schluß des Gottesdienstes eine „Bettler-Nuance" einschiebt, d. h. einen krüppeligen Bettler Mätzchen machen läßt, die nur die Aufmerksamkeit der Hörer stören müssen, der beweist, daß er vom Wagner'schen Geiste und Willen nicht die leiseste Ahnung hat und seine Hand von der Inszenirung der Wagner'schen Meisterwerke lassen sollte. Wagner charakterisirt in seiner Musik alle Vorgänge auf der Bühne, und einen humpelnden Bettler, den Herr Tetzlaff eine Soloszene auf der Bühne aufführen läßt, hat er nicht einmal im Texte, geschweige denn in der Musik angedeutet.

Unter den ausübenden Künstlern der Hofoper ist gegenwärtig keiner von dem man sagen könnte, das Publikum gehe um seinetwillen ins Theater. Noch weniger ist das bei den Sängerinnen der Fall. Es giebt eben gegenwärtig keine große, individuell ausgeprägte Künstlernatur an der königlichen Oper. Albert Niemann, die Brandt und die Mallinger waren solche Individualitäten. An ihrer Statt giebt es jetzt an der Oper Künstler, die, wenn sie auf dem Theaterzettel stehen, das Publikum eher vom Besuche abhalten. Herr Bulß ist vielleicht der Einzige, der einen wirklichen Stamm von Verehrern besitzt. Charakteristisch dabei ist, daß sich dieser Verehrer-Stamm aus den am wenigsten kunstverständigen Elementen des Publikums zusammensetzt. Herr Bulß besitzt unzweifelhaft eine sehr schöne, klangvolle Baritonstimme, für einen großen Künstler halte ich ihn aber nicht. Er fügt sich nicht dem Kunstwerke und singt viel zu sehr auf den Effekt. Für die italienische und französische Oper ist er immerhin eine vorzügliche Kraft, als Wagnersänger aber fast nicht zu gebrauchen. Ein Glück, daß der alte Betz noch immer auf dem Posten ist, dieser wundervolle Wagnersänger, der nur leider dem Alter nun auch seinen Tribut zu zahlen beginnt. Es wäre sonst um das Baritonfach sehr schlimm bestellt, denn der jüngste Bariton, Herr Fränkel, ist einer ersten Bühne durchaus unwürdig und gehört zu den oben erwähnten

Sängern, die, wenn sie als Träger einer Hauptrolle auf dem Zettel stehen, einem den Besuch der Vorstellung verleiden können.

Weit schlimmer noch steht es mit der Tenorfrage. Die Berliner Hofoper hat gegenwärtig keinen ausreichenden Heldentenor, obgleich sie zwei Tenorsänger, die Herren Sylva und Gudehus, mit je tausend Mark pro Auftreten bezahlt. Herr Sylva hat zwar, wie es in der Kulissensprache heißt, eine „kolossale Röhr'n", aber diese „Röhr'n" eignet sich doch nur für recht wenige Rollen, vielleicht am besten noch für die Mords- und Todtschlagsopern der Jung-Italiener. Wenn ein Sänger unausgesetzt „brüllt" und niemals sanftere Register ziehen kann, so ist das einfach unerträglich. Dazu kommt bei Herrn Sylva die kleine Figur, die ihn gar nicht für Heldenrollen prädestinirt. Von Wagner-Rollen singt Herr Sylva nur den Tannhäuser und den Siegmund — das ist schon viel zu viel! Unser Wagnertenor ist Herr Gudehus — er singt seit Jahren wohl nur Wagnerrollen. Herr Gudehus ist nun auch nicht mehr der Jüngsten Einer, ein kaltes, ausdrucksloses Gesicht, eine kalte, empfindungslose Stimme beeinträchtigen seine Leistungen stark. Er ist nur für sechs oder acht Monate im Jahre engagirt, die übrige Zeit ist er für die Dresdener Hofoper verpflichtet, der er früher ganz angehörte. In Dresden besitzt er eine Villa und dort wohnt er auch ständig. Da er nur in alten Partien auftritt, kann er sich diesen Luxus gestatten. Die Berliner Intendanz beruft ihn zu den Vorstellungen per Telephon hierher, und Herr Gudehus fährt den Monat 6 bis 8 Mal zwischen Dresden und Berlin hin und her. Von Proben kann bei solchem Verfahren nicht viel die Rede sein, und ob das Reisen der Gesammtwirkung der Vorstellung besonders zuträglich ist, bleibt auch noch zu entscheiden. In der Urlaubszeit des Herrn Gudehus herrschen nun ganz unglaubliche Zustände. Da er nicht als Retter in der Noth aus Dresden andampfen kann, muß man andern Ersatz herbeischaffen. Und seit einiger Zeit sitzt in Mannheim (!!!) der Aushilfssänger für die Berliner Hofoper — ist das nicht zum Lachen? Der dortige Heldentenor, Herr Kraus, der für spätere Zeit nach Berlin engagirt ist, muß jetzt schon immer tüchtig einspringen, und die Mannheimer sind offenbar so stolz auf ihre Hilfeleistung, daß Herr Kraus noch immer kam, wenn er gerufen wurde. An diesen unglückseligen Zuständen ist die Intendanz zum großen Theil selbst schuld, da sie Herrn Rothmühl, einen tüchtigen Heldentenor, aus noch nicht ganz aufgeklärten Gründen entlassen hat. Wie viele Ungelegenheiten hätte Herr Rothmühl der Opernleitung ersparen können. In nicht zu verstehender Kurzsichtigkeit hat sie diesen Sänger, der kein Phänomen, aber eine utilité war, gehen lassen. Jetzt läßt man einen Tenoristen, der

kaum für Spielpartien ausreicht, Herrn Sommer, den „Max“ und andere Heldenrollen ſingen, ja, unſer vortrefflicher Buffo, Herr Lieban, muß ſich manchmal mit Rollen, wie dem Grafen Almaviva, abquälen.

Die männliche Künſtlerſchaar wäre bald durchgeſprochen. Die beiden Baſſiſten Mödlinger und Stammer ſind ganz tüchtige Sänger, da aber unſer Baßbuffo, Herr Krolop, faſt ganz ausgeſungen iſt, wird Herr Mödlinger in Spielpartien verwendet, für die er gar nicht geſchaffen iſt. Sein Kezal in der verkauften Braut z. B. iſt ſo humorlos und nüchtern, daß ſich das Publikum immer noch lieber den ſtimmloſen Krolop wünſcht. Für Spielpartien iſt der Baritoniſt Herr Schmidt eine ganz verwendbare Kraft.

Mit ihren Damen kann die Hofoper entſchieden am wenigſten Staat machen. Roſa Sucher, deren Stimme aber auch ſchon Spuren zeitlicher Vergänglichkeit zeigt, und Emilie Herzog ſind die beiden wirklichen Künſtlerinnen. Allenfalls kann man ihnen noch Frau Götze zugeſellen. Die ſonſtige Damenwelt bewegt ſich auf der goldenen Mittelſtraße, ja, es giebt einzelne Sängerinnen, von denen man nicht einmal das behaupten kann. Die Damen Hiedler, Rothhauſer, Dietrich ſind gewiß Sängerinnen, die Nichts verderben, Alles ſehr korrekt geben, aber hinzureißen, zu enthuſiasmiren vermögen ſie nicht. Sie alle ſind aber große Künſtlerinnen gegen Frau Pierſon, unſere erſte dramatiſche Sängerin, die wieder auf fünf Jahre neu engagirt worden iſt. Frau Pierſon iſt, rein künſtleriſch genommen, der dunkelſte Punkt am Sternenhimmel unſerer Oper, ſie vermag nicht einen feſten Ton anzuſchlagen, ihre Stimme flackert wie ein Licht im Winde, ſie verdirbt eine jede Rolle, wird gar oft direkt vom Publikum abgelehnt, behauptet ſich aber doch an erſter Stelle. Ihr Gatte iſt Intendanturſekretär, die rechte und linke Hand des Grafen Hochberg, und nur aus dieſem Geſichtspunkt ſuchen ſich manche Leute ihr Engagement zu erklären. Die Berliner Preſſe wagt nur ſelten und dann ganz ſchüchtern, gegen Frau Pierſon aufzutreten. Ihr Gatte weiß die Mehrzahl der Herren Kritiker und Redakteure durch perſönliche Liebenswürdigkeit und andere Nothbehelfe eines gewandten Mannes ſo für ſich einzunehmen, daß die Herren ſeiner Gattin nicht böſe ſein können. Sie lacht über all' das „kleinliche“ Volk, das ſie begeiſert, und nutzt nach Kräften ihre Poſition aus. Beinahe wäre es ihr gelungen, unſern tüchtigen Kapellmeiſter, Herrn Weingartner, der in künſtleriſcher Hinſicht ihr Gegner iſt, aus dem Verbande der Hofoper zu drängen. Auf eine Anzeige ihrerſeits wurde Weingartner, der temperamentvollſte und feinfühligſte Dirigent, den ich kenne, „wegen ſchlechten Dirigirens“ zu dreihundert Mark

Geldstrafe verurtheilt.*) Das wollte sich der Künstler naturgemäß nicht gefallen lassen. Er kündigte seine Stelle und ließ sich von der Münchener Hofoper anwerben. Neuerdings ist jedoch Aussicht vorhanden, daß diese werthvolle Kraft, die von den Kollegen Sucher und Dr. Muck nicht ersetzt werden könnte, Berlin erhalten bleibt.

Wenn ich das Fazit aus den obigen Darlegungen ziehe, so fehlt unserer Oper vornehmlich eine glänzende Primadonna, dann ein glänzender Heldentenor. Für Herrn Betz werden wir bald einen ersten Baritonisten brauchen, für Herrn Krolop hätten wir heute schon einen stimm- und humorbegabten Baßbuffo nöthig. Es fehlt unserer Oper ganz am jungen künstlerischen Nachwuchs. Eine verdienstliche Aufgabe für die Leitung der Hofoper wäre es, junge talentirte Kräfte ausfindig zu machen, sie heranzuziehen und heranzubilden. In anderen Städten geschieht das fortgesetzt. In Wien hatte man Frl. Paula Marx frisch vom Konservatorium weg engagirt, sie zur weiteren Ausbildung nach Leipzig geschickt und jetzt zurückgeholt. Sie enthusiasmirt jetzt das Wiener Publikum mit jeder Rolle in höherem Maße. In Dresden hat man ein gleich großes Glück mit einer ganz jungen Sängerin, Frl. Wedekind, gemacht. München besitzt in Frl. Borchers eine glänzend begabte Kunstnovize. Bei uns ist seit Jahren kein wirkliches Talent entdeckt worden. Ein Frl. Weitz, das hier seine Laufbahn begonnen hat, ist wenig für eine erste Bühne geeignet.

Doch dieser Mangel an ausübenden Kunstkräften ist nicht das einzig Beklagenswerthe. Die ganze Leitung der Oper hat einen Weg eingeschlagen, den man nicht gutheißen darf. Die Berliner Oper hätte die Pflicht, eine führende Stelle einzunehmen und zuerst die Werke wirklich begabter Komponisten zur Aufführung zu bringen. Sie läßt sich nach dieser Richtung von viel kleineren Bühnen, von Hamburg und Karlsruhe, den Rang ablaufen. Ueberall wird mehr auf künstlerische Grundsätze gehalten, als in Berlin. Karlsruhe hatte vor Kurzem einen Berlioz-Zyklus, hat Opern von d'Albert und Schlichting aufgeführt. München trat mit Bayreuth in Konkurrenz und veranstaltete Wagner-Musik-Aufführungen, Hamburg bringt neue französische Opern und hat jetzt die Werke Smetanas ausgegraben. In Berlin sieht man vor Allem aufs Geschäft. Deßhalb veranstaltete man einen Mascagni- und Leoncavallo-Rummel, wie er in Italien nicht größer sein konnte. Die Cavalleria und die Bajazzi wurden die Woche 4 bis 5 Mal gegeben und die Medici, die größte Charlatanerie des 19. Jahrhunderts, wurden als epochemachendes Kunstwerk angepriesen. Das Publikum ließ

*) Frau Pierson hatte behauptet, Weingartner habe sie schlecht begleitet.

ſich ſchließlich nicht äffen. Leoncavallo dürfte ſeine Rolle ſchon ausgeſpielt haben, und Mascagni wird ihm nachfolgen, wenn erſt ſein Ratcliff aufgeführt ſein wird. Vielleicht beſinnt ſich dann das erſte Kunſtinſtitut auf Aufgaben, die ſeiner würdiger ſind. Häuſel und Gretel von Humperdinck z. B. hätte man ſchon viel früher in Berlin geben müſſen. Der immenſe Erfolg des lieblichen Werkes zeigt es. Freilich nutzt man dieſen Erfolg jetzt auch in einer Weiſe aus, die der Hofoper nicht würdig iſt. Im Wochenrepertoir iſt Hänſel und Gretel jetzt durchſchnittlich viermal angeſetzt. Die Hälfte wäre auch genug. So müſſen ja andere Aufgaben darunter leiden. Und was für ſchöne und hehre Aufgaben hat unſere Hofoper zu löſen, wenn ſie nicht bloß dem Namen nach das erſte Kunſtinſtitut des Deutſchen Reiches ſein will.

Auf angemeſſener Kunſthöhe hat ſich das Ballet erhalten. Die Befürchtungen, die man nach dem Beitritt des Grafen Hochberg zu dem bekannten Männerbund hegte, ſind alſo grundlos geweſen. Es iſt wohl aber kein beſonderes Lob, wenn man von einer Oper ſagen muß, das Ballet ſtehe künſtleriſch am höchſten!

Ich habe mich bemüht, die Verhältniſſe an unſerer Oper in objektiver Darſtellung zu ſchildern. Wenn dieſe Zeilen dazu beitragen ſollten, an der Hofoper einen Wandel zum Beſſeren herbeiführen zu helfen, wäre ihr Zweck erfüllt.

Muſicus.

Kunst ist Geist der Wirklichkeit.

Sonderbar, da liegen vier Gedichtsammlungen von vier verschiedenen Verfassern vor mir — und doch alle vier ungefähr in demselben Geist geschrieben. Wenn man vor zwei oder drei Jahren einmal so einen Haufen modernster Lyrik-Bändchen zusammenraffte, dann stöhnte aus allen der dumpfe Weltschmerz, dann malten sie alle mit gleichem Streben nach Echtheit die farblose Gegenwart, dann protestirten sie alle gleichmäßig gegen Geschichte, Glauben und Schwärmerei. Das war die Zeit, da Herr Gerhart Hauptmann in einer Literatur-Enquete die Begriffe Himmel, Idealistik, Metaphysik und Prophetie in Gegensatz zum Begriff der Poesie stellte und damit den gemüthlichen Versuch riskirte, Byron, Schiller und Böcklin sammt einigen Hundert anderen aus der Kunst hinauszuschieben. Die Modemenschen geriethen in Begeisterung, die selbstständigen Naturen lächelten und dachten sich: heute ist das die Mode, morgen das Gegentheil. Und richtig! Nicht zwei Jahre vergingen, so rang derselbe Gerhart Hauptmann mit den Seufzern seines Hannele vergeblich nach metaphysischer Wärme und quälte sich vergebens, ihr eine Prophetengestalt zur Seite zu schaffen — vergeblich, denn wer sich einmal den irdischen Gottheiten gelobt, dem gönnen sie keinen Blick mehr in den Himmel. Das Armenhaus schuf er mit altgewohnter Kraft, das leidende Kind sah er mit den Augen des echten Mitleids und stellte es, Thränen erzwingend, vor die Augen des Zuschauers, aber, wie das Dach der Hütte sich öffnen und die Worte der heiligen Ahnung befreiend hereinquellen sollten, da stammelte und lallte seine Zunge nur noch, wie später in seinem Prolog im Deutschen Theater. Jeder Künstler schafft die Geister, die er zu begreifen sich emsig bemüht hat.

Nein! Wenn ich einmal ganz in die Welt der Ahnung mich verlieren will, dann lasse ich mich doch lieber von Gustav Falke führen. Er ist der leibhaftige Böcklin der Dichtung. Was ist Böcklins Geheimniß? Wirklich zu sein in der Unwirklichkeit! Empfindungen zu malen als Erschautes, als Satyr, Pan, Prometheus oder als Fels und Meer — dadurch eine Natur zu erschaffen, die der Natur unserer Sinne widerspricht, aber in unsern Empfindungen tausend verwandte Strömungen auslöst. Phantasie gehört dazu, um so etwas zu können. Und weil sie keine Phantasie hatten, so haben die Naturalisten die Phantasie perhorreszirt. Die Trauben waren wieder einmal sauer, weil sie zu hoch hingen. Falke hat Phantasie — noch ist sie freilich der des großen Meisters Arnold zu ähnlich, um ganz originell zu sein — oder ist es nicht, als ob man ein Böcklin'sches Bild sieht, wenn man Verse liest, wie:

Der Himmel senkte seine grauen Fahnen
Tief auf des Parks umflorte Sonnenwipfel,
Und durch die stillen Schattengänge schwebten
Der Schwermuth dunkle Falter leisen Flugs.

Die hohen Ulmen weinten und die Birken,
Die ernste Conifere und die Rosen,
Und durch den feuchten Schleier sah das Haus
Mit seinen dichtverhangenen Fenstern, wie
Ein müdes, bleiches Menschenangesicht,
Dem Gram die heißen kranken Lippen schloß. . . . .

Die erzgegoss'ne Sphinx nur an der Treppe
Sah kalt und unbewegt in diesen Jammer,
Mit großen, leeren Augen, daß mir's grauste.
Und doch war über ihren schwarzen Leib
Ein ganzer Zweig voll schwerer, gelber Rosen,
Wie aufgelöst in lauter Leid, gesunken,
Und schüttelte der Schmerzen heil'gen Thau
Aus seinen gold'nen Kelchen auf sie nieder.

Und aus der Villa trat ein dürres Männchen,
Ein alter Herr mit einer Aktenmappe,
Mit Brille, Regenschirm und Florzylinder.
Er sah mich fragend an: Was suchst du hier?
Und zögernd kam es von den schmalen Lippen:
Sie wissen doch? Die Poesie ist todt. —

Wie Dolchstich traf das Wort, und ich erschrack.
Und wie ein Schluchzen ging es durch die Bäume
Rings aus den Wurzeln bis in alle Kronen.
Die Birken weinten und die hohen Ulmen,
Die Conifere und die dunkeln Rosen.
Und wie ein Schüttelfrost durchlief es jäh
Den gramgebeugten, gelben Rosenstrauch,
Der um den Hals der starren, strengen Sphinx
Die schlanken Arme warf: Fühlst du denn Nichts?
Fühlst du denn Nichts? Die Poesie ist todt! —

Was für eine Idee, und wie glücklich behandelt! Wirklichkeit, absolute Wirklichkeit mitten im Traumlande des Erfundenen. Ein Begriff — die Poesie — vermenschlicht; Baum, Strauch, Blumen und Stein mit Empfindung durchdrungen. Nirgends die Dinge selbst — nirgends — immer nur das Gefühl des Beobachtenden, von dem Dichter an ihre Stelle gesetzt. Als Herr Hauptmann eben seine Sonnenaufgangsschlacht geschlagen hatte, erklärte er einmal in einer Gesellschaft, Grillparzers Einfall, daß Hero sich vor der brennenden Lampe wie vor einem Menschen schäme, sei der modernen Empfindungsweise unverständlich. Nun und jetzt? Gustav Falkes „Tanz und Andacht" (München, Albert) ist nicht das einzige Buch, in dem man Seite für Seite Aehnliches findet. Ich kann es nicht wörtlich abschreiben und gehöre nicht zu den Menschen, die mit Gier die Schlacken heraussuchen, weil sie sich über das Gold eines Andern nicht freuen können. Soviel nur sei bemerkt: Für meinen Geschmack steht der erste Theil der Sammlung, Phantasiestücke überschrieben, hoch über dem Folgenden, auch hoch über dem, was ich früher von Falke gelesen habe. Hier wandelt man in einer eigenartigen Welt; bunt, mannigfaltig, natürlich in sich ist sie. Aus ihr wird Falkes eigentlichstes Können einmal hervorwachsen, denn jetzt steckt es noch im Keim. Wie alle diese wundersamen Traumstückchen sich

wie Anfänge noch nicht auserzählter Märchen geben — so erscheint mir der ganze Falke noch wie ein halbwach nachtwandelndes Talent, das sich binnen Kurzem selbst entdecken wird. Glück zu!

Otto Julius Bierbaum kennt sich schon besser selbst. Er ist klarer über sich; weniger ahnungsvoll sind daher auch seine Gedichte. Ein leises Schwanken stört mitunter die Stimmung — ein Schwanken zwischen Ernst und Satire. Man weiß in seinem Büchlein: „Nemt, Frouwe disen Kranz" nicht immer recht, ob es ihm eigentlich Ernst ist mit seiner Romantik, oder ob das nur einmal so ein Einfall sein soll. Dafür ist er leichter, munterer, beweglicher als Falke. Sein Element ist eigentlich die Lebensluft.

Nun liegt die Zukunft vor mir da
In einem schönen Kreise,
Funiculi, funicula!
Erst kommt die Hochzeitsreise.

Vielleicht ins Land Italia,
Vielleicht auch nur bis Hamburg.
Funiculi, funicula!
Dann bauen wir uns're Stammburg.

Wir nennen sie Gustinia
(Leicht wird das Wort der Zunge)
Funiculi, funicula!
Dann kommt der erste Junge.

Der gleicht aufs Haar der Frau Mama.
(Von mir hat er den Schädel.)
Funiculi, funicula!
Dann kommt das erste Mädel.

Stolz heißt sie Anna Rustica,
(Haus Detlev heißt der Bengel.)
Funiculi, funicula!
Und alle Zwei sind Engel.

Was liegt denn noch im Kreise da?
Sind das nicht Kassenzettel?
Funiculi, funicula!
Na, her denn mit dem Bettel!

Das schöne Schloß Gustinia
Seh ich in Mailuft stehen
Funiculi, funicula!
Und seine Wimpel wehen

In Roth und Gold; von Fern und Nah
Kommt alles Volk in Haufen,
Funiculi, funicula!
Zur Liebesburg gelaufen.

Und wer die Liebschloßherrin sah
Geht übersonnt zurücke.
Funiculi, funicula! —
Ihn traf ein Strahl vom Glücke.

Und Kling und Klang und Gloria
Schallts in der ganzen Runde,
Funiculi, funicula!
Das Glück ist aufgefunden.

Wie lange ist es wohl her, daß so ein lustiges Lied nicht gedichtet worden ist, so ein urliebenswürdiges? Ich kenne Herrn Bierbaum nicht, aber man meint ihn zu kennen, wenn man seine Gedichte gelesen hat. Er gehört zu den Poeten, die fast immer von sich selbst singen. Er richtet die Widmung seines Büchleins an seine Frau. Auch diese Frau lernt man aus den Gedichten kennen. Gute Liebeslieder zeigen das Portrait der Angedichteten, So ist es bei Bierbaum. Alles, was er von sich, von seinem Glück, von seinem Denken, Fühlen, Thun und Treiben singt mit dieser quellenden Lebenslust, ist echte Poesie. Wie vortrefflich gleitet zum Beispiel das oben angeführte Lied aus dem realistischen Anfang in den märchenhaften Schluß hinüber. Die Reihenfolge der Empfindungen ist nicht einmal unterbrochen. Nicht so verhält es sich für mein Gefühl mit seinen phantastischen Sachen. Der Besuch beim entthronten Herrgott spielt zu sehr zwischen Ernst und Spaß hin und her. Der alte Rentier im Schlafrock in der Giebelstube und der erst angeschlagene weihevolle Ton sind hier unausgeglichene Gegensätze. Ich komme dabei zu keinem Genuß. Arno Holz liebte es, als er noch dichtete, sich selbst seine Stimmungen mitunter so zu zerreißen (wie in dem sonst so vortrefflichen Ecce homo!). — Warum? Wer so aus einem Griffe schaffen kann, wie Bierbaum, hat das nicht nöthig.

Wilhelm Weigand hat einen heißen inneren Kampf hinter sich. Kürzlich erst noch hat er seine kernigen „Rügelieder" hinausgedonnert, jetzt ist er schier plötzlich zur völligen Abklärung gelangt. „Sommer" (München, Franz'sche Hofbuchhandlung) heißt seine neueste Sammlung. Und der Titel ist gut gewählt. Weigand fühlt sich in seinem Lebenssommer:

Wir stehen einsam auf dem Altan
Des friedlichen Hauses,
Die Hände verschlungen.
Der reife Tag verglüht in Purpur!
Verklärt, vollendet,
Einer aus Vielen!
Duftschwere Hauche kommen und sterben
In verhallendem Braus der dunkelnden Ferne,
Und ein blasser Stern
Grüßt mild den Dämmerfrieden
Des lauschigen Herdes
Und unser Glück gesättigten Schauns.
O Schönheit, Schönheit der Welt!
Der Fülle Last!
Und Du mein Glück,
Mein glühend Erröthen,
Kennst Du die Worte,
Die ich dem Drang der Jugend mir errungen?
Schönheit ist Tugend!
Der Friede ist Alles,
Und das heilige Schweigen

Der Mittagspause schaffenden Lebens
Macht glückschwer die reifende Seele,
Die eins mit der Welt,
Mit dem ewigen Werden.

Ein Glücksbekenntniß, dem man anmerkt, wie es durch Kampf errungen wurde, und das darum so ernst und ehrlich klingt. Und wenn man nun das ganze Buch durchblättert — überall dieselbe Stimmung ruhig gesättigten Glücksgefühls. Das Selbstbekenntniß eines Menschen, der seinen Frieden mit den streitenden Mächten der Welt und des Lebens gemacht hat, und der nun seine Zeit wie einen ruhigen schönen, erntewarmen Sommertag dahinzuleben gedenkt.

Max Hoffmann ringt noch bisweilen mit der Form. Auch klebt seinem Talent noch etwas von der Schulmeister-Dressur aus der so schnell vorübergeflossenen Herrschaft der sozial-naturalistischen Bücherwürmer an. Aber er ist nie ein waschechter Aner gewesen. Er singt gern in seinem eigenen Ton:

Erwacht ist die Welt. Mit Goldpfeilen schoß
Die Sonne vom Himmel die Sterne.
Ihr Scharlachblut in die Wolken floß,
Mit Purpur malend die Ferne;
Ein Jauchzen wirbelt von Tiefen und Höh'n,
Auf allen Straßen und Wegen,
Das ist ein wunderbares Getön'
Dem schimmernden Morgen entgegen!

Auf silbernem Kahn durchsteuert die Luft
Das Licht, der himmlische Ferge,
Es schmiegt sich ein zartes Gewand von Duft
Als Morgenkleid um die Berge,
Die Wälder wiegen die Wipfel sanft
Im niederfluthenden Segen,
Und selbst der grämliche Friedhof lacht
Dem schimmernden Morgen entgegen.

Wer so originelle Bilder finden, sie so klar durchführen und so flott Todtes beleben kann, der trägt das Zeug des Poeten in sich und braucht sich nicht von Dogmen aus der Rumpelkammer der Herren Gottsched-Brahm die Luft verkümmern zu lassen. „Kunst ist Geist der Wirklichkeit" schrieb im vorigen Frühling der höchst zu Unrecht so viel geschmähte Ernst von Wildenbruch in die Glossensammlung eines Vereins. Beweisen die vier Gedichtbücher nicht wieder einstimmig, daß er Recht hat?

Dr. Adalbert von Hanstein.

Vom Büchertisch.

Reform oder Revolution! Von C. v. Massow, Verlag von Otto Liebmann in Berlin. Preis 4 Mark.

Der Verfasser dieses überaus lesens- und beherzigenswerthen Buches ist Geheimer Regierungsrath, Mitglied der Internationalen Kommission für Schutzpflege und Vorsitzender des Zentralvorstandes deutscher Arbeiterkolonien. Wir haben es aber in ihm nicht mit einem Bureaukraten zu thun, der engherzig und pedantisch sich den Anforderungen der Zeit verschließt, sondern mit einem warmherzigen Mann, dem die Noth der Brüder zu Herzen geht, der dabei aber viel zu praktisch gerichtet ist, als daß er in unfruchtbaren Klagen und leeren Deklamationen sich erginge. Herr v. Massow schildert in scharfen Umrissen die herrschende soziale Misère und sucht deren Ursachen zu ergründen. Und nachdem er die Ursachen gefunden zu haben glaubt, macht er Vorschläge zur Abhülfe und Besserung. Di· in dem Buche enthaltenen Betrachtungen, die Kritik der Verhältnisse und der Menschen, die an fruchtbaren Anregungen so reichen Reformvorschläge des Verfassers — das Alles verdient beachtet zu werden von Denen, die der Ansicht sind, das endlich Etwas geschehen müsse zur Tilgung des tausendfältig vorhandenen Elends, zur Beseitigung der Ausbeutung und Unterdrückung. Und ihrer giebt es heutigen Tages schon mehr, als Diejenigen glauben, die für die Zeichen der Zeit weder Auge noch Ohr haben. Herr v. Massow geht in seinem Buche von der Ueberzeugung aus, daß eine gewaltsame Revolution unausbleiblich ist, wenn nicht schleunigst der Weg einer gesunden und zeitgemäßen Sozialreform beschritten wird. Die Gefahren, Schrecken und Greuel, die Aussichten und den voraussichtlichen Mißerfolg, der natürlich zunächst in Berlin ausbrechenden Revolution schildert er überaus drastisch in einem besonderen Abschnitte des Buches, den wir in Heft 3 der „Kritik" abgedruckt und mit dem Titel: „Revolution in Berlin" versehen haben. Der Verfasser beabsichtigt offenbar, indem er die drohende Gefahr so ausführlich und so anschaulich schildert, die Nothwendigkeit einer baldigen Inangriffnahme des sozialen Reformwerks ganz besonders zu betonen, ob er aber von Denen, in deren Händen die Entscheidung über die Frage liegt, in welcher Weise sich Staat und Gesellschaft mit den neuen Ideen und ihren Vertretern abzufinden haben, verstanden und nach Verdienst gewürdigt wird, das ist mehr als fraglich. Herr v. Massow ist meines Erachtens zur Rolle des Predigers in der Wüste verurtheilt. Er wendet sich an Diejenigen, von denen geschrieben steht: „Sie haben Ohren zu hören und hören nicht, sie haben Augen zu sehen und sehen nicht." Das Verdienst, das er sich durch seine muthige Schrift erworben hat, wird dadurch aber nicht im Mindesten abgeschwächt. Dem Buche, das des Anregenden so viel enthält, und dessen fesselnder Ideengang einen, wenn man es einmal zu lesen begonnen hat, nicht mehr los läßt, bis man damit zu Ende gekommen ist, sind recht viele verständnißvolle Leser von Herzen zu wünschen.

Soziale Briefe an reiche Leute. Von Fr Naumann. Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen. Preis 1 Mark.

Friedrich Naumann, der christlich-soziale evangelische Geistlich ein Frankfurt a. M., hat eine starke Geistesverwandtschaft mit Herrn von Massow aufzuweisen. Er bringt zwar nur ein Büchlein von mäßigem Umfange auf den Markt, dasselbe enthält aber eine Fülle von fruchtbaren Gedanken, die — wenn auch an sich nicht gerade

nen — so doch in dieser eindringlichen, überzeugenden Sprache und in dieser besonderen Formulirung noch nicht ausgesprochen worden sind. Die reichen Leute, zu denen der Verfasser in seinen sozialen Briefen so ungenirt spricht, werden ihm — in ihrer überwiegenden Mehrheit wenigstens — dafür kaum Dank wissen. Sie werden ihn als Volksaufwiegler und Ketzer hinstellen und mit salbungsvollem Augenaufschlag über die Verderbtheit der Welt klagen, die sogar christliche Geistliche mit den sozialen Ansteckungsstoffen infizirt. Bücher wie dasjenige des Pfarrers Naumann sind um so freudiger zu begrüßen, als gerade sie noch am ersten im Stande sind, die dicke Wand des Vorurtheils niederzureißen, welche die verschiedenen Gesellschaftsschichten von einander trennt und jegliche Verständigung zwischen ihnen unmöglich macht. Die Naumann, Göhre und Genossen werden die Sozialdemokratie ja sicher nicht todt machen, aber sie werden in ihrer Weise doch dahin wirken, daß wenigstens in den denkenden Schichten der bessersituirten Volkskreise das Verständniß für die wirthschaftlichen und sozialen Fragen der Gegenwart sich allmählich Bahn bricht, wodurch der späteren Lösung aller dieser Fragen immerhin in dankenswerther Weise vorgearbeitet wird. — Besonders wohlthuend berührt an den Ausführungen des Pfarrers Naumann die Unbefangenheit, mit der sich dieser über die Sozialdemokratie und über den nach seiner Ansicht vollberechtigten Theil der sozialistischen Forderungen ausspricht.

Kritische Beiträge zur Erkenntniß unserer sozialen Zustände und Theorien. Von Dr. Julius Platter. Verlag von Dr. Hans Müller in Basel.

Dieser umfangreiche, 35 Druckbogen starke, Band enthält eine stattliche Anzahl kritischer Aufsätze und Essays, in denen der Verfasser zu den verschiedenen Zeit- und Streitfragen Stellung nimmt. Herr Platter ist Professor der Staatswissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. In Fachkreisen genießt er als kenntnißreicher volkswirthschaftlicher Schriftsteller, sowie als gründlicher, scharfer Kritiker eines hohen Ansehens. Sein theoretischer Standpunkt ist der eines unabhängigen Sozialisten, welcher sich nicht auf ein bestimmtes Parteiprogramm einschwören läßt, sondern von Fall zu Fall selbst sachlich prüft und nüchtern urtheilt. Solche Sachlichkeit und Nüchternheit ist aber nicht allen Leuten willkommen. Verbohrte Parteieiferer, die fortwährend mit theoretischen und programmatischen Scheuklappen daherlaufen, und darum ein ganz falsches Bild von den Menschen und den sie umgebenden Verhältnissen in sich aufnehmen — solche Tendenzmarren und Scheuklappenpolitiker hassen geradezu einen unabhängig denkenden und sachlich urtheilenden Mann. Und wo sie ihm einen Stein in den Weg wälzen können, thun sie es nur gar zu gern. Und so konnte es denn kommen, daß das Buch des Sozialisten Dr. Platter von den offiziellen Ketzerriechern der deutschen Sozialdemokratie auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt und daß dem Verleger sogar die Aufnahme eines bezahlten Inserates in der „Neuen Zeit", dem im Verlag des Reichstagsabgeordneten Dietz erscheinenden, wissenschaftlichen Organ der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, versagt wurde. Um die Wissenschaftlichkeit der Sozialdemokratie scheint es demnach eine ganz eigene Bewandtniß zu haben. Was die Herren als Extrakt der reinsten Wissenschaftlichkeit ausgeben, ist ein Dogma, das gläubig hingenommen werden muß, aber keine Kritik verträgt — selbst nicht die eines Sozialisten wie Professor Platter. Ob die guten Leutchen denn wirklich glauben, die aufgehende Sonne der Erkenntniß mit einem knallrothen Lappen verhängen zu können? . . . Wenn das der Fall ist, dann können sie einem wahrlich

Leid thun. Der kritische „Geist", dem gerade die Sozialdemokratie neue Bethätigungsgebiete eröffnet, neue Aufgaben zugewiesen hat, wird sich auf die Dauer eine einseitige Beschränkung nicht gefallen, er wird sich das Recht nicht nehmen lassen, die Sozialdemokratie selbst in ihren theoretischen Aufstellungen zu prüfen und das an ihr zu verwerfen, was vor einer sachlichen, leidenschaftslosen Kritik nicht bestehen kann. Die sozialistischen Anschauungen zu läutern und zu sichten — das ist die nächste Aufgabe sozialökonomischer Kritik. Dieser Aufgabe entspricht in hohem Grade das Buch des Prof. Dr. Platter.

Sklavenketten der Frau. Von Rose Stolle. Verlag von Max Spohr in Leipzig. Preis *M* 1.50.

Endlich einmal eine Frau, die über die Frauenfrage schreibt, ohne uns mit den nur halbverdauten Brocken einer zweifelhaften Wissenschaft imponiren zu wollen. Endlich einmal eine Schriftstellerin, die zur Feder griff, weil sie Etwas auf dem Herzen hatte, das es sie zu sagen drängte, und nicht weil sie einem Verleger ein Buch von so und so viel Druckbogen zugesagt hatte. Frau Rose Stolle will an ihrem Theil dazu beitragen, daß die Sklavenketten der Frau gesprengt, und daß dieser alle ihre Rechte zuerkannt werden. Aber sie will nicht aus der Frau ein Mannweib machen und die Frage nach dem Stimmrecht der Frauen hat für sie nur untergeordnete Bedeutung. Und wenn den Frauen alle ihnen bis jetzt vorenthaltenen Befugnisse mit einem Male verliehen, wenn sie den Männern in allen Punkten gleichgestellt würden mit Ausnahme des einen, auf den für die Frau Alles ankommt — d. h. wenn die bisherigen Anschauungen über die Geschlechtsehre des Weibes in ihrer ganzen Hohlheit und Erbärmlichkeit fortbestehen würden, so wäre nach Frau Rose Stolle der Frau damit in keiner Weise geholfen. Ihre Lage wäre nach wie vor eine unwürdige, nach wie vor würde sie die Sklavenketten mit sich herumschleppen. Ein großer Theil des Inhaltes dieses Buches ist der Erörterung des geschlechtlichen Problems gewidmet. Die Verfasserin hat, wie aus ihren an anderer Stelle auszugsweise von uns wiedergegebenen Ausführungen hervorgeht, es wohl verstanden, dieses Thema in einer so durchaus keuschen Weise zu behandeln, daß selbst für prüde Naturen ihre Ausführungen kaum etwas Abstoßendes an sich haben. Was sie mit klugem Verstande erkannt hat, das bringt sie mit warmem, mitfühlenden Herzen zum Vortrag. Man hat allenthalben die Empfindung, daß in diesem Buche eine vornehm denkende, gebildete Frau aus lauterstem Herzensdrange heraus sich ernstlich mit einer Frage beschäftigt, die bisher vielfach von müßigen Nichtsthuerinnen als angenehmer Zeitvertreib betrachtet, oder aber von gewinnsüchtigen Spekulanten, und leider auch Spekulantinnen, als wirksames Aufgeilungsmittel für moralisch und physisch minderwerthige Weiber beiderlei Geschlechts zu sensationellen Broschüren verarbeitet wurde. Die interessante Schrift hat in formaler Hinsicht große Vorzüge aufzuweisen. Dem ernsten und lauteren Grundton des Werkchens entspricht eine schöne, anmuthreiche Sprache, während die Neuschheit in der Auffassung und Darstellung selbst der verfänglichsten Dinge uns lebhaft an das schöne Wort gemahnt: „Dem Reinen ist Alles rein." — Auffällig könnte es erscheinen, daß diese Schrift in der Presse eigentlich noch verhältnißmäßig wenig besprochen worden ist. Wer indeß die Sittlichkeitsheuchelei unserer Zeitungen kennt, die zum weitaus größten Theil inhaltlich auf den Geisteszustand und moralischen Standpunkt des Altejungfern- und Backfischthums zugeschnitten sind, dem kann dieser Umstand nicht sonderlich auffallen.

Vigilien. Von Stanislaus Przybyszewski. Verlag von S. Fischer in Berlin.

Nun habe ich schon unzählige Male von Leuten, die gut informirt sein wollten, gehört, der Verfasser der „Vigilien" der „Satanist", mit dem für mich wohl ein unaussprechlichen polnischen Namen, sei beim Einwohnermeldeamt der rührigen Schriftstellergemeinde, die um den Verlag des Herrn S. Fischer sich gruppirt, als Genie angemeldet, und dennoch kann ich noch immer nicht glauben, daß diese Anmeldung auch in Wirklichkeit den Thatsachen entspricht. Trau einer den Leuten, die aus Polen zu uns herüberkommen! An falschen polnischen Grafen und Gräfinnen ist wahrlich kein Mangel, warum sollte also ein polnischer Schriftsteller, den sein literarischer Hauswirth als Genie anmelden läßt, ohne weitere Prüfung seiner Ausweispapiere dafür gehalten werden? Eine eingehende Prüfung des „Vigilien" betitelten Buches hat mich lediglich davon überzeugt, daß Herr Przybyszewski es meisterhaft versteht, sich äußerlich der Lombroso'schen Aufstellung anzubequemen, der zufolge Genie Wahnsinn ist. Sein Buch hat thatsächlich pathologisches Gepräge. Wie in den Schriften aller dieser „Jungen", die in gährender Unreife begriffen und von einem ungeberdigen Genialitätsrappel beherrscht sind, ist in den „Vigilien" fortwährend in höchst verfänglichen Worten vom Hirn des Autors und davon die Rede, daß darin merkwürdige Dinge vorgehen, die den nüchternen Beurtheiler auf irgend eine Abnormität der Ganglienbildung oder der Zusammensetzung der Gehirnsubstanz sollen schließen lassen. Natürlich muß nun auch die Sprache dieser abnormen Gehirnbeschaffenheit angepaßt werden; denn, wenn ein „genialer Autor" ein gemeinverständliches Deutsch schriebe, so würde ja Keiner glauben, daß er in Wirklichkeit verrückt und ein epochemachendes Genie ist. Daher der hysterische Stil, daher die schwülstigen Bilder, die gleich dem Pudel in der Goethe'schen Beschwörungsszene, sich aufblähen, und schließlich in ein umrißloses Nichts zerfließen — und daher denn auch diese groteske Sucht, in toller Häufung bombastische Phrasen loszulassen, die in der Regel mehr lächerlich als imponirend wirken. Mögen die Freunde des Autors immerhin sein Genie bewundern, ich persönlich glaube nicht daran, so lange Herr Pr. mir keinen bündigeren Beweis dafür erbringt, als den in den „Vigilien" niedergelegten. Und Sätze, wie der: „Ich, Dein Erzeuger und Dein Sohn, Ich habe mit den Mutterbrüsten meines Gehirns Dich großgesäugt", — oder Bilder wie: „Ein Zug von Menschen mit Kerzen in den Händen und ein Verhängniß über ihren Köpfen, und wieder Gesang, Gesang in unendlich tiefen, monotonen, halbverhaltenen Tönen, kauernden Tönen, die explodiren können, die das Gehirn mit ihrer schmerzlichen Wuth zerreißen können" — offen gestanden: solche sprachlichen Schönheiten, derartige Feinheiten der Schilderung gehen über mein schlichtes Verständniß. Von derartigen Proben einer übergeschnappten Originalitätssucht wimmelt es in dem Buche wie in einer Koch'schen Reinkultur von Cholerabazillen. Vielleicht gelingt es dem Verfasser, sich gewaltsam zu befreien von der entsetzlichen Manier, in die übertriebener Freundschaftskultus ihn hineingehetzt zu haben scheint. Die visionäre Pose steht ihm ganz und gar nicht zu Gesichte, und die zappelige Nervenüberspanntheit seines Stils wird auf die Dauer unerträglich. Wir haben an dem einen Max Dauthendey wahrlich genug — der deckt jeglichen Blödsinnsbedarf, der etwa auf dem Markt deutschen Schriftthums angemeldet werden könnte. Schon aus freundnachbarlicher Rücksichtnahme sollte Keiner ihm ins Handwerk pfuschen. K. Schneidt.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Verein für Freies Schrifttum

Als erster Band erschien soeben

Die Bildungsmüden

Ein Gegenwartsroman

von

Oskar Mysing

(Otto Mora)

19 Bogen 8°; Einzelpreis 3 Mk.

Der Verfasser von „Überreif" behandelt hier ein Thema, das in hervorragendem Sinne „aktuell" genannt werden muß — die eigenthümliche moderne Müdigkeit, den leisen spöttischen Zweifel an den Segnungen der Wissenschaft und des Fortschritts, wie sie noch vor zwanzig Jahren als unumstößliches Dogma galten. Eine gesellschaftliche Erscheinung, die Einem heute überall in die Augen fällt, ist hier zu einem großen Sitten- und Kulturbilde erweitert. An verschiedenen Typen zeigt Mysing die Schädlichkeit einer mechanisch überwuchernden Bildung, die nicht Geist und Herz entwickelt, sondern verroht und ertödtet. Einen besonderen Werth scheint uns der Roman dadurch zu haben, daß der Verfasser nicht bloß negativ ist und nur Schwächen und Fehler sieht, sondern in dem Schicksal seines Helden auch den Fingerzeig zum Besseren giebt.

Alle 8 Bände eines Jahrgangs kosten für Mitglieder zusammen nur **12 Mk.** franko, Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, **Berlin W., Gleditschstraße 35,** auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung.

Der Beitritt kann jederzeit erfolgen; er verpflichtet für den laufenden Jahrgang. Die erschienenen Bände desselben werden nachgeliefert. Außer der Zahlung des Jahresbeitrags werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen. Ausführliche Prospekte werden gratis und franko versandt.

Am 1. Oktober a. c. begann das III. Quartal der

Internationalen Litteraturberichte

Wochenschrift für Gebildete aller Stände, Gelehrte, Litteraten, Bücherkäufer etc. etc.

Preis pro Quartal (13 Nrn.) 1 Mark.

In den bis jetzt erschienenen Nummern gelangten Beiträge von nachstehenden Herren zur Veröffentlichung: Hofrat Prof. Dr. C. Beyer. — Ernst Braunsewetter. — Prof. Dr. Brenner. — W. Bruckmüller. — Prof. Dr. Bucher. — Prof. Dr. Buchholtz. — Carl Busse. — Dr. Julius Tuboc. — Red. Theod. Ebner. — Hans Ellissen. — Paul Falck. — Fritz Fliedner. — Louis J. Garcia de Ph. Gironcourt. — Dr. G. v. Hanck. — Dr. A. Hoeck. — Red. A. Höllerl. — Dr. Lud. Hude Red. Tony Kellen. — W. von Knoblauch. — Dr. Küchler. — A. Lorenzen. — Prof. Dr. Mo J. C. Maurer. — Red. Hans Moltan. — Dr. Alb. Moefer. — Heinrich Nitschmann. — Dr. Paul Nack Dr. K. Schaefer. — Dr. H. Schmidkunz. — Stauf v. d. March. — Dr. Alb. Stern. — Fr. Thieme. C. Voß. — Dr. Otto Weddigen.

Zur Mitarbeiterschaft haben sich ferner bereit erklärt: Prof. Dr. Bauer. — Dr. Rud. Budden Dr. Leo Burgerstein. — Dr. Gust. Diercks. — Dr. Falkson. — Dir. Prof. Dr. Freund. — Red. Hans Geh. Hofrat Dr. R. v. Gottschall. — Prof. Dr. Haas. — Dr. Ewald Hause. — Paul Linden Dr. A. E. Simson. — Prof. Dr. Karl Vollmöller u. A.

Außer Artikeln über die Litteraturen aller Nationen bringt jede Nummer ständig folgende Rubriken:

Vom deutschen Büchermarkt. (Vollständiges Verzeichnis der erschienenen N... ig... Englische Litteratur. — Französische Litteratur. — Italienische Litteratur. — Spanische L... [Erscheint monatlich.] (Nach den Bibliographien der betr. Länder bearbeitet.) — Erscheinende B... Deutsche Bücher in fremdsprachl. Uebersetzungen. — Litterarische Notizen. — Kunst und Theat... Kritiken. — Bücherverbote. — Im Preise herabgesetzte Bücher. — Bibliothekwesen. — B... Kataloge. — Totenschau. — Vermischtes. — Manuskriptangebote.

Auflage 4000 Exemplare. Inserate pro 4gespaltene Petitzeile 25 Pfg.

Probenummern gratis und franko.

Leipzig, Grimmaischer Steinweg 2. **C. F. Müller Verlag.**

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)

Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben

mit Beilage hervorragender

Romane in Buchform

und dem humoristisch-satirischen

„Pasquino"

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands

unter Mitwirkung von **A. Filger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telman** u. v. a., herausgegeben von **Constantin Brunner** und **Otto Ernst.**

Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer gratis u. franco zu verlangen von der Expedition **Hamburg, II. Durchschnitt 16,** oder durch eine Buchhandlung.

= Robert Jacoby's Antiquariat =

BERLIN W. 30. Goltzstr. 13 B.

empfiehlt sein reichhaltiges Lager aus allen Wissenschaften, besorgt jedes antiquar. Werk und ... einzelne Bücher sowie ganze Bibliothek. ... eine Sammlung klinisch. Vorträge Nr. 211 ... sehr gut erhalten, theilw. unaufgeschn... ℳ

ACARIC

Ventilirter Hosenträger. Mit Unterhosen-Halter.

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinaufrutschen der Unterbeinkleider verhindert. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.

Passendes Weihnachtsgeschenk für jeden Herrn.

Hauptdepot Paar ℳ ...

Moritz Mädler, Berlin, Leipziger Str. ...

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 57; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 11 | 15. Dezember 1894

Der Parlaments-Krach.
Die Fähnrichspressen. Von Dr. Carpin.
Kolonialpolitische Wünsche. Von E. Jacobi.
Sozial-philosophische Briefe. Von Dr. H. Eckener.
Eine drohende Weltkrisis. Von Ernst Gordon.
Ein Goethe-Brevier von Otto Erich Hartleben.
Aus revolutionären Geheimpapieren.
Sprechsaal. (Virchow u. die Affen. — Die Literatur des Ramschbazars.)
Vom Büchertisch.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 55
Fernsprecher: VI, 3707

Verein für Freies Schriftthum

Als erster Band erschien soeben

Die Bildungsmüden

Ein Gegenwartsroman

von

Oskar Mysing

(Otto Mora)

19 Bogen 8°; Einzelpreis 3 Mk.

Der Verfasser von „Überreif" behandelt hier ein Thema, das in hervorragendem Sinne „aktuell" genannt werden muß — die eigenthümliche moderne Müdigkeit, den leisen spöttischen Zweifel an den Segnungen der Wissenschaft und des Fortschritts, wie sie noch vor zwanzig Jahren als unumstößliches Dogma galten. Eine gesellschaftliche Erscheinung, die Einem heute überall in die Augen fällt, ist hier zu einem großen Sitten- und Kulturbilde erweitert. An verschiedenen Typen zeigt Mysing die Schädlichkeit einer mechanisch überwuchernden Bildung, die nicht Geist und Herz entwickelt, sondern verroht und ertödtet. Einen besonderen Werth scheint uns der Roman dadurch zu haben, daß der Verfasser nicht bloß negativ ist und nur Schwächen und Fehler sieht, sondern in dem Schicksal seines Helden auch den Fingerzeig zum Besseren giebt.

Alle 8 Bände eines Jahrgangs kosten für Mitglieder zusammen nur **12 Mk.** franko, Anmeldungen sind zu richten an den Vorstand des Vereins, **Berlin W., Gleditschstraße 35,** auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung.

Der Beitritt kann jederzeit erfolgen; er verpflichtet für den laufenden Jahrgang. Die erschienenen Bände desselben werden nachgeliefert. Außer der Zahlung des Jahresbeitrags werden keinerlei Verpflichtungen von den Vereinsmitgliedern übernommen. Ausführliche Prospekte werden gratis und franko versandt.

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 15. Dezember 1894

I. Jahrgang | Nr. 11 | Jahrgang I

Der Parlaments-Krach.

Im neuen Reichstag hat es schon gleich am ersten Verhandlungstage einen großen Krach gesetzt. Die paar Sozialdemokraten, die der Eröffnungssitzung beiwohnten, haben sich, als der Präsident sein Hoch auf den Kaiser ausbrachte, nicht von ihren Sitzen erhoben und haben in den Hochruf nicht mit eingestimmt. Darüber große Entrüstung, besonders unter den Konservativen, und auch der freikonservative Herr v. Stumm konnte nicht umhin, seine millionenbeschwerte Loyalität in eine recht helle Beleuchtung zu rücken. Der loyale Ueberschwang der Einen und die offenkundige tendenziöse Verbissenheit der Anderen prallten heftig aufeinander, und Worte fielen auf beiden Seiten des Hauses, die man sonst eigentlich nur in der Kutscherstube zu hören bekommt. Der parlamentarische Takt und die Wohlerzogenheit der Herren Volksvertreter gingen wieder einmal schmählich in die Brüche — und das Alles, weil ein paar sozialdemokratische Parlamentarier dem Hut die Reverenz verweigert hatten.

Aber wie waren denn die Leute dazu gekommen? — fragt man sich. War es eine wohlerwogene, langer Hand vorbereitete Demonstration, wollten sie durch ihr Verhalten gegen die Knebelgesetz-Vorlage in recht sinnenfälliger Weise Protest einlegen oder wollten sie, im Hinblick auf die Möglichkeit parlamentarischer Neu-

wahlen sich und ihre Partei der Beachtung aller Unzufriedenen im Lande empfehlen, deren Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen sich naturgemäß gegen des Reiches sichtbare oberste Spitze, gegen — den Kaiser richtet?

Jede einzelne dieser Annahmen hat Manches für sich, und dennoch sind sie sammt und sonders unzutreffend. Die Sozialdemokraten sind, wie hier auf Grund zuverlässiger Privatinformationen mitgetheilt werden kann, eigentlich nur aus Versehen sitzen geblieben. — Bekanntlich pflegten die Abgeordneten der sozialdemokratischen Partei bisher den Eröffnungssitzungen entweder gänzlich fern zu bleiben, oder aber, wenn überhaupt ein „Kaiserhoch" in Sicht war, den Saal vorher schleunigst zu verlassen. Früher kam es auch manchmal vor, daß sie, wenn sie durch das Hoch auf den Landesherrn überrascht wurden, sich einfach von ihren Sitzen erhoben, aber nicht in den Hochruf mit einstimmten.

Diesmal nun hatte man erwartet, es werde die erste Geschäftssitzung benutzt werden, um irgend eine Beileidserklärung und Ergebenheitsversicherung an die Adresse des neuen russischen Zaren abzulassen. Da wollten die Sozialdemokraten denn mit dabei sein, um wenigstens Protest zu erheben gegen ein solches Thun, falls es ihnen nicht gelänge, diesen Akt ganz zu hintertreiben. Lediglich aus diesem Grunde wohnten Herr Liebknecht und Einige seiner Freunde der ersten Sitzung bei.

Nun ist aber Vater Liebknecht ein alter Mann, der früher zwar sehr schneidig war, jetzt aber naturgemäß geistig merklich nachgelassen hat. Er saß an seinem Platze und schrieb, und da seine Schreibarbeit ihn genügend in Anspruch nahm, dachte er schon gar nicht mehr daran, daß er und seine Kollegen eigentlich als Wachtposten im Reichstag ausgestellt waren, und daß ihnen die Aufgabe zufiel, die gegnerischen Bewegungen scharf im Auge zu behalten. Und so kam es denn, daß er gar nicht einmal verstand, was Herr v. Levetzow sprach, und daß er in Folge dessen ruhig sitzen blieb, als das Hoch auf den Kaiser ausgebracht wurde. Als Alles um ihn her sich plötzlich erhob, war er so perplex geworden, daß er zu einer Entschließung über sein Verhalten gar nicht im Stande war; seine Parteigenossen aber, die mit ihm den Posten bezogen hatten, richteten sich

in allen Stücken nach dem bewährten, sturmerprobten Führer, und — die Demonstration war fertig.

Diejenigen, welche nachher so furchtbar entrüstet thaten, konnten von dem Allen natürlich keine Ahnung haben. Sie mußten annehmen, daß es sich um eine vorbedachte und wohl überlegte antimonarchische Kundgebung handele, und wurden in dieser Anschauung wesentlich bestärkt durch das nachträgliche Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten. Dem Herrn Singer, der als ehemaliger Großkonfektionär ein feines Verständniß hat für die Ausnützung einer gegebenen Konjunktur, sowie für die Erfordernisse einer gediegenen Geschäftsreklame, war es im Moment klar geworden, daß die Situation, in die man so ganz ohne alles Zuthun gerathen war, sich zu parteigeschäftlichen Zwecken vortrefflich würde verwerthen lassen. Und so ging er denn, statt die gegen ihn und seine Partei erhobenen, zum Theil recht übertriebenen Angriffe sachlich abzuwehren, sofort zur Offensive über, indem er ein Paar heftige Worte sprach, die einen direkten Angriff gegen den Kaiser enthielten und natürlich von den scharf die Ohren spitzenden Parlamentsstenographen pflichtschuldigst in die Presse gebracht wurden. Der tolle Lärm, der sich nunmehr im Reichstage erhob, und die maßlose Erregtheit der königstreuen Abgeordneten, die sie sogar ihre gute Erziehung ganz vergessen ließ, trugen nur dazu bei, den Worten Singers eine ganz besondere Bedeutung zu verleihen und die Aufmerksamkeit auch der Draußenstehenden in erhöhtem Grade auf diese Vorgänge zu lenken.

In den nächsten Tagen sprach man nur noch von Singer und von dem „schneidigen" Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten; und mochte auch die „königstreue" Presse dieses Verhalten für durchaus verwerflich erklären, so fehlte es dennoch selbst unter ihren Lesern nicht an Leuten, denen es thatsächlich imponirte. Hätte nicht gerade Herr Paul Singer, der Mann mit dem ausgesprochenen Kommerzienrathstypus und mit der an eine gar schlimme Ausbeutung der Mäntelnäherinnen erinnernden prozessualisch festgestellten Vergangenheit, sich zum Sprecher der sozialdemokratischen Fraktion aufgeworfen, hätte der Rauschebart Liebknecht oder der Hitzkopf Bebel oder sonst ein mehr sympathischer Mann das Wort ergriffen, so würde der Eindruck, den ein solches Auftreten gemacht hätte, ent-

schieden ein ungeheuerer gewesen sein. Er war aber auch ohnedies groß genug — alle loyalen Redensarten der Welt vermögen daran Nichts zu ändern. Wenn in nächster Zeit der Reichstag aufgelöst würde, so wäre ein bedeutendes Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen zu erwarten, und dieser Stimmenzuwachs würde nicht zum geringsten Theil zurückzuführen sein auf das „charaktervolle" Verhalten der sozialdemokratischen Abgeordneten in der Eröffnungssitzung des Reichstages.

Diejenigen, welche erwartet haben, es werde in der Oeffentlichkeit ein Sturm des Unwillens sich erheben, wenn das Verhalten der sozialdemokratischen Reichsboten bekannt würde, haben inzwischen wohl eingesehen, daß sie in einem gründlichen Irrthum befangen waren. Die Vorgänge, die sich am 6. Dezember im Reichstage abspielten, waren thatsächlich nicht danach angethan, die öffentliche Meinung zu Ungunsten der Sozialdemokraten zu beeinflussen. Selbst wenn diese — was man ja bisher annehmen mußte — absichtlich sitzen geblieben wären, um dadurch gegen die Einbringung der Umsturzvorlage zu demonstriren, so wäre das noch immer kein Verbrechen, sondern schlimmsten Falles eine Taktlosigkeit gewesen. Es fällt dem schlichten Verstand schwer, zu begreifen, daß man nicht nur mit der Feder und mit dem Mund, sondern auch mit dem — Sitzefleisch sich gegen die Majestät und gegen die Sicherheit des Staates und der Gesellschaftsordnung in schlimmer Weise soll vergehen können. Daß die sozialdemokratischen Abgeordneten keine besonders glühenden Anhänger der unterschiedlichen deutschen Herrscherhäuser sind, und daß insbesondere Herr Paul Singer, der ja vom ältesten Uradel stammt und demzufolge in den Angehörigen selbst bejahrter Herrscherhäuser immer noch Parvenus erblickt, daß dieser wackere Volksmann lieber heute als morgen unter dem Regentennamen Paul I. als Herrscher von Volkes Gnaden in das Königliche Schloß einziehen möchte, das weiß nachgerade Jedermann. Aber Niemand vermag zu begreifen, wieso die persönliche Ehre des Monarchen dadurch berührt werden könnte, daß sozialdemokratische Abgeordnete bei Nennung seines Namens sich nicht von ihren Sitzen erheben.

Ja, es giebt sogar königstreue Leute, die der Ansicht sind, man thue dem Monarchen keinen Gefallen, indem man den größeren oder

geringeren Grad von widerſpruchsloſer Unterordnung unter ſeinen Willen, von demonſtrativ bekundeter Verehrung ſeiner Perſon zum Gradmeſſer mache für die Werthſchätzung eines Mannes. Schließlich hat es doch auch in monarchiſch regierten Ländern ſchon Männer gegeben, die zu republikaniſchen Anſchauungen ſich bekannten, ohne daß ſie deßhalb verdient hätten, zum Abſchaum der Menſchheit gerechnet zu werden. Und wenn ein Mann ſeiner Ueberzeugung entſprechend handelt, ſo ſollte man — ſelbſt wenn einem dieſe Ueberzeugung ganz und gar zuwider iſt — ihm democh daraus keinen Strick drehen und es ihm nimmer zum Vorwurf machen, daß er — die Heuchelei verſchmäht.

So denkt und urtheilt ein großer Theil des Volkes, dem übrigens ſchon längſt inſtinktiv die Wahrheit aufgegangen iſt, daß es auch bei den ſogenannten königstreuen Parteien um die Königstreue herzlich ſchlecht beſtellt iſt. Thatſache iſt es z. B., daß die machmal guten, manchmal aber auch ſehr ſchlechten, immer aber ziemlich reſpektwidrigen Witze, die an die Perſon des Kaiſers anknüpfen, und die man auf allen Bierbänken, in allen Geſellſchaften ſich mit Behagen zuraunt, entweder in den Kreiſen der noch bis vor Kurzem die kaiſerliche Politik ſo heftig bekämpfenden konſervativen „Fronde", oder aber an der Börſe gemacht wurden. Und diejenigen Witze, welche auf konſervativem Felde erwuchſen, waren ſogar häufig weit ſchonungsloſer noch, als die leidenlahmen Kalauer, welche dem geilen Boden der Börſe entſproßten.

Nun hat die konſervative Fronde ſich zwar neuerdings eine gewiſſe Zurückhaltung auferlegt und Alles reumüthig widerrufen, was ſie früher öffentlich gegen den Kaiſer geſündigt hat. Die Verhältniſſe haben ſich eben geändert, und es iſt Ausſicht vorhanden, daß die Herren durch ſcheinbare Fügſamkeit und Unterordnung mehr erreichen können, als durch ſteifnackiges Beharren auf ihrer ehemaligen Oppoſition. Es kann daher auch nicht Wunder nehmen, wenn jetzt gerade aus dieſen Kreiſen ſo furchtbar vernichtende Urtheile über das unparlamentariſche Verhalten der Sozialdemokraten laut werden, wenn gerade die bisherige Fronde im Reichstage, die früher im Kampfe um die wirthſchaftlichen Intereſſen oft dicht an die Perſon des Monarchen heranrückte, ſich nun mit einem Male zu

ganz besonderen Zornesausbrüchen gegen die illoyalen Sozialdemokraten hinreißen läßt. Den Leuten aber, denen dieser Uebereifer verdächtig erscheint, kann man daraus nicht gerade einen Vorwurf machen.

* * *

Kaiser Wilhelm ist jung und leidenschaftlich. Rasch setzt bei ihm der Gedanke ins Wort sich um, und das Wort wird bald zur That. Er ist ein Mann von allersubjektivstem Empfinden, ist regen Geistes und von einem ungebändigten Thatendrange beseelt, für den er als Friedensfürst kaum volle Bethätigung findet. Er kümmert sich um Alles und hält mit seinem Urtheil, das sich häufig in Formen kleidet, die wegen ihres apodiktischen Gepräges den Gegnern seiner Auffassung schroff und verletzend in die Ohren klingen, nicht gern hinter dem Berge. Daher kommt es denn, daß er Keinem gleichgültig ist, daß man ihn entweder liebt und es für Pflicht hält, seine Politik zu unterstützen, oder aber, daß man seine Politik bekämpft und dann sogar ihm selbst feindlich gegenübertritt. Selten nur läßt diese so schroff ausgeprägte Individualität einen denkenden Zeitgenossen kalt, und Diejenigen gar, welche zu einer objektiven Beurtheilung des Kaisers und seiner Aspirationen sich emporzuschwingen vermögen, sind überaus dünn gesäet.

Auch mit dieser Thatsache hätte man rechnen sollen, bevor man den Entrüstungsskandal in Szene setzte. Wenn man der Handvoll Sozialdemokraten, die überhaupt der Eröffnungssitzung beiwohnten, ihr Sitzenbleiben, das ja schon wegen der Geringfügigkeit ihrer Zahl gar nicht aufgefallen wäre, einfach nachgesehen hätte, so wäre das entschieden ein Akt kluger politischer Zurückhaltung gewesen. Der offenkundige Mangel an der gebotenen Zurückhaltung hat sich inzwischen ganz empfindlich gerächt; darüber vermag alle Schönfärberei, darüber vermögen auch die langathmigsten Entrüstungstiraden, die nun aus dem Chorus der gutgesinnten Presse herausschallen, keinen selbstständig urtheilenden Menschen hinwegzutäuschen.

An und für sich ist es ja recht bedauerlich, daß die politische Unreife unseres Volkes noch eine so große ist. Die Masse hält sich aber nun einmal an Aeußerlichkeiten; sie ist in ihrem Urtheil vor allen Dingen abhängig von sinnenfälligen Eindrücken. Wer da sitzen

bleibt, wenn ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht wird, und wer dann hinterher dieses Verhalten mit patzigen Worten rechtfertigt — wie Herr Singer es im Reichstag that, wo weiter keine Gefahr dabei war — der erscheint ihr als ein ganzer Mann und tüchtiger Charakter. Und eine Partei, die solche Männer hervorbringt, genießt in hohem Grade das Vertrauen und die Achtung der Masse, die ja noch immer glaubt, daß die bestehenden Staats- und Gesellschaftsverhältnisse, unter deren Ungunst sie zu leiden hat, das Ergebniß nicht eines geschichtlichen Werdeprozesses, sondern menschlicher Schlechtigkeit und Niedertracht sind, die der Kaiser unschädlich machen könnte, wenn er nur wollte.

Zum Zustandekommen dieser kindlichen Vorstellung hat allerdings der Kaiser selbst, der sich um Alles hervorragend kümmert und wiederholt die Souveränität seines Willens, die Omnipotenz seines Könnens in auffälliger Weise betont hat, nicht wenig beigetragen. Es ist kein Geheimniß, daß auch die neueste Phase unserer innerpolitischen Entwickelung fast ausschließlich auf die Initiative des Monarchen zurückzuführen ist, der da glaubte, den Rathschlägen Jener Gehör schenken zu müssen, die mit Repressivmaßregeln eine Bewegung zurückdrängen wollen, deren bedrohliches Umsichgreifen durch die bestehenden wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse veranlaßt wird. Die Auffassung, daß ein so willkürliches Eingreifen von Erfolg sein könnte, ist ebenso irrig, wie diejenige, welche die Regierung und ihren höchsten Vertreter, den Monarchen, für die herrschenden Mißstände verantwortlich macht; außerdem aber zeugt sie auch von einem geradezu erschreckenden Mangel an volkswirthschaftlicher Einsicht, der die mit Vorliebe gebrauchte Phrase von den sozialen Aufgaben der Monarchie in ihrer ganzen Fadenscheinigkeit bloßlegt.

Der Skandal im deutschen Reichstag hat wenigstens das eine Gute zur Folge gehabt, daß man sich heute doch wohl darüber klar ist, wie wenig der großen Masse der Nothleidenden die tönenden „patriotischen" Phrasen imponiren, und wie wenig man in diesen Kreisen überhaupt noch geneigt ist, sich zum Sturmlauf gegen die Sozialdemokratie gebrauchen zu lassen. Die Hurrahpolitik hat ihre Zeit gehabt, diese Zeit aber ist unwiederbringlich dahin. Wer heut-

zutage Einfluß auf das Volk gewinnen will, der muß seiner Nöthe sich wirksam annehmen, der muß ihm durch die That beweisen, daß er ihm zu helfen wünscht, und daß er keinerlei selbstische Nebenzwecke im Auge hat. Und so lange Niemand da ist, der mit reinen Händen und ehrlichem Wollen die soziale Reformarbeit in Angriff nimmt, darf man es dem Volke nicht verargen, wenn es denen seine Sympathie schenkt, die wenigstens gegen den bestehenden Zustand der Dinge „nachdrücklich protestiren", und sei es auch nur durch Worte und durch Sitzenbleiben auf ihren Fauteuils im deutschen Reichstage. Wenn nun gar die Erlaubniß zur strafrechtlichen Verfolgung der sitzengebliebenen Sozialdemokraten im Reichstag gefordert wird, so erlangen die Herrschaften eine Bedeutung, auf die sie persönlich kaum irgend welchen Anspruch haben.

* * *

Der Parlamentskrach, der dieser Tage stoffbedürftigen Zeitungen und einflußreichen Bierbankpolitikern so willkommenen Anlaß zu anregender Unterhaltung bot, hat allem Anschein nach symbolische Bedeutung. Heftige Kämpfe, tumultuarische Sitzungen stehen im neuen Hause bevor, denn die Umsturzvorlage bedroht die wichtigsten Lebensinteressen der Nation. Sie ist ein Gewaltgesetz schlimmster Art, und wenn sie angenommen würde, dann wäre das der beste Beweis dafür, daß der Parlamentarismus — wenigstens der, dessen wir uns erfreuen — in keiner Weise mehr geeignet ist, eine gesunde und friedliche Fortentwickelung in politischer und sozialer Hinsicht zu gewährleisten. Der Parlamentskrach vom 6. d. M. könnte dann der Vorläufer gewesen sein des großen parlamentarischen Krachs, der zum Sturze überlebter parlamentarischer Einrichtungen und zur Schaffung neuer Formen führen müßte, über deren voraussichtliche Beschaffenheit sich heute Bestimmtes noch nicht sagen läßt.

K. Sch.

Die Fähnrichspressen.

Heft 4 der „Kritik" brachte eine recht anschauliche Darlegung der Schwierigkeiten, unter denen eine große Anzahl unserer jüngeren Offiziere zu leiden hat. Ein Gesichtspunkt ist jedoch nach Ansicht des Schreibers dieser Zeilen, der Jahre lang an sogenannten Militär-Pädagogien — im Volksmunde „Fähnrichspressen" genannt — unterrichtet hat, nicht genügend in dem betreffenden Artikel berücksichtigt worden, nämlich der ungünstige Einfluß, welchen im Allgemeinen die genannten Anstalten, denen ein erheblicher Theil unseres Offizierkorps seine Vorbildung verdankt, auf die Charakterbildung ausüben. Im Vergleich zu der Erziehung in den Kadettenanstalten und auf den Gymnasien, auf denen der Zögling meist so gut wie gar keine persönliche Freiheit genießt, weisen die Militär-Pädagogien wiederum das andere Extrem auf: der Individualität und — leider muß es gesagt werden — dem Hang zum Leichtsinn wird in den meisten Fällen ein zu großer Spielraum gelassen. Wann kommen denn die jungen Leute überhaupt auf ein Militär-Pädagogium? Wenn sie mit „geknickter Quintanerbildung" vom Gymnasium abgegangen werden oder sich der straffen Disziplin der Kadettenanstalt nicht fügen wollen, dann tritt als ultima ratio die Militär-Vorbereitungsanstalt in ihre Rechte. Der Leiter derselben ist natürlich in erster Reihe, er mag sonst ein noch so ehrenwerther Mann sein, Geschäftsmann. Wenn er, was durchaus keine Seltenheit ist, mit fünf oder sechs Zöglingen, die bei ihm in Kost und Logis sind, sein Institut eröffnet, so liegt ihm viel zu sehr an jedem Einzelnen, als daß er jeden leichtsinnigen Streich, der ihm zu Ohren kommt, oder den er selbst wahrzunehmen Gelegenheit hat, mit dem nöthigen sittlichen Ernst rügen und — was viel wichtiger ist — zur Kenntniß der Eltern bringen sollte; er befürchtet eben, einen Pensionär zu verlieren. In ihren Mußestunden, d. h. wenn die jungen Herren keinen Unterricht nehmen, von dem sie sich selbstverständlich recht oft unter dem Vorwande des Unwohlseins drücken, führen sie das ungebundene Leben frisch-feucht-fröhlicher Studenten, ohne selbst für die tollsten Streiche dem Risiko eines Consilium abeundi oder gar der Relegation ausgesetzt zu sein. Da wird kommersirt

und pokulirt, natürlich auch „pussirt nach Noten“, was in diesem Falle meist wörtlich zu nehmen ist, da die zukünftigen Offiziere als „reelle Flamme“ sich meist eine Tingeltangeleuse, das Mitglied irgend einer Damenkapelle oder, wenn es hoch kommt, eine Choristin anschaffen. Jedenfalls verschlingt ein so ungebundenes Leben heidenmäßig viel Geld. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein derartiger hoffnungsvoller Jüngling in einem Monat nicht weniger als 17000 Mark „verplemperte“. Sich einen Ueberzieher für 100 Mark anzuschaffen und ihn sofort, ohne ihn auch nur einmal getragen zu haben, weil man gerade in Geldverlegenheit sich befindet, für 10 Mark oder, wenn es hoch kommt, für 20 Mark zu „verkloppen“ oder zu versetzen, wobei an eine Einlösung schon aus Gründen der Nachlässigkeit und Bequemlichkeit kaum noch zu denken ist, gilt in diesen Kreisen für „schneidig“ und „chic“. Der Herr Papa bezahlt ja Alles, selbst die horrendesten Schneider- und Schusterrechnungen. Wenn man immer Droschke erster Güte fährt und Strecken, die auf der Eisenbahn 20, höchstens 30 Pf. kosten, beispielsweise von Lichterfelde nach Berlin, in einer auf Zeit gemietheten Equipage zurücklegt und diese Stunden lang warten läßt, so kann es leicht passiren, daß man bloß für Fuhren Tag für Tag seine 10 Mark ausgiebt, was für das Jahr immerhin die recht anständige Summe von 3000—4000 Mark, etwa so viel, wie das Durchschnittsgehalt eines Amtsrichters oder Gymnasiallehrers, ausmacht. Daß junge Leute, die so wenig den Werth des Geldes kennen, und die gewohnt sind, ihren kostspieligen Launen bei jeder Gelegenheit die Zügel schießen zu lassen, späterhin als Offiziere am allerwenigsten im Stande sind, der so gefährlichen Leidenschaft des Hazardspiels energischen Widerstand zu leisten, das versteht sich am Ende von selbst.

Aber — auf diesen Einwand muß Verfasser vorliegender Skizze natürlich gefaßt sein — wenn die Herren Offiziersaspiranten, wie sie sich stolz auf ihren Visitenkarten von dem Augenblick an nennen, wo ihrem Gymnasialbesuch ein unfreiwilliges Ende bereitet ist, so viel Zeit mit allerlei Extravaganzen vertrödeln, wann bereiten sie sich denn eigentlich auf ihr Examen vor? Schließlich wird doch Etwas verlangt. Etwas allerdings, und dieses Wenige wird eben im Laufe der Jahre, während deren der Jüngling sich auf der „Presse“ befindet, in ihn hineingepreßt, natürlich nur in solchen Stunden, in denen der junge Herr überhaupt an den Brüsten der Wissenschaft zu saugen geruht. Daß die Examenkommission so milde veranlagt ist, ist natürlich nicht die Schuld des Examinanden und des Leiters der Vorbereitungsanstalt, welcher in Folge dessen selbst bei dem horrendesten Maß von Unwissenheit eines Schülers noch immer nicht an

dem günstigen Ausgang des Examens verzweifelt. Ueberhaupt liegen die Verhältnisse bei dem Letzteren sehr eigenthümlich. An und für sich ist es Vorschrift, daß jeder Fähnrichsprüfungs-Examinand nicht bloß das Einjährig-Freiwilligen-, sondern sogar das Primaner-Zeugniß aufzuweisen habe, jedoch kann der betreffende Regimentskommandeur, wenn er will, von dieser Forderung Abstand nehmen. Dies geschieht natürlich in allen den Fällen, wo der Aspirant einem alten und begüterten Adelsgeschlecht angehört, während andererseits ein Abiturient, dessen Vater etwa ein ehrbarer Schuhmachermeister wäre, trotz des allerbesten Abiturientenexamens kein Regiment finden würde, das ihm die Pforten der höheren Militärlaufbahn zu eröffnen bereit wäre. Im Fähnrichsexamen selbst wird ja auch ein recht erheblicher Wissensstoff vorausgesetzt, jedoch in Folge der eigenthümlichen Berechnung nach Points, die auseinanderzusetzen hier nicht gut angängig ist, wird in der Regel „nicht so heiß gegessen, wie gekocht ist", vielmehr kann der Examinand, selbst bei den ungenügendsten Leistungen in einzelnen Fächern, wenn er in anderen nur das Durchschnittsmaß erfüllt hat, immer noch mit Recht hoffen, das Examen bestanden zu haben, so daß böse Spötter sogar behaupten wollen, es sei eine Kunst, im Fähnrichsexamen durchzufallen.

Alle diese Verhältnisse sind im Allgemeinen noch viel zu wenig im großen Publikum bekannt, und andererseits ist es nicht ohne ein gewisses Risiko, sich über militärische Interna offen zu äußern. Es kann daher auch kaum Wunder nehmen, daß die hier kurz skizzirte Vorbildung eines erheblichen Theils unseres Offizierkorps so überaus selten in Zeitungen und Zeitschriften berührt wird, und daß man sogar im Parlament sich scheu und verlegen an dieser doch immerhin wichtigen Frage vorbeizudrücken liebt. Wir haben also, wenn wir von den ohne jedes Examen, von „Kaisers Gnaden" zum Offizier Beförderten absehen — Fälle, die nicht vereinzelt dastehen, die aber als Ausflüsse der Entschließungen des obersten Kriegsherrn eine Möglichkeit der Kritik gänzlich ausschließen — wir haben also, abgesehen von den auf der Kadettenanstalt zweckmäßig vorgebildeten Leuten, verschiedene Kategorien von Offizieren nach ihrer Vorbereitung zu unterscheiden: erstens solche mit bestandenem Abiturienten-Examen — das Fähnrichsexamen ist dann nicht mehr erforderlich —, zweitens solche mit Fähnrichsexamen bei vorher erworbener Einjährigen- und Primanerreife und drittens solche ohne letztere, vielfach schon von Quinta oder Quarta abgegangen und in jahrelanger Vorbereitung auf den Militär-Pädagogien für ihren zukünftigen Beruf „gepreßt".

Diese letzte Gattung ist, um auf den Ausgangspunkt unserer Aus-

führungen zurückzukommen, diejenige, die sowohl hinsichtlich ihrer geistigen, als auch hinsichtlich ihrer Charakterbildung im späteren Leben am meisten zu wünschen übrig läßt. Deßhalb sollte man im Interesse der Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus unseres Offizierkorps die Forderung aufstellen: Fort mit den Militärpädagogien! Welche Anforderungen hinsichtlich der geistigen Reife die Militär-Obereramination-Kommission zu stellen für angebracht hält, ist ihre Sache. Jedenfalls aber ist es auch bei einem Mindestmaß von Wissen nicht ohne Bedeutung, ob der Examinand sich dasselbe in einer regelrechten Anstalt, sei es Gymnasium oder Realgymnasium, sei es Kadettenanstalt, oder in völlig regelloser, höchstens auf die Anforderungen des Examens gerichteter, Geist- und Charakterbildung aber außer Acht lassender Dressur an einer sogenannten Fähnrichspresse sich erworben hat.

Dr. Carpin.

Kolonialpolitische Wünsche.

Mit dem Wechsel in der obersten Leitung des Reiches sind eine ganze Reihe von Wünschen auf den verschiedensten Gebieten, die sich bisher wenig Hoffnung auf Erfüllung machen konnten, wieder wach geworden, und zu diesen gehört nicht zuletzt der Wunsch nach einem kräftigeren Vorgehen in unserer nationalen Kolonialpolitik. Ein gewisses Erlahmen in dem Interesse weiter Kreise an dieser so hochwichtigen Bethätigung des Reiches konnte nicht auffällig werden, wenn man an der Stelle, von wo der Hauptanstoß ausgehen sollte, wo jedenfalls den vielfachen Bestrebungen die eigentlich wirksame Förderung werden mußte, einen Mann erblickte, der seine Stellung zur Kolonialpolitik mit dem Schlagwort charakterisirte, „es könnte uns kein größeres Unglück passiren, als wenn man uns ganz Afrika schenkte".

In Folge dessen hat jedenfalls Niemand, der eine energische Kolonialpolitik für eine Lebensfrage des Deutschen Reiches und Volkes hält, die Aera Caprivi mit besonderem Bedauern zu Ende gehen sehen. Es wird voreilig sein, mit den neuen Männern auch sofort einen neuen Kurs auf diesem Gebiete zu erhoffen, aber der Augenblick scheint doch gekommen, jetzt auf die vielfachen dringenden Aufgaben hinzuweisen, die noch vor uns liegen, und zu betonen, daß noch unendlich viel zu thun bleibt, bis unsere Kolonien den berechtigten Erwartungen des deutschen Volkes entsprechen.

Unter den Wünschen, mit denen wir nicht allein stehen, sondern die jetzt mehrfach wieder in der deutschen Presse zum Ausdruck gekommen sind, steht eine bessere Nutzbarmachung unserer Kolonien für die deutsche Auswanderung obenan. Hier kommt ja zunächst Südwestafrika in Betracht. So anerkennenswerth nun in Bezug hierauf die Thätigkeit der aus der Deutschen Kolonialgesellschaft hervorgegangenen Siedelungsgesellschaft ist, und so erfreulich es ist, daß auch die Reichsregierung neuerdings mit dem Verkauf von Regierungsland an Ansiedler vorzugehen scheint, so ist doch noch viel zu thun. Vor Allem sollte die Einrichtung einer regelmäßigen Verbindung mit dem Mutterlande, sei es im Anschluß an die Woermann-Linie, oder wie sonst, für die sich ja auch der Kolonialrath entschieden ausgesprochen hat, baldmöglichst durchgeführt werden. Die Rentabilität kann hier auf Grund der Erfahrungen, die die deutsche Kolonialgesellschaft mit den von ihr expedirten Dampfern gemacht hat, viel weniger zweifelhaft sein, als seinerzeit bei der deutschen Ostafrika-Linie, insbesondere wenn die Verbindung durch Ausdehnung einer bereits bestehenden Linie hergestellt wird. Daran wird sich der Ausbau der Swakopmündung zum deutschen Hafen schließen müssen, zu dem das Reich, falls er nicht von den im Lande thätigen Gesellschaften allein bewirkt werden kann, jedenfalls einen Zuschuß leisten müßte, damit dem unwürdigen und schädlichen Zustande, daß die Eingangspforte in unser Gebiet in englischen Händen ist, je eher je lieber ein Ende gemacht wird. Mit diesen unerläßlichen Vorbedingungen für eine Besiedelung in ausgedehnterem Maßstabe ist es nun aber nicht gethan. Es muß sich daran schließen eine planmäßige Untersuchung des

ganzen Gebietes auf seine Besiedelungsfähigkeit hin, insbesondere auch des nördlichen Theiles, des sogenannten Ovambolandes, und des südlichen, der Ufer des Oranjestromes. Sobald genügend besiedelungsfähiges Land gefunden ist, wäre dasselbe sofort zu vermessen und sodann entweder durch Vermittelung der Siedelungsgesellschaft, die nöthigenfalls eine Subvention vom Reiche erhalten müßte, oder direkt von der Reichsregierung an Ansiedler auszuthun. Abgesehen von freiwillig sich meldenden Ansiedlern könnte hier auch in Frage kommen, ob man nicht ausgedienten Unteroffizieren nach Ablauf ihrer Dienstzeit die Möglichkeit, in der Kolonie Land zu erhalten, eröffnen sollte, wie Aehnliches seiner Zeit Paul de Lagarde angeregt hat. Es würde damit zugleich durch Eröffnung der Hoffnung auf Landbesitz der Schwierigkeit, gute Unteroffiziere zu bekommen, einigermaßen gesteuert, und andererseits die Konkurrenz der vielen Militäranwärter mit den Zivilbeamten gemildert werden. Doch diese Frage kann hier nur gestreift werden. Für die Besiedelung wäre aber ferner vielleicht der Vorschlag ins Auge zu fassen, den seiner Zeit der bekannte Kolonialpolitiker Dr. Fabri gemacht hat, überseeische Filialen unserer Arbeiterkolonien zu errichten, die jetzt überfüllt sind und ihre Insassen theilweise wieder einem ungewissen Loose entgegen gehen lassen müssen, während diese, über See angesiedelt, werthvolle Glieder des überseeischen Deutschlands werden könnten. Jedenfalls ist der Besiedelungsfrage auch vom Standpunkt der sozialen Frage energisch näher zu treten. Wenn nun auch Südwestafrika hier in erster Linie in Betracht kommt, so ist doch auch zu erwägen, ob nicht auch in manchen Theilen Ostafrikas und des Kamerungebiets eine Ansiedelung im größeren Maßstabe möglich wäre. Am Kilimandscharo wenigstens, wahrscheinlich auch zwischen diesem und dem Viktoriasee und ebenso in den Gebirgen und Hochebenen nördlich des Nyassa erscheint eine solche wohl möglich. Die von dem Gouverneur v. Scheele eröffneten Aussichten sollten schleunigst näher geprüft werden. Eine Kommission von Landwirthen und Technikern wäre nach Ostafrika zu entsenden, wie dies ja bereits vorgeschlagen ist, die alle in Betracht kommenden Landschaften bereist, und nach den Berichten derselben, die den Handels- und Landwirthschaftskammern, den Abtheilungen der Kolonialgesellschaft, und sonst etwa geeigneten Stellen mitgetheilt werden müßten, wäre dann mit der Besiedelung vorzugehen. Die Ernennung besonderer, direkt unter dem Gouverneur stehender Besiedelungskommissare würde sich empfehlen. Dieselben würden die Besiedelung theils von Reichswegen selbst zu leiten, theils die etwa sich dafür bildenden Gesellschaften zu überwachen haben, um etwaige Mißbräuche so viel wie möglich zu verhüten. Um die für die Besiedelung geeigneten Gegenden schneller erreichen zu können, und die Gefahr, die in dem Klima der tiefer gelegenen Küstenlandschaften liegt, zu vermindern, ist der weitere Ausbau der glücklich begonnenen Eisenbahn so viel wie möglich zu fördern, nöthigenfalls auch durch eine ja schon öfters vorgeschlagene Zinsgarantie seitens des Reiches. Ebenso ist aber der Nutzbarmachung der Wasserstraßen unter Zuhülfenahme sachkundiger Offiziere der Marine erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Ulanga-Rufidschi wird hier namentlich für die Nyassa-Gegend, der Pangani, der ja nach den Untersuchungen des Dr. Lent zum Theil schiffbar sein soll,

für die Gegend am Kilimandscharo in Betracht kommen. An den nicht schiffbaren Strecken sind die Wegeverhältnisse möglichst zu verbessern, so daß eine schnelle und gute Verbindung gesichert ist. Der Weg nach dem Nyassa durch den Sambesi-Schire wird ja nun hoffentlich durch die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft mit regelmäßiger Schiffsverbindung versehen werden, von Seiten des Reiches ist diesem Unternehmen jede mögliche Förderung zuzuwenden. Die Ufer des Nyassa und ihre Nachbargegenden werden in nächster Zeit überhaupt mehr in den Vordergrund des kolonialen Interesses treten müssen. Es ist besonders darauf aufmerksam zu machen, daß die Kaffeekultur in diesen Gegenden durchaus lohnend zu sein scheint und auf dem englischen Gebiet nicht nur von großen Gesellschaften, sondern auch von kleinen Unternehmern betrieben wird. Gerade aber die stärkere Heranziehung von kleinen Unternehmern ist, wo sie nach den Verhältnissen möglich ist, im Interesse der Kolonien wie des Mutterlandes durchaus zu wünschen und zu begünstigen. Es gehört dazu allerdings vielleicht ein gewisser Wagemuth, wie ihn andere Völker in höherem Maße zu besitzen scheinen, als die Deutschen. Wir erinnern nur an die Erfolge der Herren Knudson und Waldau in Kamerun, die sich aus Elephantenjägern zu Großkaufleuten und Pflanzern entwickelt haben. Damit sind wir denn bei Kamerun angelangt und wollen da zunächst den Wunsch aussprechen, daß der Fall Leist nun nicht mehr alles Interesse, das die Oeffentlichkeit an Kamerun nimmt, absorbiren möchte, sondern daß man sich wieder den wirthschaftlichen Fragen zuwende. Da ist nun vor Allem zu wünschen, daß die Hinterlandstationen endlich wieder ausgedehnt und für die Verwerthung des Hinterlandes nutzbar gemacht werden. Sollte es nicht möglich sein, daß dem Herrn Zenker auf der Jaunde-Station, dessen Verdienste im Sammeln von Käfern, Schmetterlingen und Vogelbälgen ja höchst anerkennenswerth sind, Jemand zur Seite gesetzt werde, der die wirthschaftliche Erforschung dieses Theiles des Hinterlandes zu seiner Aufgabe macht?

Sollte es bei dem guten Klima dieser Gegend, das durch den langjährigen Aufenthalt Zenkers nachgewiesen scheint, nicht möglich sein, hier mehr Europäer anzusiedeln, und durch sie unseren Einfluß auf die Gegend an den oberen Zuflüssen des Kongo zu sichern, und neue Handelswege nach dem Kongo oder über Land nach Südkamerun anzubahnen? In Mittelkamerun erscheint es nothwendig, an der guten Wasserstraße des oberen Sannaga eine Station zu haben, und einen Dampfer auf diesen Strom zu bringen, damit auch hier die Beziehungen zum Hinterlande ausgebaut werden und namentlich der Handel der Haussas nach Kamerun gezogen wird, wodurch erst dieser beste Hafen der Westküste seine ganze Bedeutung und seinen Werth für Deutschlands Handel und Industrie gewinnen wird. In Nordkamerun aber wird es die nothwendige Folge des deutsch-französischen Vertrages sein, daß eine Station am oberen Benue, bei oder in Garua, angelegt wird, um unsere Beziehungen zu den Tschadseeländern und dem vielbesprochenen oberen Adamaua zu entwickeln, eine Aufgabe, der schon Flegel sein Leben gewidmet hat, dem gegenüber wir noch eine Schuld abzutragen haben. Gerade hier wird sich auch vielleicht Gelegenheit

zu deutschen Ansiedelungen bieten, und eine deutsche Dampferlinie auf dem Niger-Benue wird eine wünschenswerthe Vorbedingung zur Befestigung des deutschen Einflusses in diesen zukunftsreichen Ländern sein. Gerade die Kamerunkolonie bietet eine solche Fülle von Aufgaben, aber auch so vielfache Aussichten, daß die gelegentlich ausgesprochene Ansicht des Hauptmanns Morgen, Kamerun werde eine der besten Kolonien, nicht nur Deutschlands, sondern aller Völker werden, nicht zu kühn erscheint. Für Togo wird ja wohl jetzt der erste und dringendste Wunsch der sein müssen, daß die deutsche Togo Expedition zu für uns möglichst günstigen Ergebnissen führe und einen möglichst großen Theil der den Bogen des Niger ausfüllenden Länder für Deutschland sichere. Der Anfang dieser Angelegenheit, die Besetzung der sogenannten „neutralen Zone" im Norden unserer Kolonie durch einen englischen Agenten für Deutschland und England ist ja nicht gerade sehr vertrauenerweckend. Hier wird unser Auswärtiges Amt zeigen müssen, daß es dem unverkennbar wieder mehr erwachenden Nationalgefühl Rechnung zu tragen weiß und die deutschen Interessen den Engländern gegenüber so vertritt, wie es des Deutschen Reiches würdig ist.

Für die Südsee wünschen wir vor Allem die endlich im deutschen Sinne erfolgende Lösung der Samoafrage, d. h. die Schutzerklärung Deutschlands über Samoa. Will England ohne „Kompensation" sich darin durchaus nicht fügen, so wären die Tongainseln als ein solches Kompensationsobjekt zu betrachten. Auch hier können wir Ansprüche erheben, und es wird sich vielleicht empfehlen, diese Ansprüche in der deutschen Presse stärker zu betonen, als dies bisher geschehen ist. Solche Ansprüche klarzustellen und rechtzeitig die öffentliche Meinung auf sie aufmerksam zu machen, betrachten wir — unter manchem Anderen — als eine Hauptaufgabe der bedeutendsten unter den deutschen Agitationsgesellschaften, der Deutschen Kolonialgesellschaft, und ihr wollen wir zum Schluß noch einige Worte widmen.

Auch in der Deutschen Kolonialgesellschaft steht ein Wechsel in der obersten Leitung bevor. Der scheidende Präsident, Fürst v. Hohenlohe Langenburg, hat gewiß das Beste gewollt, aber er hat es nicht verhindern können, daß die Leitung der Gesellschaft in den letzten Jahren etwas Schwerfälliges bekam, daß sie namentlich auf dem Felde kolonialer Agitation nicht immer das leistete, was man erwarten mußte, daß sie vielfach den Ereignissen nachhinkte, statt sich als zugleich kühner und besonnener Führer in die Zukunft zu erweisen und den kolonialen Bestrebungen neue, erstrebenswerthe Ziele zu zeigen. Wer die Dinge sieht wie sie sind, wird wissen, daß die Förderung der kolonialen Idee im deutschen Volke noch lange keine Zügelung braucht, sondern immer neue Anfeuerung. Frisches, energisches Eintreten aber für klare Ziele wird nicht nur der Kolonialpolitik zu Gute kommen, es wird überhaupt dazu beitragen, den Geist des Mißmuths, der Unlust an den öffentlichen Dingen, der sich bleiern auf breite Schichten des Volkes lagert, zu bannen, und daß das geschehe, das sei unser letzter und lebhaftester Wunsch.

Stettin. E. Jacobi.

Sozial-philosophische Briefe

II.

Angesichts der gähnenden Leere im geistigen Gesammtleben, die die Revolution mit ihrer Negation der überkommenen Ideale und der das Volksganze zusammenhaltenden Institutionen erzeugt hat, blickt man recht hülflos nach Rath aus. Was man an neuen Bestrebungen und Gedanken auftauchen sah, war zumeist so unbestimmt gehalten und fand so wenig allgemeinen Anklang, daß die Mächte, welche an einer Wiederherstellung der im Blut erstickten alten Einrichtungen arbeiteten, manchen überzeugten Anhänger wiedergefunden haben. Die Erwartungen Vieler richteten sich indeß naturgemäß auf die in stolzer Erhabenheit dastehende Wissenschaft. Auguste Comte sprach sich zuerst in einem systematischen Werke über die moralischen Kräfte des modernen Wissens aus und erhoffte für die Zukunft eine Hierarchie der Wissenschaften, welche das Alle einigende Band bilden sollte. Das Wissen sollte die neuen Ideale liefern, und die starken Mächte der Autorität, der öffentlichen Meinung und der Erziehung sollten, nach Mill, die festgewurzelte Geltung dieser neuen Ideale bei dem Volke sichern.

Die Frage nach der Möglichkeit einer effektiven und doch klarwissenschaftlichen Natur- und Lebensanschauung im Volke wollen wir hier nicht erörtern. Jedoch halten wir auch schon vorläufig mit unserer Meinung nicht zurück: daß wir nicht nur eine mögliche, sondern die voraussichtliche Entwickelung der Dinge in einer unter der Einwirkung der Erkenntniß vor sich gehenden Charakter- und Gesinnungsbildung sehen, die den Ausweg aus dem Labyrinthe, soweit dieser durch andringende Gewalten noch nicht gesprengt wäre, vollends finden werden.

Hier wollen wir vielmehr unsere Betrachtungen dem gegenwärtigen geistigen Standpunkte des Volkes zuwenden und damit die im ersten Briefe gezeichnete Skizze weiter ausführen.

Ob der durchschnittliche Bildungszustand der Menschheit und besonders der unteren Klassen zu verschiedenen Zeiten ein erheblich verschiedener sei, ist eine Frage, die beispielsweise Hermann Lotze in seinem „Mikrokosmos" verneint. Wenn man nun unter Bildung eine Bekanntschaft mit dem Stande der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen versteht, so kann man dem gedachten Philosophen wohl Recht geben. Es wird in der That z. B. der mathematische Horizont der Volksmehrheit nach Erfindung der Differentialrechnung kaum ein weiterer sein, als zu den Zeiten Euklids; das

physikalische Wissen wird heute, nach Newtons und Robert Mayers Entdeckungen, kaum größer sein, als zu der Zeit, da Archimedes die Hebelgesetze formulierte. Mit der allgemeineren Kenntniß des Lesens und Schreibens ist ein eigentliches Wissen nicht durchgedrungen. Dennoch ist Lotzes Meinung gänzlich unrichtig. Es kommt für den Stand der Aufklärung eines Volkes nicht so sehr das positive Wissen in Frage, als vielmehr die von der Wissenschaft errungene allgemeine Weltanschauung, die in ihrer gröberen Fassung gemeinsames Eigenthum wird. Diese Weltanschauung im Großen ist es auch, die einen Kompaß für das sittliche Verhalten der Menschen abzugeben vermag und auf welche die Hoffnungen denkender Menschenfreunde sich stützen. Die Geschichte der Zivilisation und des Fortschritts ist nun aber die Geschichte der Umgestaltung der Weltanschauung der Menschheit. Je größer und rapider der Aufschwung in der Beherrschung der Natur durch den Menschen war, desto ungestümer vollzog sich die Aenderung der Denkweise.

Man würde indeß arg fehlgreifen, wenn man heute eine abgeklärte und fertige Weltanschauung nach Maßgabe der hohen Blüthe der modernen Wissenschaften voraussetzen wollte. Der Durchschnittsmensch von heute steht entfernt nicht auf der Höhe der Zeit. Kenner wollen behaupten, daß er einen argen Rückschritt gegen das vorige Jahrhundert gethan habe. Die ganze Misere der Gegenwart, das irre Suchen nach einem Halt, die Alles infizierende Gesinnungskorruption kommen in der fraglichen Richtung mit am entschiedensten zum Ausdruck.

Es ist ja eine der gegenwärtig am häufigsten erörterten Angelegenheiten, daß schon die Schule und hier besonders die alte „ehrwürdige Ruine", die den zweifelhaften Namen „Gymnasium" (nämlich der geistigen Kräfte) führt, nicht zeitgemäß sei. Mit einer Institution von dem Umfange dieses mittelalterlichen Gebildes ist eine Rückständigkeit naturgemäß stets mehr oder weniger verknüpft. Die Klage, daß fast nur todter Gedächtnißkram, daß an Stelle der lebendigen Entwickelungsgeschichte öde historische Einzelthatsachen, daß die Naturwissenschaften fast gar nicht gelehrt werden, ist nur zu berechtigt. Jeder, der das Vergnügen gehabt hat, die Bänke jenes Museumschaustückes zu drücken, weiß, wie freudig er wieder ein erkleckliches Stück der genossenen abgelebten Weisheit vergißt. Daß die vor vier Jahren unternommene sogenannte Reform die Sache fast noch ärger machte, indem sie das Pensum einfach verringerte, ohne es qualitativ nennenswerth besser zu gestalten, ist eine Thatsache, die bei allem Ernste der Komik nicht entbehrt. Das Beste an Wissen und Einsichten muß in Uebergangszeiten stets das eigene Studium und die Lebenslust des öffent-

lichen Geistes bringen. Aber auch hier sieht es heute noch nicht sonderlich anmuthend aus.

Das eminent Moderne, welches unser Jahrhundert erzeugte, ist das feine geschichtliche Verständniß im Geistes- und Naturleben, die Vertiefung der naturwissenschaftlichen Einsichten und die Ausbildung der volkswirthschaftlichen Lehren. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sind nun zwar mit reißender Schnelligkeit in die Gemüther gedrungen, indeß nur in unkritischer Halbheit, nur halb verstanden und nach Maßgabe der korrupten Neigungen zurechtgemodelt. Der Durchbruch des geschichtlichen Begreifens der gegebenen Welt hat, abgesehen von dem in ihm geschehenden wissenschaftlichen Fortschritt, im Allgemeinen auch praktisch eine durchaus wohlthätige Wirkung gethan. Nicht allein, daß der seltsame Dünkel des selbstherrlichen „aufgeklärten" Menschen aus dem vorigen Jahrhundert, der auf sich als Zweck, als kleinen Gott alles Geschehen und Sein im Kosmos bezog, der mit seiner Raison Alles: Sprache, Sitte, Staat, ausgeklügelt und systematisirt haben wollte — nicht allein, daß dieser Dünkel schwand: eine frische Kritik und Umgestaltung vorhandener Mißstände und Einrichtungen ward möglich und ins Werk gesetzt. Wir sehen deßhalb von vorgekommenen Überspannungen des neuen Prinzips ab, die auch Festes in Fluß bringen, z. B. auf ethischem Gebiet nicht nur die augenblicklich gültigen Normen, nein, überhaupt die sittliche Anlage des Menschen und ebenso auch die absolute Gültigkeit der logischen Gesetze relativ und wandelbar machen wollten. Offenbaren Schaden nahm aber der Volksgeist in seiner neuen historischen Naturauffassung, als diese in der Darwinschen Evolutionstheorie zugleich ihren vollendeten Abschluß erhielt. Die schlechteren Seiten dieser bahnbrechenden Lehre sind es, die vornehmlich aufgefaßt wurden und eine noch radikalere, aber nicht gerade wissenschaftlichere Gestaltung erfuhren.

Unter den von Darwin aufgestellten Erklärungsprinzipien für die uns umgebende Zweckmäßigkeit in Natur und Leben ist das der Anpassung unzweifelhaft das wissenschaftlichste. Die weitere Erforschung und Sichtbarmachung dieses schon von Lamarck erkannten Prinzips als gestaltende Kraft, und zwar in seiner doppelten Form als innerliche funktionelle Anpassung des Organismus an die von ihm geforderten Leistungen und als mehr äußerliche Umgestaltung der Materie durch die einwirkenden Naturkräfte, das wird der Weg und die Aufgabe der weiteren biologischen Forschung sein. Unseres Erachtens reicht dieser Gesichtspunkt zur Umstoßung des alten Cuvier'schen Dogmas von der Beständigkeit der Arten und zur Begreiflichmachung der zweckmäßigen Harmonie so voll-

kommen aus, daß man nach der Gestalt der voraussichtlich künftigen Evolutionstheorie eher von einer Lamarck'schen als von einer Darwin'schen Lehre wird sprechen müssen.

Das Prinzip der Vererbungsfähigkeit, das Darwin hinzubringt, ist völlig sekundärer Natur. Eine dauernde Vererbung zufälliger größerer Vollkommenheit ist unmöglich; diese muß bei fortgesetzter Kreuzung mit Unvollkommenem wieder verloren gehen. Es ist mithin unmöglich, an der Annahme einer allgemeineren Veränderung einer Art vorbeizukommen; die relative Belanglosigkeit der Vererbung wird sichtbar. Ueberlegt man ferner, daß plötzliche und einschneidende Aenderungen der äußeren Lebensbedingungen eine Art in ihrer Gesammtheit ausrotten müssen, so wird das Gesagte noch klarer. Es liegt demnach eine unzweifelhafte Bedenklichkeit darin, mit Darwin eine Erhaltung und Förderung der erreichten Vervollkommnungen in erster Linie durch Vererbung anzunehmen. Nun aber geht der Darwinismus noch einen Schritt weiter. Das Studium der Malthusischen Lehre von einer Uebervölkerung der Erde und einer nothwendigen Unterdrückung der niederen bezw. schlechteren Gesellschaftsklassen durch die oberen bezw. besseren regte Darwin zu einer Verallgemeinerung dieser Idee und ihrer Anwendung auf das ganze Gebiet des pflanzlichen und thierischen Lebens an. Eine gewaltige Ueberproduktion an Lebewesen sollte nun stattfinden, und in dem sich nun erhebenden Getümmel und Gewimmel der Kräfte das zufällig Stärkere das Schwächere mehr oder weniger bewußt vertilgen und seine besseren Qualitäten propagiren. Ein allgemeiner „Kampf ums Dasein" wurde nach Analogie des in der menschlichen Gesellschaft sich abspielenden Verzweiflungskampfes verkündet und zum Hebel des gesammten Fortschritts gemacht.

Gerade dieser Gedanke nun, dessen schielende Halbwahrheit ein Blick auf die Thatsachen der Natur und eine Reflexion soliderer Art alsbald sichtbar machen muß, wurde begierig vom Volke ergriffen und wurde bald schon geistiges Gesammteigenthum: eine große Wahrheit in verderblicher Form. Dem in des Lebens Praxis gehandhabten groben Egoismus und den rohen Sinnen mußte es selbstverständlich eine gewisse Gewissenserleichterung verschaffen, sich in seiner Bethätigung im Einklang mit den Gesetzen der „heiligen" Natur zu sehen. Die in diese Letztere fälschlich hineingelegten menschlichen Triebe wurden nun frisch sanktionirt wieder von derselben entnommen und mit neuem Eifer als göttliche Regeln an dem Material der „schlechteren" Mitmenschen zur Anwendung gebracht. Der „Kampf ums Dasein" entschuldigt jede Bosheit und Schlechtigkeit. Es ist ganz vergessen, daß oft eigenthümliche soziale Verhältnisse und rein zufällige äußere

Mittel und Bedingungen dem Einen das Uebergewicht über den Andern verschaffen. Wer einen Andern über das Ohr zu hauen oder ihn gar zu unterdrücken vermag, hält sich nur zu häufig für berechtigt dazu: er ist ja der Bessere und muß seine kostbare Kraft dem Fortschritt erhalten. Die Wirkung dieses modernen Prinzips erstreckt sich praktisch mitten in das Leben des einfachsten Mannes hinein, wo es manches bessere Gefühl unterdrückt. Theoretisch wird nicht nur für das ungestörte Arbeiten des „zivilisatorischen" Konkurrenz- und Unterdrückungsapparates plaidirt, nein, es werden sogar positive Vorschläge und Pläne ausgeheckt,*) das viel zu milde Walten der natürlichen Zuchtwahl künstlich zu verbessern. Die „Schlechten" sollen systematisch ausgerottet werden, um den „Geistesaristokraten" das Feld zu überlassen. Daß der glückliche Vater solcher Gedanken zu den Letzteren gehört, bezweifeln wir nicht. Aber wer sonst noch? Wem will er es bei der Geburt ansehen, bevor der Druck der äußeren Umstände denselben vielleicht zu den „Schlechteren" geschoben hat?

Es wird überhaupt innerhalb des Darwin'schen Ideenkreises mit billigen und geistlosen Plänchen und Mittelchen zur Aufbesserung der schnöden Menschheit soviel gesündigt und dabei zumeist soviel empörende Niedertracht der Denkungsart und geistige Unzulänglichkeit zur Schau getragen, wie auf keinem anderen Gebiete. Daß es den Herren dabei bisweilen begegnet, durch neue „Entdeckungen" ihre früheren über den Haufen zu stoßen, ist bei der gekennzeichneten inneren Schwäche des Raubritterprinzips nicht verwunderlich. Wir würden auch von derartigen Einzelerscheinungen nicht geredet haben, wenn sie nicht bezeichnend wären für die Auffassung, welche Darwins Theorie gemeiniglich gefunden, und für die Anschauungsweise, welche sie theils hervorgerufen, theils vollendet hat.

Es ist aber noch eine weitere üble Einwirkung der Darwin'schen Entwickelungstheorie auf die Gedankenhaltung des Volkes zu verzeichnen, auf welche wir noch die Aufmerksamkeit zu lenken haben. Wir meinen die Anschauungen, die aus der dem Menschen innerhalb des Entwickelungsprozesses und gegenüber der ganzen Natur zugewiesenen Stellung sich ergeben haben. Selbstverständlich mußte bei konsequenter Durchführung des Evolutionsprinzips auch der Mensch als Entwickelungsprodukt und zwar als das Ergebniß des ganzen Prozesses erscheinen. Es lag der Gedanke nahe, nach derjenigen nächsthöchsten Entwickelungsstufe zu suchen, aus welcher der Mensch unmittelbar hervorgegangen wäre, und man richtete den Blick naturgemäß auf die anatomisch uns so verwandten Affengeschlechter. Daß das

*) Wir machen z. B. aufmerksam auf das Buch: „Die Aristokratie des Geistes" von einem ungenannten Verfasser, Leipzig, Wilh. Friedrich.

Suchen nach den „Ahnen“ des Menschen auf diesem Wege erfolglos blieb, ist zumeist bekannt. Und so haben denn auch Darwin und seine Schule die Affen nicht als unsere Väter und Brüder reklamirt, sondern eher als eine Art Vetternschaft und für die Menschenrasse einen anderen unbekannten Stammbaum angenommen. Bezeichnender Weise aber fühlte man sich gerade von dem Gedanken der Affenabstammung des Menschen besonders angezogen. Mit unverkennbarer, schwer zu qualifizirender Wärme wurde bald der ahnungslose Gorilla, bald der unschuldige Orang-Utan oder ein ähnlicher Anthropoide von „vorurtheilsfreien“ Leuten als Ahnherr begrüßt. Es soll indeß nicht verkannt werden, daß die, besonders von theologischer Seite ausgehende, Polemik gegen die Hereinziehung des Menschen in den Entwickelungsprozeß die radikaleren Elemente des Volkes, soweit ihnen besseres Wissen und Denken fehlte, zu der fraglichen Ansicht trieb.

Ueber die Wahrheit und Unwahrheit des bisher noch dunklen und völlig unentschiedenen Gegenstandes haben wir uns hier nicht zu kümmern. Die Art und Weise, in der man eine mögliche Abstammung des Menschen vom Affen willkommen hieß und als ausgemacht hinstellen wollte, ist das Entscheidende für uns. Ein Zynismus widerlichster Art liegt augenscheinlich in diesem Beginnen. Nur eine Gesellschaft, die in ihrer Beschränktheit auf lediglich materielle Interessen eine eigentlich menschliche Würde verloren hat, kann ein Vergnügen daran finden, in ihrer Neigung für das Grobsinnliche ihre Stellung zum thierischen Niveau herabzudrücken. Die durch die heute herrschenden geistigen und wirthschaftlichen Nöthe nur zu zahlreichen verpöbelten und verrohten Elemente des Volkes haben sich indeß jenen Kitzel nicht entgehen lassen. Für eine Rechtfertigung und Verstärkung, ja, für eine Anmunterung ihres sich wenig über den thierischen Standpunkt erhebenden Treibens kam die Lehre von ihrer nahen Verwandtschaft mit der Thierwelt nur zu erwünscht. Der Gedanke vollends einer Abstammung von den Affen mit ihrem wegen der natürlichen Bosheit und Geilheit sonst wenig anmuthenden Charakter mag Manchem besonders anziehend geworden sein und daher mit zynischem Behagen ausgesponnen werden.*)

*) Wir wollen nicht unterlassen, im Vorübergehen hier das bekannte neuere Bild von Gabriel Max „Pithecanthropus alalus“ zu erwähnen. Sicher hat der geistreiche Künstler mit diesem Werke einen Rückschritt gegenüber seinen früheren Affenbildern, wie dem unübertrefflichen „Kränzchen“, gethan, in denen ein prächtiger Humor und Witz ganz bestimmte Seiten menschlicher Geistesbethätigung durch Hinabdrücken zum Thierischen lächerlich machte und zugleich dieses Letztere scherzend zum Menschlichen erhob. Gerade die seelische Vertiefung des letzten Bildes, das ernsthaftvolles menschliches Empfinden in den Affenleibern zum Ausdruck bringt, macht es für ein feineres Gefühl abstoßend. Wenn gar eine begeisterte Kritik in der Darstellung eine große wissenschaftliche That sah und feierte, die prophetisch die noch ausstehende Entdeckung des Zwischengliedes zwischen Mensch und Thier vorausnähme, so muß man

So haben denn die biologischen und historischen Einsichten für die Menschheit noch wenig Segen gebracht in dem Sinne, der uns Eingangs dieses Briefes vorschwebte. Ersichtlich liegt der Grund dafür nicht minder in der Oberflächlichkeit, als in den geradezu korrupten Neigungen unserer Epoche. Das schnellbewegte, kaleidoskopartig wechselnde Lebensbild läßt man gleichgültig vor den abgestumpften Sinnen vorüberziehen. Ein Bauer, der noch nach „Woher" und „Warum" fragt! Alles ist ja so einfach! Bei tieferem Eindringen in die Evolutionstheorie wäre gerade diese geeignet gewesen, zu einer unmittelbar das Gefühl anregenden, innerlich befriedigenden Vorstellung von den erzieherischen, schöpferischen, die Vollendung des Höchsten in Aussicht stellenden Kräften der Natur zu führen. Die Möglichkeit einer bewußten, verständigen Anwendung dieser Kräfte auf die Menschheit, also die eigene Indiehandnahme der menschlichen Geschicke und die ermöglichte Ausmerzung des rohen Zufalls bei der Gestaltung des menschlichen Looses hätte jene Vorstellung zu einem Zauber auf die Gemüther steigern können. Statt dessen hat man sich mit wahlverwandtem Sinne gerade an die schlechtesten Fassungen der erhabenen Lehre gehalten, und das, was ein Vehikel des Aufschwungs werden konnte, ist den schlechten Bestrebungen dienstbar gemacht und führt die Menschheit noch tiefer in den Pfuhl hinein.

Noch weniger als das eben behandelte ist das schwierige Gebiet der eigentlich exakten und besonders der mathematisch durchgearbeiteten Naturwissenschaften im Stande gewesen, eine höhere Anschauung in das Volk zu tragen. Der von denselben erzeugte theoretische Materialismus hat sich bisher noch als unzulängliche Macht gegenüber der geistigen Haltungslosigkeit erwiesen. Insbesondere und im tiefsten Grunde ist der eine starke spekulative Durchdringung verlangende Begriff der Materie noch allgemein und selbst in höchstgebildeten Kreisen ganz ungenügend erfaßt. Es wiegt viel zu sehr die Vorstellung von einer todten materiellen Substanz vor, um eine einigermaßen haltbare Auffassung von Geist und Natur zu ermöglichen. Was demgemäß die Materialisten nach der Mitte unseres Jahrhunderts dem Volke durchweg boten, war nicht viel mehr als Steine statt des Brotes. So hat beispielsweise die Fassung des berüchtigten Satzes: „Das Gehirn scheidet die Gedanken aus wie die Niere den Urin" so viel Schiefheit und bleibt so durchaus in der Welt des Körperlichen befangen, daß das Volksgemüth absolut Nichts damit anzufangen vermag. Das Volk fühlt den Unsinn mehr, als es ihn durchschaut. Das unbefriedigte metaphysische Bedürfniß

dieser Lächerlichkeit gegenüber auf die faktische Verkehrtheit hinweisen, die darin liegt, in bekannte untergeordnete Thierorganismen einen menschlich entwickelten Geist zu legen.

sucht sich selbst seine Nahrung und ergötzt sich an einer Welt von Gespenstern und Geistern. Wir wollen indeß nicht so sehr den bisher noch ununterbrochen in den Gemüthern üppig wuchernden alten Aberglauben in das Auge fassen, als vielmehr die abergläubischen Heimsuchungen modernen Gepräges, womit gerade die sogenannten „Aufgeklärten" sich plagen. Es sind vornehmlich Diejenigen, die unter dem Einflusse der Revolution die Religion und den theologischen Seelenbegriff über Bord geworfen haben, welche nunmehr von einem „Seelengespenst" recht eigentlich gefoppt werden. Ein Kenner der psychischen Zuständlichkeiten wird übrigens von einer derartigen Wendung nicht überrascht sein. Mit geistiger Oberflächlichkeit und sinnlichen Gelüsten, wie es die Signatur unserer Zeit ist, geht eine gewisse Mystik stets Hand in Hand. Diese hat nicht allein den Mangel einer mehr verstandesmäßigen Orientirung zu ersetzen, sondern zugleich in ihrer raffinirten Zurechtstutzung einen Stimulus für die blasirte Genußsucht abzugeben. Natürlich aber kann so ein zeitgemäßes Gespenst, wenn man ihm glauben soll, nicht im früher hergebrachten Kostüm erscheinen, sondern muß einen neuen Rock anhaben. Es sind zumeist recht zweifelhafte Abfälle der Wissenschaft, die zum modernen Spuk hergerichtet werden. So ist es also der wirklich höhere Blödsinn scheinwissenschaftlich übertünchter und selbst von sogenannten Denkern gezüchteter Spukgeister, dem der vom Köhlerglauben freie, sich „aufgeklärt" nennende Mensch opfert. Sonderbarer Weise hat gerade die so gesetzt aussehende Mathematik, wenn man überhaupt die fragliche Konzeption ihr zurechnen darf, viel zur Förderung des neuesten Geisteskultus beigetragen. Der auf eine gelegentliche Aeußerung von Gauß hin durch einen Gelehrten systematisch bearbeitete, von mehreren Autoritäten, worunter merkwürdiger Weise auch v. Helmholtz, ernsthaft erörterte Unsinn eines vier- und mehrdimensionalen Raumes wurde sogleich mit richtigem Instinkt als werthvolles Tischleindeckdich für die Befriedigung der mystischen Neigungen mit Beschlag belegt. Auf die fragliche mathematische Leistung können wir hier nicht näher eingehen; jedoch wollen wir für daran Interesse Nehmende hinzusetzen, daß man vermittelst eines logischen Schnitzers gewöhnlichster Art auf dem Vehikel eines unbewußt auf die Linien und Flächen angewandten räumlichen Dimensionsbegriffes aus Linien Flächen, aus Flächen Räume hervorzauberte, um nun nach Analogie das Kunststück möglich zu machen, aus dem dreidimensionalen Raum einen vierdimensionalen ꝛc. zu entwickeln. Diese Lehre nun, die übrigens wohl mit ihren letzten Fasern in einem Mißverständniß der Kant'schen Vernunftkritik wurzelt, ergänzte, wo die abergläubischen Neigungen an sich nicht ausreichten, den Zauberapparat, der die schönsten und gediegensten Geisterzitationen möglich

machte. Der schon seit Jahrzehnten spukende amerikanische Spiritismus eroberte sich mit diesem Bundesgenossen Millionen von Anhängern. Der vierdimensionale Raum ist der „Ort der Geister", den Malebranche schon kennt, ein Mittel, das die herumflatternde spiritistische Seele bequem in der Tasche bei sich trägt, um durch verschlossene Thüren und unter Käseglocken und selbst in das gutvernagelte Hirn eines sogenannten „Aufgeklärten" zu gelangen.

Um jedoch dem herrschenden Zeitgeiste gerecht zu werden, haben wir noch auf jenes große und erhabene Gebiet der sogenannten „okkultistischen Forschung" hinzuweisen, das neuerdings mit Vorliebe von „Forschern" bearbeitet zu werden beginnt, und dessen Lehren ein geneigteres Ohr bei dem großen Publikum finden als dies jemals mit den bahnbrechenden Entdeckungen auf anderen Wissensgebieten der Fall war. Bahnbrechend sind jene Ergebnisse des „Okkultismus" nun allerdings auch, insofern sie Alles auf den Kopf zu stellen geeignet sind, was seit dem Beginn naturwissenschaftlicher Forschung errungen ist. Ihren Ausgangspunkt nehmen jene Bestrebungen zumeist von den gesicherten Gebieten des Hypnotismus, verlieren sich mit ihren ferneren Schritten aber sofort in das Nebulose und Uebersinnliche, so daß sie mit dem Spiritismus nicht nur eng verwandt werden, sondern womöglich noch ihn überbieten. Vor zehn Jahren hätte man glauben sollen, daß die schöne Theorie von einem elektrisch, magnetisch oder sonst wie gerathenen „Fluidum", das bei dem Hypnotisiren und sogenannten Magnetisiren eine große Rolle spielte, vor einer besseren Erkenntniß endgültig die Segel streiche. Jetzt kann man mit Erstaunen sehen, daß es noch nicht so weit war. Wenn auch das ominöse Wort „Fluidum" längst abgesetzt ist, so hat man dafür die Ausdrücke „Telepathie", „Hellseherei" u. dergl. gefunden und deutet damit an, daß doch irgend eine Wirkung in die Ferne, ein Hinausspaziren der Seele aus ihrem Körper zu Rekognoszirungs- und Visitentouren möglich sei. Es sind zwar noch nie welterschütternde Ereignisse gewesen, die ein Okkultist der Menschheit vorausgesagt hat, sondern stets kleine Harmlosigkeiten, wie sie jeder gewöhnliche Sterbliche ahnt, aber wie könnten solche Kleinigkeiten den großangelegten Geist eines mit höherer Magie beschäftigten Forschers irritiren! So deuten denn alle Anzeichen darauf, daß philosophische Zeitschriften noch längere Zeit fortfahren werden, ihre Spalten mit Berichten von hypnotischen und spiritistischen Sitzungen zu füllen und von Heilungen in die Ferne mit und ohne Metall und Magnetismus melden werden, daß die okkultistischen Vereine in München, Berlin, Paris noch weiter in ihren „Séancen" Geister in Freiheit dressirt vorführen und begeisterte Offenbarungen erpek-

toriren werden, indeß den geringeren Anhängern das einträgliche Geschäft der Volksdupirung in öffentlichen Vorstellungen überlassen bleibt.

Daß die heute sich findende Vereinigung von einem rationell sich geberdenden, superklugen, aber nur in der korrupten praktischen Interessenrichtung wirklich materiell ausfallenden Materialismus mit einem auf den gröbsten spiritistischen Leim gehenden Gimpelthum für den Kenner nichts Befremdliches hat, haben wir schon erwähnt. So lange das Haften nach sinnlichen Genüssen und Vergnügungen die Neigung und Muße zu einer eindringlichen Vertiefung der Weltanschauung rauben, wird man sich von Huzelmännchen und ganz obskuren Geisterchen hinter das Licht führen lassen, die wahrlich als die neuen Götter der nachrevolutionären Menschheit sich höchst komisch ausnehmen und auch in der That sehr bald dem großen alten Gotte das Reich wieder zu überlassen pflegen. Derselbe Geschmack für das Pikante und Angegangene, den wir oben gerade die am wenigsten haltbaren, aber dafür moralisch bedenklichen Seiten der Evolutionstheorie wählen sahen, bethätigt sich hier in der Aneignung der faulen und verwesten Früchte einer durch die allgemeine Korruption schon infizirten so genannten Forschung.

So wenig es nun gelingen kann, durch Moralpredigen die Unsittlichkeit zu bannen und ein Volk auf den Weg der Tugend zurückzuführen, so lange nicht solide gesellschaftliche Verhältnisse eine gewisse Stetigkeit und Festigkeit der Lebenshaltung und des persönlichen Strebens ermöglichen, so wenig wird man einen Aufschwung zu höherer Geistesbethätigung erwarten dürfen, so lange noch die Unsicherheit der materiellen Existenz das ganze Interesse auf die leidige Futterfrage und das physisch-sinnliche Behagen konzentriren muß. Es hängt also die Besserung der geistigen und sittlichen Verfassung durchaus von der Besserung der ökonomischen Lage des Volkes ab. Denn wenn es auch wahr ist, daß das Leben des Menschen nicht lediglich auf grobmaterielle Gesichtspunkte beschränkt bleiben darf, daß man das heutige soziale Problem nicht zu einer bloßen Magenfrage herabdrücken soll, so ist es doch nicht minder wahr, daß die materielle Grundlage den Ausgang für eine Erhebung in höhere Sphären bilden muß. Die gesicherte bürgerliche Existenz ist die solide Basis, auf der die Ideale sich aufbauen.

Es würde deßhalb von erheblicher Bedeutung sein, nunmehr den Einfluß der modernen sozialökonomischen Wissenschaft auf die volkswirthschaftlichen Anschauungen festzustellen. Da indeß eine solche Untersuchung schon mehr Positives zu Tage fördern würde, wollen wir uns zunächst einigen andern charakteristischen Strömungen des herrschenden Zeitgeistes zuwenden. — Davon im nächsten Briefe. Dr. H. Eckener.

Eine drohende Weltkrisis.

Wie vor 250 Jahren die kriegerischen Mandschus aus ihren Provinzen Shing-King, Kirin und Tsi-tsi-har in China einfielen, das Land eroberten, die Mingdynastie vertrieben und den Hauptsitz der Mandschudynastie von Mukden und Hsing-King nach Peking verlegten, so fallen jetzt die Japaner über die Mandschurei her, werden, falls von den Mächten darin nicht verhindert, die genannten Provinzen und historisch bedeutsamen Städte erobern, voraussichtlich auch noch Peking besetzen und damit die Mandschudynastie und das chinesische Reich in ihren Grundfesten erschüttern.

Die Chinesen unterwarfen sich den stärkeren Mandschus, weil diese bewiesen, daß sie sich behaupten konnten; würde aber der Tien-tze, d. h. „Sohn des Himmels", falls er Peking verlassen müßte, gezwungen werden, nach den südlichen Provinzen zu flüchten, anstatt sich in seine alte Heimath würdig zurückzuziehen, so wäre es voraussichtlich mit seiner Macht zu Ende. Denn der chinesische Thron geräth ins Wanken, sobald die Hauptbedingungen für seine Festigkeit, der Erfolg nach außen und eine die Wohlfahrt der Bevölkerung fördernde Wirksamkeit nach innen, ihm fehlen. Ueberdies ist China, mag es auch in mancher Hinsicht sehr dezentralisirt erscheinen, doch in Wahrheit das meist zentralisirte und autokratisch regierte Land der Welt. Sowohl die Vize-Könige und Gouverneure, als die Mandarinen und sonstigen zahlreichen Vertreter und Beamten des Kaisers in den Provinzen sind Fremde in den Distrikten, Departements und Städten, in denen sie stationirt sind, und stehen, selbst in den kleinsten Angelegenheiten, gänzlich unter der Pekinger Kontrolle. In dem Kaiser ruht alle Macht, mit ihm stehen und fallen seine provinzialen Vertreter; flüchtet er, so werden sie als nicht mehr vorhanden betrachtet.

Die Chinesen sind nur so lange leicht zu regieren, als kein Mangel an Nahrungsmitteln bei ihnen eintritt; ihrer Auffassung nach sind Kalamitäten, wie Ueberschwemmungen und Hungersnoth, Strafen des Himmels, der unzufrieden ist mit dem Betragen seines Fung-tien (von Gott Angestellten); daher dann die vielen Aufstände, die in solchen Fällen dem Volke als völlig recht- und gesetzmäßig gelten, und deren Bedeutung nicht unterschätzt

werden darf. So haben der Aufstand der Mohamedaner in Junnan, Dsungarei und Ost-Turkestan, durch welchen die Dynastie ein Gebiet von 31 000 geogr. Meilen und 5 Millionen Unterthanen verlor, und die politisch-religiöse Erhebung der Taipings — die, wie die Chinesen sagen, yao-tsei, d. h. mit bösen Geistern verbündet waren — durch welche die Dynastie fast vertrieben worden wäre, viele Hunderttausende an Menschenleben und Unsummen an Geld gekostet; die heftigsten Aufstände aber sind stets dadurch entstanden, daß den aktiven oder den entlassenen Soldaten der Sold vorenthalten bezw. von den Vorgesetzten unterschlagen wurde. Wie schon jetzt aus dem Süden Chinas von einem Aufstand der Ko-lao, d. h. frei übersetzt, der „alten Burschen" oder „Kameraden", berichtet wird, so werden voraussichtlich, wenn erst einmal Peking genommen und damit die Sache der Mandschudynastie so gut wie verloren ist, unter den vielen Tausenden aus den Provinzen zusammengeströmten, durch Niederlagen, Entbehrungen und Ausschweifungen aller Art völlig demoralisirten, ohne Löhnung gebliebenen und dadurch erbitterten Soldaten verschiedener Rassen: Mandschus, Mongolen, Tataren, Kaschgars u. s. w. Revolten entstehen, während die unzähligen geheimen Verbindungen, von denen viele den Zweck verfolgen, die herrschende Dynastie zu stürzen, die Gelegenheit benützen würden, um das Volk zur Erhebung gegen den sichtlich vom Himmel verstoßenen Kaiser zu treiben. Was man von den Truppen zu erwarten hat, besagen die jüngsten Berichte. Noch ehe der Angriff auf Port Arthur begann, entflohen Tausende chinesischer Soldaten, die sich jetzt in den Bergen versteckt halten; sie zerstörten viele Häuser und ermordeten die Bewohner sammt Frauen und Kindern. Allerdings dürfte die große Verschiedenheit der Interessen ein vereintes Handeln ausschließen, aber jedenfalls würden Vize-Könige, Gouverneure und Mandarinen ihres Lebens nicht sicher sein, alle Besitzenden ausgeplündert und unterdrückt, das Land von zerstörenden Banden durchzogen, die Städte verwüstet, die Bewohner ermordet, der Ackerbau gehemmt und dadurch Mangel an Nahrungsmitteln und schließlich Hungersnoth und ansteckende Krankheiten aller Art hervorgerufen werden. Verschiedene Parteien würden miteinander um die Vorherrschaft kämpfen, und es würde ein Zustand der Anarchie eintreten, wie er im 13. Jahrhundert vor dem Einfall der Mongolen und im 17. Jahrhundert vor der Eroberung durch die Mandschus bestanden hat. Das Elend, welches über die 380 Millionen Chinesen dann hereinbrechen und Jahre lang andauern würde, in seiner ganzen Furchtbarkeit auszudenken, ist kaum möglich.

Und wie würde Japan eine eventuelle Eroberung Chinas ausnützen? Einer seiner einsichtigsten Staatsmänner hat erklärt, daß Japan die Sache

der gelben Rassen gegen die Mandschu- und Tartaren-Usurpation führe. Vielleicht würde Japan vor 50 Jahren, als das japanische und auch das chinesische Reich in der Abwehr aller abendländischen Zivilisation noch einig waren, bei einer Eroberung Chinas solche Theorie mit einiger Aussicht auf Erfolg haben verkünden, China eine neue Dynastie geben und sich dadurch behaupten können, daß es, wie s. Z. die Mandschus es gethan haben, die Lehre des Confucius und nahezu alle chinesischen Sitten und Anschauungen angenommen hätte. Jetzt aber, wo Japan sich von der sogenannten chinesischen Zivilisation losgemacht, die europäische angenommen und damit einen ebenso hohen Schlagbaum zwischen sich und China errichtet hat, als er zwischen diesem und Europa sich erhebt, würde es ihm ebenso schwierig sein, China zu regieren als irgend einer europäischen Macht, ja, sogar schwieriger; denn Japan besitzt die großen Hülfsmittel nicht, über welche die Großmächte verfügen, und es würde außerdem einen Rassenhaß zu überwinden haben, von dessen Umfang und Stärke man sich in Europa kaum einen Begriff machen kann.

Die „Daily-News" und andere englische Tageblätter stellen in ihren dem Krieg gewidmeten Artikeln die Behauptung auf: man wisse nicht, was Japan will, und warum es jetzt noch weiter Krieg führt. — Wenn dies nicht lediglich eine Verlegenheitsphrase sein soll, so übersehen die Zeitungen nicht nur den Rassenhaß, welcher den Krieg gegen China zu einem nationalen Unternehmen gestempelt hat, an dem jeder Japaner nach seiner Art und seinen Mitteln sich betheiligt, sondern auch den Umstand, daß Japan, als zivilisirter Staat, kaum den Kinderschuhen entwachsen, erfüllt ist von jugendlichem Enthusiasmus, Stolz und Ehrgeiz, und daß es nebenbei sehr gut weiß, daß die Verschiedenheit der Interessen und die gegenseitige Eifersucht der Großmächte eine Intervention vor der Hand nicht wahrscheinlich erscheinen lassen. So lange ihm freie Hand gelassen wird, kann Japan, selbst nachdem es die Chinesen aus Korea verjagt, kaum anders, als den Krieg fortsetzen, weil China nicht um Frieden bittet. Die Sendung des Herrn Detring, der dem japanischen Minister des Auswärtigen Amtes keine andere Legitimation als Unterhändler vorzuzeigen vermochte als einen Brief von dem aller seiner äußerlichen Würden entkleideten Vize-König Li-Hung-Chang, wird vielfach damit entschuldigt, daß von der Regierung eines so wenig zivilisirten Reiches wie China die genaue Kenntniß der diplomatischen Gepflogenheiten nicht erwartet werden könne. Dies ist aber ein vollständiger Irrthum. Wer in China gelebt und die Gebildeten unter den Chinesen kennen gelernt hat, der weiß, daß Würde und Stolz zu ihren hervorragendsten Eigenschaften gehören; für sie ist der Ausländer eine

untergeordnete Person, die in jeder Hinsicht viele Stufen unter dem Chinesen steht, und der Japaner sollte sich überhaupt dem großmächtigen und erhabenen Chinesen nur kriechend nähern dürfen. Ihre Würde hat unter den Siegen der Japaner nicht gelitten, von ihrem Stolz haben sie Nichts eingebüßt. Ein gebildeter Chinese sprach einmal zu mir: „Verliere ich an meiner Würde, wenn ein mächtiger Hund mich niederreißt? Auch wenn er mich zerfleischt, so beweist dies nur, daß das Unthier mehr Kraft hat, als ich, soll ich deßhalb etwa weniger Stolz fühlen, daß ich Mensch und Chinese bin? Wenn er mich auch tödtet, er bleibt doch nur ein Hund!" — Diese Worte sind bezeichnend für die chinesische Denk- und Empfindungsweise, die man immerhin mit in Betracht ziehen muß, wenn man über die gegenwärtige Lage in Zentralasien sich ein Urtheil bilden will.

Die Absendung des subalternen Beamten Detring ohne jede Vollmacht ist aber nicht so sehr eine absichtliche Beleidigung, als vielmehr ein Verfahren, wie die chinesische Regierung es von ihrem hohen Standpunkt den Japanern gegenüber für angemessen und richtig erachtet. Es ist unwahrscheinlich, daß Li-Hung-Chang aus eigener Initiative gehandelt haben sollte. Die chinesische Regierung hat sich also anscheinend noch immer nicht entschließen können, ihren Stolz höheren Interessen zu opfern.

Die Kälte — der Pei-ho vor Tientsin ist gewöhnlich in den ersten Tagen des Dezember zugefroren, und die Schifffahrt kann erst im März wieder aufgenommen werden — wird die Japaner nicht verhindern, weiter vorzurücken. Sollten sie ihren Siegeszug fortsetzen, Peking, das von einem flotten Reiter von Tientsin aus ohne Schwierigkeiten in 14 Stunden zu erreichen ist, einnehmen und China mit Gewalt ihr Regiment aufzudrängen versuchen, so müßte dieser Versuch, selbst wenn sie es nur mit den Chinesen allein zu thun hätten, mißlingen, denn Japan ist offenbar einer solchen Aufgabe auf die Dauer nicht gewachsen. Dazu kommt, daß der oben angedeutete Zustand immerwährender Aufstände und die Unsicherheit und Unbeständigkeit der Verhältnisse in China zwischen Japan und den europäischen Mächten Konflikte herbeiführen müßten, die Japans eigene Unabhängigkeit bedrohen würden. Und so könnte schließlich der Sieg der Japaner allerdings die Auflösung des chinesischen Reiches und den Untergang der chinesischen Nationalität, dann aber, wenn auch erst nach längeren Kämpfen, die Vernichtung des jetzigen Siegers zur Folge haben.

Japan würde in diesem äußersten Fall ausschließlich für Europa gearbeitet haben, und nur das historische Verdienst würde ihm bleiben, nicht unwesentlich beigetragen zu haben zu einer theilweisen Lösung der orientalischen Frage, deren Sitz schon jetzt nicht mehr ausschließlich am Balkan,

sondern vielmehr an den Gestaden des chinesischen Meeres und in den Gegenden zu suchen ist, auf welche die Gebirgsrücken des Hindu-ku, Kuen-lun und Thian-Shan und die hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen des Himalaya herabblicken, Gegenden, wo seit Jahren die britischen und russischen Interessen-Sphären immer näher aneinander gerückt sind und sich augenblicklich fast berühren. Es handelt sich momentan nicht mehr um die Vertheilung der Türkei, sondern vielmehr um die des sozial versteinerten China, wenn auch letztere ebensowenig unmittelbar bevorsteht wie erstere.

Die allmähliche Ausdehnung Rußlands in Asien, nach Osten und Süden wie auch im Norden nach dem Amur zu, deutete schon seit Jahren auf eine Verschiebung der orientalischen Frage hin. Fast unbeachtet hat es verschiedene Rassen und Staaten in sich aufgenommen und im Jahre 1858 ungefähr die Hälfte der Mandschurei und später einen Theil von Kuldsjo annektirt. Und jetzt sieht der Russe mit Vergnügen zu, wie Japan für ihn das Gelbe Meer und dessen Küsten erobert, auf die er schon längst sein Augenmerk gerichtet hat. Denn was Japan auch thun möge, ob es nur Korea oder diese Halbinsel nebst einem Theile Chinas annektirt oder auch ganz China unter sein Regiment zu bringen versucht, Rußland wird zu geeigneter Zeit seine Forderungen stellen, und diese werden um so umfassender sein, je stärker sich Japan in China engagirt.

Daß Frankreich, unter dem Vorwande, noch eine alte Rechnung mit China begleichen zu müssen, eventuell im Süden zugreifen würde, wie sein Bundesgenosse im Norden, ist sehr wahrscheinlich. Die Vorbereitungen, welche es schon jetzt trifft, um im April 1895 einen Feldzug auf Madagaskar zu unternehmen, können nöthigenfalls zur Ausdehnung seines Besitzes in Hinter-China dienen. Dem gegenüber stehen die wichtigsten politischen und Handels-Interessen Englands, sowie, wenn vielleicht auch nicht in so ausgedehntem Maßstabe, die Interessen des deutschen Handels und der deutschen Industrie, welche des unabsehbaren chinesischen Absatzgebietes bedürfen und darauf ihre Hoffnungen setzen. Eine Auflösung Chinas oder selbst nur ein Zustand von Anarchie und Chaos in diesem Reiche wären für die deutschen Interessen ein besonders schwerer Schlag.

China, so heißt es allen Ernstes, will auf keinen Fall chinesisches Gebiet abtreten, und für die Komik dieser Friedensbedingung scheinen die hyperkonservativen Chinesen keinen Sinn zu haben. Japan dagegen hat keine anderen Rücksichten zu nehmen, als die, welche ihm von den Mächten auferlegt werden. Als der wackere junge Grobschmied, der es ist, wird es den chinesischen Amboß so lange bearbeiten, bis es den Chinesen ihre wunderbare Leichtgläubigkeit und ihr starrnackiges Vertrauen auf die eigene

Macht aus dem Kopf gebracht und ihre politische Stimmung weich wie Wachs gehämmert hat. Ist es vernünftig, so wird es sich aber dennoch die Lust vergehen lassen, China von Peking aus weiter zu unterwerfen und zu regieren; denn unter Umständen könnte das Ende davon, wie schon gesagt, seine eigene Vernichtung sein.

Man braucht noch nicht an einen russischen Weltherrschaftsplan zu glauben, um der Meinung zu sein, daß Rußland die Mandschurei für sich wünscht und Herr im Gelben Meer zu sein verlangt und bereit sein würde, für die Befriedigung dieser Wünsche erhebliche Opfer zu bringen. Ebenso braucht man nur eine ganz gewöhnliche Dosis Vernunft, um einzusehen, daß, wer von China auch nur einen Theil besitzt und dessen Bewohner aus ihrer sozialen Verknöcherung herauszubringen und diese kräftigen und gehorsamen Menschen zu Soldaten auszubilden im Stande ist — wie Rußland, die Erfahrung hat es gelehrt, es am meisterhaftesten unter allen Völkern versteht — daß der nahe daran ist, im Konzert der Großmächte die erste Violine zu spielen. Japan allerdings wird seine Eroberung nicht in Seide gewickelt auf Rußlands Weihnachtstisch legen, und England würde sich auch dergleichen Ueberraschungen ohne Kompensation verbitten. Und vielleicht ist die Frage der „Daily News“: was Japan eigentlich wohl im Schilde führte in diesem Sinne aufzufassen.

Den friedlichen Gesinnungen der Mächte zum Trotz kann der chinesisch-japanische Krieg, wenn nicht von allen Seiten mit äußerster Bedachtsamkeit gehandelt wird, eine Welt-Krisis hervorrufen, die im blutigen Kriege ihren Abschluß finden würde. Dem arbeitsamen und sparsamen Bauer in Frankreich kann es gleich sein, ob Rußland das griechische Kreuz in der Mandschurei und im Gelben Meer aufpflanzt, und ebenso wird der ruhige Farmer in Essex sich keine grauen Haare darüber wachsen lassen; beide sind, wie die Chinesen, glücklich und zufrieden, wenn sie eine ziemlich befriedigende Ernte und satt zu essen haben. Bei einem Krieg setzen die Völker ihren Wohlstand, ihr Eigenthum und ihr Leben, die Fürsten ihre Kronen aufs Spiel, und man könnte daraus auf eine friedliche Lösung aller Streitfragen schließen. Dem ist aber nicht so. Nur weniger chauvinistischen Schreier bedarf es in jedem Lande, die dem Volke den rothen Lappen vorhalten, wie der Torreador in der Arena dem Stier, und die Kriegstollheit ist da: leicht zu erregen, schwer zu legen. Allerlei Momente spielen bei solchen chauvinistischen Aufführungen hinter den Kulissen mit; so konnte man in einem Berliner finanziellen Blatte unlängst eine Abhandlung lesen, worin es hieß: die allgemeine Geschäftslage sei so trübe, daß ein Krieg ihrer Fortdauer vorzuziehen wäre — ganz so, als ob es

sich hierbei lediglich um eine Hausse-Spekulation und nicht um Millionen Menschenleben und das denkbar entsetzlichste Menschenelend handelte.

Der augenblickliche interne Zustand Chinas, die Anarchie, welche schon jetzt dort herrscht, stellen eine Krisis in einem Reiche dar, das von einem Viertel der ganzen Erdbevölkerung bewohnt wird. Daß die Großmächte China, wenn es dem oben geschilderten Chaos verfällt, sich selbst überlassen sollten, scheint jedenfalls ausgeschlossen. Und wer kann wissen, zu welchen Verwickelungen eine Intervention unter den Mächten selbst Veranlassung geben wird. Darum, wenn auch der Frieden momentan nicht bedroht ist, so birgt doch die Krisis in China so bedenkliche Gefahren in sich, daß mit Recht von einer drohenden Weltkrisis gesprochen werden kann. Diese Krisis, wenn irgend möglich, abzuwenden, ist eine dankbare Aufgabe, an deren Lösung Deutschlands Diplomatie sich hoffentlich in erster Reihe betheiligen wird. Ihr bietet sich hier eine gute Gelegenheit, früheres Ungeschick wett zu machen.

Hamburg. Ernst Gordon.

Aphorismen.

Der Erdgeruch einer edel sinnlichen Liebe kann köstlicher sein, als der Salonduft einer ästhetischen Leidenschaft.

*

Man klagt, daß der Mann sich an das Weib verliere. Nicht an das Weib verliert er sich, sondern — an die Weiber!

*

Eine mit Poetenblut durchpulste, ungebändigte, freche Subjektivität kann wirkliche Paradiese schaffen.

*

Das Genie ist nicht dezent — es ist keusch.

*

Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur ... Kunst ist aber auch ungebildetes Leben.

Mignon Hartmann.

Ein Goethe-Brevier.

Otto Erich Hartleben hat im Verlag von Karl Schüler in München unter dem Titel: „Goethe-Brevier" eine Sammlung ausgewählter Goethe'scher Lyrik herausgegeben, die in ihrer Aufeinanderfolge ein Bild des Lebens- und Entwickelungsganges unseres größten Dichters darstellt. Ueber die Beweggründe, die ihn veranlaßten, dieses vortreffliche Vademekum für schönheitsuchende Freunde echter Poesie zusammenzustellen, äußert sich Hartleben in einem ihm von prächtigster Subjektivität diktirten originellen Vorwort wie folgt:

Die Philister — und es giebt deren in Deutschland — verdrehen je nach dem Grade ihrer Bildung sanfter oder heftiger die Augen, sobald die Rede auf Goethe'sche Lyrik kommt, und viele von ihnen kennen den Erlkönig auswendig. Für einen lebenden deutschen Dichter dagegen — und es giebt auch deren jetzt in Deutschland — haben sie nur je nach dem Grade ihrer Begabung schlechtere oder bessere Witze.

Mit einem ebenso wunderlichen, wie kostbaren Selbstbewußtsein spielen sie ihren Goethe wie einen Trumpf aus — gegen den modernen Poeten. Was willst du armer Teufel geben! Goethe! Ja, Goethe! Es klingt wie Flötenton von ihrem Munde.

Ich bin seit meiner frühen Jugend in dem Reichthum der Goethe'schen Lyrik heimisch und wohl vertraut mit allen Reizen dieser Verse-Welt; und so kam es, daß ich meistens seufzend still schwieg, wenn mir in solcher Weise der Meister auf den Tisch gespielt wurde. Denn ich dachte in meiner anmuthigen Bescheidenheit: dieser ältere Herr, der dich also anläßet, hat womöglich eine noch gründlichere und intimere Kenntniß von Goethes Lyrik, als du, und da kannst du es ihm nicht verdenken, wenn er so leicht nichts Anderes gelten lassen mag.

Da konnte es mir nun aber passiren, daß ich — wenn ich mir etwa doch ein Herz faßte und einem solchen Goethereifen durch Zitate zu belegen suchte, wie realistisch in meinem Sinne, das heißt, wie wonnig individuell dieser klassische Lyriker gewesen sei —, daß ich da fand: er kannte sie gar

nicht, dieſe Lyrik; er kannte vor Allem das Eine nicht, ihre wundervollſte, ihre vornehmſte Eigenſchaft — er wußte nicht, wie nothwendig, wie unmittelbar erlebt dieſe Verſe waren.

Im beſten Falle waren ihm eine Anzahl von iſolirten „ſchönen" Gedichten in der Erinnerung, ſei es, daß er ſie auf der Schule einſt zu feſt gelernt hatte, ſei es, daß ſeine Töchter ſie unentwegt zum Klaviere ſangen — aber von dem organiſchen Zuſammenhange dieſer Dichtungen, von dem Leben in Verſen, das darin aufgezeichnet ſteht, davon hatte er keine Ahnung, und gerade die naiv-herrlichſten Ergüſſe des jungen Dichters, Verſe wie:

Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär,
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad' und alle Träume
In dein Herz zu faſſen miteinander . . .

die waren ihm einfach unbekannt. —

Und ſo merkte ich denn mit der Zeit, daß der große Ruhm, deſſen ſich der Lyriker Goethe bei den gemüthvollen Deutſchen zu erfreuen hat, nichts Anderes iſt, als eine fable convenue.

Es klingt zwar ungeheuerlich, wenn man bedenkt, in welch' ungezählten Exemplaren „Goethes ſämmtliche Werke" ſeit nun bald vier Generationen von den Familien angeſchafft worden ſind und noch immer angeſchafft werden — aber dennoch iſt es buchſtäblich wahr: das deutſche Publikum kennt Goethes Lyrik nicht.

Woran liegt das?

Nun, natürlich am deutſchen Publikum. Es wird eben immer das „liebe" bleiben.

Gewiß. — Aber nur an ihm? Sollte es nicht vielleicht auch ein wenig an — „Goethes ſämmtlichen Werken" liegen? —

Mir fiel da ein, wie oft ich ſelbſt vor Zeiten den erſten oder zweiten Band der vierzigbändigen, noch vom Großvater ſtammenden, „unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien" gedruckten Ausgabe von 1840 aufgeſchlagen und — verdrießlich wieder zugeſchlagen hatte.

Und ich erinnerte mich, daß es eigentlich doch erſt der Hirzel'ſche „junge Goethe" mit ſeiner reizvollen chronologiſchen Anordnung geweſen war, der mir die Thüren geöffnet, der mir zuerſt den intimen Genuß vermittelt und die Luſt zu weiterem Eindringen geweckt hatte. —

„Der Geiſt des Künſtlers wiegt mehr als das Werk ſeiner Kunſt." — Nicht das einzelne ſchöne Gedicht macht den Lyriker; was wir an ihm

genießen wollen, ist seine Persönlichkeit — er selber. Seine Verse sollen sein intimstes, sein individuellstes Wesen uns enthüllen.

„Was giebt dem Freund, was giebt dem Dichter seine Weihe?
Daß ohne Rückhalt er sein ganzes Selbst verleihe!"

Diesen eigentlichen Genuß der Lyrik kann Nichts mehr erschweren, als eine Ausgabe der Gedichte, die geflissentlich alles Persönliche abstreift und die einzelnen Dichtungen ohne Rücksicht auf Zeit und Ursache ihrer Entstehung nach abstrakten Kategorien ordnet. —

Also wären „Goethes sämmtliche Werke" vielleicht nicht besonders geeignet, einem den großen Lyriker nahe zu bringen?

Schlagen wir den ersten Band auf. Da finden wir gleich unter den „Liedern" eine aufdringliche Menge belangloser, unpersönlicher Gedichte, deren zopfige Geschmacklosigkeit die dazwischen stehenden Herrlichkeiten kaum zur Geltung kommen läßt.

Mindestens die Hälfte aller Goethe'schen Gedichte sind für unser heutiges Empfinden ungenießbar. Und zwar liegt das nicht bloß an der Veränderung des Zeitgeschmacks, sondern wie der Dichter des Faust den Bürgergeneral und die natürliche Tochter schreiben konnte, so hat er auch als Lyriker weidlich das blödeste Zeug verbrochen.

Nur wer das rücksichtslos eingesteht und in dieser Weise zu scheiden weiß, hat ein lebendiges Herz für das, was wirklich unvergänglich schön ist. Die wahre Pietät für das, was ein Jahrhundert nicht hat berühren können, kann sich nur darin zeigen, daß man das Werthlose oder Entwerthete von ihm loslöst — wie ein guter Gärtner von dem mächtigen gesunden Baume alles trockene Holz sorgsam abbricht und absägt.

Als Goethe seine Gedichte zum ersten Male sammelte und als achten Band seiner Schriften Ostern 1789 bei Göschen herausgab, war er — Geheimrath und — wie man heute sagen würde — zielbewußter Klassiker.

Während er die Gedichte „möglichst ins Vollkommene" redigirt, schreibt er im Februar 1788 aus Rom an Herder: er „hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden, wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen". Ich kann mich, wenn ich solche und ähnliche Wendungen bei Goethe lese, niemals eines gewissen Grausens erwehren.

Das Gespenst der Antike war in den Saal getreten. Der Empirestil bereitete sich vor. Wie die Theoretiker der großen Revolution von den allgemeinen Menschenrechten redeten — so schwelgten die deutschen Klassizisten derselben Zeit in jenem — wie es der kluge Herder so fein bezeichnet —: „bittersüßen Geschwätz vom allgemeinen Schönen".

Die Winkelmann'sche Bornirtheit, der blöde Glaube: daß die Kunst ein für alle Mal griechisch und — und nicht deutsch geschrieben sei; daß durch die griechische Kunst und Kultur ein absolutes Schönheitsideal geschaffen sei, das man nunmehr nur nachzubilden und nachzuahmen habe; dieser „erbärmliche Wahn" — wie derselbe kluge Herder ihn nennt —: „zu einer anderen Zeit, unter einem anderen Volk und Himmelsstrich leben zu wollen"; derselbe Wahn, den Goethe in seiner Jugend sehr wohl als solchen erkannte, besaß ihn jetzt mit Haut und Haaren!

Und so war er in jener Zeit unter allen Schöngeistern des ablaufenden Jahrhunderts Derjenige, der am wenigsten dazu befähigt war, die Jugendgedichte Johann Wolfgang Goethes zu würdigen und — herauszugeben.

Er stand diesen Gedichten etwa so gegenüber, wie in jener berühmten Audienz desselben „Revolutionsjahres" — dem „populären" Gottfried August Bürger: — die Sache war ihm peinlich.

„Der Dichter muß (!) sich von der Gegenwart loslösen und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben," schrieb bald darauf Schiller in seiner Mordskritik über Bürger — das war schon damals die Herzensmeinung des in Schönheit wandelnden Geheimraths. Und so brachte er das schwere Kunststück zu Wege, die eigene Lyrik durch die Art seiner Herausgabe unzulänglich und nahezu ungenießbar zu machen. — —

Und die bureaukratisch ästhetische Vergewaltigung des warmen Lebens, die mit der ersten „Sammlung" von 1789 ihren Anfang nahm, wurde von dem alternden Goethe schicklichst weiter betrieben und durch die Ausgabe letzter Hand endgiltig sanktionirt.

Es wird einem schon ganz kalt, wenn man nur die Titel der einzelnen Abtheilungen recht auf sich wirken läßt: „Antiker Form sich nähernd" — „Parabolisch" — „Inschriften, Denk und Sendeblätter" . . .

Eins der frischesten kleinen Lieder an Friederike ist gewiß das:

„Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele —
Und sie ist nun von Herzen mein!
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude:
Nun laß auch Morgen sein wie Heute
Und lehr mich ihrer würdig sein!"

Und wo findet man das? — Im sechsten Bande der sämmtlichen Wer · unter dem fürchterlichen Rubrum:

„Alles an Personen und zu festlichen Gelegenheiten Gedichtete enthaltend." — Und zwar steht es da mitten unter dem allerödesten Wortgeklapper. — —

Die für unser modernes Empfinden einzig mögliche Anordnung der Goethe'schen Lyrik ist die chronologische. Die Herren Philologen haben soviel aufopfernden Fleiß darauf verwendet, das Datum der einzelnen Gedichte zu eruiren, daß eine solche Anordnung heute bereits wohl möglich ist. Man könnte sich nun wundern, daß die Herren nach all ihren sauren Vorarbeiten nicht selber darauf gekommen sind, eine solche chronologisch geordnete Ausgabe zu veranstalten: aber, du lieber Gott! —: worauf kommen Philologen alles nicht!

Als ich in diesem Frühjahr die Festtage der Goethe-Gesellschaft in Weimar mitfeierte, war ich — in dem zarten Alter von dreißig Jahren stehend — der jüngste unter den Jubelnden — die erdrückende Majorität der Theilnehmer bewegte sich zierlich um die Wende des sechzigsten Lebensjahres.

Diese Greisenhaftigkeit in der heutigen Goethe-Verehrung ist ein recht bedenkliches und trauriges Zeichen: und da ich Johann Wolfgang Goethe von ganzem Herzen liebe, faßte ich den Entschluß, nach meinen Kräften Etwas dafür zu thun, daß er für meine Generation lebendig bliebe.

Und ich kam zu der Ueberzeugung, daß mehr als zwanzig gelehrte Goethe-Jahrbücher, voll des spitzigsten Scharfsinns, eine einzige Ausgabe der Gedichte leisten könne, die dem naiven Genießenwollen ohne Prätentionen entgegenkommt.

Für solch ein Buch gab es nur eine Richtschnur: den eigenen Geschmack. Ich mußte ein Buch schaffen — ganz für mich: je willkürlicher und individueller, desto besser —: desto frischer wird es wirken! —

Ich möchte nicht aus der Schule plaudern, aber ich weiß es nur zu gut —: auch unter meinen Freunden, auch unter Euch, meine Lieben, ist so Mancher, für den dieses Buch den Reiz der Neuheit haben dürfte — und ich hege die stille, süße Hoffnung, daß gerade jetzt, wo der Größenwahn des Naturalismus in so erfreulichem Abdampfen begriffen ist, Euch dieses schlichte Goethe-Brevier eine liebe und erfrischende Gabe sein wird.

Denn nichts Anderem als dem Genuß — dem lebendigen Genuß ewig herrlicher Verse — soll dieses Buch dienen. Und das wird es: denn es giebt klarer und plastischer, als ich selber es vorher ahnte, ein tagebuchartiges Bild von dem Leben eines großen Dichters, von dem Wesen einer großen Persönlichkeit!

Berlin. Otto Erich Hartleben.

Aus revolutionären Geheimpapieren.

(Ein Nachtrag zu dem Artikel: „Der polnische Sozialismus" in Heft 8 der Kritik.)

Zu den Angeklagten des Sozialistenprozesses, der sich im Jahre 1888 vor der Strafkammer in Posen abspielte, gehörte auch ein 21jähriger Goldarbeiter Namens Johann Konopinski, der von der Polizei als besonders rühriger Propagandist geschildert wurde. Konopinski hatte längere Zeit mit den im Auslande lebenden Leitern der polnischen sozialistischen Bewegung einen brieflichen Verkehr unterhalten, der charakteristisch war für die Formen, in denen der interne Parteiverkehr sich damals bewegte, sowie für den Geist, der unter den Genossen sich bemerklich machte. In dem Posener Prozeß gelangten mehrere der zwischen Konopinski und seinen ausländischen Genossen gewechselten Briefe zur Verlesung. Dieselben waren, soweit sie von der Hand des Konopinski herrührten, auf dem Postamt in Posen beschlagnahmt worden; die übrigen, welche die im Auslande wohnenden Leiter der Bewegung geschrieben hatten, wurden bei seiner Verhaftung im Besitze des Konopinski vorgefunden.

Der erste dieser in mancher Beziehung sehr lehrreichen und auch überaus bezeichnenden Briefe ist von Johann Konopinski am 14. September 1886 an einen gewissen Lucien Barrois in Paris (wie die Anklageschrift annahm, eine Deckadresse für Mendelssohn) gerichtet worden. Er war in polnischer Sprache abgefaßt und auf der ersten Seite mit gewöhnlicher, auf den folgenden Seiten mit chemischer Dinte geschrieben. Die erste Seite enthielt völlig harmlose Mittheilungen, während der mit chemischer Dinte geschriebene, erst nach Anwendung der geeigneten chemischen Reagentien sichtbar gewordene, Theil in der Uebersetzung des gerichtlichen Dolmetschers folgendermaßen lautete:

> „Lieber Genosse! Ich konnte den Brief mit der umgehenden Post nicht schicken, ich wartete bis Dienstag, denn an diesem Tage war Termin in der Derengowski'schen Angelegenheit,*) ich wollte daher wissen, wie der Termin ausfallen wird, damit ich etwas mehr mittheilen könnte — mit den Zeugen habe ich gesprochen, doch konnte ich Nichts erfahren, denn die Sache befand sich gerade beim Untersuchungsrichter —. Dieser Termin war nicht der erste, denn schon seit Februar erscheinen die Zeugen, und soviel erfahren habe, ist die Sache schon ziemlich weit gediehen, und wird gewiß nicht umhin können, vor die Geschworenen gebracht zu werden. Uns wird er gewiß nicht ins Loch bringen, denn er kennt die Sache ziemlich genau, aber daß er in die Falle gegangen ist, das ist schon seine Schuld. Martin ist abgereist, denn er wurde fürchterlich verfolgt und konnte länger nicht bleiben. Das auf dem Dorfe befindliche Geld wird er wohl erhalten haben, das Geld, welches jetzt geschickt ist, konnte ich ihm nicht mehr behändigen, denn

*) Roman Derengowski, Schuhmachergeselle, wurde am 31. Januar 1887 wegen Vergehens gegen die öffentliche Ordnung zu neun Monaten Gefängniß verurtheilt. Derengowski befand sich dann wieder unter den Angeklagten des 1888er Prozesses.

er ist nicht hier und hat noch nicht an mich geschrieben, sobald ich jedoch von ihm eine Nachricht werde erhalten haben, werde ich gewissenhaft meine Pflicht erfüllen. Hier in Posen sprechen sie immer mehr von Sozialismus; ich halte es daher für gut, mit Geist eine neue und gesunde Proklamation auszuarbeiten und hierdurch wird der Arretirte mehr berücksichtigt werden. die — — (hier folgen einige nicht wiederzugebende Schimpfworte gegen die Polizeibehörde) wird schäumen vor Wuth und wird sich aus Aerger die Bärte ausraufen. Meine Unterschrift Mercury. Die Adresse ist dieselbe. doch nicht P., sondern M. ist der erste Buchstabe des Vornamens, der Name war gut." — —

Der zweite Brief war ebenfalls an Lucien Barrois gerichtet. Er trug das Datum des 19. Oktober 1886; seine erste Seite war gleichfalls unverfänglichen Inhalts, während die folgenden zum Theil chiffrirt waren und nachstehenden Inhalt hatten:

„Liebe Genossen! Ihr schreibt mir, daß Ihr den mit chemischer Dinte geschriebenen Brief, und nicht mit dem Schlüssel,*) in welchem Alles über Derengowski und Martin ausführlich dargestellt worden, nicht empfangen habt. Ich befinde mich daher in einer furchtbaren Verlegenheit, die Sache mit Derengowski geht äußerst scharf, Zeugen sind massenhaft, nur bleibt schon Nichts übrig, als Posen zu verlassen, augenblicklich jedoch gestatten es schon gewisse Umstände mir nicht. Hier schwatzt man immer mehr von Sozialismus, obgleich noch verschieden darüber gesprochen wird, daß dieser Prozeß jetzt etwas Staub aufwirbeln wird, dann ist ein Attentat**) nöthig, wenn auch dies nur so provisorisch, auch sind einige sozialistische Schriften noch nöthig und Posen wird sich schon anders gestalten. Ich grüße Euch, liebe Genossen, indem ich Euch dringend bitte, hier das Großherzogthum nicht zu vergessen, denn augenblicklich ist noch viel nöthig, daß Posen sich gleich gestalte mit anderen, wenn auch nur mit Deutschlands Gegenden. Es grüßt Euch Euer treuer Gehilfe M. Der Facet,***) an dessen Adresse der letzte Brief gesandt worden ist, verreist, deßhalb eine andere Adresse, die lautet Pawel Pracelius, Bäckerstraße 3. Ich bitte, den folgenden Brief mit dem Schlüssel zu schreiben u. s. w."

Der dritte Brief an Lucien Barrois, vom 26. November 1886, in polnischer Sprache, auf der ersten Seite — mit unverfänglichem Inhalt — mit gewöhnlicher Dinte, auf den folgenden Seiten theils chiffrirt, theils mit chemischer Dinte geschrieben, lautete in der Uebersetzung, wie folgt:

„Geehrte Genossen! Den Brief, welchen ich an Euch geschrieben, habt Ihr gewiß nicht erhalten. Ich theilte Euch darin mit von Procelius, daß er den Brief nicht abgegeben habe, weil er ihn wahrscheinlich verloren hatte. Ich bleibe jetzt hier, mag geschehen, was will! Die Sache ist beinahe unter-

*) Nicht chiffrirt.

**) In der öffentlichen Verhandlung bestritt Johann Konopinski allerdings, daß der von ihm gebrauchte polnische Ausdruck (zamach) die Bedeutung „Attentat" habe; er behauptete vielmehr, daß die richtige Uebersetzung „Tumult", „Strike" laute, wenigstens habe er sagen wollen, daß das Ausbrechen eines Strikes die Propaganda nur fördern könne.

***) Macher, Vertrauensmann.

gegangen, denn hier, wenn es nicht gelingt, verliert man den Muth, ich mache, was ich kann. Ich nahm nicht an, daß Procelius so dämlich sein würde, und deßhalb wollte ich, daß der Brief unter seinem Namen gesandt werde. Ich war deßhalb auch sicher, weil er mir sagte, daß er schon Briefe aus Paris empfangen hätte. Wir können sogar Einer dem Andern nicht soviel glauben, ich selbst bin sogar im Zweifel darüber, weil ich nicht verstehe, wie man einen so wichtigen Brief verlieren konnte.*) Wie er es mir mittheilte, hätte er vor meinen Augen sogleich einen Brief an Euch schreiben müssen. Ich glaube, daß man augenblicklich in Posen ruhig sein muß bis zu den Wahlen. In Betreff der Wahlzettel, so werde ich mich bemühen, daß sie zur rechten Zeit fertig werden, und daß sich mit der Versendung der Zettel so Viele als möglich befassen. Die nächste Adresse ist Adam Grochowski, Herr Wisniewski. Neuer Markt Nr. 8. Ich grüße Euch

Mercurius."

Vom Auslande her empfing Konopinski, während die Posener Polizei die meisten der von ihm selbst geschriebenen Briefe auf der Post beschlagnahmte, die nachstehenden Mittheilungen:

1) Einen Brief vom 30. Dezember 1886, auf der vorderen Seite unterzeichnet Ignacy; derselbe lautete auf der Rückseite:

Lieber Genosse! Es ist traurig, daß wir nicht in Ordnung kommen mit der Korrespondenz. Wir wissen selbst nicht, wie wir mit Euch korrespondiren sollen, da Ihr die Briefe verliert oder verschmiert, und die Gelder werden in ungehöriger Weise verbraucht. Außerdem könnt Ihr Euch Alle ins Loch bringen. In Folge dieser Unordnung war der Facet in Posen, konnte Euch aber nicht ermitteln. In solcher Weise kann die Sache nicht weiter gehen. Vor Allem versammelt daher Eure Vertrauensleute und erwählt Jemanden, der die Korrespondenz beständig und ordentlich führt. Theilt uns durch den Schlüssel seinen Namen mit, damit die Ankommenden den Facet aufsuchen können. Schreibt uns ganz speziell, was bei Euch vorgeht. Bemüht Euch um Adressen für den „Przedswit" in Packeten.

2) Einen Brief vom 10. Januar 1887, auf der vorderen Seite unterzeichnet Leon Bilski; derselbe lautete auf der mit chemischer Tinte geschriebenen Rückseite:

„Lieber Genosse! Den zwei Bogen starken Brief haben wir früher und den anderen gleichen Brief gestern erhalten. In unserem Briefe haben wir nicht von Betrug, aber von Unordnung gesprochen, und daß die Angelegenheit so nicht weiter geführt werden könne. Wir möchten vor allen Dingen wissen, mit wem wir korrespondiren, wir bitten daher um chiffrirte Angabe Eures Namens. Wir verstehen gar nicht die Geschichte mit den Briefen und dem Sekretair, erläutert dies näher. Die Adresse, unter der Ihr uns schreibt, ist sehr gut. Schreibt uns, wie die Angelegenheit mit den Gefangenen steht? Wie geht die Propaganda in Posen? Sendet Adressen,

*) In dem Briefe war nämlich, wie später aus der Gerichtsverhandlung hervorging, eine größere Summe Geldes enthalten. Paul Procelius, der zu den Angeklagten des großen Prozesses gehörte, wollte in der Betrunkenheit den Brief sammt Inhalt verloren haben.

damit Euch den „Przedswit" in Packeten zusenden können, und sammelt Abonnenten. Brüderlichen Gruß."

3) Einen Brief de dato Paris, den 23. Januar 1887, auf der Vorderseite unterzeichnet Alexander, welcher auf der Rückseite folgenden Inhalt hatte:

Geehrter Genosse! Wir können nicht begreifen, warum Ihr Euren Namen nicht chiffrirt mittheilen wollt. Wenn wir z. B. einmal unseren Facet nach Posen senden wollten, wie könnte er Euch aufsuchen? Sollen wir dies Euer Verfahren als einen Beweis dafür ansehen, daß Ihr uns nicht traut? Hierauf müßt Ihr uns durchaus Antwort geben. In Posen stellen wir die Kandidatur Janiszewski auf, agitirt in seiner Sache. Den „Przedswit" werden wir an die angegebene Adresse Euch übersenden. Brüderlichen Gruß. L.

Auf diese energischen Aufforderungen scheint Johann Konopinski in einem längeren Briefe haben antworten zu wollen, der jedoch, wie er behauptet, niemals abgegangen ist. Bei seiner Verhaftung und der darauf folgenden Leibesvisitation wurde in seiner Rocktasche ein an mehreren Stellen schadhaftes, polnisch geschriebenes und zum Theil chiffrirtes Schriftstück vorgefunden, dem wir nachstehende Stellen entnehmen:

„Aber leider muß man Gewalt anwenden, wie der heutige Staat zur Einziehung der Steuern; jetzt haben wir Winter, keine Arbeit und geringen Lohn. Es ist richtig, daß für Martin einige Pfennige eingegangen sind, dies war aber im Sommer, und es wurden auch Schriften verkauft. Wir haben zwar noch etwas Schriften, man wird aber sagen, dies Alles sei altes Zeug und neue sind nicht vorhanden. Uebrigens ist der Verkauf von Schriften gefährlich. Augenblicklich ist es hier ziemlich ruhig, und würde es sich empfehlen, eine neue gesunde, für die jetzige Zeit angepaßte Proklamation zu erlassen, da augenblicklich gerade die Zeit ist, wo die meisten Leute auf dem Pflaster sitzen. Es ist nicht nöthig, daß Ihr wißt — —" hier befindet sich eine der erwähnten unleserlichen Stellen; nur die Worte „Verzweiflung" und kurz darauf „anfeuern" sind deutlich lesbar. Alsdann ist davon die Rede, daß das Untersuchungsverfahren gegen die Verhafteten beendet ist. — Weiter heißt es hierauf: „Von dem Tage der Verhandlung werde ich Euch benachrichtigen. Was den Sekretair und den Brief anbetrifft, so habe ich verständlich ausgeschrieben. Ich wollte den Brief, wie gewöhnlich „Eingeschrieben" zur Post geben, und da frägt mich der betreffende Sekretair nach dem Absender desselben, da unter dieser Adresse bereits drei oder vier Briefe hier lagern, welche gewöhnlich zurückgekommen sind. Ich nahm deßhalb meinen Brief und wartete einen andern Sekretair ab, indem ich den Brief unter anderer Adresse absandte, wenngleich man hierbei unangenehme Ereignisse erfahren kann. — Wenn Ihr eine andere Adresse zur Absendung der Briefe habt, dann theilt mir dieselbe mit, da es auffällig ist, wenn Briefe an ein und dieselbe Adresse ankommen. Was die Versendung der Schriften anbelangt, so ist die Adresse, auf welche die Briefe herkommen, derselbe unsere Facet, der aber hier unbekannt ist. Bevor aber die Sendung eintrifft, benachrichtigt mich davon, sowie auch, von wo dieselbe kommt. Von dem Facet, der hier gewesen ist, habe ich später erfahren, es

ist Tischler Witkowski aus Berlin unter Adresse Henning. Mit den Alten von hier, die bereits bekannt sind, ist er zusammengekommen, mich dagegen hat er gemieden, wie dies Euch bereits bekannt ist. Mehreres will ich von ihm nicht schreiben, das ist eins, und zweitens kenne ich die Person nicht. Ihr wollt wissen, mit wem Ihr korrespondirt, oder richtiger, wer ich bin; das verstehe ich schon gar nicht. In einem meiner Briefe habe ich Euch meinen Namen chiffrirt mitgetheilt. Wenn Martin meiner nicht erwähnt hat, so wird es aus Mangel an Zeit geschehen sein, in Kürze wird es sich ja herausstellen. Ich gehöre ja zu der Angelegenheit Derengowski, und da ich als Zeuge bin, so wird es sich ergeben, wer ich bin. Dies wundert mich gar nicht, da mir bereits hier Nachrichten zu Theil geworden sind, welche ich ertragen muß, und welche nichts Gutes prophezeien. Möge ich selbige schon verdauen, aber nur dieser Prozeß wird mich rechtfertigen. Ich umarme Euch, ich drücke den Brief, den ich Euch zusende, und indem ich Euch den brüderlichen Gruß übersende, verbleibe auf immer Euer aufrichtiger und treuer Mitarbeiter Mortimer."

Dieser Briefwechsel ist besonders nach der psychologischen Seite hin interessant. Er beweist, daß gerade die einfachen Arbeiter der gefährlichen Geheimagitation in hohem Grade Geschmack abgewinnen, weil dadurch etwas Poesie und Aufregung in ihr schales Alltagsleben kommt, und weil sie durch das Bewußtsein, eine politische Rolle zu spielen und zu den staatsgefährlichen Elementen zu gehören, deren Ueberwachung und Aburtheilung Polizei und Gerichte sich eifrig angelegen sein lassen, sich innerlich gehoben fühlen. Etwas Eitelkeit steckt immer in solch' einem Verschwörer, und selbst die Uneigennützigsten, die am meisten von idealen Beweggründen sich leiten lassen, sind davon nicht ganz frei. Es ist dies aber nicht etwa eine spezifische Eigenschaft der polnischen Volksseele, sondern ein allgemein menschlicher Charakterzug. Auch in der deutschen Sozialdemokratie spielte das System der lokalen Vertrauensmänner zur Zeit des Sozialistengesetzes eine ziemlich bedeutende Rolle. Diese Vertrauensmänner standen ebenfalls mit den im Auslande residirenden Führern (u. A. mit der Redaktion des „Sozialdemokrat" in Zürich) in eifrigem Briefverkehr, der gleichfalls mittelst Geheimschrift und chemischer Tinte geführt wurde. Die Vertrauensmänner, welche der hohen Ehre gewürdigt wurden, mit der Redaktion des „Staatsanzeigers" (so hieß damals der „Sozialdemokrat" unter den Genossen) verkehren zu dürfen, leiteten aus diesem Verkehr das Recht her, sich für bedeutende Politiker zu halten, und Manche unter ihnen brachten dieser ihrer kleinen Eitelkeit sogar nicht unerhebliche Opfer an Zeit und auch an Geld.

In einem Punkte unterschieden sich übrigens die im Auslande lebenden Führer der polnischen Sozialdemokratie wesentlich zu ihren Gunsten von ihren deutschen Kollegen. Während die Mendelsohn, Jankowska und Genossen aus eigener Tasche recht erkleckliche Geldopfer brachten, um die Agitation zu alimentiren, ließen die Herren Bernstein, Kautsky und Konsorten sich aus Deutschland recht erhebliche Summen schicken. Für die Kosten der von Zürich aus betriebenen Agitation und für noch manches Andere, was

mit der Agitation gar Nichts gemein hatte, mußten in erster Linie die biederen deutschen Arbeiter aufkommen und sie thaten es damals, ohne danach zu fragen, wo das Geld im Einzelnen hinkam. Das leidige Ausnahmegesetz machte eben eine wirksame Kontrolle unmöglich. Die unlauteren Elemente unter den Führern fühlten sich unter dem Ausnahmegesetz durchaus wohl und mögen auch in letzter Zeit sich wiederholt nach einem neuen Ausnahmegesetz von Herzen gesehnt haben.

Sprechsaal.*)

Virchow und die Affen.

Wenn Herr Bölsche Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft wäre, so würde es kein Geheimniß für ihn sein, daß Virchow nur seine ihm allein eigenthümliche Privatansicht mit der Ansicht der Mitglieder zu verwechseln pflegt. Daß man in der Pietät gegen Virchow zu weit geht, ist bei einer Gesellschaft, welche ihm so ungeheuer Vieles verdankt, wohl zu entschuldigen. Man läßt ihn reden, weil ja Jeder weiß, daß eine Diskussion zwecklos wäre. Virchow hat auf dem Innsbrucker Fest in der feierlichen Eröffnungsrede zur Freude der Ultramontanen noch Schlimmeres gesagt, als er das große Wort gelassen aussprach, man könne den Ursprung des Menschen, ebenso gut wie vom Affen, auch vom Elephanten oder vom Schaf ableiten! Vielleicht würde sich Herr Bölsche bei solcher Gelegenheit das billige Vergnügen machen, pathetisch zu protestiren. Er würde aber Virchow nicht bekehren, während sonst Niemand dessen bedarf. Waldeyer hält dann einfach einen Vortrag über Affengehirne, in welchem er die Aehnlichkeit mit dem Bau des Menschengehirns ausführlich darstellt und Schaf Schaf, Elephanten Elephanten sein läßt. Darin steckt wohl eine werthvollere Kritik, als in dem Satz Bölsches, daß jeden Tag an irgend einem Orte (!) der Erde eine unwiderlegliche Uebergangsform in Schichten der Tertiärzeit gefunden werden kann. Ob man eine Möglichkeit als Beweis für oder wider behandelt, ist Geschmacksache. So setzt sich Herr Bölsche selbst an den grünen Tisch. Der Darwinismus darf sich in dem missing link keinen andern Messias schaffen, wenigstens nicht für die Polemik.

Ein unbekannter Pfahlbauer.

*) Es kommt häufig vor, daß uns aus dem von Heft zu Heft sich erweiternden Leserkreis der „Kritik" heraus kleinere Beiträge zugesandt werden, die sich zwar zur Veröffentlichung in Form von selbstständigen Artikeln nicht eignen, dennoch aber nicht ohne Werth sind. Wir glauben daher im Interesse der Zeitschrift und ihres Lesepublikums zu handeln, indem wir eine neue Rubrik: „Sprechsaal" einführen, unter der wir in Zukunft kürzere Einsendungen, soweit sie uns als werthvoll erscheinen, zu veröffentlichen gedenken. Die Red.

Die Literatur des Ramschbazars.

Frau Maria Thereſia Felicitas *„* deckt ihren literariſchen Bedarf im Bazar des Herrn Schlendermann. Die meiſten gebildeten Damen unſerer Hauptſtadt decken ihren literariſchen Bedarf heut zu Tage im Bazar von Schlendermann, der die bedürftige Menſchheit außerdem mit Pfefferkuchen, Nachttöpfen, Schminken, Chenilleaffen und ähnlichen, ebenſo nützlichen wie herzerfreuenden, Artikeln verſorgt. Für wenige Pfennige kann daſelbſt jeder Sterbliche wahre Schätze erwerben. Auch Frau Maria Thereſia Felicitas *„* hat für nur 50 Pf. einen ſolchen Schatz erworben. Derſelbe, ein „Meiſterwerk moderner Dichtung", erſcheint in Geſtalt eines wirklich hocheleganten Prachtbandes, mit echtem Goldſchnitt, ſchönem grünen Liebhaberdruck auf gutem Papier und einer ſogenannten Kunſtbeilage, die den verſtorbenen Kaiſer Wilhelm darſtellt. „Hogolie" heißt der Titel, Emil Steiner der Dichter und J. Zeuker-Berlin der Verleger.

Die Dichtung ſoll, nach den Intentionen des Dichters wenigſtens, einen zuſammenhängenden Zyklus bilden, in dem Rübezahl und ſeine Geliebte Hogolie die Hauptrolle ſpielen. Wie aus dem vorangeſtellten Namensverzeichniſſe hervorgeht, treten neben einer ganzen Reihe ſemitiſch-romaniſch-germaniſcher Gottheiten auch Kaiſer Wilhelm und die Königin Louiſe in die Erſcheinung. Intereſſant dürfte noch die Nachricht ſein, daß die von früher her wegen ihres ſittlichen Betragens übel berüchtigte Aphrodite (auch Venus genannt) nunmehr auf dem Zobtenberge bei Breslau eine Villa beſitzt. Nun, die jüngſt ermordete Elſe Groß hat in Breslau ja auch gute Geſchäfte gemacht.

Im Uebrigen ſpricht das Werk für ſich. Der freundliche Leſer gewinnt am beſten ein Urtheil, wenn ich einige, ſich durch Anmuth der Erfindung und Schönheit des Ausdruckes beſonders auszeichnende, Stellen im Wortlaute wiedergebe:

pg. 5. „Sahſt auf der Kynsburg du die zwei Schädel?
Da iſts geweſen, da hab' ich die Geſchichte geleſen
Mit Schauern.
Das war der Schädel,
Einer vom Buben, der and're vom Mädel, —

Da hab' ich geſeſſen, faſt hab' ich das Heimgehn vergeſſen
Vor Trauern
Ueber das Mädel. —
Was ging mich nur an denn der Beiden Schadel?
Dacht' ich und fühlt ich die knochigen Köpfe, armſelige Tröpfe!

Die beiden letzten Zeilen zeugen zweifellos von einer ganz beſonders dichteriſchen Begabung; zu bedauern bleibt nur, daß ſich der Text nicht gut nach der Melodie des bekannten Liedes: „Lindemann, Lindemann, was gehen Dich die Mädchen an" ſingen läßt.

pg. 16. „Ich kann's erreichen wohl
Auch ohne Plutos Dirne,
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ich ſchlürf den Saft der Birne".

Warum nicht den Saft der — Kartoffel? Der Fusel muß das Nationalgetränk der deutschen Dichter werden!

Ein reizendes Gedicht ist auch das mit „Rübezahl" unterzeichnete, auf pg. 37 befindliche mit der gewiß hochmodernen und realistisch-wahren Überschrift: „Liebeswerben und Armband". Wie schmeichelhaft für die Geliebte ist nicht der folgende Vers:

„Wie die schön gewachs'ne Edeleiche
Labeduftend, Eicheltragend winkt,
Trage, Liebchen, du auch mein Geschmeichel, weiche
Nie dem Epheu, der dich zart umfing, besingt.

pg. 43 vergleicht der Dichter die Augen seiner Angebeteten zuerst mit einem Prellstein, nachher mit einem Meilenstein. Endlich doch einmal ein neuer Vergleich im Gegensatz zu denen unserer andern Dichtern, die sich sklavisch unter das Joch gewohnter Formen beugen.

Doch genug der Auszüge. Von ähnlichem und noch tollerem Blödsinn wimmelt es auf jeder Seite der „Gedichtsammlung".

Beinahe hatte ich vergessen zu erwähnen, daß der Berggeist Rübezahl in einem Schreiben an das „Berliner Tageblatt" die Autorschaft der mit seinem Namen unterzeichneten Gedichte energisch bestritten hat mit der gleichzeitigen Drohung, er werde den Herren Steiner und Zenker, falls sie ihm einmal in die Hände fielen, den Hals umdrehen.

Rizio Wallenstjerna.

Anmerkung der Redaktion. Es ist wirklich ein Unfug, daß die berühmten Ramschbazare auch in Büchern machen. Natürlich verstehen die Inhaber und Leiter solcher Bazare von Literatur nicht das Mindeste; ihr Geschmack ist roh und ungebildet, ihr Urtheil unzulänglich. Wenn ihnen eine Partie alter Ladenhüter billig angeboten wird, und wenn gar die Bücher noch eines zierlichen Einbandes sich erfreuen, so greifen sie gleich mit beiden Händen zu. Daß sie an der „Waare" verdienen, und daß diese „nach Etwas aussieht", das ist ihnen die Hauptsache, um den Inhalt der Bücher kümmern sie sich nicht. Und so konnte es denn geschehen, daß sogar der poetische Bockmist des Herrn Emil Steiner, nachdem er sechs volle Jahre hindurch keine Liebhaber gefunden hat, noch in letzter Stunde vor dem wohlverdienten Schicksal des Eingestampftwerdens bewahrt wurde. — Angesichts solchen Schundes, der, mag er noch so billig sein, immer noch viel zu theuer bezahlt wird, ist die anständige Presse wohl berechtigt und verpflichtet, **das kaufende Publikum vor den Ramschbazaren zu warnen.** Uebrigens sei hier an den in Berlin kursirenden Witz erinnert: Wer bei Lubasch kauft, bringt Nichts von Werth heim (Wertheim).

Vom Büchertiſch.

„Ehrloſe Scham." Moderner Sittenroman von ***. Verlag des Bibliographiſchen Inſtituts in Berlin.

Dieſer Sittenroman iſt, wie die meiſten Erzeugniſſe dieſer Gattung, ein Unſittenroman. Er beginnt gleich auf der erſten Seite mit einem Ehebruche. Ein verwittweter Rheder und die — natürlich unverſtandene — Frau eines ſeiner Geſchäftsfreunde haben ziemlich gedankenlos den Rubikon überſchritten und ziehen nun die Konſequenzen aus dem „Fehltritt", den man übrigens niemals im Gehen ſich zu Schulden kommen läßt. Sie thun das in ihrer beſonderen Weiſe. Die Ehebrecherin bleibt die Frau ihres Mannes, der natürlich von Allem Nichts merkt — dafür ſorgt ſchon der Autor — und das in Hedda Gabler theoretiſch erörterte dreieckige Verhältniß wird in aller Stille und Heimlichkeit fortgeſetzt, weil die beiden Schuldigen zu „feig" ſind, offen vor den betrogenen Mann hinzutreten und Alles einzugeſtehen. Für die Qualen eines ſolchen Verhältniſſes findet der Verfaſſer an manchen Stellen einen geradezu ergreifenden Ausdruck. Natürlich bleibt der verbotene Verkehr nicht ohne Folgen. Ein Mägdlein kommt zur Welt, das ſpäter von ſeinen Eltern — ganz ſo, wie früher ſeine Mutter — ohne daß ihm Zeit gelaſſen wurde, ſein Herz zu prüfen, an den erſten beſten Mann „in geſicherter ſozialer Stellung" verheirathet wird. Der natürliche Vater des Kindes, der reiche Rheder, iſt nämlich zu deſſen Vormund ernannt worden, da der ſtandesamtlich eingetragene Vater in Folge geſchäftlicher Verluſte und der damit verbundenen Aufregungen einen Schlaganfall gehabt hat und tiefſinnig geworden iſt. Der Rheder und ſeine ehebrecheriſche Geliebte glauben nun aufs Beſte für ihr Kind geſorgt zu haben, bis ſie eines Tages zu ihrem maßloſen Entſetzen erfahren, daß die junge Frau allen Grund hat, ihren Mann zu verachten, und daß ſie den legitimen Sohn ihres Vormundes und Vaters, ihren Jugendgeſpielen, liebt, und mit ihm nun ihrerſeits die Ehe gebrochen hat. Da die Liebenden erfahren, daß ſie Bruder und Schweſter ſind, tödten ſie ſich. Der Dichter ſetzt ſein Punktum dahinter, und die hochromantiſche Geſchichte iſt aus. — Dem Verfaſſer ſoll übrigens ein entwickelungsfähiges Talent nicht abgeſprochen werden.

Es ſind ferner bei der Redaktion die nachſtehend verzeichneten Bücher eingelaufen; ausführliche Beſprechung iſt vorbehalten.

Die anarchiſtiſche Gefahr von Felix Dubois. Überſetzt von Max Strudjen. Verlag von Auguſt Dieckmann in Amſterdam.

Der Irrthum von Karl Marx. Aus Ernſt Buſch's Nachlaß herausgegeben von Dr. Arthur Mülberger. Verlag von Dr. H. Müller in Baſel.

Ein Verrückter. Kampf und Ende eines Lehrers. Von Joſeph Ruederer. Verlag von Dr. E. Albert & Co. in München. — Starke Talentprobe eines werdenden Dichters, den man im Auge behalten muß.

Die Lage der ländlichen Arbeiter in Neuvorpommern und auf Rügen. Dargestellt von H. Wittenberg, Pastor zu Swantow bei Garz a. R. Verlag von Reinhold Werther in Leipzig.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Preis 3 Mark. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin. — Eine fleißige, verdienstliche und für den Folkloristen außerordentlich werthvolle Sammlerarbeit.

Aus amerikanischem Leben. Von Gustav Müller. Verlag von Max Spohr in Leipzig. Preis 2 Mark.

Spiritismus und Ehrenwort als Zeugen der Unsterblichkeit. Ein Aufruf zum Kampfe für Wahrheit und sittliche Menschheitsentwickelung von L. Freiherrn von Erhardt, Rittmeister a. D. Verlag von Max Spohr in Leipzig. — In diesem Buch berichtet ein von der Thatsächlichkeit spiritistischer Phänomene vollkommen überzeugter Anhänger der so viel angefochtenen Lehre ausführlich und überaus anschaulich über seine und der Seinen Erlebnisse auf diesem Gebiete. Die von ihm geschilderten Vorgänge sind ehrenwortlich verbürgt. Wir kommen noch ausführlicher auf das Buch zurück.

Einer von der rothen Fahne. Die Tragödie eines Arbeiters. Von Paul Franken. Verlag von Oskar Haebringer in Berlin. (Wird noch besprochen.)

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1,20.

Lebensphilosophie. Fremde und eigene Betrachtungen aus dem Leben eines modernen Stoikers. Von Dr. jur. Graf A. Wilding. Frankfurt a. O., Verlag von Hugo Andres & Co.

Gedanken von Max Bewer. Mit einem Bildniß. Fünfte Auflage. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. Preis 2 Mark.

Der preußische Volksschullehrerstand. Eine sozialstatistische Skizze von J. Tews. Preis 50 Pf. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimath. Von Peter Rosegger. Mit dem Bildniß des Verfassers als Waldbauernbub. Leipzig, L. Staackmann. Ein ganz herrliches, liebenswürdiges Buch, auf das wir noch zurückkommen, und das wir hiermit nur einstweilen gelegentlich empfehlen wollen.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Auskunft sofort!

HANDELS-AKADEMIE

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute

Begründet und geleitet von *Dr. jur. Ludwig Huberti.*

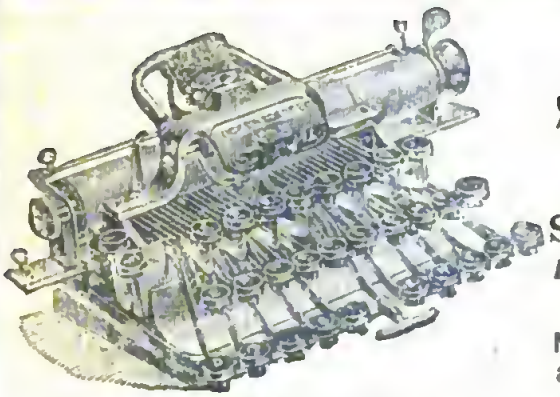
Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

Lehrpläne nur auf Verlangen! Eintritt jederzeit!

Eigene Zeitschrift:
„Handels-Akademie“,
Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig
Marienstrasse 23.

Fachschrift f. alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! — Auflage über 3000



Die
„Blickensderfer“
Beste und billigste
Claviatur-
Schreibmaschine
Preisgekrönt Chicago 1893
Patentiert in allen Staaten.
Neueste u. grossartigste Erfindung
auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)
Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben
mit Beilage hervorragender
Romane in Buchform
und dem humoristisch-satirischen

„Pasquino“

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands
unter Mitwirkung von A. Friger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telman u. v. a., herausgegeben von Constantin Brunner und Otto Ernst.

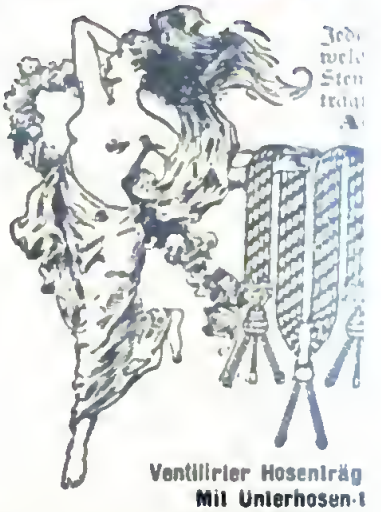
Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer gratis u. franco zu verlangen von der Expedition Hamburg, II. Durchschnitt 16, oder durch eine Buchhandlung.

Robert Jacoby's Antiquariat
BERLIN W. 30. Goltzstr. 13 B.

empfiehlt sein reichhaltiges Lager aus allen Wi-
schaften, besorgt jedes antiquar. Werk und
einzelne Bücher sowie ganze Bibliothek. Ch
eine Sammlung klinisch. Vorträge Nr. 21
sehr gut erhalten, theilw. unaufgeschn. f. 2

ACARI



Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acarie**.

Jed
welc
Sten
trägt
A

Ventilirter Hosenträg
Mit Unterhosen-

Einziger Hosenträger, der das lästige Hi
rutschen der Unterbeinkleider verhindert.
lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten
die berühmten **Acarie** zeigen.

**Passendes Weihnachtsgesch
für jeden Herrn.**

Hauptdepot: Paar M.
Moritz Mädler, Berlin, Leipzigerstr.

Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myfing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der absconen Literatur-gattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 12 | 22. Dezember 1894

Hunderttausend Mark Zuschuß.
Universitätsbriefe. I. Vom Bummeln der Studenten. Von Dr. Hans Schmidkunz.
Neue Bilder. Von Fritz Stahl.
Schweizerische und deutsche Bundesfinanz. Von J. M. von Rascher.
Blutige Ehre. Von Baronin Gizella Malcomes.
Contes secs. Von Emil Witte.
Das Jubiläum des Scharfrichters. Von Mephisto.
Es. Eine Weihnachtsepisode von Hans von Basedow.
Vom Büchertisch.

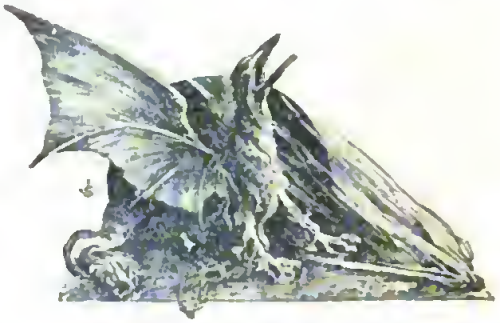
Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myfing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Pingtras' junge Leiden
Humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der edleren Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Berlin W. 30

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 22. Dezember 1894

I. Jahrgang | Nr. 12 | Jahrgang I

Hunderttausend Mark Zuschuß.

Eine auffällige Meldung, der allerdings eine Art von Berichtigung auf dem Fuße folgte, trat dieser Tage ihren Rundgang durch die Presse an. Der Kaiser, so hieß es, habe dem Fürsten Hohenlohe, des Reiches nunmehrigem Kanzler, aus dem Dispositionsfonds die Summe von jährlich 100 000 Mark bewilligt, da dessen bisheriges Einkommen als Kaiserlicher Statthalter in Elsaß-Lothringen das Reichskanzlergehalt um ungefähr den gleichen Betrag überstiegen habe. Der Kaiser wolle nicht, daß einer seiner treuen Diener durch die Berufung auf einen höheren und wichtigeren Posten materielle Einbuße zu erleiden habe, bemerkten hierzu die um jeden Preis königstreuen Blätter und fanden das Verfahren ganz in der Ordnung.

Nicht so die Oppositionspresse, die ja überhaupt schwer zufrieden zu stellen ist. An der Handlungsweise des Kaisers freilich hütete sie sich Kritik zu üben — das hätte ihr schlecht bekommen können in einer Zeit, da sogar Reichstagsabgeordnete durch die Immunität ihres Amtes nicht mehr hinreichend geschützt erscheinen gegen eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung. Man hielt sich also ausschließlich an den Kanzler, und um diesen mit Erfolg angreifen zu können, wurde behauptet, der Kaiser habe ihm *auf sein Verlangen* den genannten Zuschuß bewilligt. Die boshaften Betrachtungen, die sich daran knüpfen ließen, liegen auf der Hand.

Nunmehr kommt ein offizielles Organ der Regierung und erklärt klipp und klar, Fürst Hohenlohe habe *den ihm vom Kaiser aus freien Stücken angebotenen* Zuschuß dankend abgelehnt. Diese Lesart muß also jeder ferneren Kritik der erwähnten Vorgänge zu Grunde gelegt werden.

Wenn man in Regierungskreisen glaubt, durch dieses Dementi die Angelegenheit endgültig aus der Welt geschafft zu haben, so irrt man sich gründlich. Auch dann, wenn der Kaiser dem Reichskanzler das Anerbieten eines jährlichen Zuschusses von 100 000 Mark wirklich aus eigenem Antriebe gemacht hat, und wenn dasselbe vom Reichskanzler ohne Weiteres dankend abgelehnt wurde, lassen sich daran doch noch immer allerhand Betrachtungen knüpfen, die durchaus lehrreich und bedeutsam sind.

Fürst v. Hohenlohe ist schon von Haus aus einer der reichsten Grandseigneurs in Deutschland. Seine Gemahlin hat außerdem vor mehreren Jahren den Besitz der Wittgenstein'schen Hinterlassenschaft in Rußland angetreten, der allein auf etwa 100 Millionen Mark gewerthet wird. Chlodwig v. Hohenlohe hat also nicht nur jeden Sonntag, sondern auch an den Wochentagen sein Huhn im Topfe, er braucht nicht Noth zu leiden, und sein Sohn könnte schon die allernobelsten Passionen auf Kosten von Papas Geldbeutel befriedigen, ohne daß in absehbarer Zeit die Gefahr einer Verarmung zu befürchten wäre. Es giebt eben Vermögen, die beim besten Willen kaum klein zu machen sind, und zu ihnen gehört das Hohenlohe'sche Besitzthum. Wenn nun trotzdem — wie wir nach dem klaren Wortlaut der amtlichen Berichtigung annehmen müssen — der Kaiser seinem neuen Kanzler einen Zuschuß von jährlich 100 000 Mark glaubte anbieten zu müssen, so wirft das meines Erachtens ein ganz bedenkliches Licht auf die Denkweise derjenigen Kreise, die wie der wuchernde Epheu sich schützend um den Stamm der Monarchie legen. Die Hohenlohes sind vom allerältesten deutschen Adel. Konnte der Kaiser auch nur einen Augenblick annehmen, daß ein Hohenlohe sein gewiß wohlgemeintes Anerbieten annehmen würde — und das muß er doch gethan haben, weil er sonst dieses Anerbieten gar nicht gemacht hätte — so kann er bisher im Umgang mit den Angehörigen des hohen Adels nur schlimme Erfahrungen gemacht haben. Es

muß sich dann dem Monarchen aufs Allerbestimmteste die Ueberzeugung aufgedrängt haben, daß Erwägungen materieller Natur meistens ausschlaggebend sind für die Entschließungen dieser Herrschaften, daß sie sammt und sonders vom Stamme Nimm sind und nicht gerne ein Opfer bringen. Und mehr noch: der Monarch muß auch überzeugt sein, daß selbst die Reichsten und Höchststehenden im Lande durchaus nicht abgeneigt sind, sich Subsidien aus öffentlichen Fonds zahlen zu lassen, die doch wohl eigentlich anderen Zwecken dienen sollten. Mögen diese Voraussetzungen in dem besonderen Falle auch auf den Fürsten Hohenlohe nicht zutreffen, immerhin aber bleibt die Thatsache bestehen, daß die Auffassung, die der Kaiser von dem sittlichen Werth des Adels hegt, doch nicht mehr eine so hohe sein kann wie damals, als er das später so oft zitirte Wort sprach von den Edelsten der Nation.

Schmerzliche Erfahrungen mögen es gewesen sein, die den Monarchen von Anschauungen abdrängten, die mit seinem innersten Wesen so eng verwachsen schienen, daß man in ihnen, so oft er sie aussprach, weniger das Ergebniß einer durch reife Ueberlegung gewonnenen Erkenntniß, als vielmehr den adäquaten Ausdruck seiner Gefühle und Stimmungen erblicken zu müssen glaubte. Es mag unter den Adeligen im Lande gewiß noch manchen stolzen und unabhängig denkenden Mann geben, dem für Geld seine Ehre nicht feil ist, dem der schnöde Mammon herzlich wenig gilt, in der Hofluft aber scheinen diese stolzen Charaktere nicht zu gedeihen und auch nicht in den Reihen Derjenigen, die sich geflissentlich an den Kaiser herandrängen, um die Gelegenheit zu erspähen, eine sichtlich zur Schau getragene Loyalität in bare Münze umzusetzen. Daher nur konnte es kommen, daß der Kaiser den Fürsten Hohenlohe so sehr verkannt hat.

Vielleicht hat der Reichskanzler allen Grund, der oppositionellen Presse dafür dankbar zu sein, daß sie durch ihre höhnischen Bemerkungen ihn davor bewahrte, die von dem Kaiser ihm gebotene Gabe anzunehmen. Wäre das nicht der Fall gewesen, hätte die Presse fein säuberlich geschwiegen, so wäre der Fürst, der ja ein alter Mann ist und im Reichstag einen sehr müden Eindruck macht, vielleicht gar nicht dahinter gekommen, daß die Annahme des wohl-

gemeinten Anerbietens ihm in der öffentlichen Meinung schaden könnte, und er hätte — vielleicht bloß, um dem Kaiser nicht zuwider zu sein — sich die Bagatelle von 100 000 Mark, an der ihm bei seinen reichen Einkünften ja nicht das Mindeste gelegen sein konnte, ohne zu murren in die Tasche stecken lassen. In Geldsachen denkt ein so hoher Herr ganz anders, darin denkt er viel nobler und großartiger als die große Schaar Derjenigen, die fortwährend mit Sorgen und Nöthen zu kämpfen haben und die Staatsgelder durch ihre Steuerleistungen erst aufbringen müssen. Ueber lumpige 100 000 Mark, die ihm geschenkt werden sollen, vermag er sich weiter gar nicht zu freuen — er läßt sich eine solche Zuwendung am Ende nur gefallen, weil er dem Geschenkgeber die Freude nicht verderben will. Und nun vollends wenn der Geber der Kaiser ist, — dann ist es gewissermaßen Pflicht zu nehmen, um durch eine Ablehnung nicht zu kränken oder sich am Ende gar einer Majestätsbeleidigung schuldig zu machen, die eine schneidige Staatsanwaltschaft dem Reichskanzler sicher ebenso wenig nachsehen würde, als dem ersten besten Reichstagsabgeordneten.

Es ist die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß dann, wenn der Kanzler irgend welche Bedenken gegen die Annahme des Zuschusses gehegt hätte, seine persönlichen Berather sich angelegentlich bemüht haben würden, ihm diese Bedenken auszureden. In Geldsachen soll man nicht allzu peuibel sein. Und was das betrifft, daß die Summe dem Dispositionsfonds entnommen werden sollte, aus dem der Kaiser häufig Unterstützungen und Beihülfen in großen Unglücksfällen zahlt, z. B. an die durch Wassersnöthe u. dergl. Elementarereignisse Geschädigten — was das betrifft, so lag kaum ein Grund vor, daran irgendwelchen Anstoß zu nehmen. Das Verfügungsrecht des Kaisers über diesen Fonds ist ein unumschränktes; es unterliegt keiner Kontrolle. — —

Fürst Hohenlohe hat also allen Grund, der Presse dankbar zu sein. Ohne sie würde er sich möglicher Weise schon gleich bei Beginn einer an sich nicht gerade aussichtsvollen Laufbahn nach der einen oder andern Seite hin arg kompromittirt haben, ohne indeß an Böses zu denken. Sobald aber die Presse der Katze die Schelle umgehängt hatte, war ihm seine Handlungsweise klar vorgezeichnet. Nun mußte er dankend ablehnen; damit stopfte er am besten den

Nörgelern den Mund, und auch der Kaiser mußte nun einsehen, daß sein wohlgemeintes Vorhaben ohne eine schwere Schädigung des Ansehens des Reichskanzlers nun nicht mehr durchführbar sei. Eine Schädigung gerade dieses Ansehens aber will der Monarch naturgemäß vermieden wissen. Da Niemand gegen seinen Willen Kanzler werden kann, und da jeder deutsche Reichskanzler, der das Vertrauen des Königs von Preußen nicht mehr besitzt oder sich auch nur bei ihm mißliebig gemacht hat, seinen Abschied schon so gut wie in der Tasche hat, und ihn oft sogar überraschend schnell erhält, sind Kaiser und Kanzler gewissermaßen mit einander solidarisch verbunden. Und wenn auch verfassungsmäßig dafür vorgesorgt ist, daß eine Niederlage, die der Kanzler erleidet, daß eine Einbuße an Achtung und Ansehen, die er sich zuzieht, nicht auf den Kaiser zurückfallen, so giebt es doch im Volke gar viele Leute, die nicht genügend staatsrechtlich gebildet sind, um diese feine Grenzlinie zwischen Kaiser und Kanzler zu ziehen. Darum müssen dem Kaiser außer der eignen Ehre und dem persönlichen Ansehen auch Ansehen und Ehre des Kanzlers am Herzen liegen, ganz besonders dann, wenn dieser sich seines vollen Vertrauens erfreut.

Das ist aber beim Fürsten Hohenlohe einstweilen noch ganz sicher der Fall. Der Umstand, daß der Kaiser seinem Kanzler eine beinahe das Doppelte seines Gehaltes betragende Zulage aus freien Stücken angeboten hat, läßt dies deutlich genug erkennen. Man versteht es daher um so weniger, daß bei einer anderen Gelegenheit so wenig Rücksicht auf alles Dieses genommen wurde, und daß sich besonders der Reichskanzler in der bekannten Debatte über die Strafverfolgung des Abgeordneten Liebknecht so nutzlos exponirte.

In der denkwürdigen Reichstagssitzung, die dieser Frage gewidmet war, haben Reichskanzler und Regierung eine schwere Schlappe erlitten. Selbst in den staatserhaltenden, streng ordnungsparteilichen Kreisen fragt man sich bereits, ob eine solche Preisgebung des Ansehens der Regierung denn wirklich nothwendig gewesen sei, und ob man nicht weit klüger daran gethan hätte, in dieser Frage die Saiten nicht zu überspannen und dem Reichstag nicht zuzumuthen, daß er selbst die kümmerlichen Rechte, die ihm überhaupt verliehen sind, in so bedenklicher Weise beschneide.

Das Abstimmungsresultat hat in diesem Falle klar gezeigt, daß in grundsätzlichen Dingen zwischen der gegenwärtigen Regierung und der Reichstagsmehrheit kaum irgend welche Uebereinstimmung besteht. Die Aussichten der Umsturzvorlage sind daher zur Zeit die allerschlechtesten. Sie sind wesentlich beeinträchtigt worden durch das Vorgehen der Regierung, die da mit einem Male den gemüthlichen Versuch machte, auf dem Wege einer knifflichen Interpretation einen Verfassungsparagraphen, über dessen Bedeutung und Tragweite bisher ein Zweifel kaum bestand, in sein gerades Gegentheil zu verkehren und die freie Meinungsäußerung der Reichstagsabgeordneten zu nichte zu machen.

Der Reichstag mag manchmal schon bewiesen haben, daß er Nichts weniger ist als das große Sammelbecken der höchsten nationalen Intelligenz und Energie, diesmal aber hat er entschieden gezeigt, daß er denn doch nicht gewillt ist, für eine erzreaktionäre Regierung so ohne Weiteres auf Geheiß die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Mögen die Herren sich selbst die Finger verbrennen, dachte man, und diese haben sich in der That gar bös verbrannt — die Kastanien aber sind einstweilen im Feuer geblieben . . .

Erzreaktionär habe ich die gegenwärtige Regierung genannt. Wer aufmerksam die Reden gelesen hat, mit denen Fürst Hohenlohe, Herr v. Köller und Herr Schönstedt, der preußische Justizminister, sich einführten, der wird zugeben, daß die Bezeichnung eine wohlverdiente ist. Der Hauch einer anderen, einer weit entlegenen Zeit weht uns aus diesen Kundgebungen entgegen. Es ist, als ob die Herrschaften, wie Rip van Winkle, geschlafen hätten gar viele Jahre, und als ob sie nun mit einem Male erwacht wären und schlaftrunken die Augen sich rieben, und als ob sie Nichts sähen von dem Allen, was rings um sie her vorgeht. Von solchen Leuten läßt allerdings sich erwarten, daß sie blindlings der Richtung folgen werden, die ihnen einmal gegeben ist worden, ohne zu überlegen, wohin der Weg sie führt. Dafür aber, daß ihnen bald schon die Augen vollends aufgehen, wird wohl die Debatte über die Umsturzvorlage sorgen.

K. Sch.

Universitäts-Briefe.

I.

Vom Bummeln der Studenten.

Mit einer gewissen Regelmäßigkeit kehren im öffentlichen und privaten Leben die Klagen wieder, daß in unserer Universitätswelt, wie gut sie auch anerkanntermaßen entwickelt sei, eine Fäulniß sitze, die an ihrem Wohl und an dem Wohl der Kultur, darin sie eingebettet ist, in gefährlicher und doch anscheinend ganz unnöthiger Weise zehre. Es ist dies die Thatsache, daß ein großer Theil unserer Studenten und am meisten gerade der, dem die künftigen Stützen der Gesellschaft und des Staates angehören, Jahre lang „Nichts thut", d. h. sehr viel thut, nur nicht das, weswegen er, statt eines anderen Lebensweges, den akademischen eingeschlagen hat. An Stelle des Studirens das sogenannte Bummeln; an Stelle des wissenschaftlichen Geistes der Ungeist des Alkohols.

Abgesehen von dieser besonderen Seite der Sache, die wir allerdings nicht aus dem Auge verlieren werden, erinnert man sich wohl noch zweier Ansprachen von Berliner Professoren, Schmoller und Gneist, am Ende des Sommersemesters 1893, die jener Thatsache scharf zu Leibe gingen und wenigstens auf journalistischem Boden viel Anklang fanden. Gneist hatte besonders die Dringlichkeit eines regelmäßigen Kollegienbesuchs hervorgehoben, Schmoller den Umstand betont, daß zwei bis drei Jahre in continuo Nichts thun sonst in der ganzen Welt keinem Erwachsenen gestattet wird, daß es in keiner anderen Karrière vorkommt und in keinem Erziehungssystem der Welt sonst einen Platz hat.

Wohin wir im praktischen Leben blicken, giebt es in der That Nichts dergleichen. Kaiser und Tagelöhner, Beamter und Journalist, Hausfrau und Dienstmädchen, sie alle, ob alt oder jung, reich oder arm, leben in erster Reihe für ihre Lebensaufgabe, stehen mitten im Zug eines zum Ganzen der menschlichen Kultur gehörigen Berufs, und zwar, was wohl zu beachten ist, auch dann, wenn sie nicht zu den Fleißigen gehören, wenn sie in ihrer Thätigkeit noch weit genauer sein könnten, wenn sie sich sogar noch viele, gar viele freie Zeit daneben gönnen. Auch Kinder und Greise, denen man keine eigentliche Arbeit zumuthet, üben doch nicht jenes verfeinerte System, mit dem der Bummelstudent sich von der ihn umgebenden Welt absondert und sie auf den Kopf stellt: sie schließen sich vielmehr ihr nahe an, sei es auch nur, um zum Nützlichkeitsleben ein poetisch ergänzendes Dasein um seiner selbst willen hinzuzufügen. Selbst gewisse, dem Studentenleben ähnliche Auswüchse der nichtstudentischen Welt, das Hineinleben in den Tag seitens mancher Glieder der Geburts- und Geldaristokratie, wahren wenigstens den Unterschied, daß hier einige Thätigkeiten verbleiben, die

sich doch annähernd einem Lebensberuf einfügen: die Theilnahme an den Gesammtinteressen des Standes und des einzelnen „Hauses“ durch mehr oder minder große Aufmerksamkeit auf den eigenen Besitz, durch Repräsentation, durch Antheil am politischen Leben, durch ein mindestens betrachtendes Verfolgen der agrarischen, finanziellen und anderer Vorgänge und Zustände, durch Reisen und dergl., kurz, durch ein Mitleben mit der großen Welt, der der Bummelstudent Nichts als eine sehr enge und fast ringsum abgeschnittene oder nur gewisse materielle Verbindungen bewahrende Kleinwelt gegenüberzustellen hat. Wirft man ein, daß der Student als Angehöriger eines angeblich theoretischen Berufs nicht mit Menschen des praktischen Lebens zu vergleichen sei, so darf, wenn diese theoretische Auffassung denn schon stimmen sollte, auf die Menschen des wirklichen theoretischen Lebens hingewiesen werden, auf die Gelehrten, über deren Fleiß und Abstand vom Studentenbummel wohl kein Wort zu verlieren ist.

Am erbittersten mag über ein solches Treiben, das „dem Herrgott den Tag stiehlt“, werden, wer selbst im steten Kampf um Erlösung von drückendster Existenzlast, zumal von überlanger Arbeitszeit, steht: der sozialdemokratische Fabrikarbeiter. Leuten, die eine Herabsetzung der etwa zwölfstündigen Arbeitszeit auf eine zehn- oder gar achtstündige als ein gemeinsames ernstes Lebensideal mit allen Opfern erstreben, und die ihre 10 oder 20 Pfennige Beitrag zu irgend einer Standesangelegenheit als ein gewichtiges und gewichtig begründetes Ereigniß fühlen, kann man es nicht verargen, daß sie im Studententreiben einen besonders charakteristischen Auswuchs des verächtlichen Treibens der wohlgehaßten Bourgeoisie erblicken. Von dorther sind denn auch die Klagen lebhaft genug; und wenn wir uns der Sache schämen, müssen wirs wohl am ehesten denen gegenüber thun, die wir um 2 oder 3 oder selbst mehr Mark täglich 10 bis 12 Stunden oder darüber für uns arbeiten lassen, da doch unsere gleichalterigen oder noch älteren Söhne, während sie faulenzen, das Doppelte brauchen. Es scheint fast, als sei die äußerste Zeit gekommen, dem Unwesen ein Ende zu machen, und der Verfasser selbst, obschon alter Burschenschafter, möchte sich fast berufen fühlen, in diesem heiligen Kreuzzug voranzuschreiten. Ehe aber die erste bewehrte Hand sich erhebt, darf noch ein Augenblick der Ueberlegung verlangt und gewährt werden, und zwar der Ueberlegung, die uns modernen Menschen am nächsten liegt, der nach den Gründen forschenden.

Bei einer ausgesuchten Absonderlichkeit, wie die ist, mit der das studentische Bummeln sich inmitten der großen Welt als eine kleine Eigenwelt behauptet, läßt sich die Frage nicht unterdrücken, wieso denn gerade die Hochschulen, im Gegensatz zu anderen Einrichtungen, einen derartigen Auswuchs zeitigten, ob sie sich dadurch nicht ein schlimmes Armuthszeugniß geben, und ob nicht einfach sie selbst daran schuld sind. Die Antwort liegt anscheinend nahe: Ihrer anerkannten Vollkommenheit haftet der Fehler der Lernfreiheit, richtiger Faulfreiheit an; bessert hier, und ihr vollendet das Ganze.

Nein! Statt eines solchen Zwanges ist der Biertisch immer noch besser, und ein solcher Zwang sieht dem Eingeständniß, das man dessen

Ziele durch das freie Wirken des eigenen Werthes nicht erreichen kann, verteufelt ähnlich. Erwerben sich Student und Universität nicht von selbst die gegenseitige Liebe, so wird sie ihn vergebens zwingen; auch der Student läßt sich nicht nothzüchtigen, und wir werden vor einem freien selbstständigen Menschen immer noch mehr Achtung haben, als vor einem, der nur mehr das Gegentheil davon ist, eine Maschine. Kommt aber bekanntlich der Berg nicht zum Propheten, so vielleicht der Prophet zum Berg; geht der Student nicht freiwillig noch zwangsweise zum Kolleg, würde da nicht vielleicht das Kolleg zum Studenten gehen?

Doch ohne Besorgniß des Mißverstehens, als meinten wir, von Oberländer illustrirt, eine Abhaltung der Kollegien im Spatenbräu, dürfen wir vor näherer Erklärung dieses Auswegs uns noch einmal, treu der erwähnten Pflicht genetischer Ueberlegung, den Boden betrachten, dem jener Auswuchs entsprießt. Der junge Student, seit ein bis zwei Jahrzehnten theils von der engen Liebe des Elternhauses, theils von der streng-geschlossenen Zucht der niederen und höheren Schule umfangen, tritt mit einem Male aus beiden (oder wenigstens aus dieser) heraus in eine wesentlich verschiedene, für ihn sehr weite Welt, die ihn ganz anders als jene frühere, oder vielmehr zunächst fast gar nicht, umfängt. Er steht auf der weiten Erde allein da, beinahe ganz auf sich selbst gestellt. Was ihm die Universität vorlegt, ist, über Formalien hinaus, eine scheu betrachtete Ferne, der er sich nach ganz beliebiger Weise nähern soll Nun wissen wir Erwachsenen, selbst sofern wir zu den solideren und fleißigeren Menschen gehören, daß nicht bald Etwas an unsere Willensstärke und Umsicht größere Anforderungen stellt, als eine völlig freie Verfügnng über uns selbst, über unsere Entschlüsse, Arbeitsvertheilung, Arbeitszeit u. s. w. Mehr als in diesem Fall, der statt eines Triumphes des Individualismus dessen klägliches Scheitern offenbart, leisten wir, wenn uns ein geschlossenes Ganzes umfängt, das uns nicht zu sehr und nicht zu wenig unsere Schritte vorzeichnet, das uns der Mühe des Wählens und des Willensanlaufes überhebt. Ein solches Ganze umfängt jedoch den Studenten seitens der Universität nur in sehr geringem Maß, am wenigsten seitens der beiden Fakultäten, die hier vorwiegend in Betracht kommen, der juristischen und der philosophischen. Allerdings giebt es von 7 oder 8 Uhr früh bis 7 oder 8 Uhr Abends einige hundert Kollegien, unter denen der Student die Qual der Wahl hat. Was dem jungen Menschen im Gymnasium eine so große Qual gewesen — der Arbeitszwang in langweiliger Geistesenge — das hat sich jetzt ins Gegentheil verwandelt und drückt auf ihn von der anderen Seite her: ich meine die Beliebigkeit der Arbeit in einer oft genug überinteressanten Geisteswelt. Was Wunder, wenn er sich davon gerade das und soviel nimmt, als augenblicklichen Bedürfnissen entspricht, häufig also gar Nichts, und daß er dorthin geht, wo ihn ein geschlossenes Ganze mit offenen Armen aufnimmt, und wo ihn zum schwer beschwichtigten Erstaunen der oberflächlich blickenden Mitwelt ein Zwang umfaßt, dem er sich wunderbar gern hingiebt: der Komment in all seinen oft so kunstvollen Formen, die auch der durstigen Phantasie der Jugend die anderswo vermißte Nahrung reichlich gewähren.

Allein nicht nur die geschlossene Schulgebundenheit ist es, die dem angehenden Universitätsjünger fehlt; es fehlt ihm meist auch die zweite Macht, die ihn bisher durchs Leben geleitet: die umhüllende Sphäre des Elternhauses. Der Mensch, und erst recht der jugendfrische, ganz besonders aber der, dem die Vereinzelung noch nicht geläufig geworden ist, hat in der Regel ein starkes Bedürfniß nicht nur nach dem, was das Wort vom „Gesellschaftsthier" besagt, sondern auch nach mehr: nach familiärem Zusammenschluß, nach persönlicher Wärme, ja, geradezu nach Liebe; diese ist eben „das Größte". Was jedoch gerade der angehende Student bei der „hohen Mutter", der Alma Mater, nicht findet und leider auch nicht sucht, das ist das Familiäre, das ist die Wärme, das ist die Liebe. Eine beklemmende offizielle Luft weht ihm durch die Korridore des Gebäudes entgegen; auf den Bänken der Hörsäle sitzt er neben wildfremden, vielleicht recht unsympathischen, Kommilitonen zu Füßen eines Mannes, von dem er den Namen, die Sprechgewohnheiten und bald auch Etwas von seiner Auffassung kennt, eines Mannes also, der ihm so fern als möglich bleibt, und dem er sich so fern als möglich fühlt. Man muß aber nur aus eigener akademischer Praxis heraus erfahren haben, wie empfänglich und dankbar auch der Student für jedes geringste aufrichtige Zeichen von Wärme und Liebe ist, das ihm dargebracht wird: das bloße „Kommilitonen!" mit dem ein entgegenkommender Professor auf einem Kommers seine Bierrede beginnt, zündet ja bereits wie ein Funke in trockenem Pulver. Indessen läßt sich von Bierreden noch nicht leben, und was Wunder nun, wenn der Musensohn *seine* Lebensbedürfnisse — sie sind zumeist nicht materielle, sondern sehr ideale — an *den* Stellen zu befriedigen sucht, die wir vorhin angegeben, und an denen das wächst, was zum Schrecken aller „Gutgesinnten" als das studentische Bummeln bekannt ist, was aber in der Hauptsache die Befriedigung jenes Lebensbedürfnisses nach menschlicher Wärme und Liebe ist und, wenn es ganz fehlte, den Einzelnen erst recht verkümmern ließe.

Die Adresse, an die sich unsere Kritik in diesem nicht akademischen Rahmen wendet, ist nicht die Universität, sondern die Oeffentlichkeit mit besonderer Rücksicht einerseits auf die Stimmen, die bei der Anvertrauung der Jugend an die Universität und bei der Bewilligung der Mittel für die Staatsanstalten mitzusprechen haben, andererseits auf die akademische Jugend selbst. Jenen soll durch unsere Betrachtung diese Erscheinung begreiflich gemacht, diesen aber gezeigt werden, worin ihrerseits gefehlt wird.

Mehr als einmal hörte ich folgendes oder ein ähnliches Gespräch zwischen einem erstsemestrigen Studenten und einem älteren Glied der akademischen Welt, etwa einem Universitätslehrer.

Lehrer: „Nun, lieber Herr N., was studiren Sie?" — Student: „Nationalökonomie." — Lehrer: „Ah, das ist sehr schön. Und welche Vorlesungen hören Sie in diesem Semester?" — Student: „Kulturgeschichte bei Professor A. Aesthetik bei Professor B." — Lehrer: „Nun, und —" — Student: „Deutsche Literaturgeschichte bei Professor C." — Lehrer: „Und sonst?" — Student: „Anthropologie bei Professor D."

— Lehrer: „Und sonst Nichts?“ — Student (mit schüchterner Bedenklichkeit): „Ich hätte gerne noch mehr belegt, namentlich „Kunstgeschichte“, „französische Revolution“ und „Schopenhauer“; aber ich fürchtete, es wäre zu viel.“ — Lehrer: „Nein, ich meine, ob Sie denn keine Vorlesung aus dem von Ihnen gewählten Fach hören, eine nationalökonomische?“ — Student: „Diesmal noch nicht. Ich wollte doch erst die nöthige Allgemeinbildung erwerben.“ — Lehrer: „Allgemeinbildung — ja — so — hm!“

Das Gespräch scheint nicht wenig zu Gunsten des Studenten auszuschlagen; ihn vertheidigen bekannte Stimmen, die da sagen: „Engt nicht zu früh den wissensdurstigen Blick ein, das Andere kommt noch früh genug, und Fach-Banausen können wir nicht brauchen.“ Allein wie weit diese Stimmen sich bewähren, das würde sich zeigen, wenn jener Student nach einigen Semestern einer auch nur leichten Prüfung in den genannten Fächern und — das soll ja eine Hauptsache sein — mit Bezugnahme auf ihren allgemein philosophischen Zusammenhang mit seinem Hauptfach unterzogen würde. Indessen ist es gar nicht nöthig, jene Stimmen so lange auf ihre Widerlegung warten zu lassen. Sehr viele Studenten verhehlen sich später nicht, daß, was sie in den ersten Semestern getrieben, eitel oder, wenn schon nicht ganz eitel, so doch nicht den aufgewandten Mitteln entsprechend war.

Der Student kann an der Universität Dreierlei treiben. Er kann erstens wirklich studiren; das thut fast Jeder, wenns höchste Zeit oder vielleicht, wenns schon zu spät ist. Er kann zweitens nicht studiren, sondern „bummeln“: d. h. er geht spaziren, macht Partien, paukt und huldigt verschiedenen Göttern des griechischen Olymps. Er treibt dies, so lange es eben geht, und die spätere Erinnerung daran ist meist eine schöne. Er kann drittens weder studiren noch auch nicht studiren, sondern er machts wie der junge Mann in dem von mir angezogenen Beispiel. Er ist fleißig, ungemein fleißig, er „hätte gerne noch mehr belegt“.

Wäre unser Student doch spazieren gegangen, auf die Berge gestiegen und in gesellschaftlichen Verkehr getreten! Er hätte ein kräftig Stück Gesundheit erworben — auch das Pauken trägt ja dazu bei — und hätte sich eine ordentliche Welt und Lebenskenntniß beigelegt. Eine spätere Prüfung daraus könnte er mit Würde bestehen. Nun aber hat er vom Leben ein gutes Stück dahingegeben, er hat das Bummeln vermieden, um dafür ein desto schlimmeres, das theoretische Bummeln einzutauschen. Verpaukt der Eine seine Semester, verhört sie der Andere; nachher werden die verhörten meistens weit mehr bedauert als die verpaukten. Und gewissermaßen im Vorgefühl dieses Bedauerns geschieht es, daß so mancher Student vor der Wahl zwischen dem einen und dem anderen Bummeln instinktiv das weniger schlimme der beiden herausfindet und sich nun auf ein Bummeln verlegt, das zwar der gewöhnlichen Meinung als ein solches erscheint, in der That aber gar kein solches ist: ich meine das Kouleurleben. Es ist dieses nicht das wahrhafte akademische Leben, keine Laufbahn zum Studiren und Gelderwerben: allein, was es ist, das ist es ganz, zielbewußt,

methodisch, systematisch; hier wird nicht „gebummelt“ — im genauen Sinne des Wortes. Hier belegen die Füchse keine Vorlesungen über Geschichte des Paukens, über Institutionen des Bierkomments u. s. w.; wohl aber werden sie erfolgreich für die Kouleurlaufbahn herangebildet. Und geht einmal da Etwas schief, entartet gar eine Kouleur, so war eben irgend Etwas „verbummelt“ worden.

Es scheint also doch, daß die landläufigen Ausfälle über studentische Faulheit theils das Angegriffene unterschätzen, theils den springenden Punkt des Uebels verfehlen. Nicht daß der Student unter zwei Uebeln das kleinere wählt, sondern daß er das dritte Gute nicht findet oder nicht sucht, das ist die schwache Stelle des Ganzen. Verfehlt er es, so ist alles Weitere nur die an sich gerechtfertigte Folge des ersten Fehlers: einzig darüber läßt sich streiten, wie weit er für diesen zur Verantwortung gezogen werden darf. Eine nähere Betrachtung unserer Universitätszustände würde zeigen, daß ihm die Vermeidung dieses Fehlers immer leichter gemacht wird oder gemacht werden soll. Näher können wir hier nicht darauf eingehen; es genüge der Hinweis auf den vielberufenen Aufsatz eines so zuständigen Beurtheilers, wie es Professor Friedrich Paulsen ist: „Die deutsche Universität als Unterrichtsanstalt und als Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung“, im Septemberheft der „Deutschen Rundschau“. Dort war u. A. gesprochen von der Herstellung eines für alle deutschen Universitäten gültigen Lehr- und Studienplanes für die gelehrten Berufsarten, welcher, ohne einen zwingenden oder obligatorisch-amtlichen Charakter anzunehmen, manchen Studenten auf die richtige Bahn eines rationell geregelten Studienganges bringen könnte

Die Oeffentlichkeit, an die wir uns hier gewendet, mag also soweit unbesorgt sein, als sie es nicht versäumt, die Dinge so zu begreifen und anzufassen, wie es ihr zukommt.

Nymphenburg b. München. Dr. Hans Schmidkunz.

Neue Bilder.

Das künſtleriſche Ereigniß ſind zur Zeit die acht Böcklins im Salon Schulte, eine Sammlung von erſtrangigen Werken dieſes Meiſters, wie ich ſie im Handel zu treffen nicht mehr vermuthet hätte. Als ich im letzten Sommer in München mit einem bekannten Mitgliede der Sezeſſion über die Ausſtellung dieſes Vereins ſprach, da ſagte er mir: „Mein Gott, die Sache liegt doch für Sie furchtbar einfach. Wenn man von Kunſt im höchſten Sinne ſpricht, dann kommen die Böcklins in Betracht — und dann iſts aus.“ Ich muß bemerken, daß Beſcheidenheit ſonſt eigentlich die Sache unſerer Jungen in Literatur und Kunſt nicht gerade iſt. Jetzt mußte ich wieder an dieſen Ausſpruch denken. Er iſt übertrieben, ohne Zweifel, aber das, was er an Wahrheit enthält, empfinde ich heute wie ich es damals empfand: daß dieſes Rieſen Werke Alles um ſich her erdrücken. Es mag für Andere nicht ſo ſein, für mich aber iſt es ſo, und ich kanns nicht ändern, kann aus meiner Subjektivität hier am wenigſten heraus.

Woran es liegt, vermag ich nicht zu ſagen. Wer will das ewige Geheimniß des Genies enthüllen?! Nur das ſteht feſt, daß es nicht in erſter Linie formale Reize, die berauſchenden Farben und die einzige Technik ſind, die uns feſſeln, ſondern vor Allem der überwirkliche Inhalt und die großzügige Auffaſſung. Es iſt von großer Wichtigkeit, daß das erkannt wird, auch von den Künſtlern erkannt, die, wenn auch aus anderen Gründen, mit den bloßen Hiſtorikern und den bloßen Aeſthetikern der Gegenwart darin übereinſtimmen, daß der Stoff ganz gleichgiltig ſei. Tauſendmal wird dieſe bequeme Weisheit verkündigt und tauſendmal iſt ſie nicht wahr. Beweiſen läßt es ſich natürlich nicht, weder logiſch noch mathematiſch, daß dem ſo iſt. Aber was läßt ſich denn in der Kunſt ſo beweiſen? Auf dieſem Gebiete hat der Verſtand, der nüchterne Geſelle, der abſoluteſte Deſpot dieſer Zeit, gar Nichts zu ſagen, hier iſt die Empfindung, die der grauſame Welteroberer mit kaltem Lächeln von ihrem Throne geſtürzt hat, noch in allen ihren Rechten. Und die Empfindung ſagt: Eure modernen Theorien ſind Unſinn, ſind Barbarei; es iſt und bleibt ewig, und wenn die Beobachtungen bis ins Minutiöſeſte fortgeſetzt würden, ein Unterſchied, ob Jemand die Wirklichkeit ſchildert oder in kühnem prometheiſchen Wettſtreit mit der Natur eine neue Welt zu erſchaffen vermag. Was ſelbſtredend nicht hindert, daß auch der Wirklichkeitsſchilderer ein großer Künſtler, der Phantaſt ein erbärmlicher Stümper ſein kann. Aber mit der Wirkung, die wir von Werken empfinden, in denen mit hochfliegenden Träumen eine ebenbürtige Geſtaltungskraft ſich paart, iſt doch keine andere nur annähernd zu vergleichen. Und deßhalb iſt Böcklin ein ſo gefährlicher Nachbar für alle anderen Künſtler, auch für die Erſten, deren Schaffen wir ſonſt hochſtellen und wohl zu würdigen wiſſen. Auch die mit Recht, wenn auch vielleicht über Gebühr, geprieſenen Schotten, von denen wir eine neue und gute Sammlung bei Gurlitt ſehen, erſcheinen neben ihm nur wie geſchickte Macher.

Neben mancherlei Bekannten wie der ersten, düsteren Fassung der „Todteninsel", dem lachenden „Sommertag" und dem schwermüthigen „Herbstgedanken" grüßen uns zwei große neue Schöpfungen.

Die eine heißt „Triton und Najade". Man mag aber dabei ein für alle Male merken, daß der Meister seinen Bildern niemals einen Namen giebt, sondern daß erst Händler und Besitzer die Taufen vornehmen. Böcklin selbst will, in echt künstlerischem Geiste, daß sein Werk allein dem Beschauer Alles sagt. Und außer den albernen Katalogfexen, die bei jedem Portrait nachsehen, ob es Herrn X. oder Herrn v. Y. darstellt, wird Jedermann einsehen, daß es bei diesen gemalten Dichtungen wirklich nicht darauf ankommt, was man von ihnen liest, sondern was man von ihnen fühlt.

Also „Triton und Najade." — Ueber dem Meere liegt ein schwüler, wetterschwangerer, bleigrauer Himmel. Das Wasser spiegelt ihn wieder; nur unterbricht hier der weiße Schaum der müden Wogen den dumpfen Ton. Aus den Wellen steigt ein Riff empor. Hier ruht in sanftem Schlummer die Najade, in göttlicher Nacktheit, die zum Theil nur ein goldiggrüner Schleier verhüllt. Der Triton, ein zottiger brauner Bursche mit scheckigem Pferdeleib und breiten Flossen, schaut mit glühenden Augen auf sie herab. — Der Frauenleib ist von wonniger Schönheit trotz einer auffallenden Verzerrung. Man müßte der Größten einen nennen, wenn man vergleichen wollte. Unvergleichlich aber ist das Ganze und unsterblich wie jedes Werk, von dem man empfindet, daß von Allen, die lebten, leben und leben werden, nur ein Einziger es schaffen konnte.

Die ganze wunderbare Vielseitigkeit Böcklins offenbart sich unmittelbar, wenn man zu der „Fischpredigt des heiligen Franziskus" sich wendet. In blendender Helle leuchtet das Meer, weiß unter dem weißen Himmel, daß man vor dem grellen Lichte fast das Auge schließen muß. Vorn auf dem braunen Gestein steht der Gottesmann, vierschrötig und derb, in grober Kutte, und spricht, geröthet von frommem Eifer, auf die Fische ein, welche die Köpfe aus dem Wasser herausstecken. Ganz nahe ist ein Hai herangekommen, dessen Kopf der Künstler fast menschenähnlich gestaltet hat. Andächtig und scheinheilig glotzt er den Priester an, während neben ihm ein breitmäuliger Barsch in stumpfsinniger Schläfrigkeit zuhört. Die Predella, die uns die Tiefe des Meeres zeigt, macht aus dem grotesken Humor eine scharfe Satire. Die beiden eifrigsten Hörer halten sich bei fröhlicher Jagd schadlos für die langweilige Predigt. Daneben ist diese Predella meisterhaft gemalt. Das blaugrüne Wasser mit den helleren Fischchen, die es blitzschnell durcheilen, giebt einen entzückenden Farbenfleck.

Es ist erstaunlich, welche Anziehungskraft die Böcklins ausüben. Vor fünf Jahren hätte man sie in Berlin verhöhnt. Hat sich der Geschmack wirklich verbessert oder unterliegen die Vielen der Suggestion der Wenigen? Wir wollen das Erstere hoffen, obgleich — — —

Ich habe die Schotten, die wir im Salon Gurlitt finden, schon erwähnt. Man kann sagen, daß man sie in Berlin zum ersten Male hier recht kennen zu lernen vermag; in den großen Ausstellungen verloren sie

sich in der Masse, weil sie die Nachbarschaft schlechter und besonders bunter Bilder nicht vertragen können. Wie im Salon der brutalste Schwätzer den feinsten Kopf, so schlägt sie dort der gröbste Kitsch todt.

Als Schule zunächst treten sie uns entgegen. Es ist — wenigstens für uns — schwer, Persönlichkeiten zu unterscheiden. Das Gemeinsame überwiegt. Sie sind die malerischsten Maler die ich kenne: der Farbenakkord, mitunter sogar der einzelne Farbenton, ist ihnen Alles, der Gegenstand Nichts. Vielleicht wirkten sie gerade durch diesen Kontrast so stark auf uns, die wir sie kennen lernten, als bei uns der Naturalismus in der höchsten Blüthe stand und der Respekt vor der Natur zum sklavischen Verzicht auf jede künstlerische Retouche geführt hatte. Sie kennen diesen Respekt nicht, die Natur ist ihnen Nichts als die tüchtige Lieferantin brauchbaren Rohmaterials. Sie sind souverän. Ihr Ahnherr Whistler hat als Ziel der Malerei angezeigt, daß sie ebenso durch Farbenflecke zu wirken vermöge wie die Musik durch Töne. Daher ist ihnen Allen, weil dies letzte Ziel gar zu weit gesteckt erscheint, sie sich ihm aber nähern wollen, das Gegenständliche im Bilde ein Hinderniß, mindestens etwas Gleichgültiges, eigentlich nur der Vorwand, um eben ein Bild, einen Farbenakkord, zu liefern. Sogar noch, wenn sie Figuren malen, ja, selbst in Porträts, in Historienbildern verfahren sie so. Es ist ausgesprochenste, raffinirteste Atelierkunst, die sie treiben. Deshalb sind sie immer dekorativ. Aber nur die besten unter ihnen geben tiefe Stimmungen, meist melancholischen Gehaltes. Man erkennt leicht die Volksgenossen Ossians.

Wir finden hier ihre klangvollsten Namen: Milne, Brown, Paterson, Thomas, Dockarty. Am weitesten in der geschilderten Art geht Roche, dessen Idylle, ein hell schönfarbiges Bild, wie ein verblichener Gobelin wirkt. Ebenso Brangwyn, ein Engländer, von dem eine steife, alterthümelnde „Anbetung der Könige" mit wunderbarer Sternennachtstimmung ausgestellt ist.

Die Deutschen, die in den letzten Wochen bei Schulte zu Worte kamen, sind meist durch die Pariser Schule gegangen. Oft freilich nicht lange genug, um ein gutes Französisch zu lernen, sondern nur gerade so lange, um das heimathliche Deutsch mit ein paar fremden Brocken Etwas aufzuputzen. Angenehm wirkt diese Zwittersprache nicht, nicht im Leben und nicht in der Kunst. Die erfreulichste Erscheinung ist Dora Hitz. Sie empfindet weiblich, aber sie malt männlich. Sie ist eine feine Koloristin, nur daß ihre zarte, matte Farbengebung auf die Dauer wie Manier wirkt. Sie sollte niemals ein Dutzend Bilder zugleich ausstellen, sie ist nicht groß genug, um dabei gut wegzukommen. Das Beste ihrer Bilder war das feingestimmte Portrait einer Dame im Ballsorti, die anmuthige Madonna zeigte zu viel Reminiszenzen, wenn auch nur im Hintergrunde. Neben ihr hatte der robuste Kurt Hermann farbenprächtige Stillleben und Portraits ausgestellt. Er ist ein großer Könner, und er ist von Haus aus Maler, beides nicht sehr verbreitete Eigenschaften bei uns. Aber er ist sehr ungleich, er liebt es, nur flüchtig seine Einfälle hinzuwerfen, und es würde ihm sehr gut bekommen, wenn seine Auftraggeber, wie der Artillerieoffizier,

der hier zu sehen war, ihn zwängen, mehr Werth auf sorgfältige Durchführung zu legen. Robert Warthmüller und Hans Fechner, der wieder den alten Fontane gemalt hat, sind am glücklichsten im Männerporträt. Besonders elegante Frauen gelingen ihnen nicht, trotzdem doch beide, besonders aber Warthmüller, schon Besseres gegeben haben. Paul Höniger hat hübsche Studien aus Paris mitgebracht, in der Zeichnung und in der Farbe freier und feiner als seine früheren Sachen. Das größere Bild aber, die Schilderung eines Volksballes, ist recht mißglückt und koloristisch roh geblieben. Sehr flott und farbig ist dagegen Friedrich Stahls Szene aus dem Jardin des plantes. Die Schilderung des eleganten Treibens ist ebenso gelungen wie die der künstlichen Beleuchtung. —

Der Karlsruher Landschafter Volkmann zeigt sich als einer der reifsten Vertreter der modernen Richtung. Was wir oft die Jüngeren erfolglos haben versuchen sehen, die sonnige Landschaft im Sommergrün, den herbstlichen Buchenwald, das Alles kann er. Seine Bilder wirken fertig und angenehm, aber nicht sehr tief. Nur den „Waldesrand" möchte ich ausnehmen und das Stückchen Herbstwald mit der Wasserlache. In diesen beiden Bildern steckt viel Poesie. Dagegen ist der Landschafter Philipp Franck, der sehr prätentiös auftrat, trotz großen Könnens keine angenehme Bekanntschaft gewesen. Die im Verhältniß zu den Bildflächen weit überlebensgroßen Blumen, die er in ganzen Büschen im Vordergrunde seiner Landschaften anzubringen liebt, machen jede Wirkung unmöglich. —

Raffael Schuster-Woldau ist ein ungefüges, aber starkes Talent. Man weiß nicht, was aus ihm noch werden mag. Vorläufig starren seine Bilder von Geschmacklosigkeiten. Er hat merkwürdige Augen: wenn er einen niedlichen Backfisch portraitirt, wird ein enormes Riesenweib daraus, das Christkind ist ihm ein lockiger Knabe von mindestens sechs Jahren. Aber trotz Allem und Allem, und wenn er nie Etwas malen sollte, als dies kleine Stückchen Landschaft auf dem Madonnenbild, es steckt ein Künstler in ihm.

Ein neuer Mann ist mir ein Herr v. König, der das Bildniß einer schönen Griechin ausgestellt hat. Eine werthvolle Bekanntschaft: das schlichte Bildniß, an dem schon des kleinen Formats wegen und dann, weil es so „unmodern" ist, die Leute achtlos vorübergehen, ist eins der besten modernen Frauenportraits. Den fein gezeichneten, edlen, fast klassischen Kopf mit den großen Augen und dem blauschwarzen Haar wird man nicht leicht vergessen. —

Zum Schlusse möchte ich Volkmanns sehr humorvolle Schilderungen aus Afrika erwähnen, kleine Aquarelle, unter denen eines namentlich von überwältigender Komik ist. „Afrikanische Kentauren" sind es, die der Künstler uns hier zeigt: an den Oberkörper des Negers — schließt sich der Leib eines — — Zebras.

Berlin. Fritz Stahl.

Schweizerische und deutsche Bundesfinanz.

Angesichts der in Deutschland gesuchten Zurechtsetzung zwischen Reichs- und Staatsfinanzen mag an dieser Stelle eine Aufklärung über die tieferen Bewandtnisse einer ähnlichen schweizerischen Frage, wie der kürzlich zum Abschluß gelangte „Beutezug" sie darstellt, willkommen sein. In beiden Ländern berührt sich die Frage mit der patriotischen und mit der partikularistischen Auffassung des Staatsgedankens. Dabei besteht aber der Unterschied, daß der in der Eidgenossenschaft von den Kantonesen unternommene Angriff auf die Bundesmittel nicht etwa von einem verfassungsmäßigen Anhaltspunkt — wie die Frankenstein'sche Klausel von 1879 — sondern von einem schon im Jahre 1848 beseitigten Vorbehalte ausgegangen ist. Die Bundesverfassung dieses Jahres, welche den Staatenbund durch den Bundesstaat abgelöst hat, hatte zwar den Bund neben anderen Quellen auch auf den Ertrag der schweizerischen Grenzzölle angewiesen, aber den Vorbehalt gemacht, daß jeder Kanton 4 Batzen (etwa das Mittel zwischen 40 Centimes und 40 Pfennig) pro Kopf seiner Bevölkerung aus den Zolleinnahmen erhalten solle. Dem gegenüber waren nun aber für Bestreitung der Bundesausgaben in fünfter Reihe Beiträge der Kantone in Aussicht genommen, welche jedoch nur in Folge von Beschlüssen der Bundesversammlung (des National- und des Ständerathes) erhoben werden konnten. Von dieser Zuflucht des Bundes zu den Einzelstaaten ist aber unter der Herrschaft der 48er Verfassung kein Gebrauch gemacht worden. Einestheils, weil die Zölle eine nicht geahnte Höhe erreichten, anderntheils aber deßhab, weil die Fortschrittsparteien die Politik hatten, die Kantone den Bund nicht als eine Last empfinden zu lassen, und so die Kantonesen immer mehr zu wirklichen Freunden des Bundesstaates zu machen.

In dieser richtigen Staatsraison ging die Bundesrevision von 1874 einen guten Schritt weiter. Sie beseitigte jeden Antheil der Kantone an den Zolleinnahmen, wobei die Kantone des Alpentransits, Uri, Graubünden, Tessin und Wallis, mit Rücksicht auf die von ihnen erstellten internationalen Alpenstraßen mit jährlichen Entschädigungen von 80 000, 200 000, 200 000 und 50 000 Franken bedacht wurden. Dann aber erhielt der Passus betreffend die Beiträge der Kantone die veränderte Fassung, daß deren nähere Regulirung vorzugsweise nach Maßgabe der Steuerkraft der Kantone der Bundesgesetzgebung vorbehalten sei.

Indem also eine Inanspruchnahme der Kantone nicht mehr durch Parlamentsbeschlüsse, sondern nur durch (dem Referendum unterworfene) Bundesgesetze erfolgen konnte, ward die Möglichkeit einer Zuflucht bei den Kantonen um so weiter in die Ferne gerückt, ihre Wahrscheinlichkeit so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Der Grundgedanke hierbei war dieser: Der Bund bedarf der Kräftigung überhaupt und darum ganz besonders einer leitenden Rolle in finanzieller Beziehung. Zu dem Zwecke darf der Bund nicht von den Kantonen abhängig sein und soll die Rolle des Gebers und nicht die des Nehmers spielen. Je mehr die fiskalischen Mittel der Eidgenossenschaft in Bundeshand sich konzentriren, um so eher wird der Bund befähigt sein, die Kantone freiwillig zu fördern, wie es von Fall zu Fall, nach Maßgabe der verfügbaren Mittel und des angestrebten Fortschrittes, thunlich sein wird. Dabei machte man auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Je mehr die Kantone sich daran gewöhnen, am Bunde eine Zuflucht für besondere Bedürfnisse zu haben, um so weniger werden sie es versuchen, den Bund in seiner Tendenz zur Einheit aufzuhalten. Denn es ist immer noch ein weiter Schritt vom politischen Widerstand zu den Opfern, welche sich für die Kantone aus einer größeren Zurückhaltung des Bundes bei Subventionsfragen und dergl. ergeben würden. Auch werden die Kantone bald die Ueberzeugung gewinnen, daß der Bund vermöge seines weiteren Horizonts mit den eidgenössischen Mitteln fortschrittlicher wirthschaften wird, als die Kantone, bei welchen die Kleinlichkeit der Wege und Ziele nur zu sehr sich geltend macht.

So rechnete man, ohne sich zu verrechnen. Die vielen vom Bunde beschlossenen ordentlichen und außerordentlichen Subventionen an öffentliche Werke, speziell für Forstpolizei, Wasser- und Straßenbau, Landwirthschaft und Bildungsanstalten thaten ihre Wirkung.

Eine Aenderung dieses durchaus ersprießlichen Verhältnisses ward in dem „Beutezug" des laufenden Jahres unternommen. Der Bund sollte aus den Zolleinnahmen jährlich 6 Millionen Franks, d. i. 2 Franks per Kopf der Bevölkerung, an die Kantone abgeben und damit auf den nie zur Anwendung gelangten (1874 beseitigten) Grundsatz von 1848 zurückgreifen.

Die Kantone haben bei verschiedenen wichtigen Anlässen die Verfügung des Bundes über seine Mittel zu beschneiden vermocht. Bereits bei der Revision von 1874 mußte ihnen, um sie für dieselbe zu gewinnen, die Hälfte der Militärpflichtersatzsteuer der Dienstuntauglichen überlassen werden. 1885 haben die Kantonesen zur Einführung des Alkoholmonopols für den Bund nur darum Hand geboten, weil der Bund den Reinertrag unter die Kantone vertheilt, welche ein Zehntel dieser Einnahme zur Bekämpfung des Alkoholismus zu verwenden haben. In negativer Richtung hatten die Kantonesen vor einigen Jahren die Genugthuung, die Errichtung einer schon vor bald hundert Jahren geplanten, 1848 und 1874 als Postulat ausgesprochenen eidgenössischen Hochschule zu vereiteln. Hier haben ihnen freilich manche Zentralisten Heerfolge geleistet, welche sonst an Schützen und Sängerfesten von eidgenössischer Gesinnung übersprudeln, aber zur

Abwechselung dem Kirchthurmsinteresse ihrer kantonalen Universitäten vor einem bedeutenden eidgenössischen Fortschrittswerke den Vorzug gaben. Inzwischen hat aber der Bund eine Unterstützung der Volksschulen übernommen und damit sein Ansehen beim Schweizervolk vermehrt.

Was ist es denn, das die Kantone, d. h. den konservativen Theil derselben, in einen so schroffen Gegensatz zum Bunde gebracht hat? Sie wollen ihre Geltung in ihrer jetzigen Gestalt und Schranke prolongiren, so lange es eben geht, und wollen aufhören, ihre ökonomischen Bedürfnisse damit zu decken, daß sie die finanziellen Opfer des Bundes mit politischer Nachgiebigkeit beantworten. Einmal im Besitze des verfassungsmäßigen Antheils an den Zolleinnahmen würden sie weit weniger auf den guten Willen des Bundes und der zentralistischen Parteien im Parlamente angewiesen sein.

Nun bleibt uns noch übrig, auch die Motive klarzulegen, die zur Verwerfung des Beutezuges in der Volksabstimmung geführt haben. Manche werden sich dieselben einfach aus dem Gegentheil der bis dahin hervorgetretenen Motive der Kantonesen zusammensetzen, aus Patriotismen im Gegensatze zu Partikularismen. Aber so einfach, glatt und brav steht es in diesem Falle denn doch nicht. Allerdings beruht die Entscheidung des Volkes zu Gunsten des Gesammtstaates zu einem großen Theil auf einer Zusammennahme der patriotischen Rücksichten wirklicher Eidgenossen, einer Ueberwindung des Partikulargeistes durch eidgenössischen Sinn. Im Gefühle, ein kleines, nur allzu kleines Vaterland zu haben, wollte die Mehrheit des Volkes nicht durch fiskalische Zersplitterung zur Verkrüppelung des Schweizerbundes die Hand bieten. Es ist aber höchst gewagt, die Abstimmung fast ausschließlich patriotisch auszulegen. Nüchterne Berechnung hat nicht wenig Theil daran. Die Votanten wußten gar wohl, daß der Bund doch viel leichter als die 25 Kantone im Punkt der Geldverwendung zu kontrolliren ist, und daß eben darum auch die Kantone unter seiner Leitung und Verantwortung ein besseres Geschäft machen, als wenn er einen beträchtlichen Theil seiner Haupteinnahme den Kantonen Jahr für Jahr ausliefern muß und diese so oder anders, gut oder schlecht damit wirthschaften können. Je besser der Bund finanziell dasteht und wirthschaftet, um so günstiger gestalten sich die Aussichten der Kantone auf Opfer seitens der Eidgenossenschaft. Umgekehrt würde ein jährlicher Abfluß von 6 Millionen Franks aus den Zolleinnahmen in die Kassen der Kantone von vornherein aller Kontrolle und Regelung bezüglich der Verwendung entzogen sein. Es würde auf der einen Seite eine schädliche Schwächung des Bundes, andererseits aber eine Bereicherung der Kantone von zweifelhaftem praktischen Nutzen vorliegen. Ein halbes Dutzend überschüssiger Millionen in der freien Hand des Bundes oder der Bundesversammlung können von Jahr zu Jahr viel Segen und Gedeihen für allerlei reelle Unternehmungen Land auf Land ab erzeugen. Nicht alle Kantone befinden sich jedes Jahr im Bedürfnißfalle; um so mehr kann bei jedem Anlasse für einzelne Kantone und Gegenden gethan werden. Wenn aber die Handvoll Millionen bei den Einzelstaaten Einkehr halten, werden sie aller Erfahrung nach im Sand

der kantonalen und lokalen Begehrlichkeiten zerfließen. Je kleiner der territoriale Kreis, um so engherziger die Verwendung fiskalischer Mittel. Zunächst würden die Kantone ihre Staatssteuern reduziren und dann würden auch die Gemeinden an der Beute Antheil haben wollen, um gemüthlicher zu wirthschaften, und in beiden Fällen würden neue Fortschrittswerke und —. Einrichtungen zum großen Theile leer ausgehen. Schließlich würden die 6 Millionen praktisch diejenige Bestimmung erreichen, welche die Männer des Beutezuges mit bewußter Bauernfängerei dem gemeinen Mann vorgerechnet haben: 2 Franks Neujahrsmünze für jeden Kopf. Von dieser Ueberlegung war ein großer Theil der Votanten beider Parteien geleitet.

Aber noch andere Erwägungen nüchterner Natur sind der Verwerfung des Beutezuges zu Hülfe gekommen. Die Westschweiz steht mit einem neuen, in seiner Art fertigen Alpenbahnprojekte da. Die zum Theil gesicherte Finanzirung des Simplon soll nicht nur mit dem verfassungsmäßigen Bundesbeitrag von $4^1/_2$ Millionen, sondern mit einem darüber merklich hinausgehenden Beitrag perfekt gemacht werden. Diese Aspiration hat auf die Abstimmung der von Hause aus sehr oppositionellen Westschweizer, die schon manche Bundesvorlage in Frage gestellt oder zu Fall gebracht haben, wesentlich mit eingewirkt. Und auch die Ostschweiz streckt die Hand nach der Bundeskasse aus und möchte für eine Alpenbahn en miniature, welche nicht einen internationalen, sondern nur einen nationalen Paß aus der nördlichen nach der südlichen Wasserscheide des Bündnerlandes benutzt, jene $4^1/_2$ Millionen und noch ein Beträchtliches darüber hinaus realisirt sehen. Daß auch dieses bedeutende Interesse einen nicht unbedeutenden Antheil an einem in Bern gut aufgenommenen Beuteverzicht gehabt hat, wird kein Kenner unserer Eidgenossen und Bündner verneinen. Man wird also ziemlich richtig urtheilen, wenn man neben dem Patriotismus auch der nüchternen Berechnung und ebenso dem unmittelbaren Interesse einzelner Gebiete die Ueberwindung des Beutezuges zuschreibt.

Und noch mehr! Die Geschichte der Bundessubventionen ist den Siegern zu Hülfe gekommen. Alle Parteien haben aus dieser Quelle geschöpft und ganz besonders dieselben Kantone und Parteien, aus deren Mitte die meisten Klagen über Luxus und Unregelmäßigkeiten im Bundeshaushalt laut wurden, haben in Bezug auf Begehrlichkeit nach Bundeshülfe im Vordergrund gestanden. Der Bund zahlte gern oder ungern und zahlte je länger je mehr, und so hat sich denn seit der Revision von 1874 thatsächlich eine Geldklientel der Kantone gegenüber dem Bunde festgesetzt, die man jetzt nicht beseitigen könnte, ohne die Dinge auf den Kopf zu stellen und in ein Chaos ökonomischer Verwicklungen zu gerathen. Hätten die Kantonesen aus ihrer Opposition eine wirkliche That gemacht, und würden sie es verschmäht haben, den gleichen Bund als Gönner anzugehen, dessen Thun und Lassen sie zu kritisiren liebten, so würden sie vor den übrigen Eidgenossen mit ganz anderem Ansehen dagestanden haben. Sie gefielen sich aber in der Rolle der öfters Lärm machenden und mit Geschenken sich beruhigen lassenden Kinder.

Welches wäre nun nach der Analogie des überwundenen Beutezugs in der Schweiz der springende Punkt bei der Auseinandersetzung der Reichs- und Staatenfinanz in Deutschland? Zur Bestreitung der Reichsausgaben dienen zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre, sodann die aus den Zöllen, den Verbrauchssteuern und aus der Post und dem Telegraphen fließenden Einnahmen. So lange Kriegssteuern nicht eingeführt sind, haben die Bundesstaaten die Jahresausfälle durch Beiträge nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen. In Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses kann im Wege der Reichsgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe, sowie die Uebernahme einer Garantie zu Lasten des Reichs erfolgen.

Insoweit entspricht das Budgetprogramm des Deutschen Reiches im Wesentlichen dem der Eidgenossenschaft, wobei die deutschen Matrikularbeiträge unmittelbar, die schweizerischen Kantonsbeiträge nur mittelbar vorgesehen sind.

Im Jahre 1879 entstand die Verschlimmbesserung durch den Antrag Frankenstein in Gestalt des § 8 des Reichsgesetzes vom 15. Juli 1879. Dieser Paragraph lautet: Derjenige Ertrag der Zölle und der Tabaksteuer, welcher die Summe von 130 Millionen Mark in einem Jahre übersteigt, ist den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerung, mit welcher sie zu den Matrikularbeiträgen herangezogen werden, zu überweisen.

Daß man anno 1871 auch Matrikularbeiträge vorgesehen hat, war natürlich; ein Fehlgriff aber war es, diese Beiträge in die Jahresbudgets aufzunehmen und sofort Jahr aus, Jahr ein zu effektuiren. Konnte der Reichsfiskus anders handeln? Thatsache ist, daß unter der Nachwirkung des Milliardensegens die Matrikularbeiträge anno 1875 auf 13 pCt. des Reichsbedarfs gesunken waren, nachdem sie im Kriegsjahr 1870 (noch unter der Verfassung des Norddeutschen Bundes) 33 pCt. betragen hatten; ferner ist Thatsache, daß diese Beiträge im Etatsjahr 1883/84 durch die Ueberweisungen ausgeglichen waren; und endlich werden nach dem jüngsten Budgetentwurf für 1894/95 die reinen Matrikularbeiträge nach Abzug der Ueberweisungen, Aversen und Aequivalente u. s. w. auf 7 pCt. des reinen Reichsbedarfs berechnet.

Daraus erhellt, daß, wenn man vom Kriegsjahr absieht, die Matrikularbeiträge in den meisten Fällen eine ganz bescheidene Stelle neben den sonstigen Reichsmitteln einnehmen, und daß ihre Entbehrlichkeit schon dagewesen ist und wieder eintreten kann.

Es war also kaum ein Gebot der Nothwendigkeit, daß man gleich von Anfang an mit der Zuflucht zu den Einzelstaaten Ernst gemacht hat. Man hätte dieselben vermöge des Milliardensegens und allenfalls vermöge einer Reichsanleihe auf der Seite lassen können.

Hätte die Eidgenossenschaft von ihrer verfassungsmäßigen Zuflucht bei den Kantonen einen so voreiligen Gebrauch wie das Reich gegenüber seinen Staaten gemacht, dann würden die Kantone sofort ihre Hand nach Kompensationen ausgestreckt, solche durchgesetzt haben und den Gesammtstaat nie-

mals zu der fiskalischen Selbstständigkeit gelangen haben lassen, deren er sich heute zum Vortheil des ganzen Landes erfreut.

Nach dem Vorgange des Deutschen Reichs aber konnte eine partikularistische Rückbildung wie die Klaufel Frankenstein kaum überraschen. Nach der schweizerischen Erfahrung würde in Deutschland darauf hinzuarbeiten sein, daß Matrikularbeiträge höchstens in Kriegszeiten und in Fällen höherer Gewalt Platz greifen, eine jährliche Kardinalabrechnung des Reichs mit den Staaten aber ausgeschlossen ist. Auf der andern Seite aber sollten Zuwendungen des Reiches an die Staaten nur freiwillig von Fall zu Fall, nach Maßgabe ihrer konkreten Bedürfnisse und Leistungen eintreten.

In seiner im letzten Sommer erschienenen Schrift: „Reichs- und Staatsfinanzen" gelangt Herr Dr. Hugo Preuß, Privatdozent an der Universität Berlin, am Schlusse ungefähr zu dieser Kombination. Ergiebt sich im Reichsetat ein Ueberschuß der Einnahmen, so ist derselbe im Etat den einzelnen Bundesstaaten auf Grund ihrer durch Reichsgesetz geregelten direkten Steuerleistung zu überweisen. Im umgekehrten Falle sind nothwendig werdende Matrikularbeiträge als Zuschläge zu den von den Einzelstaaten erhobenen Kontingenten jener direkten Steuern auszuschreiben.

Durch ein solches Aushilfsmittel wird aber die praktische und patriotische Unzuträglichkeit des jetzigen Verhältnisses nicht beseitigt. Anstatt daß die Ueberschüsse nach der willkürlichen Maßgabe der Bevölkerung der Einzelstaaten an diese überwiesen werden, wie seit 1879, soll künftig der zutreffendere Maßstab der direkten Steuerleistung in den Staaten gebraucht werden. Daß diese Staatssteuern von Reichswegen geregelt sind, hält allerdings die Zufälligkeit der Steuerleistung der Einzelstaaten und ihrer Betheiligung an den Ausfällen und Ueberschüssen des Reiches fern. Es führt aber ein immerwährendes Reglementiren der Wirthschaft und Kulturarbeit der Staaten durch das Reich mit sich. Was bestehen bleibt, sind Matrikularbeiträge und Ueberweisungen in anderer Gestalt: die alljährliche Kardinalabrechnung zwischen dem Reich und den Einzelstaaten, um welcher willen das Reich in seiner Finanzgebahrung und Fortschrittsleistung von 25 Einzelstaaten abhängt, welche dadurch auch zu volkswirthschaftlichen und politischen Vormündern des Reiches werden.

Ein Grundgedanke der offiziellen Reformvorschläge ist der, daß die Matrikularbeiträge in der Regel 40 Millionen Mark weniger als die Ueberweisungen betragen sollen. Hiernach bliebe das finanzielle Uebergewicht beim Reiche. Das wäre an sich das Richtige, nur sollte das Uebergewicht des Reichs nicht in alljährlicher Gebundenheit zu Gunsten der Staaten, sondern nur von Fall zu Fall, bald für diesen, bald für jenen Staat, nach Maßgabe seiner Bedürfnisse und Leistungen, verwendet werden. In jener Ziffer von 40 Millionen liegt das Bekenntniß, daß diese Summe im Durchschnitt jährlich verfügbar wird. Gut denn! Man mache daraus keinen Schuldposten des Reiches zu Gunsten der Staaten, sondern einen Reichssubsidienfonds. Anstatt die Staaten reichsfiskalisch zu verziehen, erziehe man sie zu dankbaren Reichsgliedern.

Wohl liegt es nahe, dem Gedanken Raum zu geben, daß eine Reform in vorstehendem oder ähnlichem Sinne schon längst unternommen worden wäre, wenn sie nicht auf ganz besondere thatsächliche Hindernisse stoßen würde. Die Einzelstaaten haben sich seit Einführung der Frankenstein'schen Klausel an das garantirte Geschenk der Ueberweisungen gewöhnt und wollen nicht darauf verzichten. Und der Wille ist auch hier nicht frei. Verzicht von heute auf morgen würde mit Verlust des Gleichgewichts gleichbedeutend sein. Das schließt aber nicht aus, daß eine allmähliche Wiederbefreiung des Reichsfiskus von den Staaten angestrebt werde. Etwa mit folgender Kombination:

Ergiebt sich im Reichsetat nach der im Einzelnen erfolgten Feststellung der Einnahmen und Ausgaben ein Ueberschuß der ersteren, so ist derselbe während der erstfolgenden fünf Jahre zu zwei Dritteln den einzelnen Staaten nach Maßgabe ihrer direkten Steuerleistung zu überweisen. Im zweiten Jahrfünft ist eine solche Ueberweisung auf ein Drittel zu beschränken. Mit dem Jahre 1905 hören die Ueberweisungen auf. Der Rest der Reichsüberschüsse während einer jeden Periode wird für öffentliche Werke des Reichs, einzelner Zonen oder Staaten verwendet.

Wenn im Reichsetat Ausfälle sich ergeben, sind Matrikularbeiträge als Zuschläge zu den von den Einzelstaaten erhobenen direkten Steuern auszuschreiben. Auf diesem Wege würde der Reichsfiskus in den Vordergrund, die Matrikularbeiträge in den Hintergrund versetzt werden. Letztere würden als Zuflucht für alle Fälle bestehen bleiben, wogegen für den Fortschritt des Reichs oder einzelner Theile Mittel verfügbar würden.

J. M. von Rascher.

Blutige Ehre.

(Ein offener Brief an die Frauen, den auch die Männer lesen dürfen.)

Meine Damen! Für dies Mal wollen wir die Herren gänzlich aus dem Spiele lassen und selbst auf die Wahrung unseres eigensten, intimsten Interesses bedacht sein. Lange genug haben wir schweigend dessen Gefährdung mit angesehen, lange genug haben wir auf Besserung geharrt; nun ist es an uns, einen Ruf nach Reform laut werden zu lassen! Jede von uns ist sich ihres Werthes bewußt, und obgleich wir, mit zartem Sinne schaffend und still duldend, auf dem Posten ausharren, den uns die Natur angewiesen, ohne unsern Muth und Werth auszuposaunen, so wissen wir doch trotz aller bescheidenen Zurückhaltung recht wohl, daß wir eine Macht besitzen, die, richtig gebraucht, auch den Starken Trotz zu bieten vermag.

Es soll dies kein Aufruf zu einer Frauen-Revolte sein, sondern bloß ein Mahnruf. Unser Recht ist verletzt, unser Glück ist bedroht! Der mit unseren Herzensblüthen umhegte Herd der Liebe ist nicht mehr sicher vor roher Zerstörungssucht! Wenn wir auch an Körper schwach sind, wagte man es bis jetzt doch nicht, unsere Geisteskraft, unseren Seelenadel, unser reines Selbstbewußtsein zu übersehen. Wir müssen Mittel finden, die uns drohende Gefahr abzuwenden.

Meine Damen! Vernehmen sie die gerechte Klage und Entrüstung von Tausenden unserer bedrängten Schwestern, als deren Sprecherin ich mich fühle. Diese Herren bereiten uns schwere Zeiten, viel Aergerniß und Pein! Wollen wir ihnen auch nicht mit Panzer, Spieß und Schwert be-

*) Von der Anschauung ausgehend, daß die Duellfrage bisher in der Oeffentlichkeit noch stets viel zu einseitig erörtert worden ist, haben wir diesem warmherzigen Appell der Frau Verfasserin die Aufnahme gerne gewährt. Wir verhehlen uns aber keineswegs, daß sich auch zur Rechtfertigung eines Brauches, der so schwer auszurotten ist wie das Duell, sicher Manches anführen läßt, und sind daher gerne bereit, auch die entgegengesetzten Anschauungen zum Worte kommen zu lassen. Nur dadurch, daß das Für und Wider einer streitigen Frage genügend beachtet und erörtert wird, kann die Möglichkeit einer früheren oder späteren befriedigenden Lösung allmählich angebahnt und vorbereitet werden. D. Red.

wehrt zu Leibe rücken, so soll uns das doch nicht verhindern, uns über sie ein Urtheil zu bilden, das mehr sachlich und zutreffend, als erfreulich und schmeichelhaft für sie ist. Weßhalb wir auf die Männer so große Stücke halten, verstehe ich nicht recht. Sind sie nicht voll Dünkel, Stolz, Eitelkeit und Prahlerei? Schon längst haben wir dieser ihrer Untugenden wegen zu leiden; schon längst liegt das uns schwer auf dem Herzen — nun denn heraus mit der Klage, frei und ohne Zagen! Gerechte Entrüstung über ungerechte Behandlung verleiht auch dem Schwächsten Kraft.

Keiner ihrer wirklichen Vorzüge soll den Männern bestritten werden. Auf dem Gebiete der Kunst, Wissenschaft und Erfindung stehen sie weit über uns; das lassen wir nicht bloß gern gelten (zum Glück sind ja nur die Wenigsten von uns vom Emanzipationswahn befallen), sondern wir freuen uns dessen sogar von ganzem Herzen. Aber diese schöne Genugthuung, dieses für sie erhebende Bewußtsein genügt den Herren nicht. Sie gehen in ihrer Selbstüberschätzung so weit, auch eine „bessere" Ehre, einen „höheren" Muth als wir haben zu wollen. — Ja, diese Herren Männer, die so schön von Gleichheit und Toleranz predigen, — sie haben eine „Extra-Ehre", einen „Extra-Muth", zu deren Bekundung sie entweder zwei scharfgeschliffene Säbel oder zwei geladene Pistolen nebst zwei Zeugen haben müssen. Wir, die Schwachen, dagegen lassen uns daran genügen, unsere Ehre in unserem reinen Selbstbewußtsein, unsern Muth in unserer strengen Pflichttreue an den Tag zu legen, und als Zeugen geben wir uns mit dem lieben Gott zufrieden. Wir sind eben nur die „schwachen Frauen"; sie aber, die „starken Männer", brauchen natürlich zur „Erhaltung" ihrer Ehre, zum „Probirstein" ihres Muthes den — Duellpopanz! Dem werden Weib und Kind, Mutter und Schwester geopfert, vor ihm sinken sie in die Kniee, an ihm darf um keinen Preis gerüttelt werden!

* * *

Betrachten wir mit nüchternem Auge den mit allerlei Vorurtheilströdel vielfach umhüllten Popanz in der Nähe, so stellt sich bald heraus, daß er der strengen Prüfung durch Vernunft und Logik nicht Stand hält. Und dennoch giebt es nicht nur unter unreifen Knaben, sondern sogar unter den Hochbegabten und Starken noch immer Solche, die sich nicht scheuen, diesem Wahnbegriff zu huldigen. Sie halten es für ein zwingendes Gebot der Ehre, ohne Rücksicht auf Pflicht und Liebe, ihr von uns zärtlich überwachtes Leben an die Degenspitze des ersten besten Laffen zu hängen, der sie zufällig scheel angesehen hat. Der geringste Mensch, der von Umgangsformen kaum eine Idee hat, versteht es, sich wegen eines Versehens

zu entschuldigen; aber der gebildete Mann darf sich nie so weit entwürdigen, daß er, falls er sich gegen die gute Sitte vergangen hat, um Entschuldigung bittet. Ein unbedachtes Wort kann tödliche Folgen nach sich ziehen, denn nur in Blut kann die befleckte Mannesehre reingewaschen werden.

Vergebens schmiegt sich angstbebend ein liebendes Weib an den Gatten und fleht ihn an, sein theures Leben doch wegen einer Lappalie nicht zu gefährden. Was sind ihm die opferfreudigen Beweise ihrer Liebe, was gelten ihm ihre häuslichen Tugenden, ihre gesellschaftlichen Talente, ihre ganze Anmuth und Alles, was ihn bis jetzt an sie fesselte? — Alles Das ist in Nichts zerflossen, sobald sein Ohr von einem vielleicht angeheiterten Bekannten oder auch aus dem Munde eines ihm völlig Fremden ein unbedeutendes, seine Eitelkeit verletzendes Wort vernommen hat.

Blut! Frisches, warmes Menschenblut muß er haben, denn das fordert die männliche — Ehre. Und er, der „Muthige", dessen Schutz sich ein unerfahrenes Wesen anvertraute, er, der ihr am nächsten im Leben stehen sollte, wird ihr größter Widersacher, indem er sie treulos verläßt, um einem todbringenden Phantom nachzujagen Mögen sein armes Weib, seine unschuldigen Kinder, die greise Mutter dem Elende, vielleicht dem Laster anheimfallen — er muß, „er muß in den Tod"! Die Herren Sekundanten schleifen bereits die Säbel, die Ehre ruft ihr Opfer, man darf sie nicht warten lassen, und der Todeskandidat, der als moderner Märtyrer auf den Kampfplatz tritt, ist eigentlich Nichts mehr und Nichts weniger, als das gehetzte Wild in der großen Treibjagd, welche die besondere Klassenmoral der sogenannten „guten Gesellschaft" arrangirt. Und ist das Wild erlegt, so blasen die Thoren ihr Halali, und der Kastengeist sagt sein Amen dazu. —

* * *

Im Mittelalter, als die Religion noch hoch gehalten wurde, war der Ausgang des Zweikampfes ein Gottesurtheil: heute sind die größten Atheisten die wüthendsten Duellanten. Sie selbst sind zwar davon überzeugt, daß das Duell ein Schwindel ist, dennoch aber, entgegen ihrer eigenen Ueberzeugung, gegen alle Argumente der gesunden Vernunft glauben sie ihr Leben sofort in die Schanze schlagen zu müssen, sobald sich im Hintergrunde das Gemurmel wahnbethörter Menschen vernehmen läßt, die ein eigenes Urtheil, die feste Ehrbegriffe nicht haben, sondern blindlings dem huldigen, was Andere ihnen als verehrenswürdige sittliche Norm hingestellt haben.

Wo bleiben dem gegenüber die gerühmten niederschmetternden Donnerstimmen? Wo die sengenden Jupiterblitze der Starken? Wo bleibt die allen Unsinn besiegende Macht ihres überlegenen Geistes? Oh, all das ist wohlbehalten und in unverminderter Stärke vorhanden, doch die Gottbegnadeten, die Bevorzugten können unmöglich ihre Kraft darauf verschwenden, das durch einen brutalen Irrwahn gefährdete Leben ihrer Mitmenschen zu schützen. So was würde außerdem auch die große Schaar der gewissenlosen Krakehler, der faden Gecken nicht dulden, unter deren Kontrolle sich solche Hauptaktionen abspielen, und auch die Sekundanten, die, ihre Zigarre schmauchend, wohlgefällig zusehen, wie ihre besten Freunde in den Tod gehen, auch sie sind in gar vielen Fällen nach Kräften bemüht, eine friedliche und schiedliche Beilegung eines Ehrenhandels zu hintertreiben. Ihre Eitelkeit läßt es ihnen so wünschenswerth erscheinen, eine Rolle zu spielen.

Diese hervorragenden Elemente, innig gesellt, werden schon für die „ruhige" Fortentwickelung der Gesellschaft sorgen. Der Fortschritt und die Zivilisation sind in den besten Händen; wir sehen ja jeden Augenblick die brillantesten Beispiele hierfür. Was sind ein Moltke, ein Radetzky und alle Welteroberer alter und neuer Zeiten, von denen uns die Geschichte nicht das kleinste Duell vermeldet? Wahre Feiglinge! Doch dank der modernen „Fortschritte" und der Pöbelweisheit bringt uns jeder Tag „neue Heroen". Der Herr Advokaturs-Kandidat*) ist z. B. erst zwanzig Jahre alt und doch ein wahrer Prachtmensch — er ist bereits von einem veritablen Premier-Lieutenant am linken Arm verwundet worden. Und die begeisternde Ursache dieses Duells? Man bedenke den gerechten Stolz des „Helden-Jünglings": Ein — Stockschnupfen seiner Großtante, über den der Herr Lieutenant sich lustig gemacht hat. — Dem promovirten Herrn Handschuhmacher-Gehilfen ruft der kühne Träger von zwölf schäumenden Pilsener den beleidigenden Ausdruck „Sie Kommis"! zu; dafür schlägt er sich den nächsten Tag auf Säbel gediegenster Sorte und ist in den Augen seiner Genossen und vor sich selbst von nun ab der vollendetste Kavalier, — da er den Anforderungen moderner edler Sitte vollkommen Genüge gethan hat. Und so wirkt das gute Beispiel, welches die oberen Gesellschaftsschichten geben, in weitesten Kreisen nach. Die Duellhelden schießen wie Pilze aus der Erde. Die „elegante" Herrenwelt — freut Euch, Ihr Mädchen — hat schon die reizendste Kollektion von Schrammen, Beulen, Arm- und Bein-Amputationen beisammen und gar liebliche Karbol- und

*) Die Verfasserin hat hier, sowie auch an anderen Stellen ihrer Satire, hauptsächlich die ungarischen Zustände ins Auge gefaßt. D. Red.

Jodoformdüfte umwehen sie. Das Alles muß doch Eindruck auf zarte Jungfrauen machen, die den hohen Werth des männlichen Muthes zu schätzen wissen. Darum fehlt es auch nicht an Scheinhelden, die stets auch mit dem gesunden Arm in der Schlinge herumspazieren.

Bei der nachgerade zur Manie gewordenen Sucht, es in Allem den Vornehmen gleich zu thun, ist voraussichtlich die Zeit nicht mehr fern, da wir uns nur noch mit Mühe und Noth eine Semmel oder ein Beefsteak und ähnliche zu unserem irdischen Dasein nöthige Dinge werden verschaffen können. Die braven schlichten Leute, die sich sonst im Lande redlich nährten, indem sie uns Schuhe nähten und Brode buken, werden dann zu so banaler Beschäftigung nur wenig Zeit erübrigen können. Der tüchtigste Meister wird nur dann einen Gesellen bekommen, wenn er ihm zu seinen ritterlichen Uebungen und Passionen acht Stunden des Tages gewährt und ihn wenigstens zweimal wöchentlich auf ein Duell gehen läßt. — — —

Man betrachte nur das Stammpublikum der hauptstädtischen Fechtsäle und zähle das vulgäre Element, welches sich dort neben den Medizinern, Technikern, Juristen, mit einem Worte, neben der Blüthe der Jugend zu ritterlichem Spiele einfindet; man betrachte die Qualität der sich dort heranbildenden Duellkandidaten und man wird sich eine Vorstellung davon machen können, zu welchen unberechenbaren Folgen es in der nächsten Generation schon kommen muß, wenn dieser Entwickelung nicht bald ein gebieterisches Halt zugerufen wird. Die vielen geistvollen Männer, die so oft mit Erfolg ihr Wort für Freiheit und Recht hören ließen, warum schweigen sie zu dem Duellwahnsinn? Was können Einzelne thun? Nichts! Die ganze Ehrenlegion der Ritter vom Geiste müßte ihre Stimme für eine Reform erheben. Wir Frauen aber können den Unfug auf keinen Fall noch länger unthätig mitansehen; wir können ihn nicht länger geduldig hinnehmen. Oder sollten wir uns zu schwach fühlen zum Kampf mit dem thörichten Vorurtheil?

Tausend funkelnde Augen sehe ich jetzt auf mich gerichtet, und viele leuchten aus klugen Köpfen wie Blitze auf mein armes Haupt nieder. Wie? Wessen hat diese kleine Frau sich unterstanden?! Das klingt ja wie Rebellion!

Muth, meine Damen! Erschrecken Sie nicht so sehr. Bevor wir vor das Kriegsgericht zitirt werden, hat es noch seine guten Wege; bis dahin wird jede von uns einen dieser wilden, unbändigen Löwen bezähmen. Wir werden ihren falschen Ehrbegriff zerpflücken und zerfasern, daß Nichts davon übrig bleibt. Wir wollen sie fragen, wer die junge Wittwe beschützt, die allein, ohne männliche Stütze, dasteht, die umtost und umbraust von dem

gefährlichen Gischt der bösen Nachrede, verletzt durch böswillige Verleumdung, gleichwohl sich an kein Vorurtheil kehrt und pflichtbewußt ihrem erhabenen Ziele zustrebt, indem sie treu bei ihren Kindern ausharrt und sie zu nützlichen Menschen heranzieht. Wer schützt das arme Mädchen, das allein im großen Getriebe der Welt sein Brod suchen muß, um vielleicht alte Eltern und eine Schaar kleiner Geschwister zu ernähren? Wer schützt sie? Nichts und Niemand, ihr reines Selbstbewußtsein ist — ihre Ehre, ihr treues Pflichtgefühl — ihr Muth. Und wahrlich, wir „schwachen Frauen" beweisen durch unsere Ausdauer tausendfach mehr, als die „starken Männer" durch ihren „Muth".

Wir müssen den Männern zeigen, daß wir nicht bloß zu schwärmen, zu träumen und zu hoffen wissen, sondern uns im ernsten Augenblicke auch aufzuraffen verstehen, um zu helfen, wo Hilfe noththut. Sie sollen uns nicht bloß spottweise ihre „bessere Hälfte" nennen; beweisen wir ihnen, daß wir es in der That sind, indem wir unsere stärksten Mittel: Liebe, Zärtlichkeit und Anmuth aufbieten, um sie von dem verderblichen Irrwege abzulenken. Lassen wir sie die schöne Wahrheit erkennen, daß wir mit all unserem Ringen und Streben Nichts für uns erreichen wollen — als ihr uns theures Leben.

Retten wir unsere Gatten, Söhne und Brüder vor dem Irrwahn des Duells!!

Wir dürfen nicht die Schwierigkeit des Unternehmens scheuen. Beginnen wir vor Allem bei uns selbst mit der Reform! Lehren wir unsere Töchter, daß das vom Studium, ja, vom Existenzkampfe und der Sorge durchfurchte ernste Antlitz eines Mannes schöner und anziehender sein kann, als das mit einer frischen oder vernarbten Schmarre gezierte Gesicht eines dünkelhaften Krakehlers.

Mit tiefer Beschämung gedenke ich einer Episode aus meiner Mädchenzeit. Auf einem Balle trat ein junger Offizier und Anbeter mit den Worten an mich heran: „Mein Fräulein, ich rieche nach Blut!" Und ich, anstatt mich mit Ekel über die grausigen Worte wegzuwenden, sah in ihm einen Helden ersten Ranges! Was waren mir die weiteren Triumphe des Abends gegen die Freude, daß dieser Ritter ohne Furcht und Tadel, der wegen einer weggeschnappten Quadrille sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, mich sichtlich vor allen Anderen bevorzugte. Und doch hatten mir kluge und hochgesinnte Eltern eine gute Erziehung angedeihen lassen; aber der Geist der Zeit, in welcher die verderblichen Elemente rascher um sich greifen, als die Keime des Guten, steckt auch die schöner Gesinnung Fähigen mit seinem Gifte an. — Die Glorie und der Nimbus, mit denen Vor-

urtheil und Dichtung die Duellanten umgeben, haben ſchon manches Mädchenherz heiß erbeben laſſen. Darum könnte es nicht ſchaden, wenn die jungen Fräulein Etwas weniger von den Großthaten der renommirenden Herren Brüder zu hören bekämen; dann würden ſie aufhören, die jungen Herren, die wenigſtens ſchon einen Menſchen — todtgeſchoſſen oder niedergeſtochen haben, ſehr „feſch“ und „intereſſant“ zu finden.

* * *

In Paris iſt jüngſt ein Buch erſchienen, „La Science dn point d'honneur“, d. h. zu Deutſch „Die Wiſſenſchaft der Ehre“. — Die Duellwuth zum Ausgangspunkte einer ſoziologiſchen Unterſuchung zu machen, liegt für den Verſtandesmenſchen in unſeren Tagen ſo nahe, daß es ohne Aufſehen geſchehen konnte, daß da einmal ein Franzoſe der Welt eine neue „Wiſſenſchaft“ bot. Bisher hat man aus der Wiſſenſchaft ſich eine Ehre gemacht, nun hat es Herr A. Croabbon, der Verfaſſer jenes Werkes, unternommen, aus der Ehre eine Wiſſenſchaft zu machen. In welchem Maße ihm dies gelungen, ſoll hier nicht entſchieden werden. Das Buch iſt ſchon wegen des Gegenſtandes, den es behandelt, intereſſant. Philoſophie iſt freilich nicht viel darin; wie auch Herr Croabbon kein tiefer Forſcher zu ſein ſcheint. Die Maſſenerſcheinung des Appells an die Waffen, wäre nach dieſem Buche, wenn man ſie vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht Sache der Mode und Wirkung der Suggeſtion, ſondern es müßte in unſerer Geſellſchaft der Mann ſeine Ehre wahren, weil auch die Ehre ihren Mann wahrt. Die Ehre iſt identiſch geworden mit der Werthſchätzung, welche der Mann genießt, und dieſe Werthſchätzung iſt kein unantaſtbares Ding, ſondern das Um und Auf ſeiner Exiſtenz. Exiſtiren aber heißt leben, und wo es Einem an den Brodkorb geht, da wird — nach altem ſchönen Brauch bei Hund und Katze — zugebiſſen, wenn nicht anders zu helfen iſt. Die Hülfe iſt dem Staat bislang nicht geglückt, und ſo hat ſich denn die Selbſthülfe herausgebildet, natürlich ſchon in uralten Zeiten. Auf welche Art, das mögen Diejenigen, die ſich dafür intereſſiren, in der wiſſenſchaftlichen Abhandlung nachleſen. Mir kommt es hier mehr auf die Abſchaffung, als auf die Erklärung eines Mißbrauches an. —

In England kennt man bekanntlich die Selbſthülfe mit der Waffe nicht mehr, obgleich ſie auch dort einſt üblich war. Albion hat dem abgeholfen, es weiß, was dem Ehrverletzer wehe thut; man trifft ihn an ſeinem Theuerſten, dem Geldſack, und das macht ſtets einen tiefen Eindruck. In keinem Lande der Welt werden Verleumder ſo empfindlich gezüchtigt,

wie in England. Die heutige Ehre, die rein äußerliche konventionelle Ehre kann auch thatsächlich mit Geld aufgewogen werden, weil sie nicht identisch ist mit der inneren Ehre, dem moralischen Feingehalt des Menschen, der niemals verletzt werden kann, den aber auch nicht Jedermann hat. Was aber auch immer der Gegenwerth der sozialen Ehre — um welche es sich doch handelt — sein möge, das Aequivalent dafür zu finden, ist Sache der Gesetzgebung, und diese richtig zu gebrauchen, die Aufgabe des Richters . . .

Sehr viel könnte die Presse zur Bekämpfung des Duellunfugs beitragen, wenn sie die „ruhmreichen" Thaten der Herren Duellanten systematisch verschweigen wollte. Sobald derartige Großthaten und ihre Folgen nicht mehr in alle Welt hinausposaunt werden, verlieren der im Stillen erprobte „Muth" und die im Dunkeln erfolgte blutige Reinwaschung der Ehre sicher wesentlich an Reiz und Anziehungskraft. An die Presse ergeht daher unser, der Frauen, Ruf um Unterstützung im Kampfe gegen einen kulturfeindlichen Brauch, unter dem gerade wir Frauen am empfindlichsten zu leiden haben.

Schaden könnte es auch Nichts, wenn eine recht strenge Duellgesetzgebung in allen Ländern eingeführt und ohne sentimentale Schwäche gehandhabt würde. Noch besser freilich wäre es, wenn das Tödten eines Menschen im Zweikampf einfach als Mord — oder bei heftiger vorhergegangener Erregung und großer, begreiflicher Gereiztheit — doch mindestens als Todtschlag angesehen und demgemäß geahndet würde. Zu dem Allen müßte die soziale Aechtung kommen. Der Duellant sollte gemieden werden. Besonders wir Frauen müßten ihn fliehen wie die Pest. Der Glorienschein falscher Ritterlichkeit, der ihn umgiebt, die Werthschätzung, die gerade beim schwächeren Geschlecht dem Verüber brutaler Gewaltthaten vielfach entgegengebracht wird — sie haben zur Befestigung des Unfugs nicht wenig beigetragen. . . .

Also bessern Sie sich, meine Damen, dann wird auch auf diesem uns Alle so nahe angehenden Gebiete gar Vieles bald schon besser werden.

Budapest. Baronin Gizella Malcomes.

„Contes secs."

Coquelin der Jüngere, mit seinen schelmischen Augen und dem scharf geschnittenen Mund, der bereits lacht, noch bevor er spricht, ist nicht nur ein Liebling der Pariser Theaterbesucher, sondern auch ein sehr gern gesehener und gesuchter Gast der Pariser großen Welt. Fast jeden Abend kann man ihn nach einer Vorstellung, sobald seine Rolle zu Ende und die Schminke von seinem Gesicht heruntergewaschen ist, mit seinen kurzen, hüpfenden Schritten und dem ein wenig nach vorn gebeugten Haupt, als ob er still vor sich hinlachte, nach einem Miethswagen gehen sehen, der ihn in die „Welt" führt, zu Gräfinnen, Komtessen, reichen Banquiersfrauen, die bereits ungeduldig warten. Er ist der clou an allen Empfangsabenden, mit ihm kommt die lachende Freude, er bringt Leben in das tödtende Einerlei der gesellschaftlichen Konversation.

Früher waren es die berühmten Monologe, die seine sonore Stimme zum Vortrag brachte. Jetzt läßt er nur noch die „Contes secs" von Camille de Saint-Croix hören. Die Monologe sind vergessen, alle Welt ist wie versessen auf die „trockenen Erzählungen". Denn das bedeutet Contes secs wörtlich. Sie geben nichts Anderes als den rohen Stoff, unpolirt und ohne Form, ohne äußerlich etwas von dem aufzuweisen, was wir Kunst nennen; sie bringen nur Thatsachen und nehmen sich aus wie Polizeiberichte, die in möglichst wenigen Worten möglichst viel Greuelthaten melden. Das gefällt den Parisern. Sie wollen nichts Anderes. Die feine Nase Coquelin's des Jüngeren geht der Mode nach, und der Schauspieler thut, wonach der Geschmack des Publikums von heute verlangt.

Man kann sagen, diese „Contes secs" seien feind aller Kunst. Sie sind in demselben Ton gehalten, wie die „Vermischten Nachrichten" in den Zeitungen. Tendenz vermeiden sie, wo es nur angeht. Von Stil wollen sie Nichts wissen. Sie wollen nur Fragmente geben aus dem Leben, komisch oder tragisch, wie es eben das Leben mit sich bringt. Damit sich der Leser eine Vorstellung machen kann von diesen „Contes secs", geben wir nachstehend eine Probe, wie sie Coquelin fast täglich in den Salons des Pariser monde vorträgt. Sie ist bezeichnend für den Geschmack der gesellschaftlichen Elite an den Seineufern. Die Erzählung trägt den Titel „Ein Drama" und lautet:

Der Graf de Lieusaint und Gräfin Diana waren seit achtzehn Jahren verheirathet. Sie hatten eine sechzehnjährige Tochter Marie. Der Graf verkehrte wenig in der Welt, die Gräfin hingegen war sehr vergnügungssüchtig.

Einst war sie auf einem Balle. Der Graf saß mit seiner Tochter zu Hause ruhig vor dem Kamin, als man ihm einen Brief brachte, den der Graf zuerst gleichgültig öffnete, aber dann in fliegender Hast durchlas. Er knitterte ihn zusammen und steckte ihn zu sich, nahm seinen Hut und ging fort mit den Worten, daß er noch schnell einen Besuch abstatten müsse.

Kaum eine Stunde später kehrte die Gräfin sehr bleich von dem Balle zurück und fragte Marie, wann und unter welchem Vorwande der Graf fortgegangen sei.

Wenige Minuten später ließ sich ein Polizeiagent anmelden und theilte den Damen in tausend vorbereitenden Worten mit, daß man soeben die Leiche des Grafen nach Hause bringe, den man ermordet auf dem Quai d'Orsay gefunden hatte.

Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, aber dieselbe verlief resultatlos. Die Gräfin und ihre Tochter zogen sich zurück auf ihr Schloß Collonges in der Nähe von Lyon.

Einige Monate waren in der Einsamkeit dahingegangen, als beide Damen überrascht wurden durch einen Besuch; es war ein junger Arzt, Henry Galine, ein früherer Schützling des Grafen, der soeben von einer längeren wissenschaftlichen Reise zurückkehrte.

Er hatte Paris an dem Morgen nach dem Tode seines Beschützers verlassen. Zurückgekehrt, kam er jetzt, um die Gräfin und ihre Tochter seiner Freundschaft und Ergebenheit zu versichern.

Frau v. Lieusaint nöthigte ihn, einige Zeit in ihrer Nähe zuzubringen, und er miethete sich in dem Dorfe Collonges eine Wohnung.

Ein Monat war seit der Ankunft des Doktors verlaufen, als Marie eines Morgens in das Zimmer ihrer Mutter trat: „Mutter," sagte sie, „Herr Galine hat mir seinen Entschluß mitgetheilt, um meine Hand anzuhalten. Ich weiß nicht, weßhalb er sagt, daß er schon von vornherein von Deiner Weigerung überzeugt sei. Obschon er mich beschworen hat, es nicht zu thun, bitte ich Dich doch, mir zu sagen, was Du gegen ihn hast, bevor ich ihm die Antwort gebe, daß er das Glück meines Lebens ist."

Entsetzt sprang Frau v. Lieusaint auf und ergriff die Hände ihrer Tochter.

„O, der Elende," rief sie aus mit einer Stimme, gemischt aus Zorn und Schmerz.

Dann, mit Gewalt sich bezwingend, sagte sie mit veränderter Stimme:

„Der Mann kann Dein Gemahl nicht werden. Er war mein Ge-

liebter. Du erinnerst Dich wohl noch des Briefes, den Dein Vater empfing, als ich auf dem Balle war? Dieser Brief war ein Fallstrick, Galine hatte ihn geschrieben. Er lockte Deinen Vater nach einem abgelegenen Orte auf dem Quai d'Orsay, und dort, ohne Zeugen, ohne Wortwechsel, ermordete er Deinen Nichts ahnenden Vater. Er wollte mich heirathen. Inzwischen hat er Dich gesehen, und nun will er Dich. Er hoffte wohl, daß ich, seine Mitschuldige, niemals die Wahrheit sagen und Alles geschehen lassen würde. Nun denn, Du siehst — ich habe gesprochen."

Ohne ihre Mutter noch eines Blickes zu würdigen, stürzte Marie nach ihrem Zimmer, wo sie sich ihrem wilden Schmerz hingab. Aber sie beruhigte sich bald.

Das Schloß von Collonges lag dicht an der Saone, der Strom floß direkt an der Mauer eines Thurmes vorbei. In dem zweiten Stockwerk dieses Thurmes besaß Marie ein Zimmer, wohin sie sich zurückzog, wenn sie träumen wollte. Dorthin bestellte sie Henry Galine zu einem Rendezvous um ein Uhr Nachts. Sie theilte ihm mit, daß sie, da ihre Mutter sehr ungünstig von ihm gesprochen habe, noch eine Unterredung mit ihm wünsche. Henry sollte in einem Boot über die Saone kommen bis dicht unter ihr Fenster. Dann wollte sie ihm ein Tau zuwerfen, und wenn Henry ein Mann von Kraft und Muth wäre, sollte er daran emporklimmen und zu ihr kommen.

Um die bewußte Zeit erschien ein Licht an dem Thurmfenster, und unmittelbar darauf landete darunter das Boot von Henry. In die Höhe blickend, gewahrte er die Umrisse von Mariens Gestalt, die sich vornüber beugte. Zugleich fühlte er, wie ein Tau neben ihm heruntergelassen wurde. Ohne zu zögern ergriff er es und kletterte nach oben.

Es war nicht ohne Gefahr, aber Henry, der kräftig und behende war, kam glücklich vorwärts. In wenigen Augenblicken erreichte er das Fenster und wollte seinen Mund gerade über den des Mädchens beugen, als Marie einen Dolch zum Vorschein holte und denselben mit zwei schnellen Stößen in die Augen des Mörders bohrte. Er stieß einen entsetzlichen Schrei aus, der grausig durch die dunkle Nacht klang, dann ließ er das Tau los und fiel hinunter in das schwarze, reißende Wasser des Stromes. —

Das ist eine der berühmten „contes secs" nach dem Geschmacke der Pariser fin-de-siècle-Gesellschaft.

Emil Witt.

Das Jubiläum des Scharfrichters.

Motto: Des Einen Tod — des Andern Brod.

Mit geziemendem Respekt theilen die Zeitungen mit, daß Herr August Reindel aus Magdeburg, der privilegirte preußische Scharfrichter, am 15. dss. Mts. sein 25jähriges Dienstjubiläum gefeiert habe. Diese Thatsache entbehrt keineswegs des Interesses; denn Herr Reindel ist einer der erfolgreichsten Vertreter einer ziemlich selten gewordenen Industrie, die nicht unter den fragwürdigen Segnungen des freien wirthschaftlichen Wettbewerbs zu leiden hat. Die Vertreter dieses Berufes brauchen sich weder zu Parteien zusammenzurotten, noch haben sie es nöthig, einem hohen Reichstag mit Petitionen und Vorstellungen beschwerlich zu fallen, damit er sie in ihrem Broterwerb schütze. Höchst bezeichnend für die günstige Geschäftslage auf diesem Gebiete menschlicher Erwerbsthätigkeit ist schon der Umstand, daß es bis jetzt nicht ein einziges Fachblatt giebt, das sich der Interessen der Scharfrichter annähme. Auch hat man niemals etwas von Arbeitseinstellungen unter den Scharfrichter Gehülfen gehört, und revolutionären Anschauungen huldigen die Angehörigen dieses Standes schon um dessentwillen nicht, weil es in revolutionären Zeitläufen für sie so viele Arbeit giebt, daß sie Tag und Nacht sich abrackern müssen, um nur einigermaßen allen berechtigten Anforderungen der für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit schwärmenden souveränen Menge zu genügen.

Was speziell Herrn Reindel, den würdigen Jubelgreis in Magdeburg betrifft, so nimmt er unter seinen Kollegen eine bevorzugte Stellung ein. Er ist ein Mann von altem Schrot und Korn und leitet seine Abkunft von einer berühmten Abdecker- und Scharfrichter-Dynastie her. Seine Bedeutung für die Aufrechterhaltung staatlicher Autorität ist nicht zu unterschätzen. Es ist noch nie der Fall vorgekommen, daß ein Mann, dem er in seiner gediegenen Weise den Kopf abgehauen hat, später noch umstürzlerische Pläne ausheckte oder mit subversiven Tendenzen sich abgab. August Reindel ist also eine der zuverlässigsten Stützen des Gesetzes und der Ordnung. Es ist daher entschuldbar, daß auch an dieser Stelle seinem gemeinnützigen Walten einige Beachtung gewidmet wird, zumal jetzt, wo allem Anschein nach auch auf dem rein geistigen Gebiet das Henkerbeil zu neuen Ehren kommen soll.

Herr Reindel hat in Folge seiner Herkunft eine ererbte Disposition zum Köpfen. Er hat außerdem reiche praktische Erfahrungen gesammelt. Vor einiger Zeit soll er die 150ste Hinrichtung vollzogen haben. In illustrirten

Gerichtszeitungen und andern Blättern, die auf gleicher geistiger und sittlicher Höhe stehen, sind aus Anlaß der Feier seiner vor 25 Jahren erfolgten Vermählung mit dem Richtschwerte sein Porträt und sein Lebenslauf veröffentlicht worden. Auch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß ein spekulativer Verleger sich findet, der durch diesen patriotischen Anlaß sich bewegen läßt, die Erlebnisse des Scharfrichters zu einem umfangreichen, bluttriefenden Lieferungsroman verarbeiten und dem deutschen Volke zu 10 Pfennig das Heft als Sonn- und Festtagslektüre aufschwatzen zu lassen. Mit den Memoiren des Scharfrichters Krauts hat ja auch ein unternehmender Mann Hunderttausende von Mark ins Verdienen gebracht, indem er dem schönen, von Sr. Majestät dem römischen Kaiser Vespasian herrührenden Grundsatz huldigte: Non olet!

Dem Mann ist es allerdings später schlecht ergangen. Er ward übermüthig, gründete eine große Druckerei nebst „Verlagshandlung" und verlegte nun lustig weiter „Sensationsromane", die aber nicht mehr „zogen", obwohl er selbst sie schrieb, er — der in allen Verbrecher-Klappen „berühmte" Verfasser des „Scharfrichters von Berlin". Als er dann endlich eine stattliche Schuldenlast zusammengebracht hatte, verlor er selbst den Kopf und suchte das Weite. Die Staatsanwaltschaft erließ wegen allerhand unsauberer Schiebungen einen Steckbrief hinter ihm, und seither ist der würdige Mann wie kaum Einer berufen, von Paris aus als Korrespondent deutscher Zeitungen über französische Sittenverderbniß ellenlange, von Entrüstung triefende Artikel zu verüben.

Doch davon wollte ich ja eigentlich gar nicht reden. Ich beabsichtigte nur, mich mit dem Schaffensgebiet des Herrn Reindel, mit seiner Arbeitsmethode und manchem Anderen, was für den künftigen Erforscher der einschlägigen Verhältnisse von Bedeutung sein kann, hier etwas eingehender zu befassen.

Dabei stoße ich denn zunächst auf die von den verehrlichen Stammtischpolitikern nach jeder Hinrichtung aufs Neue mit großem Eifer erörterte Frage, ob sich denn die Todesstrafe in unseren Tagen überhaupt noch rechtfertigen läßt, oder ob sie nicht vielmehr als ein Ueberbleibsel aus barbarischer Zeit je eher, desto besser abgeschafft werden sollte.

Diese Frage rührt nicht von heut' und gestern her. Schon unsere Vorfahren haben sich darüber die Köpfe zerbrochen, und es giebt bereits eine weitschichtige Literatur, die sich liebevoll mit ihr befaßt. Man sollte also meinen, daß sich zu diesem Thema etwas Neues kaum noch beibringen lasse, und wenn trotzdem, so oft es angeschnitten wird, die Meinungen immer wieder heftig auf einander platzen, so darf das doch wohl als

Beweis dafür gelten, daß diese Frage eine Kulturfrage von allerhöchster Bedeutung ist.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß in jüngster Zeit theilweise eine Umstimmung der öffentlichen Meinung insofern eingetreten ist, als selbst bei sonst sehr human denkenden Leuten, die früher entschiedene Gegner der Todesstrafe waren, diese Gegnerschaft sich bedeutend abgeschwächt hat. Die vielen abscheulichen Verbrechen der letzten Zeit haben hierzu gewiß das Ihrige beigetragen. Wenn die Herren Mörder so ohne alle Rücksichtnahme darauf losmorden, wenn sogar harmlose Krankenschwestern oder kleine Kinder vor ihren ruchlosen Angriffen nicht mehr sicher sind, wie sollte da der Staat sich veranlaßt sehen können, dem elenden Gesindel eine Zärtlichkeit entgegenzubringen, die jeglicher Begründung entbehrt? Dieser Standpunkt, dem der geistreiche Franzose Alphons Karr einmal Ausdruck verlieh, indem er sich für die Abschaffung der Todesstrafe erklärte — unter der Bedingung jedoch, daß die Mörder damit den Anfang machten — dieser Standpunkt wird gegenwärtig von vielen Leuten getheilt, gegen deren Herzens- und Gemüthsbildung sich schlechterdings nicht das Mindeste einwenden läßt . . .

Sehr bezeichnend ist es, daß man sich jetzt wieder mehr und mehr der Frage zuwendet, welche von den verschiedenen Hinrichtungsarten die empfehlenswertheste und humanste ist. In dem Aufwerfen dieser Frage vollzieht sich eine Art von Meinungsausgleich zwischen den rücksichtslosen Anhängern der Abschreckungstheorie und denjenigen unter den bisherigen Gegnern der Todesstrafe, die neuerdings an ihrer Ueberzeugung irre geworden sind. Es kann daher für diese Frage ein allseitiges aktuelles Interesse vorausgesetzt werden, so daß es sich gewiß verantworten läßt, wenn auch der Feuilletonist, der für gewöhnlich im Ausgedingerstübchen der Tagespresse, unter dem Strich, ein beschauliches Dasein fristet und in ernsten Dingen selten nur um seinen Rath gefragt wird, es der Abwechselung halber einmal unternimmt, darüber ein Sachverständigen-Gutachten abzugeben.

Selbstredend wird es trotzdem nicht an Leuten fehlen, die unsereinem jegliche Zuständigkeit auf diesem Gebiete absprechen. Ihnen gebe ich aber zu bedenken, daß selbst die Kollegen, welche in den großen Zeitungen gemeinhin die ernsten Ansichten zum Vortrag bringen — nämlich die großmächtigen Ritter vom Leitartikel — schließlich ebenfalls nicht sachverständiger sind, als ich. Bis jetzt sind ja auch sie weder geköpft, noch gehängt, noch erdrosselt, noch auch elektrizitödtet worden. Wir haben eben alle mit einander noch mit keiner der üblichen Hinrichtungsarten als Privatbetheiligte

Bekanntschaft gemacht und können daher auch aus eigener Erfahrung nicht wissen, welche von ihnen die angenehmste und dauerhafteste ist.

Dagegen glaube ich allen Grund zu der Annahme zu haben, daß das Hingerichtetwerden ein ganz vorzügliches Mittel ist, um zur Berühmtheit zu gelangen. Es führt sogar weit sicherer zum Ziele, als eine Heiligsprechung, obgleich auch diese nicht unbedingt zu verwerfen ist. Besonders unangenehm bei der Heiligsprechung ist bekanntlich der Umstand, daß man immer erst lange nach seinem Tode unter die lieben Heiligen versetzt wird, auf die Berühmtheit mithin ungebührlich lange warten muß. Dagegen kann es als eine feststehende Regel erachtet werden, daß, einem alten und bewährten Brauch zufolge, die meisten Delinquenten noch bei ihren Lebzeiten aufgeknüpft oder geköpft werden.

Die Zeitungen bringen in solchen Fällen natürlich spaltenlange Berichte über das der Hinrichtung vorangegangene Gerichtsverfahren, sodaß der arme Sünder in seiner düstern Zelle beim Durchlesen derselben die tröstliche Gewißheit erlangt, es werde von Seiten einer pflichtbewußten Berichterstattung auch *nach* der Hinrichtung Nichts verabsäumt werden, was dazu dienen kann, seinen Namen und seine Thaten auf die Nachwelt zu bringen.

Mit diesem beruhigenden Gedanken erhebt sich der Delinquent am letzten Tage seines Lebens vom Lager. Dieser Gedanke versöhnt ihn damit, daß der schwarzgekleidete würdige Herr, der ihm Friseurdienste leistet, indem er ihm das Haar verschneidet, bei dieser Operation nicht gerade zimperlich zu Werke geht. Mancher macht sogar die Wahrnehmung, daß der biedere Gewerbetreibende, dessen ehrenvoller Beruf es ist, seinen Mitbürgern den Uebergang in eine andere, vielleicht weit bessere und vollkommenere, Welt zu erleichtern, ein ganz prächtiger Herr ist, hinsichtlich dessen man nur bedauern kann, daß man nicht schon früher seine Bekanntschaft machte . . .

Es gewährt mir eine große patriotische Genugthuung, daß wir Preußen in dieser Hinsicht hinter anderen Kulturnationen nicht zurückzustehen brauchen. Wir haben uns unseres Henkers wahrlich nicht zu schämen. Herr Reindel ist ein vollendeter Gentleman, der einen Menschenkopf mit derselben weltmännischen Eleganz abschneidet wie ein Anderer eine Cigarrenspitze. Die größte Beruhigung schöpfen indeß alle Diejenigen, welche mit Herrn Reindel kurz vor ihrem Ableben geschäftlich zu thun bekommen, aus dem bekannten Umstande, daß dieser schlichte und biderbe Mann allen Neuerungen abhold ist, daß er von seltsam konstruirten Maschinen, die, manchmal im entscheidenden Augenblick versagen und von andern zweideutigen Mitteln einer aufdringlichen Geschäftsreklame Nichts wissen will, sondern nach der Väter

Art mit einem gediegenen Beil auf einer schlichten Bank von Holz ein sauberes Stück Arbeit liefert, das am besten beweist, wie weit das Kunstgewerbe bei uns gediehen ist.

Der Fall, daß ein Patient, den Herr Reindel in seine Behandlung genommen, an der Lungentuberkulose oder an sonst einer Modekrankheit gestorben wäre, ist meines Wissens noch nicht vorgekommen. Reindels Methode hat manche Verwandtschaft mit der natürlichen Heilmethode, sie läßt Krankheiten gar nicht erst aufkommen, sondern zieht mit besonders wirksamen Vorbeugungsmaßregeln wider sie zu Felde. Es kann daher auch nicht überraschen, wenn wir in der einschlägigen Fachliteratur stets wieder auf die erfreuliche Thatsache stoßen, daß die Leute, welche Herr Reindel behandelt hat, sich bis wenige Minuten vor ihrem plötzlichen Hinscheiden in der Regel des besten Wohlseins erfreut haben.

* * *

Wenn man sich vergegenwärtigt, welche peinlichen Erfahrungen in andern Ländern mit andern Hinrichtungsarten schon gemacht wurden, ist man geneigt, der Methode Reindels den Preis zuzuerkennen. Die elektrische Hinrichtungsweise hat sich in Amerika als entsetzlichste Menschenschinderei offenbart, beim Hängen reißt gar zu oft der Strick und das Garottiren, wie es in Spanien üblich, ist eines gesitteten Staates schon um dessentwillen unwürdig, weil dieser seinen Unterthanen wenigstens das zum Athmen erforderliche Quantum gesunder Luft nicht verkümmern sollte. Die unheimliche Maschine des Dr. Guillotin entspricht aber auch nicht allen berechtigten Forderungen der Aesthetik und der Praxis. Es würde mich daher keineswegs Wunder nehmen, wenn demnächst die auswärtigen Staaten Eleven der Scharfrichterkunst zu Herrn Reindel nach Magdeburg entsenden wollten, um allda dessen bewährte Methode sich anzueignen. Vielleicht könnte das preußische Unterrichtsministerium in Magdeburg gar einen Lehrstuhl der Kriminal-Chirurgie errichten. Dann würde die schöne Stadt an der Elbe gewissermaßen Universitätsstadt werden und brauchte dem weit kleineren Halle seinen Ruhm nicht mehr zu neiden. Und wie man jetzt auf dem Gebiete der Hypnose und der Suggestionstherapeutik von einer Schule von Nancy spricht, so würde man späterhin auf diesem Spezialgebiet der chirurgischen Praxis von einer Schule von Magdeburg sprechen.

Trotz alledem aber gebe ich dennoch schüchtern zu bedenken, ob denn auch thatsächlich die Todesstrafe noch in unsere von sozialreformatorischen Bestrebungen erfüllte Zeit hineinpaßt. Man lasse sich durch die begreifliche Erregung, welche die jüngsten Schandthaten hinterlassen haben, das Urtheil

nicht trüben. Bei kühlerer Ueberlegung wird man mit mir zu der Ueberzeugung gelangen, daß ein Erwerbszweig, der so lebensgefährlich ist wie derjenige des Scharfrichters, eingeschränkt werden muß. Nur für den Fall, daß es gelingen sollte, den Hinrichtungsakt mit Schutzmaßregeln zu umgeben, die jede Gefahr für Leben und Gesundheit aller in diesem Industriezweige aktiv oder passiv beschäftigten Personen ausgeschlossen erscheinen lassen — nur für diesen Fall könnte ich mich dazu entschließen, von meiner Ansicht abzugehen.

Wenn ich nicht irre, gab es früher eine Hinrichtungsmethode, die allen berechtigten gesundheitspolizeilichen Anforderungen entsprach. Es war die Hinrichtung in effigie. Dieselbe bestand darin, daß der Delinquent nicht persönlich, sondern schonender Weise nur abbildlich an den Galgen gehängt wurde, was ihm nicht wehe that, gleichwohl eine Strafe war und dennoch seine spätere Verwendung im Dienste der Gesellschaft und des Staates nicht ausschloß. Der ungarische Graf Andrassy ist seiner Zeit in effigie gehängt worden. Er wurde nichts desto weniger später ein ziemlich brauchbarer Minister.

Ich würde also nicht abgeneigt sein, im Prinzip für diese besondere Form des Strafvollzuges zu stimmen. Allen Einwänden aber der bedingungslosen Anhänger der Todesstrafe gegenüber stelle ich mich, obwohl ich das Gewicht dieser Einwürfe durchaus nicht verkenne, auf den Standpunkt, dem ein witziger Mann Ausdruck gab, indem er sagte: „Der schlechteste Gebrauch, den man von einem Menschen machen kann, besteht darin, daß man ihn umbringt."

Daß Herr Reindel so oft in seinem Leben einen so schlechten Gebrauch von seinen Mitmenschen gemacht hat, soll ihm hier nicht weiter verargt werden. Er ist der Vollstrecker fremder Befehle, er thut einfach, „was seines Amtes ist", ohne zu murren und ohne zu denken.

* * *

Wenn doch erst alle Menschen soweit wären, daß sie freudig auf das Denken Verzicht würden leisten! So lange dieser herrliche Idealzustand noch nicht erreicht ist, wird es an Nörgelern nicht fehlen, deren Unschädlichmachung vornehmste Pflicht einer weisen Staatsregierung ist.

Mit inniger Genugthuung kann gegenwärtig der Ordnungsfreund die Wahrnehmung machen, daß die derzeitige Regierung Nichts unversucht läßt, um in den Besitz der Machtbefugnisse zu gelangen, die es ihr ermöglichen sollen, der Hydra des Umsturzes alle Köpfe auf einmal abzuschlagen. Für dieses natürliche und gesunde Bestreben zeigt die freiheitlich gerichtete Presse

herzlich wenig Verständniß. Sie wehrt sich mit Händen und Füßen gegen die wohlwollenden Absichten der Regierung, die von ihr offenbar gründlich mißverstanden werden. Die segensreichen Folgen, welche die Umsturzvorlage für die Literatur haben würde, sind ganz unübersehbar. Wird das Gesetz angenommen, so wird gar Manches anders werden. Die Herren Autoren werden nach neuen Stoffgebieten Umschau halten müssen, und es wird eine Verjüngung unseres Schriftthums eintreten, wie sie lange schon gewünscht und ersehnt ist worden von allen Denen, welche die Verdienste einer Thekla von Gumpert zu schätzen wissen.

Heinz Tovote wird alsdann Erbauungsbücher schreiben für die reifere weibliche Jugend, und Hermann Sudermann wird uns künftig Dramen dichten, in denen die Magdas, Almas und die anderen verdächtigen Weibsbilder, mit denen er bisher dramatischen Umgang hatte, durch fromme Diakonissinnen und gottselige Waisenhausvorsteherinnen würdig ersetzt werden. Was Max Halbe dann anfangen wird, läßt sich einstweilen noch gar nicht absehen; ich hoffe aber, er wird eines Tages dahinterkommen, daß er durchaus verwerflich handelte, als er sein schönes Talent dazu mißbrauchte, ein so „umstürzlerisches" Stück, wie die „Jugend", zu schreiben, und, um diese große Verfehlung auszugleichen, wird er wohl schließlich „Stunden der Andacht" herausgeben oder altbewährte biblische Stoffe in dem staatlich patentirten, einzig echten und allein auf der Zukunftsbühne zugelassenen neuchristlichen Stile dramatisch vermöbeln.

Kurz: die herrlichsten Perspektiven eröffnen dem trunkenen Blick sich, wenn man die Umwälzungen ins Auge faßt, die durch die Annahme der Umsturzvorlage auf künstlerischem Gebiete wahrscheinlich herbeigeführt werden würden. Aber auch nach der rein formalen Seite hin ließe sich von dem Umsturzgesetz manches Gute und Segensreiche für unser Schriftthum erwarten. Es würde wieder eine strenge Zensur über alles Gedruckte ausgeübt und scharf darauf geachtet werden, daß Staat und Ordnung, daß Zucht und gute Sitte nicht etwa durch ein sozialistisches Satzgefüge oder durch einen anarchistischen Gedankenstrich in ihren Grundlagen bedroht werden. Da es aber gleichwohl an nichtsnutzigen Journalisten und Schriftstellern niemals ganz fehlen wird, die sich wohl fühlen beim subversiven Treiben, so werden diese Leute sich wenigstens Mühe geben müssen, ihren Stil zu glätten und zu feilen, um ihren gesetzwidrigen Gedanken eine möglichst unverfängliche Fassung zu geben, da sie nur dann Aussicht haben, der Beschlagnahme nicht zu verfallen. Das Umsturzgesetz wird also stilbildend wirken. Wir könnten uns dann sogar der Hoffnung hingeben, daß schließlich selbst Karl Grillenberger in Nürnberg, der ob seiner ruppigen

Schreibweise weit und breit rühmlichſt bekannte Chefredakteur des „Fränkiſche Tagespoſt“ betitelten Nürnberger Arizona-Kickers, — wir könnten uns der Hoffnung hingeben, daß ſelbſt er endlich einmal anfangen würde, ſich einer einigermaßen anſtändigen und gebildeten Sprache zu befleißigen . . . .

Aber nein — damit iſt es doch Nichts! Da Herr Grillenberger eigne Gedanken in ſeinem Blatte nicht verzapft, hat er auch nicht nöthig, ſie in ein minder ſtaatsgefährlich und weniger geſetzwidriges Gewand zu kleiden. Er wird alſo von der derben Urſprünglichkeit ſeines Stils nicht das Mindeſte zu opfern brauchen. Ueber dem Umſturzgeſetz werden in der That nur Diejenigen ſtehen, die man ſelbſt umſtürzen, ja, ſogar ganz auf den Kopf ſtellen kann, ohne daß auch nur der kleinſte eigene Gedanke ihnen aus der Hoſentaſche fällt. Kann doch auch Herr Reindel, deſſen Jubiläum mir die Anregung gab zu dieſer kunterbunten Plauderei, — kann doch ſelbſt er nur Denen den Kopf abſchlagen, die überhaupt einen haben.

Mephiſto.

Es.

Eine Weihnachtsepiſode.

(Nachdruck verboten.)

Vater und Mutter hatte man ins Zuchthaus gebracht, ſie hatten eine alte Verwandte, die bei ihnen hauſte, ermordet, um die paar hundert Thaler, die ſich die Alte erſpart hatte, an ſich zu bringen und „das alte Reff nicht mehr füttern zu müſſen“, wie ſie ſagten.

Es war ſechs Jahr alt, als dies geſchah, es wurde zur Großmutter gebracht, die ſollte es verpflegen — aber es wurde von der Großmutter ſchlecht, ſehr, ſehr ſchlecht behandelt. In dünnem Kleidchen mußte es im ſtrengſten Winter herumlaufen, es bekam viel Prügel und wenig zu eſſen.

Es war ein ſchönes, kleines Mädchen. Es hatte ein Köpfchen ſo recht wie das Chriſtkindel. Ein Maler ſah es eines Tages auf der Straße. Er war entzückt von dem braunen Lockenköpfchen, von den ſchönen Augen und dem feingeſchnittenen Munde. Er wollte es malen.

Nach langem Hin- und Herfeilſchen willigte die Großmutter ein. Das waren ſchöne Tage, die es im Atelier verlebte. Erſt war es wohl ängſtlich geweſen, die großen, gemalten Männer und Frauen guckten es ſo ſeltſam an. Dann aber war es munterer geworden und hatte all den bunten Tand, der da wild herumlag, angeſtaunt und hatte fröhlich in die Händchen geklatſcht, als es den mit bunten Kleidern behängten Gliedermann gewahrte. Dann bekam es ſelbſt bunte Kleider an, dem Gliedermann wurde ein Frauengewand angezogen, dann wurde er auf das Podium gehoben und auf einen Stuhl geſetzt. Es wurde ihm auf den Schooß geſetzt, und ſo mußte es, eine Lilie in der Hand, eine lange, lange Weile ſitzen bleiben. Der Maler zog an den blauen Vorhängen, die an dem großen Fenſter und an der Decke angebracht waren, ſo daß Alles in Halbdunkel gehüllt war. Nur ein ſchmaler, voller Lichtſtrahl traf es, das glücklich war, als Chriſtkindlein gemalt zu werden. —

Es mußte alle Tage kommen. Wenn die Sitzung vorüber war, ſtand ſchon die Großmutter vor der Thür, nahm das Geld in Empfang, packte es dann an den zarten Händchen und zog es nach Hauſe.

Da hieß es dann arbeiten, arbeiten, arbeiten. Das kleine, ſechsjährige Mädchen mußte Kohlen tragen helfen, das Holz aus dem Keller holen, die Stuben fegen und waſchen.

Aber es arbeitete gern und freute ſich auf den nächſten Tag, wo es wieder vom freundlichen, lieben Onkel gemalt werden würde.

Wie glücklich es war, wenn es mit klopfendem Herzchen an der Klingel der Atelierthür zog, wenn es oben in den Armen der Gliederpuppe ſteif daſaß, ohne nur mit der Wimper zu zucken.

Aber die schöne Zeit ging vorüber. Der Maler hatte sein Bild fertig. Es brauchte nun nicht wieder zu kommen. Große Thränen rannen über das kleine Gesichtchen, als es vom Atelier Abschied nahm. Es schloß die Gliederpuppe in die Arme und küßte sie auf den gemalten Mund. —

Der Maler war gerührt und schenkte ihm einen Thaler extra. Dafür sollte es sich eine Puppe kaufen. Aber die Großmutter riß dem Kinde das Geld weg und kaufte sich Schnaps dafür.

Es folgten nun graue, kalte, öde Tage. Es mußte arbeiten ohne die Hoffnung, des anderen Tages zum „lieben, guten Onkel malen gehen zu dürfen". Die Großmutter war oft betrunken und prügelte es dann halbtodt. Es warf sich dann auf sein Bettchen und preßte das Gesichtchen in die harten Kissen, um sein Weinen zu ersticken. Die Großmutter sollte es nicht weinen sehen. Dann dachte es an seine Mutter, die zwar auch oft wohl garstig gewesen, die es aber doch lieb gehabt — und die nun einsam in dem großen, düsteren Hause saß. Ob sie wohl auch einmal an ihr Kind dachte?

Und der Vater, der hatte jetzt gewiß einen so häßlichen Leinenkittel an, wie die anderen Männer alle, die es gesehen hatte, als es eines Tages in dem großen, düsteren Hause war und von dem schwarzbärtigen feinen Herrn zur Mutter geführt wurde.

Es hatte solche Sehnsucht nach der Mutter gehabt — und mochte jetzt daran denken, als es so bitterlich weinte. Aber die Großmutter riß es vom Bettchen. Es möge Wasser holen, da die Alte „'nen verflixten Brand" in der Kehle spürte, wie so oft. Als das Kind dann zitternd das Wasser brachte, wand sich die Alte fluchend und schreiend auf der Erde. Sie müsse verbrennen, es kitzele ihr schon die Sohlen. Das Kind solle Wasser über ihre Füße schütten. Und als es bebend gehorchte, sprang die Alte wüthend auf und prügelte fluchend „die dumme Range".

Es hatte keine Jugend, keine Spielgefährten. Es wußte nicht, daß es für ein Kindesgemüth ein Glück sei, auf der Straße herumzutollen, „Räuber und Gensdarm", „Kämmerchen vermiethen" oder Ball zu spielen. Es hatte zwar oft am Fenster gestanden und in den dunklen Hof hinabgestarrt, wo die anderen Kinder so fröhlich spielten, lachten und scherzten. Dann hatte es wohl wehmüthig das Köpfchen geschüttelt und gedacht, warum es nicht auch lachen könne! Aber es war schon so frühzeitig in den Jammer und das Elend des Lebens eingeweiht, daß es fühlte, das Lachen sei nicht für alle Menschen, das Lachen sei nur für die Glücklichen.

Und dann dachte es, daß es doch wohl Unrecht sei, daß nicht alle Menschen lachen können, daß es überhaupt so recht traurig auf der Welt sei, wenn man den Vater und die Mutter nicht mehr habe.

Dann seufzte es und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Von unten herauf aber drang fröhlicher Kinderlärm. —

Die Alte trank mehr und mehr, das Loos des Kindes wurde trauriger und trauriger. Als das kleine Herz einmal übervoll war, lief es zum

„lieben Onkel", dem Maler. Aber der war verreist, weit, weit weg in ein schönes Land, „wo immer die Sonne scheint", wie die freundliche Frau sagte, die die Thür öffnete.

Als es nach Hause kam, fluchte und schimpfte die Großmutter und warf es dann vor die Thür.

„Kommst mir nicht wieder über die Schwelle, Du Kröte," schrie sie, und versetzte dem zitternden, weinenden Kinde noch einen Fußtritt.

Da stand es nun. Daß die Großmutter ihre Worte nicht so ernst gemeint haben könnte, fiel ihm gar nicht ein. Der Wind fegte dichte Schneewolken durch die Straßen. Es irrte im dünnen Röckchen umher. Geschäftig huschten die Menschen mit fröhlichen Gesichtern einher, große Packete im Arm. Es war Weihnachtstag. Da mußte in aller Eile Dies und Das noch gekauft werden.

Weihnacht! — Es hatte nie Weihnacht gehabt. Es hatte die Schneeflocken fliegen sehen, die Glocken läuten hören, hatte gesehen, wie in dem gegenüberliegenden Hause der Lichterbaum angezündet wurde. Aber ihm hatte man nie einen Baum bereitet. Wenn es dann die vielen fröhlichen Gesichter sah, dann wurde ihm das kleine Herz recht schwer, und es wußte nicht, warum das Christkind nicht auch zu ihm kam. Und nun heute erst! — Es hatte nun Niemand mehr, Niemand, — Niemand.

Es irrte auf den Straßen umher, die frierenden Händchen unter der Schürze bergend. Aber in all seinem Kummer blieb es wie bezaubert stehen, und ein Lächeln flog über sein Gesichtchen.

„Das bin ich" — dachte es und freute sich über das Christkindel, dessen Bild da im Schaufenster hing.

Und immer, wo es eine solche Photographie sah, blieb es stehen und starrte empor.

„Das bin ich, jawohl, das bin ich da mit den feinen Kleidern."

Und dann sah es auf sein dünnes Röckchen und konnte nur mit Mühe sein Schluchzen unterdrücken.

Als es Abend war und die Lichterbäume ringsum angezündet wurden, war es todtmüde und hungrig. Es wankte in ein großes, schönes Haus und zog schüchtern an der Klingel.

Eine feine Dame öffnete. „Was willst Du denn, liebes Kind?"

„O, nehmen Sie mich doch! Meine Großmutter hat mich davongejagt. Ich friere so und hungere so."

Die reiche Frau sah es mitleidig an, dann griff sie auf einen Teller und gab ihm ein kleines Bisquit. Es biß hastig hinein, aber wie schnell war es alle. Es stillte nicht den schrecklichen Hunger, der im Magen wühlte.

Es sah bittend zu der reichen Frau auf.

„Wer bist Du denn, liebes Kind?" —

Und es erzählte von seinen Eltern, Alles, Alles. Das hatte ihm seine Großmutter ja oft genug vorgeworfen.

„Fi donc" — unterbrach es die Dame hastig, mit ihrem feinen Spitzentaschentuch eine abwehrende Bewegung machend — „von dem

Mörderpaar? Weg — weg — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Nein — nein, mit Leuten von der Sorte mag ich Nichts zu thun haben."

Und die Dame nahm ein Flacon und spritzte wohlriechendes Wasser um sich, während es weinend zur Thür hinausschlich.

Was nun? — Ja, was nun? Die Laternen auf der Straße waren angezündet. Sie bildeten zwei gleichmäßige Reihen. So gerade hatten die glänzenden Knöpfe ausgesehen an den Röcken der Männer, die die Eltern abholten, dachte es und schauerte zusammen. Die Glocken läuteten dumpf. Es zuckte bei jedem Ton zusammen, ein jeder Ton zitterte in ihm wieder und bereitete ihm Schmerzen. Der feierliche Ton klang so höhnisch, so ironisch, als wollte er sagen: Sieh, wir läuten die Menschen zur allgemeinen Freude zusammen. Alle jubeln, „nur Du nicht. Und „nur Du nicht — nur Du nicht —" riefen die drei Schläge ganz deutlich.

Es lief schneller und schneller, weil es fror. Die Aermchen waren ganz blau und steif. Die Füßchen wollten gar nicht weiter, und wie der Hunger quälte! Und dabei tönte es immer vom Thurme herab: „Nur Du nicht — nur Du nicht."

Es hörte plötzlich ein Rauschen neben sich. Es war an die Spree gekommen. Trüb, gelb, schmutzig floß sie dahin. Die weißen Schneeflocken tanzten auf den Wellen, um sich dann in Nichts aufzulösen, wie der Mensch, wie einst die ganze Welt.

Und auf einmal durchzuckte das Hirn des Kindes eine dunkle Vorstellung, die ein Erwachsener in die Worte gekleidet hätte: „Da unten ist Ruhe, da unten ist Frieden."

Es kletterte mühsam die Böschung hinunter. Ein Stein löste sich und fiel ins Wasser, welches aufspritzte, des Kindes Füße näßend. — „Huh — wie kalt." —

Es fürchtete sich vor der gurgelnden Masse und kroch die Böschung wieder in die Höhe. Dann kauerte es nieder und blickte ins Wasser. Es war ihm, als ob das Christkindlein da unten rufe und locke und winke. Und da fing es an zu weinen. Ja, es wollte folgen. Aber erst wollte es noch einmal vor seinem Bilde stehen. Erst wollte es noch einmal sehen, wie es im bunten Kleidchen auf dem Schooße der Mutter Gottes saß.

Müde, schwerfällig schwankte es durch die Straßen. Endlich blieb es stehen. Da oben hing es, lächelnd, glückstrahlend. Es wunderte sich, daß es hatte lächeln können. Dann lächelte es aber auch jetzt. Es wußte ja, wo es das Christkindlein finden konnte, und plötzlich wars ihm, als ob die Glocken riefen: „Komm zu mir — komm zu mir — komm zu mir."

Und es lief, so schnell die müden, kalten Füßchen konnten, zum Wasser. Es murmelt und brauste seltsam, so daß sich das Kind wieder fürchtete.

„Ich kann ja Nichts dafür, daß Vater und Mutter die gute Alte todtgemacht haben" — schrie es ängstlich. Aber da winkt und lockte es wieder. Es kletterte die Böschung hinab. Aber der eisige Hauch des Wassers schlug ihm ins Gesichtchen.

Es schrie laut auf, wie wenn eine kalte Hand nach ihm griffe. Es

wollte umwenden — weg — wieder zur Großmutter, aber auf den beschneiten, glitschigen Steinen rutschte es aus — fiel — und rollte ins Wasser.

Ein leiser, gurgelnder Schrei — das kleine Händchen zuckte krampfhaft über dem Wasser.

Dann tönte feierlicher Glockenklang herüber, und die Spree machte wieder ihr altes langweiliges Gesicht.

* * *

Die reiche Frau saß mit ihrem Manne am Tisch, Braten, Wein und seltene Früchte vor sich.

Die Frau erzählte ihm von dem Kinde.

„Recht hast Du gehabt, wer wird wohl die Diebesbande ins Haus nehmen?"

Dabei schlürfte er behaglich seinen Wein und zerschnitt den weichen, saftigen Braten.

Das war gerade um die Zeit, als die kleine Leiche durch den Brückenbogen trieb, als im Zuchthaus ein bleiches Weib seine Stirn an die Stäbe des vergitterten Fensters drückte und an sein Kind dachte. Selbst dieses verhärteten Herzens hatte sich heute eine weichere Regung bemächtigt.

Das Weib hörte den Glockenklang und dachte, daß die Kleine vielleicht jetzt, zu Weihnachten, glücklich sei. Und so war es auch.

Berlin. Hans v. Basedow.

Vom Büchertiſch.

Die Nachtigall von Seſenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernſter Sang vom Rhein. Von Guſtav Adolph Müller. Verlag von Walther Fiedler in Leipzig.

In einem poetiſchen Vorwort ſpricht der Verfaſſer die Befürchtung aus, daß die neunmalweiſen Kritiker ſeinem Werke einen ſchlechten Empfang bereiten könnten. Dieſe Befürchtung iſt unbegründet, ſoweit es ſich um Kritiker handelt, die den Gaben der Poeſie gegenüber jene naive Genußfähigkeit ſich gewahrt haben, ohne die — aller Gelehrſamkeit zum Trotz — ein intimes Verſtändniß für dichteriſche Schönheiten nicht denkbar iſt. „Die Nachtigall von Seſenheim" iſt einem Trunk friſchen Quellwaſſers vergleichbar, der dem verſchmachtenden Wanderer zu heißer Sommerszeit gereicht wird. Das iſt echte, vollwerthige Poeſie, und, mag auch die Form manchmal etwas mangelhaft ſein, Geiſt und Inhalt des ſtellenweiſe von köſtlichem Humor durchwehten Werkes werden Jeden wohlthuend anmuthen, der das prächtig ausgeſtattete Buch zur Hand nimmt. Der duftige Roman, den Goethe in Seſenheim mit Friederike Brion, dem ſchönen Pfarrerstöchterlein, durchlebte, iſt hier mit großer Anmuth poetiſch gefaßt worden.

Ein Geheimniß und andere Novellen. Von Lina Vagt. Verlag von Eduard Moos in Erfurt. — Leichtes Leſefutter für Leute, die viel freie Zeit haben. Inhaltlich konventionell und in formaler Hinſicht dilettantiſch.

Fähnrich Stahls Erzählungen von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwediſchen übertragen von A. Kempe. Verlag der Deutſchen Schriftſteller-Genoſſenſchaft in Berlin. Preis 2 Mark.

König Lears Geiſt im modernen Staatsweſen. Von Paul Robert. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. — Der Verfaſſer iſt Bodenreformer und bringt in klarer, ſchöner Sprache ſeine Anſchauungen, ſowie die Forderungen der von ihm vertretenen volkswirthſchaftlichen Richtung zum Vortrag. Die Lektüre des Buches kann allen denen empfohlen werden, denen es darum zu thun iſt, ſich genauer über die Lehre und die Ziele der Bodenreformer zu unterrichten.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürſtenſtraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Die Bildungsmüden, Roman von Oskar Mysing (Otto Mara). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Giesbrechtstraße 35.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Die Nachtigall von Sesenheim.

Goethe's Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insonderheit Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Uebersetzt von Max Trudjen. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesamm. und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute

Begründet und geleitet von *Dr. jur. Ludwig Huberti.*

Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

Lehrpläne nur auf Verlangen.

Eintritt jederzeit!

HANDELS-AKADEMIE

Eigene Zeitschrift:

„Handels-Akademie",

Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig

Marienstrasse 23.

Fachschrift f. alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen. — Auflage

Die

„Blickensderfer".

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)

Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben

mit Beilage hervorragender

Romane in Buchform

und dem humoristisch-satirischen

„Pasquino"

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands

unter Mitwirkung von A. Friger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telmann u. v. a., herausgegeben von Constantin Brunner und Otto Ernst.

Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer gratis u. franco zu verlangen von der Expedition Hamburg, II. Durchschnitt 16, oder durch eine Buchhandlung.

Robert Jacoby's Antiquariat

BERLIN W. 30. Goltzstr. 13 B

empfiehlt sein reichhaltiges Lager aus allen Wissenschaften, besorgt jedes antiquar. Werk und kaufe einzelne Bücher sowie ganze Bibliotheken. Eine Sammlung klinisch. Vorträge Nr. 1–[illegible] sehr gut erhalten, theilw. unaufgeschnitten [illegible]

ACARIC

Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel Acaric

Jedes mit Stempel trägt Acaric

Ventilirter Hosenträger. Mit Unterhosen-Halter.

Einziger Hosenträger, der das [illegible] rutschen der Unterbeinkleider verhindert. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten die berühmten Acaric zeigen.

Passendes Weihnachtsgeschenk für jeden Herrn.

Hauptdepot: Paar [illegible]

Moritz Mädler, Berlin, [illegible]

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Herausgegeben von Karl Schneidt

I. Jahrgang | Nr. 13 | 29. Dezember 1894

Der Fall Leuß.
Zum Weltfrieden. Von Dr. Gustav Stoy.
Sozialistische Jugendliteratur. Von Franz Scharwächter.
Für den Spiritismus. Von Gustav Müller.
Von Belgrad zurück. Von Professor Dr. Schnapper-Arndt.
Sein Mittel. Von Julius Knopf.
Zur Lehre vom Sinnenschein. Von Viktor von Andrejanoff.
Ein Liebesopfer. Von Emil Weißenturm.
Die Arbeitergesetze. Von Professor Dr. Ritter.

Erscheint wöchentlich. — Nachdruck verboten

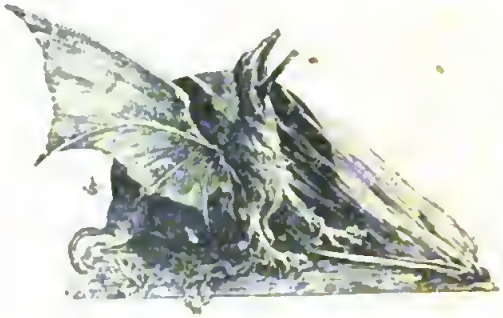
Preis vierteljährlich 5 Mark

einzelne Nummern 50 Pfennig

Verlag von Hugo Storm
Berlin W., Gleditschstraße 35
Fernsprecher: VI, 3707

Digitized by Google

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile



Verein für Freies Schriftthum

Ziele des Vereins:

Dem Publikum zu einem in Deutschland bisher unerhörten billigen Preis unveröffentlichte Werke von eigenem literarischen Werth zu liefern.

Keine seichte Familienblattlektüre

Jahresbeitrag nur zwölf Mark

(oder vierteljährlich 3 Mark)

Hierfür werden den Mitgliedern im Geschäftsjahr 1894/95 folgende acht Bände franko zugesandt (alle 6 Wochen ein Band von durchschnittlich über 300 Seiten)

Die Bildungsmüden
Ein Gegenwartsroman von Oskar Myfing

Die Aktien des Glücks
Satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein

Die Jagd nach der wahren Liebe
Roman von Karl Bleibtreu

Vingtras' junge Leiden
humoristischer Roman von Jules Vallès
Aus dem Französischen von Karl Schneidt

In purpurner Finsterniß
Roman von M. G. Conrad

Freiersfahrten und Freiersmeinungen
des weiberfeindlichen Herrn Pankratius Graunzer
Ein komischer Roman von Otto Julius Bierbaum

Die Rose von Hildesheim
Ein historischer Künstlerroman von Konrad Alberti

Stranden und Landen
Ein Hamburger Roman von Gustav Falke

Der Verein für Freies Schriftthum beabsichtigt keineswegs die Pflege der obscönen Literaturgattung. Im Gegentheil: Solche Arbeiten, die keinen künstlerischen Werth haben und lediglich der Befriedigung niedriger Sinnlichkeit dienen, sollen von ihm nicht herausgegeben werden.

Anmeldungen zur Mitgliedschaft sind zu richten an den Vorstand des Vereins auch durch Vermittelung irgend einer Sortimentsbuchhandlung

Die Verlagsanstalt
des
Vereins für Freies Schriftthum
Eingetr. Genossenschaft
mit beschränkter Haftpflicht

Berlin W. 30

Ausführliche Prospekte auf Wunsch gratis und franko

Die Kritik

Wochenschau des öffentlichen Lebens

Berlin, den 29. Dezember 1894

I. Jahrgang | Nr. 13 | Jahrgang I

Der Fall Leuß.

Selten wohl ist eine Nachricht vom Publikum mit solcher Spannung erwartet worden, wie am Donnerstag Abend das Urtheil im Falle Leuß, der sich seit einigen Tagen vor den Schranken des Schwurgerichts in Hannover abspielte. Da der Prozeß zum größten Theil unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt worden war, hatten über seinen Verlauf nur dürftige Zeitungsnotizen ins Publikum dringen können, die aber das öffentliche Interesse in hohem Grade in Anspruch nahmen. Als dann endlich die Abendblätter das Urtheil verkündeten, herrschte kaum irgendwo Befriedigung darüber, sondern ziemlich allgemein bemitleidete man den Mann, den das Schwurgericht unter erschwerenden Umständen schuldig befunden hatte des Meineides. Und vielfach konnte man seither der Ansicht begegnen, daß im Hinblick auf die besondere Artung des Falles die Strafe hart, sehr hart, wenn auch nicht ungerecht zu nennen sei.

Hans Thomas Leuß, der antisemitischer Reichstagsabgeordneter und Redakteur einer antisemitischen Tageszeitung war, hatte, wie es in der Begründung des gegen ihn ergangenen Erkenntnisses heißt, „in seiner eigenen Ehe das erhoffte Glück nicht gefunden. Da bot sich ihm — und zwar ungesucht — die Möglichkeit des Eintritts in die Familie des Dr. Schmutz. Nicht die Sinnenlust, sondern weil Dr. Schmutz politischer Parteifreund des Angeklagten war, zog Leuß in die Familie des Dr. Schmutz hinein.“

Dies war, in ungelenkem Juristendeutsch berichtet, die Grundlage, auf der der Fall Leuß sich folgerichtig aufbaute. Der in seinem Innern unbefriedigte, begabte und interessante Mann mag wohl erst das Mitleid und dann die Herzensneigung der jungen, hübschen und, wie es scheint, ziemlich oberflächlichen Frau des Dr. Schmutz erweckt haben. Die Dinge nahmen von da ab den verhängnißvollen Gang, welchen die Romanschriftsteller so anschaulich zu schildern pflegen. Erst ein Kämpfen und Sichauflehnen gegen des Herzens geheimnißvollen Zug — und zwar auf beiden Seiten — dann ein allmähliches Ermatten und zum Schluß das Erliegen — der „Sündenfall". Und nun gab es kein Zurück mehr. Nachdem einmal die Einwände, die Pflicht und Ehre erhoben, vor des Herzens heißem Drang verstummt waren, wurden auch die vorwurfsvollen Einflüsterungen des Gewissens zum Schweigen gebracht — ein wilder Rausch der Sinne bemächtigte sich des ehebrecherischen Paares, und schließlich trieben sie es so unvorsichtig und offen, daß selbst der Gatte dahinter kommen mußte.

Damals kam es zwischen Dr. Schmutz und seinem ehemaligen Parteifreund zu heftigen öffentlichen Auftritten, von denen ein Theil der Presse mit innigem Behagen Kenntniß nahm, während die dem Reichstagsabgeordneten Leuß nahestehenden Blätter die Bedeutung dieser Vorgänge abzuschwächen versuchten. Die den antisemitischen Anschauungen und Bestrebungen feindlich gegenüberstehenden Zeitungen suchten natürlich aus diesen Vorkommnissen politisches Kapital zu schlagen. „Natürlich" sage ich, nicht etwa, weil ich es für berechtigt halte, daß im öffentlichen Leben die Verfehlungen und Missethaten des Einzelnen seiner Partei und allen seinen Parteigenossen zur Last gelegt werden, sondern einzig darum, weil dies leider — und zwar nicht nur bei uns zu Lande — so Sitte ist und Brauch und Uebung.

Dadurch, daß die gegnerische Presse die zwischen den beiden vormaligen Freunden und Genossen obwaltenden mißlichen Beziehungen zum Gegenstand schadenfroher Erörterungen machte, ward Dr. Schmutz gezwungen, den Ehescheidungsprozeß gegen seine Frau einzuleiten. Und der Reichstagsabgeordnete Leuß fühlte sich im Interesse seiner Partei sowohl, als auch der Frau, die er leidenschaftlich liebte, veranlaßt, öffentlich die Erklärung abzugeben, daß seine Beziehungen zu Frau Schmutz keineswegs unerlaubte seien, daß ihr Verkehr stets nur

ein freundschaftlicher gewesen sei. Dadurch ward ihm sein späteres Verhalten im Ehescheidungsprozesse selbst, in dessen Verlauf er als Belastungszeuge vernommen wurde, schon halb und halb vorgeschrieben. Wenn er unter dem Zwang der eidlichen Vernehmung die Wahrheit bekannte, dann war nicht nur er selbst und das geliebte Weib, sondern vor allen Dingen auch die Partei, der er angehörte, in der empfindlichsten Weise bloßgestellt. Wie würden dann die Gegner frohlocken, wie würden sie es sich angelegen sein lassen, in langen Leitartikeln voll scheinheiligen Sittlichkeitseifers die Verworfenheit der Antisemiten und ihrer Führer zu geißeln, und welche Schlußfolgerungen zu ihren eigenen Gunsten würden dann ganz besonders alle Diejenigen an ihre Ausführungen knüpfen, die selbst niemals fähig waren, die rückhaltslos Alles hingebende Gunst eines Weibes zu erringen. Und sie, die er liebte, würde zu Grunde gerichtet sein durch ihn! Mit Fingern würde man auf sie weisen, mit Empörung und Verachtung würde die „gute Gesellschaft" sich von ihr abwenden, und auch ihn würden seine Parteigenossen ganz energisch sich von den Rockschößen schütteln. — —

Ja, wenn noch zu erwarten gewesen wäre, daß seine Zeugenaussage in dem Ehescheidungsprozeß in den verschwiegenen Gerichtsakten begraben bleiben würde. Dann hätte er sich vielleicht auf jenen Paragraphen der Strafprozeßordnung berufen können, der einem Zeugen die Möglichkeit gewährt, sich der Zeugnißpflicht zu entziehen, falls er befürchten muß, sich durch Bekundung der Wahrheit strafbar zu machen. Gerne hätte er ja auch zu *diesem* Auskunftsmittel seine Zuflucht nicht genommen, dennoch aber würde er es doch wohl dem Meineid vorgezogen haben.

An eine derartige Geheimhaltung intimer Einzelheiten gerade dieses Prozeßverfahrens war aber nicht zu denken. Der Ehescheidungsprozeß des Dr. Schmutz gegen seine Gattin hatte durch die Stellung des Herrn Leuß im öffentlichen Leben politische Bedeutung gewonnen, und mit Sicherheit konnte man annehmen, daß die Gegner des Antisemitismus Alles aufbieten würden, um über seinen Verlauf aufs Genaueste unterrichtet zu werden. Der Skandal war, wenn Leuß seinen intimen geschlechtlichen Verkehr mit Frau Schmutz einräumte, unvermeidlich. Die Frau war dann ruinirt und

er, der wohl ehrgeizig war und hochfliegende Pläne verfolgte, war politisch ein todter Mann.

Und so entschloß er sich denn — schweren Herzens vielleicht und nach langen inneren Kämpfen erst — einen Meineid zu leisten. Etwas Sophistik und etwas Rabulistik, die ja zum täglichen Handwerkszeug neuzeitlicher Politiker gehören, mögen ihm dann über die Sache hinweggeholfen haben . . .

Dies in wenigen Worten die tragische Geschichte, die vor den Schranken des Schwurgerichts in Hannover einen so erschütternden Ausgang genommen hat. In der That: ergreifend und erschütternd ist es, rein menschlich betrachtet, was wir da — trotz des Ausschlusses der Oeffentlichkeit — sich vor unseren Augen haben abspielen sehen. Ganz besonders erschütternd gestaltete sich die Gerichtshandlung, als sie ihren dramatischen Höhepunkt erreicht hatte, als mit einem Male Frau Dr. Schmutz, die als Zeugin vernommen wurde, obwohl dies unter Aussetzung der Vereidigung geschehen war, nachdem sie bis dahin jeglichen sträflichen Verkehr mit dem Angeklagten aufs Bestimmteste in Abrede gestellt hatte, mit einem Male das Geständniß ablegte, daß dennoch ein solcher Verkehr, den sie doch selbst in der Voruntersuchung eidlich bestritten, stattgefunden habe.

Wie ein Blitz aus heiterer Himmelshöhe traf diese Aussage den Angeklagten. Zerknirscht und zerschmettert legte nunmehr auch er ein reumüthiges Geständniß ab, und apathisch ließ er dann das Urtheil über sich ergehen . . .

Wenn diese Zeilen in die Hände des Lesers gelangen, wird der Mann, der eine so hervorragende Vertrauensstellung im öffentlichen Leben bekleidet hatte, vielleicht schon in der Sträflingsjacke des Zuchthäuslers stecken und geduldig sein Haupt unter das Scheermesser des Gefängnißbarbiers beugen, der ihm des freien Mannes Schmuck, das Haupt- und Barthaar, glatt abschneidet, zum Zeichen dessen, daß er für die nächsten drei Jahre kein Mensch mehr, sondern nur noch eine Nummer im Inventurbuch des Zuchthauses, daß er ehrlos ist und ausgestoßen aus dem Schooße der honetten Gesellschaft . . .

Fürwahr, ein Dichter könnte einen packenderen dramatischen Stoff, könnte eine Fabel von überwältigenderer Tragik nicht ersinnen. An dem Konflikt der Pflichten, der herkömmlichen und der gesetz-

lichen, sowie an der Jämmerlichkeit gewisser öffentlichen Zustände, ist da vor unseren Augen ein Mann zu Grunde gegangen, der — mag sein Wandel auch nicht immer rein und makellos gewesen sein — dennoch durch Begabung und Thatkraft viele Andere überragte, die in beschaulicher Mittelmäßigkeit, sicher vor den Stürmen der Leidenschaft und gefeit gegen die rebellischen Einflüsterungen eines wilden Naturells, ihre Tage angenehm hinbringen und in Ehren zu hohen Jahren kommen.

Mir persönlich wird man den Vorwurf nicht machen können, daß die politische Richtung, die Hans Leuß vertreten hat, mir irgend wie sympathisch sei. Wenn ich gleichwohl darauf verzichte, den Fall politisch auszubeuten, so werden die Leser der „Kritik" das gewiß begreifen. Es ist nicht deutscher Männer Art, einen Unglücklichen, der am Boden liegt, mit Fußtritten zu regaliren. Auch bin ich der Ansicht, daß der Fall Leuß, nach seiner ganzen Veranlagung, eine mildere Beurtheilung nicht nur zuläßt, sondern sogar herausfordert. Mit den Richtern, die dem Manne sein Urtheil zugemessen haben, will ich indeß nicht rechten.

Fromme Eiferer könnten diesen Fall zum Ausnahmspunkt nehmen für elegische Jeremiaden über die zunehmende Schlechtigkeit der Menschen, für larmoyante Hinweise auf die „Eidesnoth im deutschen Volke", die recht scharfe Unterdrückungsmaßregeln auf religiösem und gesetzlichem Gebiete dringend erforderlich machen. Sie werden es vielleicht diesmal ausnahmsweise nicht thun, da Hans Leuß, der seiner Zeit Redakteur des „Volk" war, gewissermaßen aus der Umgebung des Hofpredigers, Herrn Stöcker hervorgegangen ist, der einer der lautesten Rufer ist in diesem Streite. Und ich bin gewiß der Letzte, der ihnen eine, unter diesen Umständen gar zu begreifliche, Zurückhaltung verargen möchte. Vielleicht lernen aber die Herren aus diesem Falle, der in seiner Besonderheit so überaus beweiskräftig ist, wenigstens das Eine: daß die Ursachen der vielen Meineide, die jahraus, jahrein vor den Gerichtshöfen des Landes geschworen werden, nicht lediglich in der steigenden Verworfenheit der Menschen, die in den Augen Jener ja gleichen Schritt hält mit der zunehmenden Emanzipation weiter Volkskreise von geistlichen Einflüssen, sondern doch wohl zum großen Theil auch in Verhältnissen zu suchen sind,

die stärker sind, als der Einzelne und oft grausam und unerbittlich ihn in eine Zwangslage versetzen, aus der er in einer, durch seine Bedrängniß herbeigeführten, momentanen Geistesverwirrung keinen andern Ausweg sieht, als — den Meineid.

Und vielleicht wäre es sogar möglich — wünschenswerth würde es auf alle Fälle sein! — daß selbst unsere gelehrten Juristen und Staatsmänner aus dem Fall Leuß eine Lehre zögen — die Lehre nämlich, daß doch wohl auch die bestehenden Gesetzesvorschriften und vielleicht ebenso sehr die Art ihrer Handhabung der Ableistung falscher Eide Vorschub leisten. Es müßten dem Richter, soweit ihm eine solche Befugniß nicht schon zusteht, frei stehen, auf die eidliche Vernehmung eines Zeugen in allen den Fällen zu verzichten, in denen dieser durch Erzwingung der Eidespflicht offenbar vor einem inneren Konflikt gestellt würde, der ihm nur die Wahl ließe: ehrlos oder ungesetzlich zu handeln. Auf alle Fälle aber sollte dann, wenn die Möglichkeit gegeben ist, von der Vereidigung eines Zeugen Abstand zu nehmen, davon Gebrauch gemacht werden. Nach dieser Richtung hin ist der Fall Leuß besonders lehrreich. In der Voruntersuchung gegen Leuß ist Frau Dr. Schmutz als Zeugin vernommen und, obwohl ein zwingender Grund zu ihrer Vereidigung wohl gar nicht vorhanden war — im Gegentheil: es lagen Gründe genug vor, sie nicht zu vereidigen —, dennoch zur Eidesleistung angehalten worden. Dieser an sich überflüssige Eid aber war, wie durch das nachträgliche Bekenntniß der Frau festgestellt wurde, ein Meineid. — Die „Eidesnoth" würde sicher nicht so groß sein, wenn die Juristen es sich angelegen sein ließen, in dem Zeugeneid etwas Anderes zu erblicken, als einen ihrer alltäglichen Handwerksbehelfe.

Falls die Affaire Leuß in der den Antisemitismus bekämpfenden Presse nach den hier angedeuteten höheren und humaneren Gesichtspunkten einer Würdigung unterzogen werden könnte, müßte man dies mit Freuden willkommen heißen. Es würde dadurch am wirksamsten den Antisemiten zum Bewußtsein gebracht werden, daß es im höchsten Grade ungerecht ist, für das subjektive Verschulden eines Einzelnen eine größere Gesammtheit verantwortlich zu machen, der er zufällig angehört. R. Sch.

Sozialistische Jugendliteratur.

Auf mehreren Parteitagen schon hat der sozialdemokratische Parteivorstand den drängenden Genossen versprochen, daß er sich redlich bemühen wolle, eine sozialdemokratische Jugendliteratur zu schaffen. Die Herren vom Vorstand schienen dabei allerdings eine entfernte Ahnung davon zu haben, daß die Abfassung einer wirksamen Jugendschrift, die durch ihre Form dem kindlichen Verständniß sich anschmiegt und in ihrem Inhalt nicht über den Vorstellungskreis des Kindes hinausgeht, keineswegs so leicht ist wie etwa die Abfassung eines Wahlflugblattes oder eines Sammelaufrufes für Parteizwecke. Der Reichstagsabgeordnete Auer, der mit seinem grobkörnigen Humor häufig den Nagel auf und die geschätzten Parteigenossen vor den Kopf trifft, hat auf dem Erfurter Kongreß erklärt, daß es der Partei nicht nur an tüchtigen Redakteuren, sondern im erhöhten Maße noch an Volks- und Jugendschriftstellern fehle. Da aber Herr Auer, trotz seiner Grobheit, doch ein Mann ist, der mit den Genossen in Frieden und Eintracht leben möchte, hat er diesen damals anheimgegeben, sie möchten gelegentlich einen guten und dauerhaften Jugendschriftsteller anfertigen und ihn dem Parteivorstand zustellen, an Beschäftigung solle es dem Manne wahrlich nicht fehlen.

Von dieser ihnen so großmüthig ertheilten Erlaubniß haben die Genossen bis heute keinen Gebrauch gemacht. Und auch dem Parteivorstande scheint es noch immer nicht gelungen zu sein, in seinen Reihen oder unter den übrigen „Kapazitäten" der Partei einen Mann zu entdecken, der das Zeug hätte, eine nach sozialistischen Begriffen zweckdienliche Jugendschrift abzufassen. Die auf dem Kölner Parteitag wiederholt ergangene Anregung und die daraufhin gefaßte Resolution konnte daher wohl herzlich wenig an der Thatsache ändern, daß die sozialdemokratische Partei Deutschlands, die alle Verhältnisse auf den Kopf stellen und mit Hilfe ihres papierenen Programmes den Himmel auf Erden schaffen möchte, nicht einmal im Stande ist, aus ihren eignen Lenden heraus einen halbwegs brauchbaren Jugendschriftsteller zu zeugen. Hält man dies zusammen mit den periodisch wiederkehrenden Klagen über den Mangel an geeigneten Mitarbeitern und Redakteuren für die Parteipresse, so ergiebt sich daraus ein Bild geistiger Impotenz, das einen kläglichen Eindruck macht und ganz geeignet ist, den sozialdemokratischen Hochmuth etwas zu dämpfen.

Wenn die politische Aktiengesellschaft Auer, Singer, Bebel & Cie., trotz eines anscheinend sehr guten Geschäftsganges, dennoch nur geringfügige geistige Reservefonds hinter sich hat; wenn unter allen den Literaten, die im Dienste der sozialdemokratischen Parteileitung stehen, nicht einmal Einer sich befindet, der im Stande ist, eine Jugendschrift abzufassen, die Hand

und Fuß hat, was soll alsdann geschehen, falls endlich der so oft schon — von Herrn Bebel sogar für das Jahr 1898 — angedrohte „Zukunftsstaat" über uns hereinbricht? Woher sollte wohl in einem solchen Falle die deutsche Sozialdemokratie die geistigen Kräfte nehmen, deren sie bedürfen würde, um die Angelegenheiten der neuen Gesellschaft zu ordnen und diese selbst dem Zustande einer höheren Vollendung entgegenzuführen? Daß nämlich die siegreiche Sozialdemokratie die geistige Arbeit unmöglich der überwundenen Bourgeoisie übertragen kann, das liegt doch wohl auf der Hand. Es sieht also schlimm aus, sehr schlimm um den vielgepriesenen sozialdemokratischen Zukunftsstaat, sowie um die Möglichkeit seines Bestandes und seines Gedeihens . . .

Trotzdem ist Herr Bebel schlecht auf die „Doktoren" in der Partei zu sprechen. Nichtsdestoweniger läßt Herr Liebknecht gelegentlich durchblicken, daß er von den „verbummelten Studenten", welche als Ueberläufer aus dem Lager der Bourgeoisie zur Sozialdemokratie kommen, nicht gerade sonderlich entzückt ist. Und auch das Gros der namenlosen „Genossen" läßt bei passender Gelegenheit einem Herrn von Wächter und anderen studirten Ideologen gegenüber durch einen seiner Wortführer, der zum Beweis für seine Volkszugehörigkeit konsequent das Mir und Mich mit einander verwechselt, die kühle Erklärung abgeben, daß ein richtiger Sozialdemokrat allen Denjenigen, die mehr gelernt haben als er selbst, von vornherein ein gewisses Maß von Mißtrauen entgegenbringen müsse . . .

Abseits von dem großen Heerhaufen der Sozialdemokratie giebt es aber schon heute ein Paar Fähnlein sozialistischer Franktireurs, die als freigeistige Scharfschützen auf eigne Faust den Krieg gegen die bestehende Ordnung der Dinge führen. Diejenigen Elemente sind es zumeist, denen gegenüber die sozialdemokratische Parteileitung mit dem denkbar größten Mißtrauen sich wappnet, weil sie aus dem Lager der Gegner kommen und überdies weit mehr gelernt haben, als ein zielbewußter Genosse eigentlich nöthig hat. Ja, sogar die Bildung selbst dieser Elemente ist der Parteileitung verdächtig. Denn diese Bildung haben sie sich doch nur auf den staatlich kontrollirten Schulen aneignen können, welche schon um dessentwillen dem sozialdemokratischen Ideal nicht entsprechen, weil an ihnen noch keine Lehrstühle für sozialdemokratische Agitation errichtet worden sind. —

Die sozialistischen Freischärler, welche geistig ihre eignen Wege wandeln, besitzen außer einem größeren Ausmaß von wissenschaftlicher Bildung aber auch eine gewisse Selbständigkeit des Denkens, Fühlens und Handelns, die es ihnen auf die Dauer unmöglich machen, mit der großen Partei zu marschiren, welche auf dem Mehrheitsprinzip fußt und der freien Entwickelung der Individualitäten keinen Spielraum läßt. Wer an der Seite der offiziellen Sozialdemokratie kämpfen und wirken will, der muß sich bedingungslos dem Parteivorstand unterordnen, der den gesammten Parteiverstand darstellt In einer Partei, in der von wissenschaftlich in keiner Weise angekränkelten Leuten durch Handaufheben und Majoritätsbeschluß entschieden wird, ob in nationalökonomischen Dingen Marx Recht habe oder Rodbertus — in einer solchen Partei ist für unbotmäßige Geister kein Raum.

Daher erklärt es sich denn auch, daß gerade die befähigtesten unter den sozialistischen Schriftstellern abseits von der Partei stehen und diese sogar vielfach aufs Erbittertste bekämpfen. Manchmal geht die Opposition der sozialistischen Freischärler geradezu mit empörender Rücksichtslosigkeit zu Werke. Hat sie doch — gewissermaßen der offiziellen Partei zum Hohne — es in jüngster Zeit sogar unternommen, die sozialistische Jugendliteratur zu schaffen, welche die große, „völkerbefreiende" und Beiträge einkassirende Sozialdemokratie mit ihren reichen Hülfsmitteln bis jetzt noch immer nicht zu Stande gebracht hat. Schon vor einigen Jahren hatte Dr. Bruno Wille eine Zeitschrift begründet, welche „Die Jugend" hieß, und aus deren ersten Heften hervorging, daß hier ein ziemlich befähigter Mann sich an eine Aufgabe gemacht hatte, zu deren voller Bewältigung es ihm jedoch an der erforderlichen Kraft, wenn auch nicht am guten Willen gebrach. Schreibweise und Inhalt der „Jugend" waren zu wenig dem kindlichen Auffassungsvermögen angepaßt, und die Entlehnungen aus vorhandenen Schriften waren durchaus nicht immer glücklich. Immerhin stellt die Schrift einen keineswegs ganz mißlungenen Versuch zur Schaffung einer sozialistischen Jugendliteratur dar und hätte schon aus diesem Grunde von der Partei unterstützt werden müssen.

Aber die „Jugend" erhielt nicht die parteipäpstliche Approbation, da ihr Herausgeber seit längerer Zeit schon als unbotmäßiger Denker sich geberdete und sich nicht „ganz und voll" auf den engherzigen Parteistandpunkt zu stellen vermochte. Sein Unternehmen wurde daher todtgeschwiegen, und so kam es denn, daß es über das vierte oder fünfte Heft nicht hinaus gedieh.

Der Mißerfolg Bruno Willes hat freilich einen andern sozialistischen Schriftsteller, auf dem gleichfalls der Parteibann zu lasten scheint, nicht abgehalten, sich ebenfalls dem noch so wenig bebauten Gebiete der sozialistischen Jugendliteratur zuzuwenden. Im Verlag der „Lichtstrahlen" in Berlin ist eine sechs Druckbogen umfassende Erzählung: „Der Sohn des Landwehrmannes" erschienen, deren Verfasser sich „Onkel Tilling" nennt. „Onkel Tilling" hat sich vorgenommen, unter der Jugend für die Idee des „ewigen Friedens" und für die sozialistischen Endziele zugleich Propaganda zu machen. Was der Baronin Bertha von Suttner Buch: „Die Waffen nieder!" für die Erwachsenen ist, das ist dieses Buch für die Kleinen. Der Verfasser hat das offenbar beabsichtigt; schon das Pseudonym Tilling, welches dem Suttner'schen Roman entlehnt ist, läßt darauf schließen. Inhaltlich und formell ist diese Jugenderzählung, die etwa für Kinder von 12 bis zu 15 Jahren bestimmt ist, in sehr wirksamer Weise ihrem Zweck angepaßt. Sie ist offenbar geschrieben von einem Manne, der das kindliche Gemüth kennt, und der da weiß, welche Saiten man anschlagen muß, um Eindruck zu machen auf die Herzen der Kleinen. Beim Durchlesen des Buches gewinnt man die Ueberzeugung, daß diejenigen Kinder, denen es von ihren Eltern in die Hände gegeben wird, mit glühenden Schläfen und fiebernden Pulsen die ergreifende Geschichte des kleinen Knaben in sich aufnehmen werden, der anfangs für den

Krieg und die Kriegspoesie schwärmte; dann aber den Krieg und seine Greuel aus nächster Nähe kennen und verabscheuen lernte, als er mit seiner Mutter anno 1870 nach Frankreich ans Sterbelager des tödlich verwundeten, über alles geliebten Vaters eilte. Und das Interesse der jugendlichen Leser wird bei dem Höhepunkt der Geschichte, wo der Vater im Feldlazareth stirbt, nicht erlahmen. Es wird dem Verfasser treu bleiben bis zur letzten Seite und zur letzten Zeile, denn von nun ab beginnt für den jugendlichen Helden und seiner Mutter eine Reihe schwerer Kämpfe und bitterer Entbehrungen, die den Grund legen zu der späteren sozialistischen Parteistellung des jugendlichen Arbeiters. Mit einem Streik, bei dem der Held als Jüngster sich opfert, um seine älteren und zum größten Theil verheiratheten Kollegen vor einer Maßregelung zu bewahren, endet die Erzählung, indem sie voll ausklingt in eine Verherrlichung des modernen Heldenthums, das nicht in männermordenden Kriegen, sondern auf den ökonomischen Wahlstätten, im Befreiungskampf des Proletariats, seine Schlachten schlage, seine Siege erringe.

Als Agitationsmittel gegen den Krieg ist das Büchlein von außerordentlicher Wirksamkeit Die klare, schlichte, von Herzen kommende und an das Gemüth sich wendende Vortragsweise ist beinahe mustergültig und unterscheidet sich in ihrer kraftvollen Eigenart gar vortheilhaft von dem süßlichen, manchmal sehr widerwärtigen und läppischen Ton, den so viele Jugendschriftsteller anschlagen.

Daß dieses Buch von der maßgebenden sozialdemokratischen Presse todtgeschwiegen wurde, wird Keinen Wunder nehmen, der da weiß, wie eifersüchtig die sozialdemokratische Zentralgewalt darüber wacht, daß Keiner zu Ansehen und Geltung gelange bei ihren Leuten, der sich nicht unbedingt der Partei-Autorität unterordnet. Die heimtückische Waffe des Todtschweigens ist noch lange nicht die unehrlichste Waffe, deren die Parteihäuptlinge sich zu solchen Zwecken zu bedienen pflegen. Die auf Bestellung von einem Tintensklaven der Partei zu liefernde „Vernöbelung" eines Buches ist weit nichtsnutziger, wenn auch in ihren Wirkungen nicht ganz so vernichtend wie das Todtschweigesystem. Es giebt nämlich auch unter den Sozialdemokraten schon Leute, die gerade solche Bücher kaufen und lesen, die im Zentralorgan „verrissen" worden sind. Da aber die meisten der kleineren sozialdemokratischen Provinzzeitungen geistig unselbstständig sind und von der Ausräuberung des „Vorwärts", des „Hamburger Echo", der „Sächsischen Arbeiterzeitung" und allenfalls noch des einen oder andern besseren Parteiblattes leben, werden solche literarische Verrufserklärungen ausgedehnten Arbeiterkreisen zugänglich gemacht.

Der Inhaber des Hans Baake'schen Verlages in Berlin könnte wohl am besten Auskunft geben über die Wirksamkeit solcher herunterreißenden Bücherbesprechungen. Bei Hans Baake ist s. Zt. ein „Märchenbuch für die Kinder des Proletariats" erschienen, daß im „Vorwärts" nach Noten schlecht gemacht wurde. Es hieß damals in der Besprechung, daß die politische Tendenz sich in dem Buche aufdringlich breit mache, daß das jedoch pädagogisch falsch sei, und daß die guten alten Märchen besser seien,

als das beste der in dem Buche enthaltenen sozialpolitischen Märchen. An und für sich mögen diese Vorwürfe und Einwände sammt und sonders bis zu einem gewissen Grade begründet sein — nur durfte sie der „Vorwärts" nicht machen. Wenn man schon Märchen für die Kinder sozialistischer Eltern schreibt, so müssen sie wohl auch sozialistisch sein, das liegt doch auf der Hand. Die damals so sehr schlecht gemachten Märchen sind übrigens in Bezug auf Sprache und Erfindung durchgängig ziemlich gelungen. Ich bin allerdings ja auch der Ansicht, daß man die Jugend nicht mit Gewalt in den Streit der Klassen und der Interessen hineinzerren sollte — daß die jungen Leute zu diesen Kämpfen früher oder später Stellung nehmen, dafür sorgt schon das Leben.

Für durchaus verwerflich halte ich es aber, wenn der Versuch gemacht wird, schon in ihrer frühesten Kindheit den Kindern des Proletariats jene trostlose und verbitterte Weltanschauung einzuimpfen, die leider Gottes nur allzu häufig die Energie der Erwachsenen lähmt. Das ist pädagogisch entschieden zu verwerfen. Aber gerade der offizielle Parteiverlag von Dietz in Stuttgart hat sich dieser Versündigung an der zarten, allen Einflüssen offenstehenden Kindesseele nicht geschämt. Das von dem Dietz'schen Verlag herausgegebene sozialistische Bilderbuch, dessen Bilderschmuck einfach geschmacklos und roh ist, leistet in Bezug auf eine einseitige Bearbeitung der kindlichen Gemüther Erhebliches — so Erhebliches, daß sogar im „Vorwärts" schüchterne Bedenken dagegen auftauchten, ob das der richtige Weg sei, die Kinder des arbeitenden Volkes zu einer idealen Lebensauffassung hinzuleiten.

Dresden. Franz Scharwächter.

Zum Weltfrieden.

Von der Idee eines die Kulturnationen zusammenfassenden Weltreichs sagt Bluntschli: „Diese Idee, welche heute von den meisten als eine Thorheit erachtet und als ein kindisches Spiel der erregten Phantasie belächelt wird, ist meines Erachtens das höchste Ziel der rechtlichen und politischen Entwicklung der Weltgeschichte, dem sich die Menschheit von Weltperiode zu Weltperiode sichtbar annähert, und das sie, wenn auch vielleicht erst nach mehreren Jahrhunderten, noch verwirklichen wird." Dem möchte ich hinzufügen: Solch ein Weltreich ist nicht allein das höchste Ziel der rechtlichen und politischen, sondern vor allem und in erster Linie der wirthschaftlichen Entwicklung der Weltgeschichte, denn erst wird eine Verflechtung der Wirthschaften der Nationen vorangehen müssen, ehe von einer rechtlichen und politischen die Rede sein kann. Weiter sagt Bluntschli vom Weltreich: „Man mag sich diesen menschheitlichen Verband aller Staaten vorstellen als eine große Konföderation der Staaten, als Staatenbund, oder mit entwickelterer Einheit als Union der Staaten oder als Gesammtreich mit ausgebildeten Gesammtorganen, so darf diese Einigung nicht das Sonderleben der Einzelstaaten aufheben oder erdrücken, sondern hat sich auf diejenigen Verhältnisse zu beschränken, welche in Wahrheit allen Völkern und der ganzen Menschheit gemeinsam sind. Dahin gehören: A. Die Wahrung des Völkerfriedens ..." u. s. w. Dem kann man unbedingt zustimmen, denn nichts ist absurder als der Gedanke, daß jemals ein alle individuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen aufhebender Einheitsstaat die Völker zusammenschließen könnte, der dann von einer Centrale aus nach einer Schablone regiert würde. Indessen ist Bluntschli's Weltreich und damit ebenso sein ewiger Völkerfriede nicht viel mehr als eine Ahnung. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die merkwürdige Wendung zu erleben, welche die industrielle Entwicklung seit den 80er Jahren nahm und die, wie das Folgende zeigen wird, berufen scheint, die Nationen einander in viel höherem Grade und viel schneller näher zu bringen, als es den philanthropischen Bestrebungen der Friedensgesellschaften wohl jemals möglich gewesen wäre. Bluntschli glaubt wie die meisten Friedensfreunde, der ewige Friede könne herbeigeführt werden durch internationale Schiedsgerichte, und meint in dieser Hinsicht: „Es kommt doch nur darauf an,

Institutionen zu schaffen, in denen sich das Gewissen und das Rechtsgefühl der Menschheit unzweideutig ausspricht und welche die Macht der Welt zum Vollzug ihres Rechtspruches handhaben.*) Wann wird aber „das Gewissen und Rechtsgefühl der Menschheit" so weit entwickelt sein, daß die Staaten sich solchen Institutionen in jedem Falle unterordnen? Hat das Schiedsgericht gegen einen Staat entschieden, und meint er dadurch in seinem Rechte beeinträchtigt zu sein, so wird er sich nicht fügen, so lange für ihn überhaupt die Möglichkeit vorhanden ist, sich sein Recht durch Gewalt zu verschaffen, d. h. so lange er überhaupt noch eine Macht repräsentirt. So lange wird ein dauerndes internationales Schiedsgericht, das alle Streitigkeiten der Staaten auf friedlichem Wege zum Austrag bringt, höchstwahrscheinlich eine Chimäre bleiben. Die Friedensgesellschaften mögen agitiren, so viel sie wollen, sie können höchstens die Zahl der Anhänger der Friedensidee ein wenig vermehren. Diese Anhängerzahl bildet aber heute nur einen sehr geringen Prozentsatz der Kulturvölker, und ihr Wachsen ist ein sehr langsames. — Dieser Weg zur Erreichung des Weltfriedens ist darum ein sehr weiter und beschwerlicher, und es ist in hohem Grade zweifelhaft, ob auf ihm jemals das Ziel erreicht werden kann. Setzt er doch voraus, daß die Mehrzahl der Menschen durch rein humanitäre Gründe zu der Ueberzeugung der Durchführbarkeit und Nützlichkeit des ewigen Friedens gebracht werden könne. Das aber erscheint nur Utopisten leicht erreichbar. Selbst die meisten Gebildeten — ich brauche nur an die bekannten Aussprüche Moltkes zu erinnern — halten noch heute die Weltfriedensidee für ein Hirngespinst, und sie würde es vielleicht auch bleiben, wenn ihre Verwirklichung von der Bekehrung der Massen abhängig wäre. Ich meine aber, sie hängt davon gar nicht ab. *Der ewige Friede wird vielmehr ein nothwendiges Produkt der wirthschaftlichen Entwicklung der Kulturnationen sein.* Und zwar sehe ich den Weg zu ihm angedeutet in einer ganz *bestimmten* Erscheinung des modernen Wirthschaftslebens, in ganz *bestimmten* Gebilden, die dasselbe in großer Anzahl hervorgebracht hat und noch hervorbringt. Ich meine *die wirthschaftlichen Kartelle*. Sie haben in neuester Zeit in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so daß sich jüngst auch der Verein für Sozialpolitik mit ihnen befaßt hat. Werfen wir zunächst einen Blick auf ihre Entstehung.

*) Vergl. Bluntschli's Artikel „Weltmacht und Weltreich" in seinem Staatswörterbuch. — Uebrigens übersah er nicht ganz die Schwierigkeiten, mit denen das schiedsrichterliche Verfahren zu kämpfen hat. Vergl. darüber sein Werk „Das moderne Völkerrecht". Nördlingen 1868. S. 30.

Im Mittelalter gab es keine nationale Volkswirthschaft, sondern eine Unzahl kleiner lokaler Wirthschaftsgebiete, die in sich eben so abgeschlossen waren, wie heute die nationalen Wirthschaften untereinander. Der Grund lag in erster Linie in den mangelhaften Kommunikationsmitteln. Die lokalen Wirthschaften waren gezwungen, möglichst viele Produkte selbst zu erzeugen, weil eine Beschaffung aus der Ferne der schlechten Straßen wegen nur mit großen Kosten verknüpft, ja, vielfach überhaupt nicht möglich war. Erst mit der Entdeckung der neuen Welt und des Seeweges nach Ostindien wie mit der Ausbildung des Nationalstaates im 16. und 17. Jahrhundert trat eine Aenderung ein. Es entstand eine nationale Wirthschaftspolitik und mit ihr eine Verbesserung der bestehenden Verkehrswege, sowie eine Anzahl neuer Straßen und Kanäle. Seit der Erfindung der Dampfmaschine und in deren Gefolge der Dampfschifffahrt und der Eisenbahnen begann aber die nationale Wirthschaft allmählich zur Weltwirthschaft zu werden. —

Hatte im Mittelalter bei einem kleinen Absatzgebiete die Produktion leicht dem Bedarf angepaßt werden können (es geschah das durch Beschränkung der Zahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge in der Zunft, Beschränkung der Verkaufsstellen, die ein Meister innehaben durfte ꝛc.), so schwand mit der Verbesserung der Verkehrsmittel nach und nach die Möglichkeit, den Markt zu übersehen. Denn nunmehr wurde es leicht, Waaren aus weiter Ferne einzuführen, die dann den heimischen Erzeugnissen Konkurrenz machten. Die Folge war der successive Verfall der Zunft. Unaufhaltsam, alle Schranken brechend, rückte die neue Zeit heran, die alten Verbände des Mittelalters verloren ihre politische und wirthschaftliche Macht, die alten Rechtsschranken fielen, und an die Stelle des Zwanges trat die Freiheit. Ein nie geahntes reiches Leben begann sich zu entfalten. Es zeigte sich eine ungeheure Mannigfaltigkeit in der Gütererzeugung; neue, die Produktion verbilligende Erfindungen wurden gemacht, neue Bedürfnisse wurden angeregt. Die Rechts- und Staatslehre, die Wirthschaftswissenschaft priesen die errungene Freiheit, mit der — wie man meinte — das goldene Zeitalter der Menschheit angebrochen sei. Alle noch bestehenden Mängel in der Gesellschaft hielt man für einen Rückstand aus der Vergangenheit, der verschwinden würde, sobald nur die letzten Schranken der freien Konkurrenz gefallen wären.

Aber man hatte sich geirrt. Die schrankenlose Freiheit täuschte die auf sie gesetzten Erwartungen. Der Zunftmeister war des Absatzes seiner Produkte sicher gewesen, der Fabrikant der neuen Zeit war es nicht. Die Zahl der Genossen, mit der er den Markt zu theilen hatte, war keine gesetzlich normirte, jeder Zeit konnten neue Unternehmungen auftauchen, die

eine vernichtende Konkurrenz gegen ihn eröffneten. Auch war ihm der Bedarf nach seinen Erzeugnissen unbekannt, produzirte er doch nicht für einen lokal begrenzten Markt, sondern für den Weltmarkt. War eine Zeit lang die Rentabilität seines Betriebes eine gute gewesen, so schossen zur Herstellung der von ihm erzeugten Produkte eine Menge neuer Betriebe wie Pilze empor, die Preise sanken, und es erfolgte ein gegenseitiges Unterbieten der Konkurrenten auf dem Markte.

Sie hatten zuviel produzirt. Es galt also, das Erzeugte loszuschlagen um jeden Preis. Die weniger kapitalkräftigen Fabrikanten gingen zu Grunde, langsam begannen dann die Preise wieder zu steigen, bis wiederum neue Betriebe entstanden und wieder die Ueberproduktion und wiederum die Vernichtung der Schwachen. —

Aber nicht nur für den Unternehmer, auch für den Arbeiter war die neue Freiheit ohne Nutzen. In der Zunft hatte jeder Arbeiter sein gesichertes Auskommen, er sah sich noch nicht dem Wettbewerb unzähliger Genossen gegenüber, da die Gesellenzahl eine gesetzlich festgestellte war und zur Ausübung des Handwerks eine gewisse Befähigung gefordert wurde. Jetzt hatte sich in Folge der hohen Ausbildung der Betriebstechnik eine weitgehende Arbeitstheilung entwickelt, der einzelne Arbeiter hatte nur noch leicht erlernbare Theiloperationen des gesammten Produktionsprozesses auszuführen, deren Vornahme eine größere technische Vorbildung nicht mehr verlangte. Der Arbeiter war deßhalb auch leicht zu ersetzen; höhere Lohnforderungen konnte er nicht stellen, denn hinter ihm stand die Reservearmee der Arbeitslosen, die sich zu jedem Preise anbot, und die mit jeder Ueberproduktion und jedem Krach wuchs, mit jedem Neuaufblühen einer Industrie sich verminderte.

Daß eine solche anarchische Produktionsweise wie die geschilderte, auf die Dauer unerträglich wurde, daß gegen sie von beiden Seiten, von Unternehmern und Arbeitern die Reaktion eintreten mußte, ist offenbar. Auf Seite der Arbeiter zeigte sich die Reaktion in der gebieterischen Forderung nach staatlichem Arbeiterschutz und in der Koalition, auf Seite der Unternehmer ebenfalls in der Koalition, d. i. in der Kartellbildung.

In allen Kulturstaaten sind Kartelle entstanden. Zuerst entstehen sie in der Regel als Koalitionen zur Festsetzung eines Minimalpreises, unter dem die Mitglieder des Kartells nicht verkaufen dürfen. Damit wird es für diese nothwendig, ihre Produktion in gewissen Schranken zu halten, denn wenn sie zuviel produzieren, so wird die Aufrechthaltung des festgesetzten Minimalpreises zur Unmöglichkeit. Diese Art, die Produktion zu reguliren, bleibt aber ein unsicheres Tasten. Die Kartellirten erkennen bald,

daß eine Sicherheit vor der Ueberproduktion nur gewährleistet ist, wenn sie nicht nur über den Preis, sondern auch über die Menge des Herzustellenden paktiren. Am vollkommensten geschieht dies, wenn sie eine Zentralstelle errichten, welche die Aufträge übernimmt, an die Einzelbetriebe ihrer Größe nach vertheilt und später den Verkauf der erzeugten Güter besorgt. Eine derartige Zentralstelle haben wir in dem 1890 gegründeten „Dortmunder Kohlenverkaufsverein", den dortige Kohlengrubenbesitzer errichtet haben. — Selbstverständlich geben bei solch einem Kartell die Besitzer der Einzelbetriebe einen großen Theil ihrer Selbstständigkeit auf und auch der bisher selbstständige Handel verliert dieselbe, da ja die Zentralstelle des Kartells durch Filialen, die sie in verschiedenen Theilen des Absatzgebietes errichtet, den Vertrieb der Produkte selbst besorgt.

Ist für die Herstellung einer gewissen Güterart ein Kartell entstanden, so wird es eine der Hauptbestrebungen seiner Mitglieder sein, die Produktionskosten herabzusetzen. Um dies zu erreichen, werden sie unter anderm auch versuchen, den Lieferanten ihrer Halbfabrikate und Rohstoffe möglichst wenig für das Gelieferte zu zahlen, was sie, gestützt auf ihre vereinigte Macht, auch leicht durchführen können. Die Folge aber wird sein, daß sich nun auch die Produzenten der Halbfabrikate und die Rohstofflieferanten des betreffenden Industriezweiges kartelliren. Nach längerem Kampfe schließen dann diese neuen Kartelle untereinander und mit erstenstandenen einen Bund, um im vereinigten Vorgehen die Produktion zu regeln. — So ruft ein Kartell immer neue hervor, ein ganzer Industriezweig bildet schließlich einen großen Kartellverband, der durch sein Vorgehen wiederum die verwandten Industriezweige (so z. B. die Eisenindustrie den Kohlenbergbau) zwingt, sich ebenfalls zu kartelliren. Die Selbstständigkeit der Einzelbetriebe schwindet dabei immer mehr. So sehen wir in den nordamerikanischen Trusts keine Kartelle mehr, sondern eine vollständige Fusionirung der Einzelbetriebe, gewaltige Aktienunternehmungen. Wurde doch bei der Bildung des Zuckertrusts von jedem der beitretenden Betriebe verlangt, er solle sich vor dem Eintritt in den Trust in eine Aktiengesellschaft verwandeln. So erblickt auch Professor Karl Bücher mit Recht in der Fusionirung der Betriebe das eigentliche Ziel der Kartellbewegung, er sieht die Kartelle an „als die Vorbereitung für die künftigen Riesenunternehmungen, von denen jede monopolistisch einen ganzen Produktionszweig beherrscht und nach und nach alle Stadien des Produktionsprozesses von der Erzeugung des Rohstoffs bis zum Vertrieb der fertigen Waare, ja, bis zum Uebergang der letzteren in den Konsum sich einverleibt".*)

*) Vergl. Büchers Referat über: „Die wirthschaftlichen Kartelle" in der

Wie wir sahen, ist diese Entwicklung eine naturnothwendige. Deßhalb verwirft Bücher — wenn er auch eine staatliche Kontrolle der Kartelle verlangt,*) — ganz richtig staatliche Monopolverbote, welche die Kartellbildung überhaupt verhindern sollen, er erblickt eben in dieser einen „wohlthätigen und nothwendigen" Prozeß, „weil er eine Rückkehr bedeutet von der Produktionsanarchie zur Produktionsordnung, eine soziale und wirthschaftliche Disziplinirung der Gesellschaft für die höheren Kulturaufgaben, welche ihrer harren".

Die höchste Kulturaufgabe, welche die Gesellschaft hat, und die erst die nothwendige Vorbedingung für alle anderen bildet, ist aber nach meinem Dafürhalten die Verwirklichung des ewigen Völkerfriedens. Die Kartelle sind nur vergängliche Uebergangsgebilde zur Fusionirung der Einzelbetriebe. Die Fusionirung aber ist ein gewaltiger Schritt zu einem festeren Gefüge der Gesellschaft, zu einem innigeren Zusammenhang der Kulturmenschheit. Ein gewaltiger Fortschritt des Strebens nach höherer Vollendung, das Natur- und Menschheitsentwickelung durchzieht, und von dem uns Naturforschung und Weltgeschichte erzählen.

Ueber immer größere Gebiete, weit über die Grenzen der Nationen hinaus, beginnen schon heute die Kartelle ihre Kreise zu ziehen. Sie sind so die Vorboten gewaltiger internationaler fusionirter Unternehmungen. „Fast alle Schriftsteller, welche die Erscheinung des raschen Umsichgreifens der Kartellbildung behandelt haben, stehen ausgesprochenermaßen unter dem Eindruck, sich einem welthistorischem Prozesse gegenüber zu befinden, der scheinbar plötzlich und mit elementarer Gewalt alle Kulturländer ergriffen hat und in seinem Verlaufe bestimmt erscheint, an die Stelle der seitherigen auf den freien Wettbewerb begründeten Wirthschaftsverfassung eine ganz neue, großartig zusammenfassende Organisation zu setzen." (Bücher.) Je internationaler die Kartelle werden, je mehr sie sich der Fusionirung nähern, um so mehr werden die Regierungen der einzelnen Staaten gezwungen sein, einander nahe zu treten. Denn die neuen Gebilde und die großen

General-Versammlung des Vereins für Sozialpolitik zu Wien am 28. September 1894.

*) Eine eingehende Erörterung der volkswirthschaftlichen Bedeutung der Kartellbewegung, ihres Einflusses auf Konsumenten und Arbeiter, der Aufgaben des Staats gegenüber der wachsenden Kartellmacht, all' das fällt natürlich außerhalb des Rahmens dieses Artikels. Ich verweise in dieser Hinsicht auf Friedrich Kleinwächters Arbeit über Unternehmerverbände im Handwörterbuch der Staatswissenschaften und die dort verzeichnete reiche Literatur, ferner auf Band LX der Schriften des Vereins für Sozialpolitik und endlich auf die Wochenschriften „Die Industrie" und „Das Handels-Museum".

durch sie im Leben der Völker hervorgerufenen Veränderungen werden neue Rechtsformen gebieterisch fordern. Es werden sich die Wirthschaften der Kulturwelt immer mehr verschmelzen, immer enger verknüpfen zu einer großen Organisation, zur Weltwirthschaft.

Ist es dahin gekommen, so wird ein Krieg zwischen Kulturstaaten einfach zur Unmöglichkeit; der ewige Friede aber ist dann zur Thatsache geworden. Denn bei einer so innigen Verflechtung der Nationalwirthschaften wäre am Ende des Krieges selbst der siegende Staat wirthschaftlich zu Grunde gerichtet und damit seine Existenz überhaupt vernichtet. Schon heute sehen wir, welche Folgen der Sturz eines großen Unternehmens für die gesammte Volkswirthschaft hat. Es steht ja nicht isolirt, an seinem Bestehen hängt die Existenz einer großen Anzahl anderer Unternehmungen, so seiner Lieferanten, seiner Arbeiter u. s. w. Deßhalb wird sein Sturz weite Kreise der Nation, ja, wenn der Betrieb die nationalen Grenzen überragt, auch Kreise fremder Nationen in Mitleidenschaft ziehen. Wie ganz anders noch würde der Zusammenbruch wirken, wenn die Ausbildung der Weltwirthschaft einen solchen Grad erreicht hätte, wie oben geschildert wurde.

Erst wenn dieser Grad erreicht ist, wenn die Weltfriedensidee ihre Verwirklichung gefunden hat, erst dann ist die Zeit des Schiedsgerichtes gekommen. Denn erst jetzt fällt für die Staaten die Möglichkeit weg, ihre Streitigkeiten anders als auf friedlichem Wege zum Austrag zu bringen. Das internationale Schiedsgericht wird also nicht die Ursache, sondern die Folge des Weltfriedens sein.

Trotz des wahrscheinlich heftigen Kampfes, den ihre demnächstige Entwickelung wohl noch hervorrufen wird, können wir also die Kartelle als die Friedensboten der Kulturmenschheit begrüßen, als die Vorboten jenes Weltreiches, in dem Bluntschli „die Organisation der Welt, als der Einen Menschheit" sah.

Leipzig. Dr. Gustav Stoy.

Für den Spiritismus.

„Sie werden nicht alle, die Dummen und Narren in der Welt.“ Zu dieſen Anſchauungen ſcheint auch Herr Saint-Paul in Bezug auf die rapide Ausbreitung der Spiritiſten in ſeinem Artikel über dieſen Gegenſtand gekommen zu ſein.

Doch leider prangt als ſchlechtes Omen am Kopfe ſeiner Niederſchrift das freimüthige Geſtändniß, daß es noch gar nicht ſo lange her iſt, ſeit unſere wiſſenſchaftlichen Kreiſe und mit ihnen auch das große Publikum die Hypnotiſeure als Betrüger an den Pranger ſtellten und den Hypnotismus ſelbſt für haarſträubenden Blödſinn und Schwindel erklärten. Aus dieſen Erfahrungen könnte ein vorſichtiger Mann immerhin Einiges lernen, um nach anderer Richtung hin künftige Blamagen zu vermeiden.

Auch in Bezug auf den Hypnotismus urtheilte unſere Wiſſenſchaft aprioriſtiſch und holte ſich dabei eine unangenehme Schlappe, und in denſelben Fehler ſehen wir ſie und ihre Anhänger von neuem wieder verfallen, wo es ſich um eine Beurtheilung der Phänomene des Spiritismus handelt. Selbſt der Hinweis ſeitens der Gegner, daß es bei dieſen Vorgängen ganz etwas Anderes als im Hypnotismus wäre, kann bei vorſichtigen Leuten nicht mehr recht verfangen. Denn dieſe Argumentation iſt außerordentlich billig und bar jeder Beweiskraft, noch zumal man ſie als allgemeine Redensart in allen Streitſachen anzuwenden pflegt.

Es iſt zweifellos nothwendig, daß, wenn man ſich zu einem abſchließenden Urtheil über eine Sache berechtigt fühlen will, man nicht nur an derſelben genaſcht haben darf, ſondern ſie gründlich bis auf ihren Kern ſtudirt haben muß. Selbſt ein paar fade Witzeleien helfen nicht über eine ſolche Blöße hinweg.

Gewiß tragen viele der übereifrigen Anhänger des Spiritismus ihr Möglichſtes dazu bei, um die von ihnen vertretene Sache ins Lächerliche zu zerren, gewiß herrſcht unter einer großen Anzahl ſogenannter Spiritiſten eine grenzenloſe Leichtgläubigkeit allen pſychiſchen Vorgängen gegenüber, die man oft irrthümlich ohne nähere Prüfung auf Intervention einer Geiſterwelt zurückzuführen geneigt iſt, und gewiß können Medien bei ſchrankenloſer Ausübung ihrer Begabung an Leib und Seele geſchädigt werden, während andererſeits wieder unbekannten Medien gegenüber die ſtrengſte Vorſicht walten muß, um ſich vor oft ſo naheliegenden betrügeriſchen Manipulationen ihrerſeits zu ſchützen.

Vielleicht iſt es ſogar die nähere Bekanntſchaft mit ſolchen Kreiſen geweſen, die den Herren Opponenten mit Grauſen vor dem Spiritismus erfüllte und ihn an einem weiteren Vordringen in ein Gebiet hinderte, das ihm demnach als eine furchtbare Domäne von Narren, Betrügern und einfältigen Tröpfen erſcheinen mußte; vielleicht iſt der Herr auch von dem Vorurtheil durchdrungen, daß eine Sache nicht eher die Berechtigung hat, echt zu ſein, bevor ſie nicht von unſeren wiſſenſchaftlichen Fakultäten die gebührende Sanktion erhalten hat.

Der Sache des Spiritismus könnte es allerdings nur nützlich sein, wenn in die Forschungen vieler Spiritisten durch geschulte Logiker ein wenig mehr System hineingebracht würde, aber wenn die holde Dame Wissenschaft der freundlichen Aufforderung der Spiritisten zu einem gemeinschaftlichen Tänzchen nicht Folge giebt, so müssen sich dieselben eben auf eigene Faust amüsiren und sich mit ihren früheren Leidensgefährten, den Rittern von der Suggestion, trösten, denen es ja auch vier Jahrzehnte lang nicht besser erging.

Zwar regt sich allerdings in neuerer Zeit der in solchen Dingen etwas schwerfällige Mechanismus der wissenschaftlichen Bohrmaschine schon ein wenig mehr, jedoch ehe es zu einer gründlichen Satisfaktion den viel verlästerten Spiritisten gegenüber kommen wird, wird zweifellos die Spalten unserer Presse noch manche giftspritzende Polemik gegen den Chor der Einfaltspinsel, die sich Spiritisten nennen, zieren.

Wenn Herr St.-P. die Zahl der Spiritisten auf ca. 15 Millionen annimmt, so müßten ihm — falls er sich der Mühe unterzieht, die Literatur derselben zu durchblättern, die neben vielem Schönen und streng logisch Wissenschaftlichen auch manchen Blödsinn enthält — doch immerhin Bedenken aufsteigen, ob denn die Verfasser dieser Literatur wirklich stets nur gedankenschwache alte Tanten und übergeschnappte, phantasievolle Mystiker gewesen sind, oder ob nicht vielleicht doch unter den 15 Millionen der fünfzehnte Theil besonnen erwägende, logisch urtheilende und nüchterne Menschen sind, wie Herr St.-P. selbst es zu sein scheint. Vielleicht gebietet dieser ernst zu nehmende Theil der Spiritisten nur über eine größere Summe praktischer sowie theoretischer Erfahrungen und scheut sich nicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und sich den Thatsachen gegenüber zu beugen.

Es ist unbedingt nothwendig, daß wenn irgend Jemand — sei er nun Laie oder Wissenschaftler — zu einem Urtheil über den Spiritismus kompetent sein will und Anspruch darauf erhebt, daß dieses Urtheil etwas werthvoller sein soll, als das eines Tauben über die Wagner'schen Opern, daß derselbe nicht nur die grundlegenden Werke des Spiritismus nicht ein, sondern zwei und mehrere Male gründlich studirt und reiflich prüft, sondern es ist auch dann noch nothwendig, daß der Forschende möglichst viele Stadien mediumistischer Entwicklung unter Anwendung strengster Vorsichtsmaßregeln untersucht.

Anläßlich dieser Untersuchungen ist es wiederum durchaus erforderlich, daß der Experimentirende genaue Kenntniß der psychischen Erscheinungen des Hypnotismus, des Mesmerismus, des Somnambulismus und der Telepathie besitzt, damit er im Stande ist, die einzelnen Gebiete, die oft dieselben oder sich ähnelnden Erscheinungen zu Tage treten lassen, streng auseinander zu halten.

Ein jeder erfahrene Spiritist ist sich wohl bewußt, daß manche der Spiritistensitzungen — von absichtlichen Betrügereien abgesehen — Nichts weiter als ein wirres Gewebe unbewußter Täuschungen sind, und nur die praktischen Erfahrung kann es dem Einzelnen lehren, dieselben als solche

zu erkennen. Also Erfahrungen und immer wieder Erfahrungen, in der Theorie sowohl als in der Praxis, gehören dazu, um mit klarem Blick die im Spiritismus oft so nah an einander liegenden Irrthümer zu erkennen; und wer diese Erfahrungen nicht besitzt und nicht erwerben will oder kann, der verhalte sich vorläufig passiv.

Sehr vernünftig urtheilte kürzlich über denselben Gegenstand ein Berliner Universitätsprofessor, indem er zum Schluß seiner Abhandlungen resumirte, daß, bei allen psychischen Erscheinungen, wenn man von den sogenannten spiritistischen Phänomenen abstrahirt, immer noch ein Kern übrig bleibe, welcher der Wissenschaft mit den bisher gekannten Naturgesetzen nicht erklärbar ist und allem Anschein nach der wissenschaftlichen Forschung ein neues, hochinteressantes Feld biete.

Es ist dies allerdings wenig, was uns da an Konzessionen gemacht wird, aber dennoch befriedigt es uns. Es klingt ein solches Urtheil wesentlich ernster als die witzelnden Spöttereien unserer zahlreichen Gegner.

Es ist bekannt, daß die spiritistischen Experimente Vermittlungspersonen, also Medien bedingen, welche in Folge ihrer eigenthümlichen Organisation vermittelst ihrer psychischen, magnetischen oder stofflichen Kraft der transcendentalen Welt die Möglichkeit bieten, sich auf irgend eine Weise zu äußern und dadurch ihre Anwesenheit kund zu thun.

Nun sind bekanntlich gerade jene behauptete transcendente Welt oder die unsichtbaren Intelligenzen ein böser Stein des Anstoßes für die Wissenschaft und ihr zahlreiches Laiengefolge, die wohl eine Intelligenz im verkörperten Zustande gelten lassen, jedoch von unsichtbaren denkenden Wesen Nichts wissen wollen, in der Meinung, daß es absurd sei, sich Intelligenzen ohne Stofflichkeit zu denken.

Nun aber ist die Materie oder der Stoff nur eine Erscheinungsform der Kraft, und diese Erscheinungsform der Kraft kann wechseln, ohne daß die Kraft selbst verloren geht, sondern in einer anderen Daseinsform oder in einem anderen Zustand verfeinerter Stofflichkeit, der, wie leicht denkbar, unserem Auge nicht sichtbar ist, weiter existirt.

Sehr belehrend sind in dieser Beziehung die neuerdings von einigen Gelehrten*) gemachten Entdeckungen, wonach man einem vierten Aggregatzustand oder einen vierten Zustand der Materie auf die Spur gekommen ist, den man strahlende Materie nannte, so daß wir neben festen, flüssigen und gasförmigen Stoffen nun auch einen vierten Zustand des Stoffes kennen, dessen Wesen jedoch noch näherer Aufklärung harrt.

Wenn nun auch in diese Entdeckung noch nicht genügend Licht hineinleuchtet, um sichere Schlüsse daraus ziehen zu können, so ist doch immerhin mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es denkende Wesen geben könnte, deren äußere Erscheinungsform unseren Augen deßhalb nicht sichtbar ist, weil vielleicht deren Stofflichkeit dem vierten Zustand der Materie entspricht. Unsere Wissenschaft tappt bekanntlich bezüglich der Begründung des dem Menschen innewohnenden Bewußtseins sowie des ihn belebenden Elements noch sehr im Dunkeln, und die Meinung, beides sei als ein Produkt der

*) Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand von Prof. Crookes.

Materie zu betrachten, steht auf sehr schwachen Füßen und harrt noch immer des unantastbaren Beweises. Ist diese Meinung aber nur ein Glaube, nur eine Hypothese, so ist es leicht möglich, daß diese Hypothese eines schönen Tages in Folge gewichtiger Entdeckungen durch eine andere ersetzt werden kann, die darin besteht, daß das den menschlichen Körper belebende Element im Vollbesitz des Bewußtseins beim Tode die körperliche Hülle verläßt und in einer uns unsichtbaren Form, deren Stofflichkeit mit dem vierten Zustand der Materie identisch ist, weiterexistirt.

Jedenfalls sind diese Möglichkeiten nicht ganz von der Hand zu weisen, noch verdienen sie zu den Absurditäten gerechnet zu werden; denn, wenn Millionen von Menschen und unter ihnen eine stetig wachsende Schaar geschulter Wissenschaftler oder sonst vernünftig und logisch urtheilender Männer, auf Grund von Erfahrungen behaupten, daß unsichtbare Intelligenzen im Raume vorhanden sind, so haben diese Zeugnisse entschieden mehr Werth, als die von Leuten, die zumeist gar Nichts oder nur Ungenügendes vom Spiritismus gesehen oder gelesen haben.

Was ferner den Werth der spiritistischen Phänomene oder mit anderen Worten den Werth der bewiesenen Unsterblichkeit des Menschen anbelangt, so wird wohl jeder denkfähige Mensch, dessen geistiger Horizont nicht allzusehr begrenzt ist, zugestehen müssen, daß, wenn es jemals gelingen sollte, eine bewußte Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode zu beweisen, daß dieser Entdeckung gegenüber alle bisherigen Kulturerrungenschaften unbedeutende Lappalien wären. Lappalien aus dem Grunde, weil selbst bei Verwirklichung sämmtlicher Ideale der Menschheit, der Sonnenschein irdischen Glückes durch das jedem Einzelnen fast täglich entgegengrinsende Gespenst des Todes getrübt wird.

Was nützt uns aller Wohlstand, alle Freiheit, Macht, Ehren und ein glückliches Zusammenleben mit unseren Lieben, wenn wir stets das uns nie verlassende Bewußtsein haben, uns auf einem sinkenden Schiffe zu befinden, von dessen völligem Untergang uns nur eine kurze Spanne Zeit trennt? Was nützt uns alles Erdenglück, alles Streben nach Vollkommenheit, wenn Alles nur Schein und grausame Täuschung ist?

Was nützt alles Lobpreisen des Schönen und Erhabenen, wenn der Mensch nur eine Eintagsfliege ist, wenn alles Ringen umsonst und sein Leben nur ein wirrer Taumel zwischen zusammenbrechenden Existenzen und Genüssen niederer Art, zwischen gleißendem Prunk und himmelschreiendem Elend ist, wenn alles Werdende und Errungene die Keime baldiger Vernichtung in sich trägt und von unseren erreichten Idealen einstmals weiter Nichts übrig bleiben soll, als ein leerer Schall, als das Nichts einer zerstäubenden Fata Morgana?

Und selbst der feste Glaube, den Viele vorgeben zu besitzen, daß es nicht an dem sei, sondern daß einstmals eine Vergeltung und eine Wiedervereinigung mit unseren Lieben stattfinde, ist er nicht trotz aller Festigkeit nur ein Glaube, ein schwankender Zweifel ohne Bestätigung der Gewißheit, der sich möglicher Weise als ein menschlicher Irrthum erweist?

Gelingt es einstmals, den Schleier, der über dem Räthsel des

menschlichen Daseins ruht, zu lüften, die Seele und deren bewußte Fortdauer zu beweisen, so gehört nur ein klarer Menschenverstand und Nichts weiter dazu, um aus der Konsequenz dieser Beweise eine allmähliche Besserung unserer wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse hervorgehen zu sehen.

Die Grundursache des ganzen Erdenjammers ist unser Egoismus und der niedere Stand geistiger Entwickelung des Menschen. Vermöchte man es, den Egoismus der Mehrzahl unter denselben zu brechen und eine allgemeinere, höhere Geistes- und Charakterbildung zu erzielen, so wäre die Lösung der Entwickelungsprobleme weit leichter zu erreichen, als heute, wo wir statt gegenseitigen Wohlwollens untereinander nur krasse Rücksichtslosigkeit und erbitterte Feindseligkeiten erblicken. Und zur Beseitigung des Egoismus, zur Einführung eines freundschaftlicheren Verhältnisses in der Bevölkerung ist Nichts so sehr geeignet, als die Erkenntniß der Verantwortung unserer Handlungen und die Erkenntniß gemeinsamer Interessen und gemeinsamer einstiger Ziele, deren Ergebniß die Folge der Unsterblichkeitsbeweise wäre.

Nicht, daß wir uns von einem heillosen Optimismus verleiten ließen, zu glauben, eine gründliche Aenderung der Gesinnung und der Charaktere der Menschheit, ohne welche eine durchgreifende und beständige Besserung unseres Daseins wohl nicht denkbar ist, könne unmittelbar erfolgen. Mit nichten. Die Natur macht in der Entwickelung keine Sprünge, und es gehört ein naiver Kinderglaube dazu, die Verwirklichung menschlicher Ideale in absehbarer Zeit zu erhoffen. Im Gegentheil ist es trotz aller mitwirkenden günstigen Faktoren, unter denen der des Unsterblichkeitsbeweises der allergünstigste ist, nur zu wahrscheinlich, daß eine Besserung unserer Zustände nur langsam und allmählich von innen heraus erfolgen kann, gleichen Schritt mit unserer geistigen Vervollkommnung und Charaktervereedelung haltend, und daß demnach noch ganze Generationen kommen und gehen werden, ehe die meisten unserer idealen Hoffnungen sich verwirklichen können.

Man lasse die Zeit heranreifen, man lasse die Keime der Wahrheit im Spiritismus zur fertigen Frucht sich gestalten, und dann lasse man den Kern dieser Wahrheit, das Verantwortlichkeitsgefühl, verbunden mit einer erhabeneren Weltanschauung den heranwachsenden Geschlechtern in Fleisch und Blut übergehen, so wird die Welt von heute in späterer Zukunft eine andere und bessere werden.

Und darum ist es falsch, doppelt falsch, der neuen aufkeimenden Bewegung, die der Spiritismus darbietet, Steine in den Weg zu werfen oder als theilnamloser Zuschauer gleichgültig dem Ringen seiner Anhänger zuzuschauen. Einen wahren Spiritisten, nicht einen Wunder- oder Sportsjäger dieser Gattung, durchglüht eine heilige, edle Begeisterung für eine Sache, die in seinem Herzen einem tiefgefühlten Bedürfniß entgegenkommt, für eine Lehre, deren reiner und edler Kern auf das Gemüth wirkt wie der befruchtende Thau einer Sommernacht.

Man stehe nicht geifernd am Wegesrand und schelte über die Auswüchse der Bewegung, die man irrthümlich für die Seele derselben hält,

ſondern man unterſcheide zwiſchen der rauhen, unanſehnlichen Schale und dem innerſten Kern, der Einem dann als das erſcheinen wird, was er iſt, als eine gleichzeitig weltbewegende und troſtvolle, göttliche Wahrheit.

Weltbewegend wird dieſe Wahrheit deßhalb einſtmals wirken, weil ſie das Bindeglied zwiſchen Religion und Wiſſenſchaft werden muß und kann, denn, wird die Fortdauer der Menſchenſeele einſtmals bewieſen, dann wird der Zeitpunkt da ſein, wo die Wiſſenſchaft nicht mehr wird umhin können, dem immer lauter ertönenden Rufe Folge zu geben und — umzukehren.

Noch ſträubt man ſich aus begreiflichen Gründen dagegen, denn ein Umkehren würde dem Eingeſtändniß gemachter, ſchwerwiegender Fehler gleichkommen, und darum wird man auf Umwegen zu demſelben Ziele zu gelangen ſuchen, zu welchem ein einfacher Weg führt, der der direkteſte iſt.

Die Eklaireurs der wiſſenſchaftlichen Truppe haben ſich bereits in Bewegung geſetzt, ſie haben die Grenze der transcendentalen Welt in dem Hypnotismus ſchon betreten, und einzelne derſelben ſtrecken vorſichtig taſtend ihre Fühler in das neue Gebiet hinein, um dort für die Nachfolgenden Quartiere zu bereiten.

Die Zeiten ſind ernſt und zwar ernſter denn je. Das gehätſchelte Schoßkind des Materialismus hat ſich zu einem häßlichen, ſtruppigen Burſchen, zum Beſtialismus ausgewachſen, und dagegen giebt es nur ein probates Mittel, und das iſt Herbeiführung menſchlicherer Zuſtände in der Welt auf der Baſis einer ſich auf Wiſſen ſtützenden idealen Weltanſchauung, deren innerſter Kern barmherzige Menſchenliebe iſt.

Und die Brücke hierzu werden nur die Thatſachen des Spiritismus ſein können. Die Zeit wird es uns lehren.

Berlin. Guſtav Müller.

Von Belgrad zurück.

Plaudereien eines Kongreßexkurſioniſten.

I.

Während der hygieniſch demographiſche Kongreß zu Budapeſt in dem Polytechnikum tagte, ging es ganz beſonders lebhaft in dem ſogenannten Paßſaal her. Anfänglich nur im Zentrum, dann auch an den Flanken rechts und links. Im Zentrum nämlich befand ſich ein rieſiges Gefach, und in dem Gefach lagen mehrere Tauſend Papier-Taſchen, für jeden Beſucher eine. Eine Art Zaubertaſchen, dieſe Düten, in welche gütige Feen jeden Tag zarte Ueberraſchungen einſtreuten: Einladungen in die Stadt und aufs Land. Ehrenbezeugungen aller Art. Rechts an der Flanke eine rieſige Aufſchrift: „Miniszter!“ Mächtige Kartons „Le Président du conseil des ministres prie M. . . . de lui faire l'honneur de passer la soirée chez lui“ werden daſelbſt in Empfang genommen. Bewaffnet mit dieſen Karten konnte man am Abend das Miniſterpalais betreten, mit dem Helden des Zivilehegeſetzes einen Händedruck wechſeln, ohne gerade mit ihm über dieſes in eine Debatte einzutreten, dazu Thee trinken und Konfekt eſſen.

An der linken Flanke aber galt es, ſich von all den Erholungen des Kongreſſes die Haupterholung zu ſichern. Die es gründlich machen, löſen ein Billet nach Konſtantinopel, die Andern berathen, ob ſie nach Agram, Abbazia oder aber mit den Konſtantinopolitanern nach Belgrad fahren wollen. Von allen dieſen Orten ſind Einladungen der Behörden eingelaufen.

Was wählen? Wollen wir dem fliehenden Sommer nacheilen, um ihm an der Adria noch einmal ins freundliche Antlitz zu blicken, oder reizt der Orient mehr mit ſeinen Wundern? Ob Belgrad indeß Orient, ob es noch Orient ſei? Ich gewahre, daß die Nachbarvölker trotz den allerdings noch nicht lange beſtehenden Eiſenbahnen und Zonentarifen einander ziemlich fremd geblieben: unter dichten Gruppen finden mein Reiſegefährte in spe und ich Niemanden, der die ſerbiſche Hauptſtadt aus eigener Anſchauung kennt. Als es ſich endlich um die Entſcheidung handelte, waren wir auf zwei Zeugniſſe angewieſen, von welchen das eine wie natürlich weiß, das andere ſchwarz beſagte. Wir wählten gleichwohl Belgrad, bereit, uns nicht zu wundern, wenn es nichts Wunderbares dort geben würde.

Es gab Solches. Und zwar in einer ganz fabelhaften Gastfreundschaft, die man den Besuchern zu Theil werden ließ, und in einer sehr wohl organisirten obendrein. Schon bei der Vorstation wurden wir empfangen und mit einem Programm, sowie einem gedruckten Quartierzettel versehen. Am Bahnhofe in Belgrad warteten zahlreiche Komiteemitglieder: Aerzte, Anwälte, Gelehrte, Politiker; ein förmliches Wagenheer wurde uns für den ganzen Tag zur Verfügung gestellt und raste zunächst die Anhöhe hinauf, um Jeden zu seinem Gastfreund zu bringen, bei dem ihm Frühstück und Gelegenheit zur Auffrischung der Toilette geboten wurde.

Um 9 Uhr trifft man sich in der Kathedrale. Der bekannte Metropolit Michael celebrirt: ein würdig aussehender Herr mit weißem Vollbart und gegen uns zuvorkommend; denn es wird versichert, daß er außerordentlich selten erscheine und heute nur den Fremdlingen zu Liebe amtire. Ein junger schöner Mann wird in dem geheimnißvollen Hintergrunde zum Priester geweiht, von oben erschallen melodische Stimmen in vorzüglichem Chor, dieweil in der Mitte der Kirche, melodisch gleichfalls, unablässig kleine Geldstückchen klingend in die Opferbüchse fallen.

Feierlich waren die Vorgänge in der Kathedrale, der Aufenthalt in der kleinen Moschee war gemüthlich. Nichts Jovialeres als der Anblick des alten Muezzin, der die Honneurs macht und erklärt, die Bekenner aller Nationen seien vor seinem Herzen gleich. Beim Ausgange wartet ein in Weiß gekleideter Diener mit Zigaretten auf. Religionsphilosophische Folgerungen auf diese idyllischen Eindrücke zu gründen, scheint mir gewagt: für einen Tag kann man sich indeß betäuben lassen und träumen, wie es in der Welt sein könnte, aber nicht ist. Der wackere Muezzin darf sich übrigens auf das berufen, was auf dem Religionskongreß zu Chikago über den Islam gesagt worden ist. „Es ist nicht wahr," hat daselbst der mohammedanische Redner gesagt, „daß Mohammed das Schwert in der einen, den Koran in der andern Hand in die Schlacht gegangen ist. Niemals ermuthigte der Prophet die Ausbreitung des Islams durch das Schwert, und der Koran verbietet sie. Unser Prophet war so friedliebend wie ein Quäker."

Im Fluge besichtigen wir die Räume der Nationalbank und die des rothen Kreuzes: lange Reihen von Samovars fallen in den letzteren dem Westeuropäer auf. Auf der Straße und an den Fenstern wird es, je länger unsere Fahrt dauert, um so lebendiger, Serben, Bosniaken, Albanesen, spanolische Juden — „diese Jüdin ist 100 Jahre alt," meinte mein Belgrader Führer. Damit trat er mir eigentlich zu nahe — kam ich doch von einem Kongresse, auf dem Geheimrath Bleuck soeben mit

einem Vortrage über das Problem, die Zahl der Hundertjährigen in einem so regelrechten Lande wie Preußen festzustellen, figurirt hatte: und nun will mein Freund so munter das Alter einer serbischen Jüdin verbürgen! —

Es kam nun die Reihe an die Gebäude von politischer Bedeutung. Man führte uns in die provisorische Skuptschina, in welcher wir aber nicht dem Streit der Parteien, sondern dem der serbischen Landesprodukte um die Siegespalme anwohnen sollten. In zwei Tagen hatte man für uns eine Landesausstellung arrangirt, statt Akten und Denkschriften lagern auf den Pulten der Abgeordneten bunte Bauernschürzen, Pantoffeln, Mieder, Kappen, selbstgewobene Leinwand, Kürbisse, Trauben, Backwaaren, kostbare Schnäpse, von denen man uns bereitwillig ausschänkt. Namentlich ein Eierschnaps ist sehr zu loben, welcher das unorganische Knickebein weit in den Schatten stellt.

Den neuen Konak sahen die Kongreßbesucher in Abwesenheit des jungen Königs, denn die von Vielen bereits in Budapest ängstlich aufgeworfene Frage, wird König Alexander empfangen oder nicht, war in letzter Stunde negativ beantwortet worden. Der König verblieb in Nisch. Man soll ihm anfänglich mehr, dann weniger Gäste angemeldet haben, als thatsächlich kamen, darüber Enttäuschung, die ihn zum Fernbleiben veranlaßte, und weitere Enttäuschung all jener Kongreßmitglieder, die an einem unstillbaren „Hofhunger" laboriren. Die Säle des Konaks sind, bis auf ein orientalisch gehaltenes Rauchzimmer, in einem uncharakteristischen Styl gehalten, etwa den Sälen eines Kurhauses banalerer Art vergleichbar: die Ausstattung dürfte die eines wohlhabenden Privatmannes, der bis zur Eleganz, aber nicht zur Kunstliebe vorgedrungen, sein. Das Schönste am Konak ist zweifellos die Freitreppe aus serbischem Eichenholz: man setzte sich auf sie ungenirt; serbische Beamten rauchten Zigaretten im Heiligthum. Wie England der Pranger, so ist der Orient das Paradies der Raucher. Der vernichtendste Blick, der mich jemals getroffen, war der eines Londoner Buchhändlers, dessen Laden ich, zerstreuter Weise, mit brennender Zigarre betreten hatte; selbst den smoking-rooms ist nicht überall zu trauen: ich lernte deren kennen, in denen, die Zeit nach dem Diner ausgenommen, das Rauchen nicht minder Verbrechen als in den andern Räumen ist. In Belgrad raucht man überall und jeder Zeit: am Abend unseres Festtages steckten sich die serbischen Herren noch während des Banketts ihre Zigaretten an. Und köstliche Zigaretten, diese serbischen, in der That!

Gleich nach unserem Besuche des Konaks sollten wir die herrlichen Düfte aus dem Vollen einathmen am Rande der riesigen Tabaksbehälter in der lichten und luftigen Manufaktur, die man uns besichtigen ließ. Hier-

hin führe man alle jene deutschen Damen, welche bei der Zigarre des Gatten das Rauchen für eine „Einbildung“ erklären. Die Deutschen interessirten sich besonders für die Zigaretten, die man hier für den Kaiser anfertigt. Das Kilo des zu diesem Zweck verarbeiteten hochfeinen Tabaks kostet 28 Franks.

Männer sowohl wie Mädchen sind in der Manufaktur beschäftigt. Es sind gar graziöse Erscheinungen à la Carmen unter den Letzteren. Sie tragen nicht die Kleider von grauer, unbestimmter Farbe, wie bei uns die Fabrikarbeiterinnen, sondern hohe bunte Schürzen und Perlenschnüre haben sie um den Hals geschlungen, als ob sie zu einem Balle gingen. Als mißtrauischer Sozialpolitiker suche ich zu erfahren, ob die Mädchen alle Tage so sauber und kokett ausschauen: man versichert mir, das sei der Fall. Man giebt mir auch hohe Löhne an, die sie täglich im Durchschnitt verdienen sollen. Nur eine einzige Arbeiterin bot einen recht unerfreulichen Anblick dar: ein blasses, kränklich aussehendes Mädchen, dessen Hände mit einer wahrhaft fieberhaften Hast zwischen den bunten Papieren, welche zu den Packetumschlägen verwendet werden, und den eisernen Trichtern, aus denen die Zigaretten geformt hervorgehen, hin- und herschwirrten, als ob Tod und Verderben die Folge der Verspätung einer Sekunde wären.

Im Hofe erwartet uns ein liebliches Schauspiel. Die Mädchen der Manufaktur reichen sich die Hand zum Ringeltanz: einzelne mit Körbchen voll Zigaretten am Arm drängen sich durch die Umstehenden oder werden von ihnen umdrängt, denn immer kühner werden die Kongreßbesucher, welche immer mächtigere Portionen in die Taschen zu praktiziren suchen. Und, wirklich volksthümlich, die Chefs plaziren sich mitten in den Reigen und tanzen mit. Wirklich volksthümlich, darf man sagen, wie ich glaube, wenn schon es nicht alle Tage vorkommen mag. Würde mein verehrter statistischer Fachgenosse, der einstige Leiter der Straßburger Manufaktur, auch nur zur „Show“ mit den Mädchen derselben haben Ringeltänze aufführen dürfen? Ich kann mir es nicht gut vorstellen. Es ist kein Zweifel, daß der Kastengeist im Südosten nicht so ausgebildet ist, als dies bei uns, namentlich da der Fall ist, wohin der neu-preußische Geist gedrungen, und es hält sich nicht leicht ein Mensch vom andern generisch verschieden: thut er es dennoch, so denkt er wenigstens von seiner Würde so hoch, daß er nicht fürchtet, sie werde im Umgang mit dem gemeinen Volke leiden: er hält sich für lauter Gold und nicht für so unecht vergoldet, so daß die Berührung einer kräftigen Hand aus dem Volke ihm den Glanz rauben könnte. Er ist schlimmsten Falls „leutselig“, aber nicht hochfahrend. Je weiter man von Norden kommend über München gen Osten zu reist, um so wohlthuender

fällt einem die immer ungezwungener sich gebende Vermischung der Stände bei ihren Vergnügungen auf. Keine glänzendere Straße vielleicht in Europa als die Andrassy-Straße in Budapest und kein glänzenderes Café als das Café Reuter. Man sitzt in maurischen Sälen, ferner unter ungeheuer hohen, offenen Arkaden, endlich auf der Straße hinter jenem verstellbaren Grün, das man in Oesterreich so kunstvoll zu improvisirten Gärten zu gruppiren weiß. An den Oeffnungen im Grün, gleichsam den Gartenthüren, stehen Dienstmänner, die verdienen wollen, wo die Anderen genießen, die aber doch auch genießen dürfen, wenn sie wollen. Der wettergebräunte Alte dort hat schon lange vergeblich auf einen Auftrag gewartet: nun rückt er sich behaglich einen Stuhl von den Cafétischen herbei, setzt sich, zündet sein Pfeifchen an und raucht dicht bei den Cafégästen. Ich glaube kaum, daß sich das vor einem der eleganten Boulevard-Cafés im republikanischen Paris ähnlich abspielen würde.

Kann man leugnen, daß schon in Oesterreich die Kluft zwischen Militär und Zivil eine unendlich geringere als in Deutschland ist? Ich beobachte, daß auf dem Vorderperron der Wiener Tramway der Offizier sich mit dem Kutscher unterhält: werfe eine Frage auf, und der Offizier wird sich, selbst unangesprochen, in das Gespräch einmischen und Dir Antwort geben.

Klassendünkel und eine zur Sitte werdende Unliebenswürdigkeit bringen allmählich bei uns ganz unleidliche Zustände hervor. Ein unvorgestellter Mann ist ein verlorener Mann. Besitzest Du einen Bekannten von soeben, der Deinen Namen einem Dritten gegenüber unverständlich murmelte, so kannst Du leben; hast Du keinen solchen Bekannten, und Du bist so Deinem Nebenmenschen, wenn anders er zu den Gebildeten gehört — Luft. Es gehört immer mehr zur guten Sitte, dem bloßen Umstand, daß Jemand „Menschenantlitz trage", durchaus kein Gewicht beizulegen. Die Klagen über die Zurückhaltung der Engländer sind schon lange obsolut geworden. Die Engländer sind in Wirklichkeit weit urbaner, aufgeknöpfter und naiver, als wir es sind. Ich frage mich öfters, warum wir im Deutschen Reiche überhaupt noch Table d'hôte speisen, da doch den Nachbar sehen, ja, nur ihn hören, das untrügliche Zeichen zweifelhafter Gesellschaftsbildung ist. Ueber die geistreichsten Einfälle eines unvorgestellten Demokrit, Molière oder Heine würde Niemand eine Miene verziehen: über die Scherze des Kollegen oder gar des Höheren gleitet ein freudiges Schmunzeln durch die vorgestellten Reihen hin. — Doch nun zurück von dieser Gedankenexkursion nach Belgrad!

Heidelberg. Prof. Dr. G. Schnapper-Arndt.

Kein Mittel.

Sie saßen Beide im Café Bauer, tranken ihre Schaale Schwarz und lasen die „Gegenwart" und das „Magazin für Literatur", wie es strebsamen, jungen Schriftstellern zukommt.

Der Aeltere von ihnen, eine hoch aufgeschossene, schmächtige Gestalt, war mit seiner Lektüre zu Ende. Er zündete sich eine frische Fünfpfennig Zigarre an, qualmte wie ein Schlot und starrte in die Luft. Dann seufzte er. Erschrocken warf sein Kollege Stein das „Magazin" in die Ecke

„Ist Dir nicht gut, Erich," fragte er den Freund, „oder gebierst Du gerade ein lyrisches Gedicht?"

„Nichts von Alledem, Du Zeilendrescher," erwiderte Erich verächtlich „Was versteht so'n Feuilletonist zu zehn Pfennig die Zeile von lyrischen Gedichten. — Nein, ich dachte gerade nach —"

Zweifelnd sah Stein ihn von der Seite an, doch unbeirrt fuhr Erich fort:

„Ich muß Dir ein Geständniß machen. Ich habe Etwas verbrochen —"

Entsetzt springt Stein auf.

„Beruhige Dich — nur ein vieraktiges, soziales Schauspiel. Und nun überlege ich, wo ich es einreichen soll."

Stein lächelte sarkastisch.

„Einreichen? Du denkst doch nicht allen Ernstes, daß —? Ach, das ist ja absurd! Glaubst Du denn, daß eine Bühne es annehmen wird? Du bist ein ganz simpler Goldschnittband-Lyriker und Familienblatt-Dichter, hast keine Protektion und bist zum Unglück noch — ein Deutscher! Also mach' Dir keine Illusionen! Ja, wenn Du anstatt an der Panke an der Seine zur Welt gekommen wärst! Aber so — — —!"

Angestrengt von seiner langen Rede, bestellt sich der Feuilletonist ein Glas Pilsener.

Erichs Augen leuchten siegesgewiß.

„Stein, morgen kommst Du zu mir, und dann lese ich Dir das Ding vor."

„Wenn Du darauf bestehst — was thut man nicht Alles einem Freund zu Liebe. Hoffentlich ist Dein Opus nicht von der Länge der Wallenstein Trilogie!"

Am nächsten Vormittag las Erich das Drama dem Freunde vor, dessen skeptische Miene sich immer mehr und mehr verlor, bis er am Schluß enthusiasmirt aufsprang und den Freund umarmte. Neidlos — eine Seltenheit unter Schriftstellern — pries er die Vorzüge des Schauspiels, welchem er einen glänzenden Erfolg prognostizirte.

Aufgeregt konversirten die Freunde und berathschlagten, welcher Bühne das Werk einzureichen wäre. — Erich — als Idealist und Ordensschwärmer — war für das Schauspielhaus, Stein als Praktiker und „Moderner" fürs Deutsche Theater. Er schwärmte begeistert: Kainz würde die Titelrolle spielen, Müller den Intriganten, die Sorma, wie immer, die lachende Naive. Aber Erich war vom Schauspielhause nicht abzubringen.

„Laß uns drum knobeln", schlug der Journalist vor. Entrüstet lehnte der Poet ab.

Das vieraktige Schauspiel wanderte „eingeschrieben" in die „General-Intendanz der Königlichen Schauspiele". — — — Monate bangen Wartens vergingen. Der Sommer kam ins Land, die Schwalben kehrten zurück und mit ihnen das vieraktige Drama, dem ein lithographirtes Beileidschreiben beigegeben war.

„Dankend abgelehnt!"

Stein triumphirte. Nun kam es doch in seinem Theater, dem Deutschen, zur Aufführung.

Wieder einige Monde fieberhafter Aufregung — wieder ohne Motivirung dankend zurück.

Nun kam das Berliner Theater an die Reihe. — Da ging's schneller. Die Ablehnung war mit einigen, das Talent des Autors anerkennenden Worten überzuckert. Aber in dieser Form — unaufführbar.

Noch ein letzter Versuch — das Neue Theater.

Ein frostiger Dezembermorgen! Stein saß am Schreibtisch und drechselte an einem Weihnachts-Feuilleton. Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und hereinstürzte Erich, furchtbar aufgeregt, ein umfangreiches Packet unterm Arm.

„Da!" Er warf es auf Steins Pult. Der machte ein erstauntes Gesicht.

„Ein Weihnachtsgeschenk für mich?" fragte er scherzend. Er sah näher hin und erschrak. Ein eingeschriebenes Packet!! — Böse Ahnungen stiegen in ihm auf!

„Das Stück?"

„Ja, das Stück," bestätigte der unglückliche Dichter. „Das Werk schlafloser Nächte und arbeitsschwerer Tage — nicht verwendbar. Ah bah, her damit!"

Er nimmt das Packet und will es in das hellloderude Kaminfeuer werfen. —

„Rabenvater!" schreit Stein, ihm das Manuskript entreißend. „Du willst Dein eigenes Kind meucheln?"

„Zu was ists mir denn nütze?" fragte der verzweifelte Dramenpapa. „Sieh nur, wie es schon kümmerlich ausschaut; abgegriffen, mit Eselsohren!"

„Laß uns nachdenken!" entgegnet der Journalist. „Hier bediene Dich." — Er schiebt ihm Kognakflasche und Zigarrenkiste hin. Der refüsirte vieraktige Dramatiker stürzte drei Kognaks fine Champagne hinunter

und rauchte sich eine Zigarre an. Seine aufgeregten Nerven beruhigten sich bei dieser angenehmen Beschäftigung. —

„Ich hab' 'ne Idee!" stieß der Freund endlich hervor.

„Du?" zweifelte sein Gegenüber.

„Ja, wirklich," bestätigte der Feuilletonist. „Unser Freund Charles Gasou, mit dem wir einige Semester zusammen in Heidelberg studirten, und der jetzt wieder in Paris lebt, soll uns helfen. Auf geradem Wege geht's nicht — benutzen wir also die breite Chaussee des Betruges. Wir senden Dein Drama an Gasou, der übersetzt es uns ins Französische und reicht es dann von Paris aus direkt dem . . . Theater ein. — Ich sage Dir: Erfolg garantirt, wie bei Professor Migargee. Einverstanden?"

Erich war starr. Langsam nur erholte er sich von seinem jähen Staunen, dann aber schlug er ein. — Wenns Nichts half, schaden konnt' es wenigstens Nichts.

„Heut noch schicke ich das Opus an Gasou," pflichtete er bei, „und wenn dies Mittel einschlägt, so gebe ich am Tage der zweiten Aufführung bei Mühling ein solennes Champagner-Frühstück!"

Wieder vergingen zwei Monate. Die beiden Freunde gingen ihrer gewohnten Beschäftigung nach: Stein ersann Feuilletons, und Erich leimte Gedichte zusammen zu den Illustrationen seines Familienblattes. An das mißachtete Erich'sche Dramenkind dachten sie immer seltener; nur der Autor träumte hin und wieder davon, wenn er schwer zu Abend gegessen hatte.

Da — eines Morgens — erhielt Erich von dem Pariser Freund die Mittheilung, daß zu seiner lebhaften Freude das Drama vom *_*Theater zu Berlin acceptirt worden wäre und die Première des interessanten Werkes noch im März stattfinden solle, laut Schreiben der Direktion.

Groß war der Jubel der beiden Schriftsteller. Sie umarmten und küßten sich und gingen zu Kempinski diniren.

Der Tag der Aufführung nahte heran; der Pariser Freund kam selbst zur ersten Vorstellung, die einen durchschlagenden Erfolg hatte.

Am andern Vormittag gab Erich beiden Freunden ein splendides Champagner-Frühstück bei Mühling.

Erich war nun ein gemachter Mann. Sämmtliche Theater-Agenten, Entsch bis zum Kleinsten herunter, rissen sich um ihn und boten ihm die verlockendsten Vorschüsse an.

Stein indessen, der immer noch seine Zehnpfennig-Feuilletons schreibt, gedenkt, sich „sein Mittel" patentiren zu lassen, mindestens für die nächsten — zwanzig Jahre!

Julius Knopf.

Zur Lehre vom Sinnenschein.

„Die Welt ist meine Vorstellung." — Mit dieser These, welche er selbst ein Axiom nennt, beginnt Arthur Schopenhauer sein Hauptwerk. Das soll heißen: die Welt mit Allem, was in ihr und an ihr, ist ein Phänomen meines Gehirns, dem ich keine absolute Realität zugestehen darf; denn nur so, wie ich die Dinge sehe, höre, fühle, sie in mich aufnehme, in mir verarbeite und benenne, existiren sie für mich. Was sie an sich sein mögen, entzieht sich völlig meiner Erkenntniß.

Nun ja, die Wahrheit solcher Spekulationen leuchtet jedem denkenden Menschen ein, jedoch nur bis zu einem gewissen Grade. Der Philosoph, welchen Naturveranlagung, das heißt Begabung und Trieb, dazu drängen, über das Sinnfällige hinaus zu denken, im Metaphysischen das Ding an sich zu suchen und womöglich zu erklären, kann nur auf der Basis dieser Wahrheit weiter bauen. Der Gelehrte dagegen, der Naturforscher, welcher einzig und allein auf seine Sinne angewiesen ist, weiß mit derselben schlechterdings Nichts anzufangen. Ein Geologe, dem während der Untersuchung einer Liasformation die Lehre vom Sinnenschein plötzlich den Kopf verwirrte, wäre genöthigt, all' sein Wissen und Streben, all' seine Erfahrungen und Beobachtungen, all' seine Bücher und Instrumente zum Teufel zu schicken. Was für einen Werth für die Deszendenz- und Evolutionstheorie, für die Theorien Falbs von den Umwälzungen im Weltall, für tausend andere rein wissenschaftliche Forschungen kann diese Lehre haben? Nicht den geringsten. Die Naturgesetze, welche das vorstellende Subjekt im Laufe der Jahrhunderte beobachten und erkennen gelernt hat, fungiren genau so, wie die Erfahrung festgestellt hat. Der Neptun erschien seiner Zeit genau an der Stelle, wo er den Berechnungen Leverriers gemäß erscheinen mußte, — atmosphärische Störungen und Erdbeben treffen auf der Erdkugel meist während der von Falb vorausberechneten kritischen Perioden ein — und wenn man im Jahre 1878 das Iguanodon Bernissartensis, welches jetzt im Brüsseler Museum aufbewahrt wird, in den Kreideformationen Belgiens eingelagert fand, so hat es schon Jahrzehntausende dagelegen und ist immer dasselbe gewesen, was es noch heute ist, nur daß kein Subjekt sich davon eine Vorstellung zu machen und dem Skelett einen Namen zu geben vermocht hat. Wenn also die Lehre vom Sinnenschein schon in der Wissenschaft keine Rolle spielt, so können wir sie im gewöhnlichen Leben erst recht nicht brauchen. Was finge zum Beispiel der Feldmesser an, wenn ihm während seiner Vermessungsarbeiten der Gedanke zu Kopfe stiege, all' seine Zahlen, Linien, Winkel existirten ja nur in seinem Gehirn und hätten keinerlei Realität? Was kann der Beefsteaksesser mit dem Gedanken anfangen, das saftige Ochsenfleisch vor ihm sei nur ein Gehirnphänomen, was der Kaufmann mit der Einsicht, der ihm soeben präsentirte äußerst „unbequeme" Wechsel existire nur in seiner Vorstellung?

Es giebt nun einmal eine Normalthätigkeit der Sinne, der zufolge die Mehrzahl aller denkenden und empfindenden Wesen die Dinge in beinahe gleicher Art und Weise perzipirt. Kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß ein Buch ein Buch, ein Baum ein Baum, ein Hund ein Hund ist. Kein vernünftiger Gebildete wird Erfahrungs- und Berechnungsresultate wie die, daß die Erde sich um die Sonne dreht, daß gehemmte Bewegung in Wärme übergeht, daß Wasserstoff und Sauerstoff, zu Wasser verbunden, Knallgas erzeugen, zu bezweifeln wagen. Die individuelle Verschiedenheit der Gehirne offenbart sich nicht an solchen ins Gebiet einer allgemeinen Normalthätigkeit der Sinne fallenden Thatsachen, sondern an geringfügigen, für das betreffende Individuum vielleicht wichtigen, für die Gesammtheit werthlosen Einzelheiten. Gewiß ist, daß ich die Welt anders, das heißt mit anderen Augen sehe als Du oder Er; ich brauche zum Beispiel nur farbenblind zu sein, alles Blau als Grün, alles Roth als Grau zu empfinden — und mein Weltbild ist ein von anderen Weltbildern in der Färbung völlig verschiedenes. Trotzdem bleibt das Gesammtbild das Gleiche — ein Buch ist auch für mich ein Buch, die Erde dreht sich auch für mich um die Sonne u. s. w. Ebenso wird der Blinde einen Gegenstand, den wir als rund sehen, stets als rund fühlen, ein Tauber das Wort zwar nicht hören, aber dasselbe von unseren Lippen ablesen. Eine mannigfaltigere, bis ins Unendliche nüancirte Verschiedenheit der Sinneseindrücke bedingt ferner die Beschaffenheit unseres Nervensystems. Je sensibler die Nerven, um so kräftiger reizend die Eindrücke. Freude und Schmerz, Liebe und Haß, Ekel, Zorn, Verachtung werden auf der Welt in genau soviel verschiedenen Stärkegraden empfunden, als es Menschen giebt; ebenso viele Nüancen des Gesichts-, Geruchs- und Gefühlssinnes existiren auf Erden. Trotzdem denken, sehen, hören und empfinden all' diese von einander verschiedenen Gehirn- und Nervenwesen in der Hauptsache ähnlich — und nur die Irrenhäusler machen eine die Regel aufs schönste bestätigende Ausnahme. In der That, wenn heute Jemand in Worten und Schriften zu verkünden unternähme, daß die Sonne sich um die Erde drehe, daß jede Senkrechte einen stumpfen Winkel bilde, daß Schwefel und Quecksilber, zusammen erwärmt, nicht Zinnober, sondern Gold ergeben — so wäre das Narrenhaus der einzige Lohn für eine solche die Lehre vom Sinnenschein bestätigende, aber gegen die allgemeine menschliche Normal-Sinnesthätigkeit sich auflehnende Subjektivität. Dieser Normal-Sinnesthätigkeit gemäß sehen wir alle Dinge nacheinander und nebeneinander, das heißt, in der Zeit und im Raume. Da nun aber die Dinge selbst nur Gehirnphänomene sind, so erweisen sich auch das Nacheinander und das Nebeneinander als bloße Vorstellungsformen unseres Gehirns. Mit anderen Worten: Zeit und Raum existiren an sich nicht, wir denken sie uns nur. Weil sich der Menschengeist jedoch mit etwas Negativem nicht gern zufrieden giebt, so hat er es versucht, auch diese Nichtexistenz sich noch als etwas Positives vorzustellen, indem er ihr die Namen Ewigkeit und Unendlichkeit gegeben. Diese Begriffe haben für das praktische Leben gar keinen, für die Wissenschaft einen nur geringen Werth.

Einer der bekanntesten Gelehrten unserer Zeit, Rudolf Falb, weist

den Begriff der Unendlichkeit in Bezug auf das Weltall, als den Gesetzen der physikalischen Logik widersprechend, zurück. Er sagt, das Universum könne dem Raum nach nicht unendlich sein, weil ja dann auch die Zahl der in diesem Raume befindlichen Himmelskörper eine unendliche sein müsse — „dadurch wird aber der berühmte Satz der modernen Physik, daß im Weltall in jedem Moment die Summe der Spannkräfte und der lebendigen Kräfte eine konstante sei, vollkommen sinnlos. Denn ist in der Gleichung

$$a + b = C$$

das C unendlich groß, so müssen es auch a oder b sein, und dann wird sofort klar, daß der Begriff des unendlich Großen, wie ihn die Mathematik entwickelt, auf die physikalische Welt nicht anwendbar ist. Der erwähnte Satz von der konstanten Energie beruht auf einer beständigen reziproken Vermehrung und Verminderung der in obiger Gleichung durch a und b ausgedrückten Spannkräfte und lebendigen Kräfte. Nun ist aber das unendlich Große weder einer Vermehrung noch einer Verminderung fähig. Folglich kann weder a noch b unendlich groß sein — und daher auch nicht ihre Summe C.

Auf diesem Grunde baut Falb dann seine großartige Theorie von den „Umwälzungen im Weltall" auf. Nach ihm würde unser dem Raum nach unendliches Universum die Gestalt einer ungeheuren aus zwei Millionen Sonnen, mit ihren Planeten, und zahlreichen planetarischen Nebeln jeder Entwickelungsstufe bestehenden Kugel haben, welche von zwei mächtigen Ringen (unsere Milchstraße) umgeben ist, die ihrerseits achtzehn Millionen Sonnen enthalten, — das ganze ungeheure Weltsystem aber eine gemeinsame Axendrehung von West nach Ost haben. Das wäre allerdings etwas viel Realeres, Sinnfälligeres als die Vorstellung eines unendlichen Universums unzähliger Sonnen, Planeten, Monde und Nebelflecken. Man „weiß doch wo und wie" — man gewinnt einen konkreten Ueberblick und braucht nicht „ins Grenzenlose zu schweifen". Leider aber behält Falb den zweiten jener negativen Begriffe, den der Ewigkeit, für die Entwickelung seiner Theorie bei — weil er ihn beibehalten muß, wie alle bisherige Forschung. Die wirkenden Kräfte können niemals verloren gehen, sie können nur ihre Form wechseln, sich in andere Kräfte umsetzen. Alle Sonnen werden, das ist wissenschaftliche Wahrscheinlichkeit, einmal, nachdem sie zuvor ihre Planeten verschlungen haben, ineinander stürzen. Schließlich bleiben zwei ungeheure Feuerbälle übrig, welche, den allgemeinen Gesetzen der Anziehungskraft unterthan, sich ebenfalls in einem furchtbaren Zusammensturze vereinigen müssen. Dann setzt sich fast sämmtliche in jeder dieser beiden Riesensonnen vorhandene Bewegung in Wärme um und — der planetarische Urnebel ist wieder hergestellt. Aber der Rest von Rotation, welcher der letzten Sonne eigen war, wirkt in diesem Nebel fort — und läßt das alte Spiel der Weltenbildung von Neuem beginnen. Und so fort in alle Ewigkeit. Nach dieser Seite hin brauchen wir unserer Phantasie also keine Zügel anzulegen, um so weniger aber kann uns gerade in diesem Falle die Leugnung des unendlichen Raumes befriedigen. Entweder Ewigkeit und Unendlichkeit, oder eine begrenzte Zeit und ein

begrenzter Raum — so fordert es unsere Logik. Vielleicht aber giebt es aus diesem scheinbaren Dilemma doch noch einen Ausweg. Nehmen wir an, unser Universum wäre dem Raume nach beschränkt, der Raum an sich aber unendlich. In unendlichen Entfernungen von einander würden wir uns dann unendlich viele Universa zu denken haben, welche auf einander natürlich absolut keine Wirkung zu äußern vermöchten. Auf solche Weise wäre das Problem gelöst. Jedes Universum ist der Zeit nach ewig, die Zahl der Universa dem Raume nach unendlich. Und hier muß ich einer merkwürdigen Thatsache Erwähnung thun, einer Thatsache, von der weder Falb noch seine Anhänger eine Ahnung haben dürften. Die Lehre von der Begrenztheit unseres Universums, von dem endlichen Ineinanderstürzen aller Himmelskörper und der ewigen Wiederholung des ganzen Weltprozesses hat zuerst ein Poet entwickelt, ein großer, wenn auch in Europa immer noch wenig bekannter Dichter Amerikas. Sein Name ist Edgar Allan Poe, und das Werk, in welchem er diese Lehre vorträgt, betitelt sich: „Eureka, an essay on the material and spiritual Universe." Poe sucht in dieser einzigartigen Schöpfung, einer naturphilosophischen Prosadichtung von hoher Formvollendung und tiefer Spekulation, nachzuweisen, daß unser Universum durch Ausstrahlung entstanden sei. Der göttliche Wille, das Uratom, hat aus sich das Weltall hervorgehen lassen — und zieht es langsam wieder in sich zurück. Nach dem Ineinanderstürzen der Planeten und Sonnen bleibt endlich nur ein ungeheurer Ball übrig, der, wie der Dichter sich ausdrückt, im göttlichen Urwillen verschwindet, worauf die Ausstrahlung von Neuem beginnt. Der Forscher, welcher nicht poetisch zu reden braucht, sagt dafür einfach: der letzte Ball verschwindet als solcher, indem er sich in planetarischen Urnebel auflöst. Um aber das Problem der Unendlichkeit nicht ungelöst zu lassen, sagt Poe wörtlich: „Die im unendlichen Raume befindlichen, an Zahl unendlichen Universa ziehen das Unsrige ebenso wenig an, als das Unsrige sie anzieht. Ihre Stoffe, ihre Kräfte sind nicht die Unsrigen. Sie können weder auf unsere Sinne noch auf unsere Seelen einwirken. Zwischen ihnen und uns giebt es überhaupt keine Wechselwirkung. Ein Jedes existirt, für sich und unabhängig, in dem Willen seines eigenen Gottes."

Hier lernen wir die Unendlichkeit des Raumes und die Ewigkeit der Zeit als metaphysische und wissenschaftliche Hülfsbegriffe kennen, welche uns Nichtmetaphysiker, die wir das Leben als Thatsache erkennen und lieben, wenig angehen sollten. Schade nur, daß diese Kant-Schopenhauer'sche Errungenschaft den fruchtbarsten Boden für allerhand metaphysisches Unkraut liefert, welches heutzutage oft die gesunde Vernunft, die rechte, reine Daseinsfreude, den muthigen, kraftvollen Willen zum Leben zu überwuchern droht. Sage ich nämlich, dieser Tisch ist meine Vorstellung, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: was ist er denn an sich? Und weiterhin: was sind das Zimmer, in welchem er steht, das Haus, die Stadt, das Land, der Erdtheil, die Welt, das Universum an sich? Und hier beginnt das unselige „Ding an sich" sein tolles vieldeutiges Spiel; denn schließlich läßt sich, je nach Geschmack, Wunsch oder Gefallen, alles Mögliche hinter

dem Dinge an sich suchen und finden. Der Eine benennt es Gott, der Andere Wille, der Dritte das Unbewußte — Einige gründen darauf spiritistische, Andere buddhistische Gedankensysteme. Vor solch' krausen Phantasien aber soll sich hüten, wem sein klarer Verstand und sein gesundes Gemüth Etwas werth sind!

Ob hinter jedem Dinge noch ein „An sich" steckt, geht uns bei Allem, was wir innerhalb von Raum und Zeit, innerhalb unserer gesammten Vorstellungs- und Sinnenwelt denken, fühlen und thun, Nichts, aber auch gar Nichts an. Der Stuhl ist für den darauf Sitzenden stets und unter allen Umständen ein Stuhl, das Buch für den darin Lesenden ein Buch, die Entfernung von der Erde bis zum Sirius für den sie messenden Astronomen eine ganz bestimmte Anzahl von Meilen. Wenn der Philosoph das Gegentheil behauptet, so überlassen wir ihn ruhig seinen für dieses, ihn einen — Sinnenschein, uns aber die einzig gewisse Realität bedeutende, Leben absolut werthlosen Spekulationen. Genug, wenn der Philosoph ein genialer Kopf ist, der seine Ideen in künstlerisch vollendete Formen gießt und außer metaphysischen Träumereien noch eine Fülle von Welt- und Menschenkenntniß in geistvollen Aphorismen niederlegt, wie solches bei Schopenhauer der Fall ist. An diese Seite seiner Thätigkeit haben wir uns zu halten, diese Schönheiten und Wahrheiten können wir, gleich einer trefflichen Dichtung, genießen und preisen. Im Uebrigen hat noch kein einziger Philosoph die Menschen besser und glücklicher gemacht. Daran hat auch die Kant-Schopenhauer'sche Philosophie mit ihrer Lehre vom Sinnenschein Nichts geändert. Wohl aber haben jene oben bereits erwähnten Verschiedenheiten in der Organisation des Gehirns und Nervensystems eine tiefe und allgemeine Bedeutung, an welcher freilich den meisten Menschen wenig genug gelegen sein mag. Das Weltbild ist in einer Unzahl kleiner und kleinster Züge, trotz der gemeinsamen großen, in jedem Haupte ein Anderes. Mit jedem Sterbenden, so können wir sagen, geht ein bestimmtes, nur einmal gerade in dieser Art und Färbung vorhandenes Weltbild zu Grunde. Hierin liegt auch die Bedeutung der Individualität, die Ehrwürdigkeit und Heiligkeit eines jeden Ich. Je bedeutender dieses Ich, das heißt, je entwickelter sein Gehirn, je sensibler seine Nerven, um so klarer, schärfer, einzigartiger das von ihm aufgenommene und in seinen Werken wiedergespiegelte Weltbild! Der Tod eines Goethe und Beethoven, eines Schopenhauer und Nietzsche bedeuten das plötzliche Verschwinden eines Weltbildes, dessen Größe und Schönheit wir, beim Lesen und Hören ihrer Werke, nur dunkel zu ahnen vermögen. Darin liegt allerdings eine Tragik — und vielleicht die erschütterndste Tragik des Lebens.

Berlin. Viktor v. Andrejanoff.

Ein Liebesopfer.

„Wie leicht Euch Männern eine Liebesbetheuerung von den Lippen ſchlüpft, ohne daß Euer Herz auch nur das Geringſte dabei fühlt, ja, ohne daß der ſtets und bei Allem klug berechnende Kopf ſich Etwas dabei denkt —“

„Der klug berechnende Kopf — meinſt Du —? Gut, rechnen wir einmal! — Sieh, der hundertſte Theil deſſen, was bei Deinem Anblick mein Innerſtes bewegt, fände er nur in Deinem Gedanken den tauſendſten Theil eines Wiederhalls —“

„Hör' auf, mir ſchwindelt! — Worte, Nichts als Worte.“

„Beweiſe willſt Du? Ich will ſie Dir geben.“

„Soll das etwa ein Beweis von Liebe ſein, wenn Du mir räthſt, einen Antrag anzunehmen, der uns für immer trennt?“

„Ja, ja, dabei rechne ich freilich. Es gilt Deine Zukunft, die Erfüllung des höchſten Wunſches, die Erreichung des Zieles, nach welchem Du ſeit Jahren im Kampfe mit Widerwärtigkeiten, ja, mit Entbehrung und Noth ſtrebſt. Jetzt an der Schwelle des Tempels, die zum erhabenen Altar der Kunſt führt, willſt Du umkehren —“

„Um an Deiner Seite einen andern, den Altar der glücklichen Häuslichkeit, aufzuſuchen.“

„Ich kann — ich kann nicht!“

„Du, Du, ſchlechter Menſch Du!“ — — —

Sein voller Blick, von ihren vor Erregung zuckenden Lippen über das roſige Geſichtchen hinauf zu den vibrirenden langen Wimpern gleitend, jagt ihr fieberndes Blut urplötzlich zum ſtockenden Herzen zurück.

Sie preßt die Händchen krampfhaft zuſammen, und zerſplittert entfällt ihnen der kleine zierliche Fächer, ein Geſchenk des Herrn General-Intendanten, den er ihr während ihres erſten erfolgreichen Debuts am Hof theater zu * * nebſt einem mit ſeiner Unterſchrift verſehenen Vertrag in die Garderobe ſchickte.

Er bückt ſich, um das mißhandelte Kunſtwerk aufzuheben, doch ſie kommt ihm zuvor, indem ſie daſſelbe mit den Füßchen in den ſcharfen Kies des Gartenweges ſtampft, dann blickt ſie mit den klaren trotzigen Kinderaugen triumphirend zu ihm auf, die feingeſchwungenen Nüſtern ihres Näschens erzittern, ſie ringt nach Worten, während ſeine Augen mit beredtem Vorwurf an den ihrigen haften; ihre Zähne bohren ſich in die bleichen Lippen, bis auf ihnen ein Blutstropfen perlt, der mit der Schamröthe wetteifert, die ſich plötzlich bis zu ihren Haarwurzeln ergießt.

Da hängt ſie ſchluchzend an ſeinem Halſe.

So wie ſie wortlos um Verzeihung bittet, ſo gewährt er dieſe. Er hält die ſüße Geſtalt feſt an ſich gedrückt, er ſtreicht zärtlich mit ſeiner feinen weichen Hand über die üppigen Goldwellen ihres bezaubernden Köpfchens. Er wiegt das holde Weſen wie ein verzogenes Kind in den

Armen; dann wie zur beruhigenden Hypnose legt er seine Fingerspitzen an ihre Schläfe, auf ihre Stirn.

Sie findet Beruhigung; eine unendliches Wonnegefühl überkommt sie; entkörpert schwebt ihr Geist, ein Duft, den himmlischen Sphären zu, während ihres warmen Pulsschlages elektrische Funken eine Explosion herbeiführen, die sich in einem schallenden Kuß dokumentirt.

„Du schlechter Mensch, Du!"

Da schwirrt sie hin ein leichtbeflügelt Vögelchen. Ihr hauchgewebter Schleier, wie Engelsschwingen sie umflatternd, winkt ihm Grüße zu, süße Liebesgrüße:

„Komm, hasche mich, dann hast Du mich!"

„Ich kann nicht, kann nicht. — Es wäre ein Verbrechen."

Sie fliegt ihm zu.

* * *

„Hat dieser Mensch ein unmenschliches Glück! —"

„Bah, die Weiber, ein Bischen Singsang eines solchen Dichterlings zaubert in ihren Augen einen Glorienschein um das schwarzgelockte Haupt des Mondscheinsängers. Sie stürzen sich dann blindlings in den dunkeln See dieser „abgrundtiefen Augen", bis sie ermattet in ihm untergehen.

„Hoh, Freund Pollinger, Du beobachtest scharf, wohl um ihr im richtigen Augenblick den Rettungsgürtel zuwerfen zu können. Nun, lange wirst Du nicht mehr warten müssen, sie kämpft schon schwer genug mit den hochgehenden Wellen der alltäglichsten Sorgen —"

„Daß dieser Mensch das mitansehen kann."

„Eine so gottbegnadete Künstlerin —"

„Bah, ein schönes Weib. — Hat ein besseres Loos verdient —."

„Sie brauchte einfach wieder zur Bühne zurückzukehren —"

„Er läßt sie ja nicht!"

„Läßt sie nicht — läßt sie nicht —; wartet nur mal ab, bis ihm das Messer an der Kehle sitzt — Ihr taxirt den Menschen viel zu hoch. Alles Berechnung, damit es nicht heiße, er sei „der Mann seiner Frau". Könnte er nicht arbeiten, um ihr die nothwendigen Bequemlichkeiten des Lebens zu bieten? Freilich — er arbeitet, schmiert ein Buch ums andere; was er dafür bekommt, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Schließlich kriegt sie es doch über, denn vom Feuer der Liebe allein raucht kein Schlot, an ihren Flammen wird kein Fasan gebraten. Das weiß er auch und wartet ab, bis sie selbst ihm begreiflich machen muß, daß sie nun doch wieder zu den Fleischtöpfen Thalias zurückkehrt. Mit schwerem Herzen giebt er nach, ja dann, dann ist es ihr Wille, und mit leichtem Sinn streicht er die Goldfüchse ein, die ihm gar bald den Weg zum Parnaß pflastern sollen. Lehrt mich die Künstler kennen. — Prost dem Hunger! Unser Verbündeter, er lebe!"

„Hoch!"

* * *

Während hier den Artischocken das Mark ausgesogen, Fasanen zerstückelt, den Weinflaschen die Hälse gebrochen und als besondere Würze zum

Dessert die Ehre und die Ruhe den Nebenmenschen zwischen den Zähnen zermalmt werden, sitzt unser Liebespaar in einem bescheidenen, schon mehr dürftigen Zimmerchen, das es im „First class Pensionat von Mrs. de Gallina" gemiethet hat . . .

Der Siegeswagen, den der junge Dichter nur mit Hoffnungen und Entwürfen beladen hatte, war umgeworfen, das edle Gespann ermattet — und dem Verenden nahe.

Weßhalb war er auch, von der Perspektive eines bezaubernden Ideals verlockt, auf einem von ihm entdeckten, ungeebneten Pfade dahingestürmt, statt im gewöhnlichen, ausgetretenen Geleise einherzutrotten?

Ja, nun, nun gebraucht er die Peitsche, er will gerne einlenken, da es zu spät ist, man weicht im aus, statt ihn zu unterstützen, man fürchtet, daß seine Gäule dann zu üppig geworden, wieder über die Stränge schlagen würden, und er selbst, kaum gekräftigt, mit verhängten Zügeln in das gelobte Land seiner Ideale zurücksprengen und seine Helfer mitreißen könnte.

„Verrückt!"

„Leider nicht so verrückt, daß man ihn ins Irrenhaus in die Zwangsjacke stecken könnte."

„Ach, laßt ihn laufen!"

Er läuft auch nicht mehr. Keuchend bricht er zusammen. —

* * *

„Süßer, Einziggeliebter! Du nimmst Dir die Sache auch zu sehr zu Herzen. Was liegt daran? Wir sind noch jung und — ich danke dem Schicksal, daß es so gekommen. Erinnerst Du Dich noch, „der tausendste Theil"? — Es ist noch lange dahin, bis ich das erreicht habe, um Dir Deine Liebe zu vergelten."

„Meine — Liebe, die Dich ins Elend stürzte."

„Du! — Ich war es ja, die Dich — Du wolltest mich ja nicht, — und nun, da ichs durchgesetzt, treffen Deine Vorwürfe nur mich. — Nein, nein, haa — aah, Du sprichst und thust doch nur so, um Dich herabzusetzen und mich — da es doch nicht anders zu erwarten ist — auf diese Weise Dir näher zu bringen."

„Oh Logik eines Weibes!"

„Und — richtig ist sie doch — ja — lächele nur — ja — gerade darum ist sie richtig. Was? Sieh Dich nur ein Wenig um und beklage Dich, wenn Du den Muth hast. Dieses Nestchen — ach — so — hm — weißt Du — wenn Deine Liebe mit Deinem ewig rechnenden Kopfe Reißaus nehmen will, brauchst Du Dich nur hier umzusehen — jeder Winkel sagt Dir: „Raum ist in der kleinsten Hütte" — und — so lange wir ein liebend Paar sind — wir sind es doch noch immer —?"

Ihre treuen Augen zu ihm aufschlagend, öffnet sie ihm einen Himmel.

Die hellen Glückesstrahlen vergolden die „auf Neu" polirten Möbel, das breite hohe altmodische Kanapee, dessen zerschlissener Kattunüberzug von einer getigerten Reisedecke theilweise verdeckt wird. Der mächtige runde Tisch auf vier Löwenpranken ruhend — eigentlich sind es nur drei, die

vierte wird durch einen pensionirten Stiefelknecht ersetzt — macht einen imposanten Eindruck. Desgleichen der „Mahagoni"-Kleiderschrank, dessen Thüren nicht geschlossen werden können, die Schloß- und Sperrhaken fehlen. Gegenüber dieser unendlichen Leere brüstet sich, vom Fußboden bis zur Decke reichend, ein rothbraun angehauchter Trumeau. Der Spiegel in der Mitte von oben bis unten und nach der Breite zweimal gespalten, zeigt, wie sorgsam und praktisch etwaige blinde Stellen oder Brüche ausgebessert wurden, um den erhabenen Eindruck des „Ganzen" erhalten zu können. Nur das in eine Ecke geschobene gelbe Vertikow, welches des ungleichen Fußbodens halber vornüber gebeugt so lebensmüde dasteht, stört den Gesammteindruck, den nicht einmal der zwischen dem Alkoven und dem Kochherd — ja, so bequem ists hier — stehende Schaukelstuhl wieder heben kann, man müßte denn den bedruckten Jute-Vorhang zurückschlagen, um die Betten — nein, lieber nicht. — Und doch, wie schön ist dies Alles, wenn sie da ist, die Holde, die Einzige! Was braucht er die Sonne, die, so hoch sie auch stehen mag, doch nicht im Stande ist, nur auf eine Sekunde durch das einzige Fenster hereinzulugen. Es ist auch besser so, sie könnte nur stören, denn dort steht sein Arbeitstisch, ein mächtiges Zylinderbureau, das man immer wegrücken muß, soll das Fenster geöffnet und die frische Luft nicht in ewige Acht erklärt werden.

Zu diesem Tisch schweifen seine Augen — dort — dort die eben fertig gestellte Arbeit, sein neuester Roman — oh, wenn der — ja dann, dann hat der Jammer ein Ende —. Hoh, wie sie sich um seine Werke reißen, das Honorar —. „Bitte, das hat meine Frau zu bestimmen, denn ihr gehört es ja — ihr — Alles, was ich bin — denn sie — ja die ganze Welt soll es erfahren — — ach Du, Du! Giebt es einen glücklicheren Menschen als mich?"

Hopp, hopp, da walzen sie im Zimmer herum, einmal, zweimal, dreimal; jetzt kann sie nicht mehr, sie läßt sich zu Boden sinken, er auf das Knie, bettet ihr Köpfchen in seinen Schooß, sie schlingt die weichen Arme um seinen Nacken, ihre Lippen finden sich, da — sie hatten das Klopfen überhört — steht Mrs. de Gallina vor ihnen.

Ehe sie noch Zeit finden, sich zu erheben, bricht eine unendliche Redefluth über sie herein:

„Ach, die arme Kleine, hach, sie ist ohnmächtig — hat wohl Hunger das Wurm — shoking — ja, sehen Sie, sehen Sie — mir können Sie das nicht übel nehmen — aber schließlich — mein Gott, ich habe ohnehin einen Mann zu ernähren — er wäre ja sonst ein ganz anständiger Mensch, wenn er nur nicht, ja — er trinkt — ja — und einen Sohn, der mir jetzt auch noch seine Braut aufgehalst hat, bis er eine sichere Stellung findet. Ja, sehen Sie, er wagt es nicht, so ohne Weiteres zu heirathen — so weit ist er ein zu anständiger Mensch, um so 'n armes Ding unglücklich zu machen — jetzt sitzt sie da bei mir, aber glauben Sie, so 'n Mädchen würde nur die Hand ins kalte Wasser tauchen? I wo! — shoking — denkt nicht daran. Ja, so sind sie alle. Wie sie einen Mann ergattern — und ist er auch noch nicht ganz ihrer — da sitzen sie 'n

ganzen lieben Tag im Schaukelstuhl — oh bitte, bleiben Sie nur, Frauchen, — ich — o — ich werde mir gewiß hier keine Anspielung erlauben, denn erstens — mein Gott — wie und was sollten Sie denn arbeiten, Sie haben ja Nichts gelernt — und dann ist dies Ihre Wohnung, wo Sie thun und lassen können, was Sie wollen, so lange Sie bezahlen — ja — und richtig — das war es ja, weßhalb ich mir erlaubte — ja — morgen — ja, ich weiß — erst morgen ist der Erste — aber doch, ich wollte nur sagen — der Erste — ja — da habe ich auch große Zahlungen — oh shoking — was für Zahlungen — und da die Herren Künstler — hoh — da sehen Sie, der Schrank hier — da ist der Beweis. Vor Ihnen wohnte hier so die richtige Bohème — Zigeuner — Schauspielervolk — shoking — da und der Schrank, immer war er verschlossen, als ob ein Schatz drin verborgen wäre, bis der Gerichtsvollzieher eines Tages — na ich brauche Ihnen wohl nicht erst erzählen, solche Sachen kennen Sie ja; ja, also der Gerichtsvollzieher, der machte kurzen Prozeß — ich war nicht zu Hause, und mein Mädchen fand den Hauptschlüssel nicht — ja — hüm — ja — so 'n Hauptschlüssel, den habe ich zur Bequemlichkeit meiner Pensionäre — wenn mal so'n Schlüsselchen in Verlust geräth — da helfe ich gerne aus — ja — also und der Gerichtsvollzieher machte kurzen Prozeß —"

„Und schrumm, riß er das Schloß von der Thür — ja — das haben Sie uns schon erzählt, als wir hier eingezogen und Sie versprachen, das Schloß an den Schrank machen zu lassen —"

„Ja — hehehee — jaa — aber ich sah schon — Sie können Ihre Sachen auch so unterbringen, ohne daß sie Schaden leiden — prrr —. Bei jenen Leuten — hm — da fand der Gerichtsvollzieher Nichts, denn vor Allem hatte ich mich sichergestellt — und ich würde Ihnen rathen — das heißt — heute habe ich ja noch nicht zu reden — aber morgen müßte ich Sie doch sehr bitten — falls —"

„Sie sollen morgen Ihr Geld haben — morgen — und auch die Kündigung —"

„Kündigung? — Oh — aber — ah jetzt, ah — Kündigung, jetzt da Sie Geld haben — na, es ist Ihnen das Geld wirklich zu wünschen, schon um des lieben Frauchens willen — Sie sehen, ich bin nicht neidisch — aber daß Sie mir gleich den Stuhl vor die Thür setzen — da ich bis jetzt doch so viel Nachsicht hatte — das ist — ich muß es sagen, das ist nicht gentlemanlike —"

„Ach was, Ihre Nachsicht — eine Woche Kost blieb ich schuldig und seitdem —"

„Ist es meine Schuld? — Ich wollte Ihnen ja gerne länger kreditiren, aber die junge Frau litt es ja nicht — da sehen Sie nur, wie sie mir zuzwinkert — den schönsten Salon wollte ich Ihnen gerne einräumen — aber die junge Frau — na, Ihr Männer seid es wirklich nicht werth —"

„Was soll das heißen?"

„Einfach, daß Herr Pol —"

Die letzten Silben ersticken unter den kleinen Händchen der jungen Frau.

„Um Gotteswillen —"

„Ach was — es ist doch weiter Nichts bei — wenn der Herr als Kunstfreund in Anbetracht Ihrer Lage —; oh — etwas Anderes dürfen Sie nicht voraussetzen — oh — für diesen Herrn kann ich garantiren — er verkehrt schon seit Jahren bei mir und hat seinen Kunstsinn schon oft genug glänzend bethätigt — da könnte ich Ihnen Beispiele erzählen — ich brauchte nur Namen zu nennen, die heute als Sterne erster Größe den Theaterhimmel schmücken — so wie, na, die — sie ist ja jetzt in Amerika, die — hm — jetzt will mir der Name nicht gleich einfallen — sie nennt sich jetzt anders, seitdem — na egal —. Herr Gott, ist's aber spät geworden — aber so geht es mir immer, wenn ich bei Freunden bin, da vergesse ich selbst aufs Essen, also, ich — ja, ich schicke Ihnen schon Etwas herauf — aber nicht wahr, das Geld —"

„Morgen trägt mein Mann seinen neuesten Roman zum Verleger —"

„Morgen — ? Erst zum Verleger —? Ach soo!"

Die Thür schmettert ins Schloß — sie sind wieder allein.

Doch nicht so ganz. Ein Gast ist bei ihnen eingekehrt, der bisher keinen Platz zwischen ihnen finden konnte, da sie sich sehr fest aneinanderschlossen. Aus den Reden und Andeutungen der Vermietherin entsprungen, hat er sich wie ein Keil zwischen ihnen festgesetzt, gerade oben in der Herzgegend, und da sitzt der Feind nun drin, das Mißtrauen, die ältere Schwester der Eifersucht. — —

Er steht am Fenster, seine Augen auf die gegenüber aufgethürmte kahle Mauer — ein getreues Bild seines Lebens — gerichtet.

Dort aber zwischen den Ziegeln blüht aus einem Körnchen, das der Wind dahingeweht und eingezwängt haben mag, ein blau schimmerndes Blümlein, dem Sturme preisgegeben, bald entblättert, geknickt wie sein geliebtes Weib. — Wird dieses nicht lieber unter ein goldenes schützendes Dach flüchten? — Wer weiß, wie bald! —

Sie legt die Hände auf seine Schulter, birgt das Köpfchen an seinem Nacken; bald folgen ihre Blicke der Richtung seiner Augen, ihre Gedanken verbinden sich suggestiv:

„Siehst Du, sie nickt uns zu, die blaue Blume der Treue, keimend an den grünen Blättern der Hoffnung. Hoch oben in den reinen Lüften, die ihr Nahrung und Erfrischung bringen müssen, freut sie sich ihres jungen Lebens, uns ein Beispiel gebend. Wir sind ja auch noch jung und — —"

„Hungrig!"

Derb und bitter poltert das Wort zwischen seinen Lippen hervor.

„Ja," lacht sie hell auf, „jetzt kann ich's Dir gestehen, ich freue mich königlich — nein, das ist falsch, wo ist ein König, der diese Freude kennt, die Freude auf einen guten Bissen? Ich glaube, diesen ist das Essen eine Last — brrr — fürchterlich — na also — ich freue mich auf ganz einfach bürgerlich gemeine Weise der guten Dinge, die da kommen sollen. — Nun, wir wollen würdig sie empfangen. Hier, sieh, wie appetitlich — es ist doch gut, daß wir das weiße Linnen nicht früher schon benutzten — so — hier die vier Teller — ein heiliger Schauer faßt mich, da ich sie ergreife — erstens vor Angst, daß ich sie zerschlage — siehst Du, das hast

Du davon, daß Du Dir ein so wenig mit der Wirthschaft vertrautes Weibchen genommen — zweitens, weil sie zu höheren Zwecken berufen sind. — Erinnerst Du Dich noch, wie der Gerichtsvollzieher — hahaha, — jetzt muß ich lachen, wenn ich an seine rothe Nase denke, die er in Alles steckte — also — der sagte, als er sie mir übergab: — „Hier, Madamken, lassen Sie sich die paar Dinger als Andenken an die anderen schönen Sachen einrahmen." Ja — einrahmen wollen wir sie noch — in Gold — zur Erinnerung an die Zeit unserer durch Nichts erschütterten Liebe. — Durch Nichts erschüttert, nicht wahr, auch nicht durch die dummen Reden dieser alten — sst! — Nicht schimpfen! Das verdirbt den Appetit, und Appetit habe ich. Huhh! — So — hm! — Na! — aber — aber — darf ich bitten, mich zu Tisch zu geleiten?! — Nein, diese Ehemänner, im Meer der Sorgen ersticken sie jede Galanterie. Sorgen — jetzt sind sie doch weg. Heute haben wir zu essen und morgen — morgen; — ob sie wohl auch 'ne Flasche Bier mitschickt? — Hm — wenn nicht, da trinken wir Morgen dafür 'ne Flasche Sekt. — Ach, Sekt, Sekt! — — — Oh, pfui! daß ich solche Gelüste noch immer nicht begraben konnte. — — Ja, weißt Du — es ist kein Wunder — meine Kehle ist ganz ausgetrocknet — — denn — Du — Du sprichst ja auch kein Wort. — — Herrgott, jetzt hätte ich bald das Wichtigste vergessen — Salz — und — fehlt denn noch Etwas —? — — — Du — soll ich mal klingeln? — Die scheint ja — nein — sie wird doch nicht vergessen haben — —. Nein, wenn wir klingeln, da sagt sie gleich; „Sind die protzig, weil sie 'n paar Groschen in der Tasche haben oder zu kriegen hoffen." Du! Herrgott — wenn Du am Ende morgen doch nicht —; ach, Unsinn — diese Arbeit, eine Umwälzung auf dem Gebiete des Romans, wo dem Leser nicht Vergangenes erzählt, wo alles vor seinen Augen sich abspielt, wo er selbst in die Handlung mitwirkend versetzt wird, so daß ihm keine eingebildete Psychologie als unumstößliches Gesetz von Dichters Gnaden aufgedrängt wird, sondern Alles natürlich sich zur Spitze drängt, — und — ich kann Dir sagen — wenn Du mir so Blatt für Blatt immer gleich, nachdem Du's geschrieben, vorgelesen — ich — mich hat's gepackt, ergriffen — obzwar ich ja aus diesen Bruchstücken kein vollständiges Bild gewinnen konnte — aber — schön war's — oh — so schön —"

„Ja, es muß, es muß Schule machen. Dann sollst Du sehen —"

„Ich bitte Dich, Schatz, rege Dich nicht auf, das verdirbt den Appetit, und Du, armer Kerl, Du sollst ja essen, denn Du arbeitest für mich, während ich —"

„Du, Du willst ja, aber ich schlechter egoistischer —"

Da liegt er vor ihr auf den Knieen. — Sie gräbt ihre Finger in seine Locken — ach — wie süß. — Da, da ist es schon wieder, hierhergezaubert ihr reizendes Heim — dort neben dem Kamin, in welchem die Gluth prasselt und knistert, das kleine weiche Sopha — sie drückt sich so wohlig in den starrenden Atlas, er zu ihren Füßen liest; — das verdient eine Belohnung — sie zupft eine Perle von den üppigen Messinas, nimmt sie zwischen die Lippen und zum so und so vielten Male dasselbe Spiel

Mund an Mund theilen sie den herrlichen Saft der goldigen Traube. So träumt sie weiter, sie und auch er. — — —

Soeben flackert die Lampe zum letzten Male auf, als sie erwachen. Nacht — die ihr helles kindliches Lachen durchdringt.

„Nein, wir verdienen das herrliche Essen gar nicht, das nun sicher kalt —"

Er hat ein Streichholz angebrannt, und sie sehen den Tisch — leer.

„Bernd, ich bitte Dich, laß doch — morgen —" — — Er stürmt hinaus! —

* * *

Seit einer Stunde sitzt er im Bureau des Verlegers und wartet. Er darf ohne Geld nicht nach Hause kommen, er muß seinem Weibchen — ach, die Arme — er konnte nicht bleiben, er wäre erstickt, er glaubte, das Haus stürze über ihm zusammen. So war er fort, Straße auf, Straße ab gelaufen, und nun wartet er bangen Herzens —

Vor Elf kommt er nicht. — Noch eine volle Stunde — eine Stunde — elf Uhr — wie soll sie das nur ertragen — seit gestern um diese Zeit —. Er hatte den ganzen Tag über, um zum Schluß zu kommen, gearbeitet und konnte nicht wie schon seit Wochen täglich „auf Raub" ausgehen, hier einen „Pump anlegen", dort einen „Vorschuß zapfen", aber heute hier — Herrgott, er hat ja das Manuskript zu Hause; ach was, wenn er dem Verleger auseinandersetzt, dann wird er schon, dort die schwere Thüre — ja — oh — der hat's — wenn er dort öffnet, dann — und er wird öffnen, sonst —.

„Was macht Ihr für ein grimmig Berserkergesicht, mein lieber Holm? Nein zum Fürchten. Morjen! Ach so 'n Kater, unangenehmes Biest — was? Ihr seht aber auch aus — na, was, toll getrieben? Geburtstag? Wo? Wer? — Wollt Ihr 'n Kognak? — Fein, ts! — Wenn ich mal reichlich gefrühstückt habe — so 'n Schluck, und ich bin wieder am Posten. Na, prost! — Waaas — Ihr stellt ihn wieder hin? Nun ja — es wäre der bekannte Tropfen zu viel — recht — muß ich mich opfern. Prost noch mal! Na und was bringt Ihr? Euer Roman —"

„Fertig."

„Wo habt Ihr ihn denn?"

„Zu Hause — ich — heute — ich bringe ihn später — aber jetzt muß ich vor allen Dingen —"

„Aber, lieber Holm, zum wievielten Male soll ich es wiederholen — erst sehen —"

„Aber —"

„Erst sehen —. Sie sind ja ein talentirter Mensch, aber — ich bin schon zu oft 'reingefallen — und — es ist mein Prinzip —"

Dies Mal werden Sie wohl tief in die Kasse greifen müssen, denn diese Arbeit bedeutet eine Neuerung auf dem Gebiete."

„Neuerung?! — Aeh — bin kein Freund davon —"

„Aber —"

„Nee, nee! Neuerung — bedeutet so viel wie Risiko und dazu

sind wir Verleger nicht da — wenn Sie die Gefahr selbst übernehmen wollen —; na, das können Sie doch nicht — also — ja, da müssen Sie sich an einen Anderen wenden. — Nein, nein, ist mein letztes Wort — mache ich nicht!"

„Herr — ich muß etwas Geld bekommen — denn meine Frau — hungert —"

„Ah — ah — aber, lieber Holm, hören Sie, nein, das darf nicht sein —; hm — hm — hm — so weit dürfen Sie's nicht kommen lassen — hungern — aeh — Sie übertreiben — aber immerhin — da müssen Sie darnach trachten, sich herauszuringen — ich will Ihnen mal was sagen, ich bin ja gerne bereit — hm — schreiben Sie mir mal so 'n Dings da, so 'n na, kommen sie mal morgen Nachmittag, da habe ich mehr Zeit, und da bin ich gerne bereit — hm — die Sache mit Ihnen zu besprechen — in drei bis vier Wochen schmieren Sie das Zeug 'runter, und dann haben Sie Ihr Geld weg — also — Morgen — auf Wiedersehen!"

Draußen, da er an die glühende Stirn greift, entfällt seiner Hand — ein Thaler — da sieh — wie er rollt und hopst, den Bürgersteig hinunter, lustig, lustig — bums — da ist er zwischen dem Kanalgitter verschwunden.

Erleichtert hebt sich die Brust des jungen Künstlers, da er vorwärts schreitet — wohin? — Er muß — er muß —. Was — ist das nicht —? Wahrhaftig, seine Frau!

Unbekümmert um die Gaffer halst und küßt sie ihn — kein Vorwurf kommt über ihre Lippen — sie plaudert in komischer Entrüstung über Mrs. de Gallina, die gestern sie vergessen, mit tausend Entschuldigungen ein opulentes Frühstück auf das Zimmer bringen ließ, dem sie auch alle Ehre angethan, bis, ja — das war's —

„Denke Dir, da, in der Serviette versteckt ein Briefchen des Herrn Pollinger — und — da stand er auch schon vor mir —. So sehr mich Zorn und Scham auch übermannt hatten, ich mußte dennoch lachen bei seinem Anblick — und lachen mußt Du auch — denke Dir — er — er bietet mir seine Protektion bei dem Intendanten, falls ich wieder — Du brauchst Dich seinetwegen nicht zu erregen, er hat seine Strafe weg, und ich schwöre Dir, er wird sich dieses Duells und der Wunden, die er davontrug, weniger brüsten können, als wenn Du ihm die Ehre erweisest, Dich mit ihm zu schlagen. — — Aber der Gedanke — vom Intendanten — verzeihe mir — ich — ich wollte nur Deinetwegen — schließlich — die schwerste Sorge meinethalben wäre von Dir genommen und — ich — ich bin noch zu jung — ich kann noch nicht Hungers sterben, wenn ich auf ehrlichem Weg — und da — war ich — aber — — sie hätten verheirathete Damen genug — und jetzt — wer weiß, ob ich noch — seit zwei Jahren der Bühne entrückt und die Garderobenfrage — „Jedenfalls sprechen wir noch darüber", sprach der Gewaltige, und über seinen Kneifer hinweg traf mich ein Blitz seiner grauen Aeuglein. — Ich weiß nicht, früher als Mädchen habe ich dergleichen gar nicht so beachtet. — — Und — Dein Roman?"

Er zuckt die Achsel! — — —

Auch sie verstummt. Schweigend trippelt sie an seiner Seite weiter, hie und da zu ihm emporschielend.

Und in seinem wirren Hirn tollt Alles durcheinander — der lange hagere Intendant nnd die dicke Mrs. de Gallina — der Verleger und Pollinger — die vielen verheiratheten Damen beim Theater, und die unheimlich theure Garderobe; zu dem Reigen gesellen sich noch die Personen seines Romanes, die einen wilden Tanz aufführen, bis sie alle von einem blutig rothen Band umschlungen in der Tiefe versinken. Das rothe Band flattert aber noch immer vor ihm, und die Flammenschrift brennt in seine Augen:

„Ich bin noch zu jung — ich kann noch nicht Hungers sterben!"

„Sie soll auch nicht! So — so geht's!"

„Nimm mich mit — ich bitte Dich — nimm mich mit — wir hielten treu zusammen — und nun willst Du Dich von mir trennen — mich zurücklassen — kannst Du das — dann hast Du mich auch nie geliebt — —."

So verweben sich ihre Gedanken.

Er geleitet sie nach Hause — wortlos nimmt er seinen Roman; ein leicht auf ihre Stirn gehauchter Kuß, und er geht.

Sie hält ihn nicht zurück, denn — er liebt sie zu sehr, allein thut er's nicht — und thut er's dennoch — oh — sie hat den Muth, ihm zu folgen.

Sie folgt ihm nicht! — — Ehe sie den Vertrag an das Hoftheater zu *** unterschreibt, liest sie zum letzten Male jenen Brief, in welchem er für immer Abschied von ihr genommen hatte, indem er ihr erkärte, daß er — eine Andere mehr liebe, als sie. — — —

In der Gluth des Kamins lodert es empor, dann schrumpft die furchtbare Lüge zu einem Häuflein Asche zusammen, nur wenige kleine Rauchringe noch ausströmend, als letztes Zeichen seines Liebesopfers.

Berlin. Emil Weißenturn.

Sprechsaal.

Die Lasten der Arbeitergesetze.

Bei dem Geschimpfe auf die Arbeitergesetze muß man doch einmal die Frage aufwerfen, wer die Kosten wirklich trage? Um diese Frage gründlich zu beantworten, muß man zunächst sich der Methode der Behandlung klar sein; man muß sich, um es kurz zu sagen, der philosophischen Methode bedienen, nicht etwa der rechthaberischen, die bloß räsonnirt; man muß danach natürlich von den Parteigegensätzen absehen, man darf nicht konservativ, nationalliberal oder freisinnig oder sozialdemokratisch urtheilen, man muß auch die inhumanen Gegensätze von Arbeitgeber und Arbeitnehmer bei Seite setzen und muß — trotz des blöden Schlagwortes vom Humanitätsdusel — human vorgehen.

In einer öffentlichen Versammlung habe ich von einem nationalliberalen Redner den Ausspruch gehört, daß die Kosten nicht die Arbeitnehmerschaft, sondern

die Arbeitgeberschaft trage. Unwillkürlich mußte ich mich fragen: „Ja, wer sollte es denn eigentlich können und also thun?“ Die bisher unbekannten, nicht geforderten Kosten, besonders die für die Invaliden- und Altersversorgung, konnten doch nur da entnommen werden, wo der Ueberschuß jeder Jahresproduktion, der den Verbrauch überstieg, aufgespeichert wurde.

Die Arbeitnehmerschaft hatte bis zu diesen Gesetzen ihren Lohn nach Bedürfniß, meinetwegen nach Angebot und Nachfrage, nach Händen, empfangen und nach Bedürfniß verzehrt, allenfalls ein Weniges erspart, so daß sie in den Anfängen der Industrie, wo sie sparen konnte, diese Kosten wohl auch noch hätte tragen können, es jedoch nicht mehr konnte, als sie einen Ueberschuß über das Jahresbedürfniß nicht mehr erzielte. Der Gesetzgeber hätte ihr also ruhig die Last lassen können, wenn sie diese hätte tragen können.

Auf der andern Seite hatte die Arbeitgeberschaft sich ebenfalls nach Bedürfniß, Gewohnheit und Luxusansprüchen ernährt, daneben den Ueberschuß über den Verbrauch beider Theile angesammelt. Daher blieb für die Deckung der neuen Kosten nur dieser Ueberschuß, denn die Arbeitnehmerschaft hatte keinen, weil die Menschenkraft von der Maschinenkraft im Werthe herabgesetzt wurde.

Nach unsern bisherigen Anschauungen von Menschenwerth und Arbeitnehmerrecht gehörte dieser Ueberschuß über den Jahresverbrauch, auch Verdienst und wie immer genannt, der Arbeitgeberschaft. Das war der allgemeine, aber auch schon angefochtene Standpunkt. Da trat der Gesetzgeber mit der Forderung hervor, daß von diesem Ueberschuß ein Theil für jenen Zweck verwandt werden sollte.

Die Art wie das gemacht wird, daß ein Theil von diesen, ein andrer von jenen und ein dritter von andern getragen wird, ist hier gleichgiltig; es genügt die Thatsache, daß ein Theil der Jahresproduktion oder ihres Ueberschusses für neue Zwecke festgelegt werden muß. Daraus jedoch, daß diese Summe bisher der Arbeitgeberschaft zufloß, folgt noch lange nicht, daß diese sie jetzt bezahlt. Eine solche Logik erinnert an die Logik des Igels in der Lüneburger Haide, der ein Feld Ruben sein nannte, weil er davon fraß.

Die neue Thatsache ist, daß der Gesetzgeber einen Theil der Jahresproduktion oder des Ueberschusses für neue Zwecke festgelegt hat, für Zwecke, die in den Zeiten, als der Mittelstand noch blühte, jeder selbst besorgt hatte, weil er sie hatte besorgen können. Der Gesetzgeber durfte so verfahren; er hätte es nicht gedurft, wenn die Arbeitgeberschaft ein erworbenes Recht auf den künftigen Gewinn aus der gesammten und mit der Arbeitnehmerschaft gemeinschaftlichen Jahresproduktion gehabt hätte. Das hatte sie nicht.

Diese Gesetze sind die Folgen großartiger Umwälzungen in der Wirthschaft — dessen wird man immer wieder inne, so oft man an sie herantritt; Ihre Hauptursache ist die billige Arbeitskraft, die in den Maschinen steckt; sie selbst sind ein Wahrzeichen der Zerreibung des Mittelstandes: das heißt, daß der Gesetzgeber, wenn er — ein Verständniß von der Wirkung des Maschinenbetriebes gehabt hätte, schon vor 70 Jahren die Steuergesetze so hatte einrichten müssen, daß der Mittelstand zu Kräften gekommen wäre, anstatt — zum Objekt für Versicherungen nach und nach zu werden.

Prof. Dr. Ritter.

Druck: C. Regenhardt, Berlin W., Kurfürstenstraße 37; Redaktion: Karl Schneidt in Berlin.

Novitäten-Rundschau der „Kritik"

Berlin, den 29. Dezember 1894

Die Bildungsmüden. Roman von Oskar Myfing (Otto Mora). Einzelpreis Mk. 3.—. Verlagsanstalt des Vereins für Freies Schriftthum, Berlin W., Giesebrechtstraße 35.

Die Politik am Berliner Hofe. Kaiser und Kanzler. Caligula. Die Kladderadatsch-Affaire. Der „kommende Mann". Caprivis Sturz. Frauenpolitik am Hofe. Der neue Reichskanzler. Leipzig 1895. C. F. Müllers Verlag. Preis 3 Mark.

Die öffentliche Meinung. (Ein Tagebuch.) Roman v. Marie L. F. Mohr. B. Richters Verlag, Chemnitz. Geh. 4 Mark. Fein geb. Mark 5.—.

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in 5 Akten. Von Karl Bleibtreu. Zürich 1895. Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.60.

Die Nachtigall von Sesenheim. Goethes Frühlingstraum. Ein heiterernster Sang vom Rhein von Gust. Ad. Müller. Mit vielen Illustrationen. Prachtband mit Goldschnitt. Preis Mk. 4.50. Sinniges Weihnachtsgeschenk für alle Goetheverehrer, insonderheit Deutschlands Frauen und Jungfrauen! Verlag von Walther Fiedler, Leipzig.

Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit Vortrag von Heinrich von Treitschke. Verlag v. S. Hirzel, Leipzig. Preis 1 Mk.

Der Krieg mit den Millionenheeren. Eine militärisch-politische Studie von einem alten Soldaten. 8° Geh. Mk. 1.20. Verlag v. Benno Schwabe, Basel.

Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Von F. W. Higginson. Aus dem Engl. ins Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Brosch. Mk. 2.30. Verlag von August Schupp, Neuwied a. Rh. und Leipzig, Querstr. 19.

Das Liebeskonzil. Eine Himmelstragödie in fünf Aufzügen von Oskar Panizza. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). Preis Mk. 1.20.

Aktionär u. Aufsichtsrath. In Sachen contra Herrmann Gerson, Kom.-Ges. a. A. Von einem Aktionär. Preis 50 Pf. Verlag v. Hermann Brieger, Berlin SW. Kochstr. 32.

Komteffe Käthe. Humoresken von H. von Adlersfeld-Ballestrem. Illustrirt v. Otto Gerlach und F. Gadram, eleg. geb. 4.50 Mk., brosch. 3 Mk. Verlag d. Universum, Dresden.

Die anarchistische Gefahr von Felix Dubois. Uebersetzt von Max Trudien. Verlag von August Dieckmann in Amsterdam. Preis Mk. 3.—.

Liebe und Leben von Max Berthers. Verlag von Hugo Steinitz, Berlin SW. 12. Preis 3 Mark.

Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten. (2. Jahrgang.) C. F. Müllers Verlag, Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Der Kampf um das apostolische Glaubensbekenntniß in seinem Verlauf u. in seiner Bedeutung. Ein Konferenz-Vortrag v. Aug. Schilling. Kommiss.-Verl. v. Th. Kay, Kassel.

Niederlausitzer Volkssagen. Gesammelt und zusammengestellt von Karl Gander. Preis Mk. 3.—. Verlag der Deutschen Schriftsteller-Genossenschaft in Berlin.

Misch-Masch. Allerlei Geschichten von Robert und Mary Misch. Verlag des Bibliographischen Bureaus, Berlin C.

Auskunft sofort!

Erste deutsche Hochschule für Kaufleute.

Begründet und geleitet von *Dr. jur. Ludwig Huberti.*

Semester-Beginn: Januar, April, Juli, Oktober.

Lehrpläne nur auf Verlangen!

Eintritt jederzeit!

HANDELS-AKADEMIE

Eigene Zeitschrift:

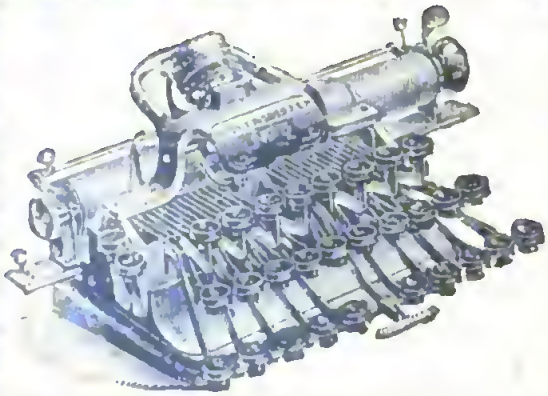
„Handels-Akademie“,

Kaufmännische Wochenschrift.

Leipzig

Marienstrasse 23.

Fachschrift f. alle kaufm. Bildungsanstalten. — Proben nur auf Verlangen! — Auflage über 4000.



Die

„Blickensderfer“.

Beste und billigste

Claviatur-Schreibmaschine.

Preisgekrönt Chicago 1893.

Patentiert in allen Staaten.

Neueste u. grossartigste Erfindung auf d. Gebiete d. Schreibmaschinen.

84 Buchstaben, Zahlen u. Zeichen. Preis 160 Mk. Prospekt franko.

Groyen & Richtmann, Solingen.

Der Zuschauer

(Zweiter Jahrgang)

Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben mit Beilage hervorragender Romane in Buchform und dem humoristisch-satirischen

„Pasquino“

Die gediegenste und eigenartigste Zeitschrift Deutschlands unter Mitwirkung von A. Filger, Heinrich Hart, Hermann Heiberg, Detlev v. Liliencron, Hermann von Lingg, Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, Friedrich Spielhagen, Konrad Telmann u. v. a., herausgegeben von Constantin Brunner und Otto Ernst.

Vierteljährlich 6 Hefte 3 Mk. (1 fl. 85 kr. ö. W.). Preis der Einzelnummer 60 Pf.

Jeder wird dringend gebeten, eine Probenummer gratis u. franco zu verlangen von der Expedition Hamburg, II. Durchschnitt 16, oder durch eine Buchhandlung.

Robert Jacoby's Antiquariat

BERLIN W. 30. Goltzstr. 13 B.

empfiehlt sein reichhaltiges Lager aus allen Wissenschaften, besorgt jedes antiquar. Werk und kauft einzelne Bücher sowie ganze Bibliothek. Offerte eine Sammlung klinisch. Vorträge Nr. 211—240 sehr gut erhalten, theilw. unaufgeschn. f. 20 M.

ACARIC

Jedes Paar trägt auf der Schnalle den Stempel **Acaric**

Jedes Paar welch. den Stempel trägt, ist **Acaric**

Ventilirter Hosenträger. Mit Unterhosen-Halter.

Einziger Hosenträger, der das lästige Hinaufziehen der Unterbeinkleider verhindert. Man lasse sich vor dem Ankauf anderer Sorten stets die berühmten **Acaric** zeigen.

Passendes Weihnachtsgeschenk für jeden Herrn.

Hauptdepot. Paar M 3.50

Moritz Mädler, Berlin, Leipzigerstr. 108

Anzeigen kosten nur 40 Pfennig die zweigespaltene Nonpareillezeile